



Ein stoltzer Sinn, der in sich selbst verbleibt,
 Nicht sich durch andern Rath scheilet,
 Wo ihm das werthe Band zerbricht,
 Dagegen wundert sich selbst an seinen Tüchten.

Des Herrn
JEAN DE LA BRUYERE
weil. Mitgliedes der Franz. Acad. in Paris,
Begründete und Sinnreiche
Gedanken

von



und der Religion,
wider die so genannten Esprits forts,
oder starken Geister,
aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt,
und durchgehends
mit Anmerkungen versehen,

von

Johann Joachim Gottlob am Ende.

Danzig,
Verlegt Johann Heinrich Rüdiger,
1739.



Er. Excellenz

Dem

Hochwohlgebohrnem Herrn,

Herrn

Johann Balthasar,

Baron von Bernher,

der Römischen Kaiserlichen Majestät hochbetrautem
Reichs-Hofrathе ꝛc.

Meinem gnädigen Herrn.



Hochwohlgebohrner Herr,

Gnädiger Herr,

Sw. Hoch-Freyherrl. Excellenz
gegenwärtige Blätter zuzus-
eignen, trage gar kein Beden-
ken. Ich halte mich dieses zu-
thun so wohl berechtiget, als verbunden
und schuldig. Erw. Excellenz Selbst ges-

ben mir das Recht darzu in die Hände. So unrecht und verwegen dieses mein Unternehmen aufscheinen will, als lange ich auf mich und die Beschaffenheit meiner Arbeit sehe, so unschuldig und gerecht wird dasselbige, so bald ich Dero Person und Deroselben vortreffliche Eigenschaften in Betrachtung ziehe.

Ew. Excellenz lieben Gott, und sein Wort, von Herzen. Sie besitzen die gründlichste Erkenntniß derer so wohl natürlichen, als geoffenbahrten großen Wahrheiten. Die Liebung dessen, was von Ihnen als wahr, als gerecht, und gut, erkannt wird, ist Dero Haupt-Werck. Sie sind nicht nur ein großer Kenner und Liebhaber, sondern auch ein mächtiger Beförderer nützlicher Künste und Wissenschaften. Sie erweisen Sich gegen männiglich, insonderheit gegen diejenigen, die der Wahrheit und Tugend ergeben sind, ungemein liebreich, gütig, und leutselig. Sie helfen ihnen

ihnen mit Rath und That. Sie lassen
Dero einzige Sorge und Bemühung seyn,
Gott und dem gemeinen Wesen aufrich-
tigst zu dienen.

So hat man Ew. Excellenz ehedem in
Wittenberg, beydes auf dem Lehr-Stuhle,
als in öffentlichen Geist- und Weltlichen
Berichts-Stellen, und überhaupt bey allen
Vorfällen, befunden! So haben Sie
besonders, gegen meine Wenigkeit, je und
alle Wege sich finden lassen! Sind Sie
denn nun etwan in Wien anders Sinnes
worden? Im geringsten nicht! Ein der-
gleichen wohlgesetztes Gemüth, als in Ew.
Excellenz sich befindet, ist zwar wohl, wie
alle endliche Dinge, einer Veränderung,
aber nur einer Veränderung zu mehrern
und immer größern Vollkommenheiten,
fähig. Die Briefe, mit welchen Ew.
Excellenz mich, zu verschiedenen mahlen,
von Wien aus, zu beehren, in Gnaden be-
liebet haben, sind dessen unverwerfliche
Zeugen und Bürgen.

Ist nun dem also, wie mir alle diejenigen, die Ew. Hoch-Freyherrl. Excellenz etwas näher kennen, vollkommen Recht geben werden, so bin ich, unter diesen Ew. Excellenz beywohnenden unvergleichlichen guten Eigenschaften, hinlänglich bedeckt, und setze demnach Dero Namen meinem Werckgen, mit allem Zug und Recht, folglich auch getrost, und mit vieler Zuversicht, vor.

Gewißlich Ew. Excellenz müßten das edelmüthige und tugendhafte Wesen Ihrer Seele verläugnen und ablegen, oder gegenwärtige Aufschrift hat sich einer gnädigen Aufnahme ohnsüßbarlich zu getrösten. Jenes ist, sittlicher Weise, eine ohnmögliche Sache, daher ist und bleibet auch dieses bey mir außer allen Zweifel gesetzt.

Ich bin, mit dieser Zueignungs-Schrift, vor Dero Augen zu treten, mit gutem Grunde berechtigt. Ich bin es aber auch verbunden und schuldig. Schuldigkeit
ent-

entstehet vornehmlich aus empfangenen Gut- und Wohlthaten. Die Wohlthätigkeit ist Ew. Excellenz besonders eigen. Und mögen wohl diejenigen, die solche, in ihren Bedürfnissen, erfahren haben, gezehlet werden können? ich meyne nicht! Mir meines wenigen Theils ist dieselbe, vor vielen andern, in reichem Maasse, zugeflossen! ich habe Dero guthätige Neigung und Hand vornehmlich zu rühmen!

Jedoch es sey ferne von mir, daß ich in die Erzählung derer genossenen vielen und großen Wohlthaten hinein gehen sollte. Ich würde, wenn ich solches thäte, zu meiner größten Beschämung, meinen obigen Sätzen selbst widersprechen. Ich würde dadurch an den Tag legen, daß Ew. Excellenz ich noch gar nicht recht kennen müßte. Sie haben ja die Art aller großen Seelen an sich, daß Sie lieber Güte und Wohlthat erweisen, als die damit verdienten Lobsprüche und Danksagungen anhö-

ren wollen. Dieses weiß ich, und ich weiß es aus eigener vielfältigen Erfahrung. Will nun Ew. Excellenz großmüthiger Bescheidenheit ich nicht zu nahe treten, so muß ich disfalls schweigen, und mein Schweigen ist auch um so viel gerechter, je weniger ich im Stande seyn würde, die von Zeit zu Zeit empfangenen thätlichen Gnaden-Bezeugungen, nach Würden, vorstellig zu machen.

Eins kan ich gleichwohl mit einem gänzlichen Stillschweigen nicht übergehen. Die Sache selbst, die ich unter Händen habe, veranlasset mich darzu. Ew. Excellenz haben mir ehemals, in Wittenberg, unter andern auch die Uebung der Französischen Sprache nicht nur wohlmeynend angerathen, sondern auch darzu, in der That, allen milden Vorschub gethan. Was ist nun wohl billiger, was denen Regungen eines Dankbegierigen Gemüths anständiger, als daß ich die ersten, ob schon vielleicht noch nicht vollkommen reifen Früch-

Früchte meines auf sothane Sprache verwendeten Fleißes an Ew. Excellenz, in Ehrfurcht, und mit innigster Dankbegierigkeit, übergebe? Ich thue solches hiermit, und habe dabey keine andere Absicht, als daß ich dasjenige öffentlich, vor Gott, und der Welt, bekenne, was ich, von vielen Jahren her, in dem innersten Grunde meines Herzens, geheget habe.

Ew. Excellenz sage ich für alle von Dero recht väterlich gesinnten Liebe und Gütigkeit empfangene unzehlige Wohlthaten, mit Herz, Hand, und Mund, den allerverpflichtesten Dank, und rufe Gott im Himmel flehentlich an, daß Er Ew. Hochwohlgebohrne Excellenz, zu seines heiligen Namens Ehren, zu Kayserlicher Maj. allerhöchstem Vergnügen, und zu des gesammten Reiches Nutzen und Frommen, noch fernerhin, mit allem so geist: als leiblichen Segen, in himmlischen und irdischen

ſchen Gütern, reichlich begnadigen wolle.
Dieſes wünſchet, bittet, und hoffet von
Gott,

Erw. Hoch-Preyherrl. Excellenz,
Meines gnädigen Herrn,

Gräfenhayniſchen den 20 Sept.
1739.

unterthänig-verbundenſter, und treu-
gehorſamſter Diener,

Johann Joachim Gottlob am-Ende.

Vor.



Vorrede.

Jean de la Bruyere, dessen vernünftige und sinnreiche Gedanken, von Gott und der Religion, hiermit dem geneigten Leser, in deutscher Sprache, vor Augen gelegt werden, ist einer der gelehrtesten Männer, zu Ende des vorigen Jahrhunderts, gewesen. Er lebte und schrieb in Frankreich zu derjenigen glückseligen Zeit, da, unter der Regierung des Großen Ludwigs, gute Künste und Wissenschaften bey nahe die höchste Staffel der Vollkommenheit erreichten, da die Gelehrten ihren Verstand und klugen Witz, um die Wette, übten, und da dergleichen Bemühungen, zur gesegneten Aufnahme aller Arten der Gelehrsamkeit, herrlich belohnet wurden. Je reicher nun Frankreich damahls an ausnehmend gelehrten Köpfen, an gründlichen Entdeckungen, an nützlichen Schriften, und überhaupt an allen zur Beförderung derer Wissenschaften dienlichen Hülfsmitteln war, desto mehr wurde auch der Hr. de la Bruyere veranlaßet, die von Gott und der Natur empfangenen herrlichen Gemüths-Gaben äußersten Fleißes zu erwecken, und zum Besten des gemeinen Wesens anzuwenden.

Vorrede.

den. Sein Fleiß war nicht umsonst, und er brachte es, beydes durch seine persönliche gute Eigenschaften, als sonderlich durch seine, in das Werk der Wahrheit und Tugend, kräftiglich einschlagende Schriften, in kurzer Zeit so weit, daß er von denen Großen geliebet, von seines gleichen hochgeachtet, und von allen Kennern einer wahren Gelehrsamkeit, unter die Gelehrten vom ersten Range, und zwar mit allem Rechte, gezehlet wurde. Ob nun gleich dieses alles einem in denen Geschichten derer Wissenschaften erfahrenen Leser gar nicht unbekannt seyn wird, so hoffe gleichwohl nicht unrecht zu thun, wann ich, in dieser Vorrede, so wohl überhaupt von der Person, dem Leben, und denen Schriften des Herrn de la Bruyere, als auch insonderheit von unserer unternommenen Uebersetzung, und denen beygefügten Anmerkungen, eine umständlichere Nachricht erteile.

Ich mache von dem ersteren den Anfang. Das Adliche Geschlecht derer de la Bruyere ist in Frankreich eines der ältesten, und man findet bereits einen Geoffroi dieses Namens unter denenjenigen tapfern Männern, welche vormahls, unter Anführung des wohlbekannten Gothofredi von Bouillon, zur Wiedereroberung des heiligen Landes, ausgezogen sind. Unser Herr Autor gedencet selbst desselben, in dem XIVten Cap. seiner Characteren, und sezet bedenklich hinzu, daß, wenn er, für seine Person, etwan auch einmahl das Glück haben sollte, denen Großen in der Welt zu gefallen, und solcher Gestalt zu hohen Stellen der Ehre und Glückseligkeit erhaben zu werden, er so denn seinem Namen einen ganz besondern

Vorrede.

den Glanz geben könnte, machen es ihm ganz was leichtes seyn würde, denselben in gerader Linie von dem uhraltten Gottfried de la Bruyere herzuweisen. Ich trage um desto weniger Bedencken, die angeführte Stelle herzuweisen, weil eben diese Worte unserm Herrn Autori haben zu einer großen Last ge-
leget, und weis nicht von was für einen lächerlichen Hochmuth ausgedeutet werden wollen. Je le declare nettement, schreibt er p. m. 427. afin que l'on s'y prepare, & que personne un jour n'en soit surpris. S'il arrive jamais, que quelque Grand me trouve digne de ses soins, si je fais enfin une belle fortune, il y a un Geoffroi de la Bruyere, que toutes les Chroniques rangent au nombre des plus grands Seigneurs de France, qui suivirent GODEFROY DE BOUILLON a la conquête de la Terre-Sainte; voila alors de qui je descends en ligne directe. Wer nur ein wenig der sinnreichen Schreibart dieses Mannes gewohnt ist, und die Worte recht ansehen will, der wird mit leichter Mühe wahrnehmen, daß Herr de la Bruyere sich nur über diejenigen aufhält, welche, wenn sie aus dem Staube der Niedrigkeit zu großem Ansehen und Glück, obgleich unverdienter Weise, erhoben worden, nur darauf denken, wie sie ihr Geschlecht recht sehr alt machen, und von denen ältesten und berühmtesten Familien herleiten mögen. Um nun diese lächerliche und allem Ansehen nach zu seiner Zeit sehr gewöhnliche Art des Hochmuths desto freyer herum nehmen zu können, so stellt er sich selbst, als ob er mit dieser nar-
rischen Einbildung eingenommen wäre. Sein Ausdruck schmecket mehr nach einem sinnreichen und
satyr.

Vorrede.

satirischen Geiste, als nach Hochmuth und Eitelkeit. Gleichwohl hat Mr. de Vigneul-Marville, ein heftiger Gegner des Herrn de la Bruyere, solches nicht verstehen, vielmehr aus diesen Ausdrückungen erweislich machen wollen, daß derselbe ein Mann von großer Einbildung gewesen wäre, und auf das Alterthum seines Geschlechts sich so viel gerüst hätte, da doch gerade das Gegentheil, in denen angeführten Worten, enthalten ist, wie solches des Herrn de la Bruyere Vertheidiger, Mr. Coste, in einer besondern dem Herrn de Vigneul-Marville entgegen gesetzten Schrift mit mehreren gereizet hat. Es sey nun im übrigen mit dem Alterthum des Bruyerischen Geschlechts bewandt, wie es immer wolle, so ist unser Herr Autor an eignen Verdiensten gar nicht so arm, daß wir seinen Ruhm von der Menge seiner Ahnen, und aus denen Verdiensten seiner Groß-Väter, welches ja ohne dis nicht viel sagen will, allererst herzuholen nothig hätten. Er selbst hat sich durch seine eigene Geschicklichkeiten, Tugenden und Schriften, einen solchen wohlgegründeten Ruhm erworben, welcher bey rechtschaffenen Liebhabern der Wahrheit und Tugend, je und alle Wege in einem unvergesslichen Andencken bleiben wird.

Er wurde geboren Anno 1644 oder nach anderer Meinung in einem ohnweit Dourdan gelegenen Flecken, und der Pere Niceron, aus dessen *Memoires pour servir a l'histoire des hommes illustres*, wir die hieher gehörigen vornehmsten Nachrichten genommen haben, gedencket in seiner Lebens-Beschreibung Tom. XIX. p. 191. seqq. daß dieser Mann

Vorrede.

stand, betreffend den Geburts-Ort des Herrn de la Bruyere, von Mr. Clement in einer bey dem Catalogo der Königlichen Bibliothek angebrachten Note bemercket worden sen. Sein Vater war einer von denen damahls bekannten namhaftesten Liguisten, und verwaltete in Paris das Amt eines Lieutenant-Civil. Es scheint, daß unser de la Bruyere, bey guter Zeit, vor der unruhigen Lebens-Art seines Vaters einen Ekel, und dagegen zur Einsamkeit und Stille eine besondere Neigung bey sich empfinden haben müsse. Er machte sich daher vom Hofe und aus der Stadt hinweg, und begab sich nach Caen, woselbst er die Charge eines Thresorier de France an sich kaufte, und in solcher Bedienung beydes dem gemeinen Wesen nützlich zu seyn, als seinen Studien, mit guter Ruhe, nachzuhängen vermaynte. Eine kluge Einsicht in die damahligen öffentlichen Verfassungen, und ein heimlicher Trieb der ihm bewohnenden Bescheidenheit, brachte ihn auf diesen Entschluß. Jedoch so klüglich er sich, nach diesem Triebe seines bescheidenen und stillen Sinnes, von Hofe, und dem bürgerlichen Geräusche, entfernt hielt, so mochten doch seine ausnehmende Gaben, und besonders gute Eigenschaften, ihn nicht lange verborgen seyn lassen. Er hatte kaum von obgedachtem Amte in Caen Besitz genommen, als man ihn von dieser Bedienung ab, und zu einem ungleich wichtigern Amte, nach Hofe erforderte. Es wurde damahls für den jungen Herzog von Orleans ein geschickter Hofmeister gesucht. Die Sorge wurde, wie aus allen Umständen erhellet, dem berühmten Bischof in Moaux, Benigno Bossuet,

Vorrede.

aufgetragen. Dieser war selbst, wie bekannt, ein gelehrter Mann, und wußte auch an andern Gelehrsamkeit und gute Sitten zu beurtheilen. Unser Herr Bruyere war diesem vornehmen Geistlichen, von wegen seiner Geschicklichkeit und Tugend, nicht unbekannt, und wurde von demselben, vor allen andern, bey Hofe in Vorschlag gebracht. Man folgte dem guten Rathe des Bossuets, und glaubte, in dieser wichtigen Angelegenheit, keine bessere Wahl, als in der Person des Herrn de la Bruyere, treffen zu können. Es wurde also gemeldter Prinz demselben, von hoher Hand, anvertrauet, daß er selbigen, gleichwie in andern Standesmäßigen nützlichen Künsten und Wissenschaften, also auch vornehmlich in der Historie, unterweisen sollte. Daß dieses von unserm Herrn Autore mit aller Gründlichkeit, Treue und nicht ohne Segen, geschehen sey, läßt uns die vortreffliche Geschicklichkeit und das tugendhafte Wesen desselben, im geringsten nicht zweifeln. Nach diesem blieb er beständig, und bis an das Ende seiner Tage bey Hofe, nicht, wie einige, nach Nicerons Bericht, vorgeben wollen, und wie sonderlich in denen Noten über die Werke des Boileau vorgegeben wird, als ein gemeiner von Adel, sondern in der Qualität eines gelehrten Mannes, und genoß einen jährlichen Gehalt von tausend Thalern, ohne dafür etwas verwalten zu dürfen, woraus zur Gnüge abzunehmen ist, in was für großer Hochachtung er gestanden, und wie man seine gelehrte Arbeit allem, in einer öffentlichen Verwaltung, von ihm zu hoffenden Verdiensten vorgezogen haben mußte. Es war auch gar nicht sein Werk, daß er sich

Vorrede.

sich um ansehnliche Ehrenstellen hätte bewerben, oder an Verwaltung vornehmer Bedienungen ein Vergnügen finden sollen. Hätte er dieses gesucht, er würde es mit leichter Mühe gefunden haben. Die Gunst derer Großen, darinnen er stand, noch mehr aber seine vortreffliche Qualitäten und Eigenschaften, öffneten ihm allenthalben dazu den Weg. Jedoch damit war ihm, wie gedacht, nichts gedient.

Unterdessen brachte er seine Zeit gar nicht müßig, viel weniger in sündlichen Eitelkeiten, zu. Er hatte an dem Königlichen Hofe zu Paris und in Versailles seinen beständigen Aufenthalt. Da stand er, so zu reden, auf seiner Warte, und sahe das verschiedentliche Thun und Lassen derer Hohen und Niedrigen mit aufmerckamen Augen an. Er führte alles, was er bemerkte, vor dem Richterstuhl einer gefunden und mit Gottes Wort erleuchteten Vernunft. Er wußte das Wahre von dem Falschen, die Tugend von dem Laster, und überhaupt das Gute von dem Bösen, eben so genau zu unterscheiden, als solchen Unterschied gründlich und sinnreich zu eröffnen. Nachdem er nun eine geraume Zeit die mannigfaltigen Wege des menschlichen Herzens erkundiget, und alle gemachte Anmerkungen in eine reife Ueberlegung gezogen hatte, so sammlete er seine Gedancken, und legte dieselben der Welt in einem Buche vor Augen, welches er les Caracteres, oder les Moeurs de son siecle nannte. Der Titel, der Inhalt, die Schreibart, alles war etwas Neues, und ganz Unvermuthetes. Kurz, dieses Bruwerische die Sitten seiner Zeit betreffende gelehrte Werk zog eine recht große Verwunde-

Vorrede.

rung, und bey allen denen, die das Schöne in einer Schrift zu beurtheilen wußten, einen vollkommenen Beifall nach sich. Nun fieng man erst an, den großen Geist des Herrn de la Bruyere recht kennen, und gebührend schätzen zu lernen. Die in Paris zur Aufnahme und Verbesserung derer Sprachen, Künste und Wissenschaften, blühende Gesellschaften gelehrter Männer sahen gar bald ein, daß Herr de la Bruyere vor andern verdiene, ein Mitglied ihrer Versammlung zu seyn. Er wurde also im Jahr 1693. insonderheit in die Academie Françoise, oder in die Academie der Sprachen, an die Stelle des Herrn de la Chambre, mit sammtlicher Glieder einhelliger Uebereinstimmung, auf- und angenommen. Diese Aufnahme gereichte ihm zu so viel größerer Ehre, je weniger Freundschaft, Gunst, Recommendation, oder andere dergleichen äußerliche Vortheile, an derselben Theil hatten. Nichts als seine ausnehmende Gaben, Wissenschaften, Tugenden, und andere dergleichen seiner Person anklebende eigenthümliche Vorzüge öffneten ihm den Eingang in diese ansehnliche Gesellschaft derer Gelehrten. Die Sache war so bekannt und außer allen Streit gesetzt, daß er, solches selbst, in der, bey seiner Aufnahme, eingeführten Gewohnheit nach, gehaltenen öffentlichen Dankfagungs-Rede, in diesen schönen Schlußworten, deutlich zu erkennen giebt: Vous m'avez accordée cette place dans l'Academie Françoise, Messieurs, de si bonne grace, avec un consentement si unanime, que je la dois, & la veux tenir de votre seule magnificence. Il n'y a ni poste, ni credit,

Vorrede.

credit, ni richesses, ni titres, ni autorité, ni fa-
veur, qui ayent pû vous plier a faire ce choix, je
n'ai rien de toutes ces choses, tout me manque;
un ouvrage, qui a eu quelque succès par sa singula-
rité, & dont les fautes, je dis les fautes & les ma-
lignes applications pouvoient me nuire auprès des
personnes moins equitables, & moins éclairées, que
Vous, a été toute ma médiation, que j'ai employée,
& que Vous avez reçue. Quel moyen de me re-
pentir jamais d'avoir écrit?

Weil nun dieses Bruyerische Buch allenthalben,
sonderlich in Frankreich so viel Aufsehen gemacht,
seinem Verfasser aber so viel Ehre und Ruhm zu
Wege gebracht hat, und überhaupt als ein rech-
tes Meisterstück einer vernünftigen, reinen, und zur
Verbesserung verderbter Sitten abzielenden satyri-
schen Schrift gehalten worden ist, wir auch einen,
und zwar den besten Theil desselben, dem Teutschen
Leser gegenwärtig in die Hände liefern; so wird
nicht undienlich seyn, wann ich von der Gelegen-
heit, dem Inhalt, der Absicht, und denen ver-
schiedenen Wirkungen dieses merkwürdigen Bu-
ches noch eins, und das andere, aus glaubwürdigen
Nachrichten, beibringen werde.

Herr de la Bruyere war, mit allen seinen Ge-
danken, Wünschen, Absichten und Bemühungen,
darauf ausen, daß er seines Theils die Wahrheit
und Tugend in der Welt, allermeist unter seinem
Volk, befördern, dagegen die Irthümer, Vorur-
theile und Laster, zerstören, und zu dem Ende be-
des in seiner wesentlichen Gestalt, nemlich das eine
in seiner liebenswürdigen Schönheit, und das an-

Vorrede.

dere in seiner abscheulichen Heftlichkeit, männiglich vor Augen legen möchte. Nun kam es darauf an, was er, um diesen heilsamen Endtwect zu erreichen, für einen Weg zu erwählen hätte. Die Wahrheit ist zwar an sich unveränderlich und einfach. Aber die Art und Weise, die Wahrheit vorzutragen, und denen Menschen eine wahre Neigung zu diesem himmlischen Gute ins Herz zu bringen, ist eben so unterschieden, als unterschiedlich die Menschen selbst nach ihrem Sinne, nach ihrer Fähigkeit, nach ihren Trieben, Affecten und Neigungen, sind. Da lässet sich denn immer einem auf diese, dem andern auf eine andere Art des Lehrvortrags besser bekommen. George Paschius hat, wie bekannt, ein besonderes Buch: *de Variis modis moralia tradendi*, geschrieben, und in demselben viel Fleiß und Gelehrsamkeit zu Tage gelegt. Unter diesen verschiedenen, von Paschio, der Reihe nach erzählten und beurtheilten, Lehrarten, ist diejenige für eine nicht der unbequemsten zu halten, welche, aus gewissen äußerlichen Zeichen, das ist, aus denen in die Sinne fallenden Geberden, Worten und Wercken derer Menschen, den innerlichen Zustand des Herzens bemercket, was Tugend und Laster, auch wie das eine und das andere eigentlich geartet sey, erkennet, den Unterscheid zwischen beyden genau bestimmet, und vermittelt einer genauen Sammlung sothaner Merckmahle und Kennzeichen, beydes, so wohl die Wahrheit und Tugend, als die Falschheit und Untugend, in ihrer eigentlichen Gestalt, Natur, Kraft, Würckung und Folge, vorstellig macht, und gleichsam mit lebendigen

Vorrede.

digen Farben vor Augen mahlet, in keiner andern Absicht, als daß beydes, in seiner Natur und Wesen, erkannt, und das eine geliebt und angenommen, das andere aber verabscheuet, und verworfen werde. Es wird diese Art der Sitten-Lehre gar wohl genus tradendi moralia χαρακτηριστικόν f. per characteres & notationes, genennet, und hat, wenn es mit gehöriger Vorsichtigkeit geführt wird, allerdings seinen großen Vortheil. Seneca urtheilet davon, in der 95ten Epistel, also: Utilem futuram esse descriptionem cujusque virtutis. Hanc Posidonius aetiologiam vocat, quidam χαρακτηριστικὸν appellant, signa cujusque virtutis & vitii ac notas reddentem, quibus inter se similia discriminantur. Hæc res eandem vim habet, quam præcipere. Nam qui præcipit, dicit: illa facies, si voles temperans esse. Qui describit, ait, temperans est, qui facit illa, qui illis abstinet. Quæris, quid interlit? alter præcepta virtutis dat; alter exemplar. descriptiones has & ἐκείνους ex usu esse, confiteor.

Es ist auch diese Art zu lehren bereits in denen ältesten Zeiten bräuchlich gewesen. So gar will man schon im Homero Spuren davon gefunden haben, wenn er im 13ten Buch Iliad. v. 282. seqq. die Tugend der Unerforschtheit, und das Laster der Furchtsamkeit, auf dergleichen Schlag, vorge stellt hat. Außer dem ist ohnstreitig Theophrastus Eresius, ein Schüler des Aristotelis, der erste gewesen, der mit Fleiß in diese Lehr-Art eingegangen ist, und nach derselben eine ganze Sitten-Lehre geschrieben hat. Es sind von der moralischen

Vorrede.

Arbeit dieses gelehrten Griechischen Weltweisen nur noch einige wenige Ueberbleibsel vorhanden, unter dem Titel: *Ἡθικὰ Πρακτικά*, aus welchen man jedoch zur Gnüge ersehen kan, daß Theophrast allerdings ein Mann von einem recht lebhaften Geiste, von einer gründlichen Einsicht in die Wissenschaft der Sitten, und von einer großen Geschicklichkeit, seine Gedanken sinnreich auszudrücken, gewesen seyn müsse. Obgemeldter Paschius redet von demselben, wie auch von dieser Art und Weise, die moralischen Wahrheiten vorzutragen, ausführlich l. c. Cap. IV.

Um nun wieder auf unsern Herrn de la Bruyere und sein Buch zu kommen, so fand derselbe seines Orts auch, an dieser Theophrastischen Lehr- Art, einen besondern Geschmack. Man hat sich darüber nicht zu verwundern. Diese Art des Vortrages war der Art seines Geistes und Gemüths vollkommen gemäß. Er war ein Mann von einem überaus lebhaften Geiste, und von einer durchdringenden Schärfe des Verstandes. Es fehlte ihm dabey so wenig an einer gründlichen Beurtheilung, als an einer scharfsinnigen Einbildungskraft. Er wußte daher das Mannigfaltige in einer Sache gar eigentlich zu bemerken, das Verworrene ordentlich aus einander zu setzen, und ein jedwedes an seinen gehörigen Ort zu bringen. Die Lebhaftigkeit im Denken wurde mit der Gabe, die Gedanken lebhaft, deutlich und sinnreich auszudrücken, begleitet. Alle Gattungen von Menschen, und alle Arten menschlichen Verhaltens schwebten ihm täglich vor Augen, und er führte sich dabey.

Vorrede.

dabey nicht als einen müßigen Zuschauer, sondern als einen vernünftigen Untersucher, auf. Auf solche Weise, und da er, bey dem Schauspiele des menschlichen Lebens nicht so wohl selbst Parthie nahm, als nur, gleichsam von ferne, zusähe, erlangte er eine gründliche Einsicht in das Werk der Sitten. Er machte es disfalls, wie Cartesius, welcher von sich bekennet, daß er auf diesem Wege vornehmlich zur Erkenntniß der Wahrheit gelanget sey. *Nec per novem annos*, schreibt er *de Methodo* pag. 18. *aliud egi, quam ut huc illic Orbem Terrarum perambulando, Spectatorem potius, quam Actorem Comædiarum, quæ in eo quotidie exhibentur, me præberem.* Was war nun, bey so verwandten Umständen leichter, als daß er die Theophrastische Lehr-Art lieb gewann, zumahlen er die Gemüths-Verfassung seiner Lands-Leute wohl wußte, als welche, nach Art und Gewohnheit der ehemaligen Athenienser, immerzu gern etwas neues sehen und hören wollen; dieser Weg aber durch Bilder und Zeichen, vom Laster ab- und zur Tugend anzuführen, bis dahin in Frankreich, auch sonst, wenig, oder gar nicht, betreten worden war. Er folgte also dem Triebe seiner Natur, und that dasjenige in Paris, was Theophrast zu seiner Zeit in Athen gethan hatte.

Er übersetzte zuerst seines großen Vorgängers und Lehrmeisters, des Theophrasti, *Characterum, et morum*, und fügte denselben einige kurze, vornehmlich auf die Griechischen Alterthümer abzielende, Anmerkungen bey. Diese Uebersetzung ist so wohl gerathen, daß man nicht weis, ob man den

Theo-

Vorrede.

Theophrast nicht vielmehr aus der Uebersetzung, oder die Uebersetzung aus dem Original erklären soll. Mr. Menage, Menagiana Tom. IV. p. 219. edit. Par. 1715. sagt von dieser Bruyertischen Uebersetzung: elle est bien belle, & bien François, & montre que son Auteur entend parfaitement le Grec. Je puis dire, que j'y ai vu bien des choses, que peut estre, faute d'attention, je n'avois pas vues dans le Grec. Dieses Urtheil ist um desto glaubwürdiger, je bekannter es in der gelehrten Welt ist, daß Mr. Menage die Griechische Sprache aus dem Grunde verstanden habe. Nach der Uebersetzung fügte der Herr de la Bruyere seine eigene Caracteres derer Sitten und Gebräuche seiner Zeit hinzu, und so kam denn das ganze Werk, unter dem Titel heraus: les Caracteres de Theophraste traduits du Grec, avec les Caracteres ou les Mœurs de ce siecle, par Mr. de la Bruyere de l'Academie Française. Paris 1687. in 12.

Hierbey darf man nun nicht denken, als ob dieser würdige Nachfolger des Theophrasti in gar keinem Stücke von denen Wegen seines Vorgängers und Anführers abgegangen wäre. Er ging in der That vielfältig ab. Er ging mit seinen Einsichten und Vorstellungen tiefer, als Theophrast, in das Werk der Sitten hinein. Theophrast blieb mehrentheils bloß bey dem Außerlichen bestehen, und überließ es seinen Lesern, daß sie, von solchem Außenwerke des Thuns und Lassens derer Menschen, auf die innerliche Beschaffenheit und Gestalt ihrer Herzen, den Schluß machen möchten. Unser Herr Autor hielt sich hingegen bey denen Ausflüssen

Vorrede.

fließen nicht viel auf, sondern ging gleiches Begehren auf die eigentlichen Quellen des menschlichen Verhaltens, ich meine auf die innwendige Verfassung ihres Sinnes und Willens, zu. Wir wollen hierüber seine eigene Worte vernehmen: L'on s'est plus appliqué, schreibt er im Discours sur Theophraste, aux vices de l'esprit, aux replis du cœur, & a tout l'interieur de l'homme, que n'a fait Theophraste, & l'on peut dire, que comme les caracteres par mille choses exterieures, qu'ils sont remarquer dans l'homme, par ses actions, ses paroles, & ses demarches, apprennent quel est son fond, & sont remonter jusque a la source de son de reglement; tout au contraire les nouveaux caracteres deployant d'abord les pensées, les sentimens, & les mouvemens des hommes, decouvrent le principe de leur malice, & de leurs foibleesses, sont que l'on prevoit aisement tout ce, qu'ils sont capables de dire, ou de faire, & qu'on ne s'etonne plus de mille actions vicieuses, ou frivoles, dont leur vie est toute remplie.

Hiernächst und wie Bruyere eines überaus strengen und ungebundenen Geistes war, mühte sich auch seine Freiheit im Denken haben wolte, und sich in die Gesetze und Beispiele seiner Lehrmeister gar nicht einzwängen ließ, so folgte er zwar, was das Hauptwerck anbelangt, der Lehr- und Schreib-Art seines Theophrasti, ging aber auch zum öftern aus denen Schranken derselben heraus, und ließ sich in das freie Feld eines jedoch geziemenden satyrischen Vortrags der Wahrheit hinein. Man lese nur ein und das andere Capitel seiner Caracteres mit Auf-

Vorrede.

Aufmerksamkeit durch, so wird man sich verwundern, mit was für achtsamer und gewürdeter Aufmerksamkeit er das Lächerliche und Abgeschmackte in denen Lastern, und lasterhaften Gebräuchen, vorzustellen gewußt. Was diesfalls Boileau in gebundener Rede gethan, das that de la Bruyere in ungebundenen Worten. Er stand mit diesem großen satyrischen Poeten in einer ganz besondern Vertraulichkeit und Freundschaft. Worüber man sich um desto weniger wundern darf, je größer die Gleichheit der Gemüther, derer Studien und Lebens-Arten unter beiden war. Wie denn auch die unter dem Kupfer-Bilde des Herrn de la Bruyere stehende Verse aus der Feder des Boileau geflossen, und im andern Theil seiner Werke, unter denen Epigrammatibus p. 234. befindlich sind. Jedoch gestraute ich mich auch wohl zu behaupten, daß die Satyre des Herrn de la Bruyere, vor des Herrn Boileau seiner, noch einigen Vorzug verdiene. Sie ist reiner, sumreicher, ihrem wahren Endzwecke gemäßer, und überhaupt so beschaffen, wie es die Natur und Absicht dieser zur Verbesserung der Sitten abzielenden Schreib-Art mit sich bringt.

Es sey ferne von mir, daß ich dem Ansehen, und denen Verdiensten, oder auch der Freundschaft und Tugend dieses vortrefflichen satyrischen Poeten hierdurch zu nahe treten wollte. Ich würde mit damit, und zwar von Nachsehnern, den Widerwillen aller rechtschaffenen Kenner des Herrn Nicolas Boileau Despréaux auf den Hals ziehen. Es stund ja derselbe zu seiner Zeit, unter denen Gelehr-

Vorrede.

ten, mit oben an, und hat vielleicht noch ich seines gleichen nicht wieder gehabt. Er hat, unter seinen Lands-Leuten und Glaubens-Verwandten, durchgängig das zuverlässige Zeugniß, daß er nicht nur wider die Religion, und wider die guten Sitten, nichts verbracht, sondern auch, für seine Verken, eines frommen und tugendhaften Lebens-Wandels, alles Ernstes, sich beflissen habe. So gar hat er, zum Beweis dessen, eine besondere und sehr merkwürdige Epistel, welche unter allen die letztere ist, für l'Amour de Dieu, oder von der Liebe Gottes, an den Abt Renaudot, geschrieben. Ich muß von diesem Briefe beiläufig noch etwas gedenken, weil derselbe der in unserm Wercklein Cap. II. von der Religion §. XXIII. befindlichen Stelle, von der Furcht und Liebe Gottes, ein mehr gerüßtes Licht geben kan. Es ist dieser satyrische Brief insonderheit wider die Jesuiten gerichtet, als welche, in ihrer weiten und nur aufzuschaffen Sitten-Lehre, unter andern auch diesen heillosen Satz behaupten wollen, es sey zur wahren Buße, und Gott zu gefallen, und also selig zu werden, die bloße Furcht vor Gott und seinen Gerichten, schon genug, wenn gleich sothane Furcht keine wirkliche Liebe gegen Gott zum Grunde, oder zur Seiten habe. Pascal in literis provincialis Epist. X. hat dieses, mit Zeugnissen aus denen Schriften der Jesuitischen Lehrer, hinlänglich bewiesen. Und Boileau hat, wider diese Grundfalsche Meinung, die Nothwendigkeit der Liebe Gottes, mit vielem Eifer, auch nicht ohne Grund, in obgedachter Epistel, behauptet. So hat er auch, außer dem, noch, in einer besondern Satyre für l'Equi-

Vorrede.

PEquivoque , diesen so wohl , als viele andere Irrthümer derer Ignatianischen Brüder , bemercket. Es heisset l. c. v. 277. seqq.

Soudain, au grand honneur de l'Ecole Payenne,
On entendit prêcher dans l'Eglise Chrétienne,
Que sous le joug du vice un Pêcheur abbatu
Pouvoit, *sans aimer Dieu*, ni même la Vertu,
Par la seule frayeur au Sacrement unie,
Admis au Ciel jouir de la Gloire infinie.
Et que les Clefs en mains, sur ce seul Passeport,
Saint Pierre a tous Venans devoit ouvrir d'abord.

Es will zwar der ungenannte Verfasser der Anmerkungen über die Schriften des Herrn Boileau vorgeben, es habe derselbe diese Satyre nicht wider die Jesuiten gerichtet, vielweniger selbige mit ihren moralischen Lehr-Puncten herum nehmen wollen; allein Mr. du Monteil, der anderweite Noten hinzugesethan, und den ersten Anmercker in vielen Stellen verbessert, auch widerleget hat, erweist mit vielen Gründen das Gegentheil. Ueberhaupt schreibt er in der ersten Anmerkung bey dieser Satyre: Quoiqu'en dise le commentateur, on ne sauroit douter, que la principale vüe de Mr. Despréaux n'ait été d'offenser les Jesuites par cet Ouvrage, c'est à dire, de satiriser leur Morale, & d'attaquer leurs Casuistes en general. Insonderheit heist es in der Anmerkung zu denen obangeführten Versen:
Dans

Vorrede.

Dans ces vers, Mr. Despréaux en veut aux Jésuites, qui ont dit, *qu'on n'étoit pas obligé d'aimer Dieu, pour être Sauvé, et que l'attrition conçue par la seule crainte des peines de l'Enfer suffisoit avec le Sacrement.* Hieraus wird nun hoffentlich, wie gedacht, der erwachte Satz, die Furcht und Liebe Gottes betreffend, nicht wenig Licht bekommen.

Ob nun gleich solcher Gestalt Mr. Boileau, seiner Geschicklichkeit und Tugend halber, einen großen Namen hatte, so scheint gleichwohl unser de la Bruyere disfalls den Ruhm vor ihm davon zu tragen. Boileau hatte eine nur gar zu spitze Feder. Seine Schreibart war allzu anzüglich und beissend: So gar daß er derentwegen in manchen Verdruss gezogen wurde. Man weis ja wohl, was wegen der obgedachten bekannten Satyre sur l'Equivoque, an welcher der Herr Autor eiff Monat gearbeitet, und drey Jahr gebessert haben soll, vorgegangen ist. Die Jesuiten merckten mehr als zu wohl, daß sie vom Herrn Boileau, in diesem satyrischen Gedichte, auf das empfindlichste wären angegriffen worden. Sie beschwerten sich dieserwegen heftig bey Hofe. Sie brachten es endlich auch dahin, daß, als Boileau anno 1710. an einer neuen Ausgabe seiner Werke arbeitete, obgemeldte Satyre, kraft eines ausgewirkten Königlichen Verboths, gänzlich hinweg gelassen werden mußte, wie dieser Umstand in denen Notizen über die Schriften des Boileau pag. 256. mit mehrern angemercket wird. Ja, es hatte sich Boileau, mit seiner anzüglichen

c

Schreib-

Vorrede.

Schreibart, recht fürchterlich gemacht. Der bekannte und gelehrte Graf de Busli-Rabutin erfuhr einstmalis auf seinem Land-Guthe, daß Mr. Despréaux, wider ihn eine Satire drucken zu lassen, Vorhabens wäre. So gleich schrieb Rabutin zweene besondere Briefe, den einen an den P. Rabin, den andern an den Grafen de Linoges, und bat sie inständigst, sie möchten doch mit Mr. Boileau, ihrem guten Freunde, reden, und die vorhabende satyrische Schrift zu hintertreiben suchen, welches auch geschehen, wie ebenfalls aus oberwehnten Französischen Anmerkungen zu ersehen ist. Außer dem war Monf. Despréaux in Religions-Sachen ein hitziger, auch in gewisser Weise ein leichtsinniger Kopf. Er war auf das heftigste wider andere Glaubens-Genossen eingenommen. Gleich im Anfange der gedachten Xlten Epistel ziehet er, mit einem recht blinden Eifer, wider Lutherum los. Er nennet ihn

Le fougeux Moine Auteur des troubles Germaniques,

und schreibt ihm so gar, weis nicht ob um des Reims willen, wenigstens ohne allen Grund, des transports frenetiques, zu. Seine Leichtsinnigkeit, und sein gleichgültiges Wesen in denen wichtigsten Glaubens-Puncten, kan man nicht undeutlich aus einem Briefe abnehmen, welchen derselbe an seinen guten Freund, den Verfasser der obgedachten Notizen, geschrieben hat, da heisset ad Sat. XII. pour ce qui regarde le de mêlé sur la grace, c'est sur quoi je n'ai point pris parti, et au

Vorrede.

étant tantôt d'un sentiment, & tantôt d'un autre: de sorte, que m'étant quelques fois couché Janseniste tirant au Calviniste, je suis tout étonné que je me reveille Moliniste approchant du Pelagien &c. Wie ich nun der Hoffnung lebe, es werden diese den Mr. Boileau, als einen sehr guten Freund unsers Herrn de la Bruyere betreffende, und allhier beygebrachte Anmerkungen dem geneigten Leser nicht entgegen seyn; also komme ich nunmehr auf diesen unsern Herrn Autorem wieder zurück, und sage, daß Herr de la Bruyere in seiner Satyre, bey weiten nicht so anzüglich, als Herr Boileau in der seinigen, gewesen sey.

Man nehme einmahl die Eigenschaften einer ~~er~~ laubten satyrischen Lehr: Art zusammen, wie solche Morhofsius in Polyhist. P. I. Palschius l. c. pag. 228. und Scaliger Epistola XXI. angegeben haben, man halte den Vortrag unsers Herrn de la Bruyere unpartheyisch dargegen, so wird man finden, daß er in beyden Arten die Wahrheit vorzutragen, ich meyne in der Kunst so wohl die Sitten derer Menschen, nach dem Beispiele des Theophrasti, auf das natürlichste abzuzeichnen, als insonderheit die Laster in ihrem verkehrtem und lächerlichem Wesen, nach Maßgebung einer gereinigten Satyre, auf das lebhafteste vorzustellen, ein rechter Meister gewesen sey.

Er war für seine Person ein aufrichtiger Verehrer der Wahrheit und Tugend. So war es ihm denn auch mit seinem Buche lediglich darum zu thun, daß er auch andere Wahrheit liebend,

Vorrede.

und tugendhaft machen möchte. Er ging wider die Laster, und ließ die Personen mit Frieden. Es hieß auch bey ihm, wie es bey allen rechtschaffenen satyrischen Sitten-Lehrern, nach des Erasmi Vorschrift, heißen soll, admonere volumus, non mordere, prodesse, non ledere, consulere moribus hominum, non officere. Daß er dieses zu seinem beständigem Augenmerk gehabt, und aus keiner andern Absicht, als den Verstand und Willen der Menschen zu bessern, die Feder ergriffen habe, wollen wir von ihm selbst vernehmen. Cet ouvrage, heißt es in der Vorrede pag. 17. ne tend, qu'à rendre l'homme raisonnable, mais par des voyes simples & communes, & en examinant indifferemment sans beaucoup de methode, & selon, que les divers chapitres y conduisent par les âges, les sexes, & les conditions, & par les vices, les foibles, & le ridicule, qui y sont attachez. Ich will, zum Beweiß dessen, und daß er seine ganze Lebens-Zeit, mit guten auf eine heilsame Aenderung derer Menschen abzielenden Bemühungen, zugebracht habe, noch eine deutlichere Stelle aus dem Buche selbst anführen. Im ersten Capitul seines Wercks, welches die Ueberschrift: Des Ouvrages de l'Esprit führet, schreibt er also pag. m. 86. Le Philosophe (da durch versteht der Herr Autor sich selbst) consume sa vie à observer les hommes, & il use ses esprits, à en demeler le vice, & le ridicule; s'il donne quelque tour à ses pensées, c'est moins par une vanité d'Auteur, que pour mettre une verité, qu'il a trouvée, dans tout le pour nécessaire, pour faire

Vorrede.

faire l'impression qui doit servir à son dessein. Quelques Lecteurs croient neanmoins le payer avec usure, s'ils disent magistralement, qu'ils ont lu son livre, & qu'il y a de l'esprit; mais il leur renvoye tous leurs eloges, qu'il n'a pas cherché par son travail, & par ses veilles: il porte plus haut ses projects, & agit pour une fin plus relevée; il demande des honneurs un plus grand, & un plus rare succès, que les louanges, & même que les recompenses, qui est de les rendre meilleurs. Aus welcher Stelle man zugleich ersähen kann, wie es ihm damit gar nicht genug gewesen, daß sein Buch bey der gelehrten Welt Beyfall gefunden, daß es mit Vergnügen gelesen worden, daß man Geist, Verstand, Wissenschaft und Schönheit in demselben bemercket, daß man ihn dierfür wegen, als einen gelehrten und geschickten Mann, heimlich und öffentlich gerühmet, (denn bey einem Buche von dieser Art konnten ohnmöglich dergleichen vortheilhafte Wirkungen und Folgen außen bleiben:) der Zweck, den er sich vorgesetzt hatte, war ungleich edler. Er suchte nicht seinen Ruhm, oder Vorthail. Die Aenderung und Besserung derer Sitten seiner Zeit war der Trieb, die Absicht, der Wunsch seines Herzens, und der ganze Inhalt seines Schreibens. Je nachdem man, durch die Lesung seines Buches, zur Ablegung derer vorgesetzten Meynungen, und zur Verbannung derer Laster, weniger oder mehr gereizet wurde, nachdem maß er auch den Werth seines Buches ab, und nach solchem Maasse forderte er auch Erkenntlichkeit und

Vorrede.

Danck. Er erkläret sich hierüber, seiner Art nach, überaus gründlich und sumreich: Je pardonne, heist es pag. 380. a ceux, que j'ai louez dans mon ouvrage, s'ils m'oublient. Qu'ai - je fait pour eux? ils estoient louables! Je le pardonnerois moins a tous ceux, dont j'ai attaqué les vices, sans toucher a leurs personnes, s'ils me doivent un aussi grand bien, que celui d'être corrigez. Ma' comme c'est un evenement, qu'on ne voit point, il suit de là, que ni les uns, ni les autres ne sont tenus, de me faire du bien. Kann nun aber wohl eine Arbeit rühmlicher, eine Absicht lauterer, und ein Buch nützlicher seyn, als wenn, ohne allen Gesuch eignen Ruhms und Nutzens, nur darauf gesehen wird, daß Irrthum und Bosheit ins Bloße gestellt und zerstöhret, Wahrheit und Tugend dagegen angerichtet, und aufrecht erhalten werden möge. Dies war des Herrn de la Bruyere sein Werck. In diesem Stück hat er vor vielen andern Gelehrten, und ihren Schriften, etwas voraus.

Jedoch dieser, die Besserung der Sitten betreffende, an sich höchst-rühmliche Endzweck war für den großen Geist des Herrn de la Bruyere noch viel zu enge und klein. Er suchte mit seinen Characteren etwas weit Höheres. Sein ganzes Werck bestehet aus sechszehn Capiteln. Das letzte führet die Ueberschrift: Des Esprit Forts, oder von denen starken Geistern, und ist unter allen vorhergehenden das Weitläufigste. Es ist durchgehends wider die Verläugner Gottes und

Vorrede.

und seines Worts, gerichtet, und scheint mit den
neuen übrigen keine sonderliche Verbindung zu ha-
ben. Doch siehe! Er selbst sagt uns gleichsam
ins Ohr, daß die vorhergehenden fünfzehn Capis-
tel anders nicht, als eine Vorbereitung zu dem
im letzten Capitel abgehandelten großen Vorha-
ben anzusehen wären. N'ont ils pas, schreibt er
in dem Vorbericht zu seiner bey der Aufnahme in
die Französische Academie gehaltenen Rede p. 513.
von denenjenigen, die sein Buch mit unpartheyi-
schen Augen gelesen, und seine darinnen gezeigte
gute Absichten gefunden haben, reconnu le plan
& l'économie du Livre des Caracteres? n'ont ils
pas observé, que de seize chapitres, qui le com-
posent, il y en a quinze, qui s'attachant à décou-
vrir le faux & le ridicule, qui se rencontrent dans
les objects des passions & des attachemens hu-
mains, ne tendent, qu'à ruiner tous les obstacles,
qui affoiblissent d'abord, & qui éteignent en sui-
te dans tous les hommes la connoissance de Dieu;
qu'ainsi ils ne sont, que des préparations au sei-
zième & dernier chapitre, où l'Atheïsme est at-
taque, & peut-estre confondu, où les preuves de
Dieu, une partie du moins de celles, que les foi-
bles hommes, sont capables de recevoir dans leur
esprit, sont apportées, où la providence de Dieu
est défendue contre l'insulte & les plaintes des li-
bertins &c. Solchem nach ist die Haupt-Ab-
sicht von dieser moralischen Schrift des Herrn de
la Bruyere keine andere, als die Beförderung der
Ehre Gottes, und die Vernichtung aller darwis-
der streitenden irrigen Meynungen gewesen.

Vorrede.

Wie gründlich er disjals die Sache Gottes, wider die Ungläubigen, geführt, und nichts unterlassen, was, zur Erreichung seines Endzwecks zuträglich seyn können, wird hoffentlich aus gegenwärtigen Blättern hinlänglich erhellen.

Ob nun gleich solcher Gestalt das Bruyerische Werk als ein rechtes Meister-Stück in seiner Art anzusehen war, auch würcklich von verständigen Kennern dafür angesehen wurde; so fand es dennoch (wie es ja wohl denen allervollkommensten Werken so, und nicht anders zu ergehen pflegt) seine Feinde und Widersacher. Welcher feindselige Widerspruch aber demselben nicht nur nichts schadete, sondern noch zu größerem Ruhm und Vortheil gereichte. Was vernünftige, und dabey unpartheyische Gemüther anbetrifft, so fand und behielt es bey denenselbigem einen durchgängigen Beyfall. Dieser legte sich verschiedentlich an den Tag. Es war nicht so geschwinde an das Tages-Licht hervor getreten, da es sich so gleich vergriff, und, noch bey Leb-Zeiten des Herrn Autoris einmahl über das andere aufgelegt werden mußte. Der Pere Niceron sagt hier von: *Ces Caracteres eurent d'abord un succès surprenant, comme il est facile de leur juger par toutes les editions, qui s'en sont faites coup sur coup.* So wurde es auch in Holland zu verschiedenen mahlen gedruckt, in auswärtige Sprachen übersezt, und mit einer ganz ungemeinen Begierde gelesen. Doch dis alles ist noch kein unsehlbarer Beweis von der Güte, und dem inner-

Vorrede.

nerlichen guten Gehalt eines Buches. Une cinquieme edition m'est garant du succès d'un livre: la huitieme me cautionne, quil ne s'en est point fait de meilleur, heist es in der Suite des Caracteres sur les Moeurs de ce siecle pag. 114. und das mag wohl von denen vielfältigen Auflagen der Sitten-Lehre des Herrn de la Bruyere mit allem Recht gesagt werden.

Außer dem, und was den unschätzbaren Werth dieses Buches zuverlässiger anzeigt, so wurde ihm von denen gelehrtesten Männern selbiger Zeit, für seine angewandte glückliche Bemühungen, nicht nur Dank abgestattet, sondern man lag ihn auch hart an, daß er, dem gemeinen Wesen zum Besten, in dieser so gründlichen, so beliebten, und eindringenden Lehr- und Schreib-Art, fortfahren möchte. Man lernte die Wissenschaft und Feder dieses Parisischen Theophrasts erst recht kennen. Man sahe ein, was derselbe zu thun fähig und im Stande wäre. Man wünschte von seiner Einsicht und Hand die ganze Sitten-Lehre, in einem systematischen an einander hangenden Vortrage, zu sehen. Man war mit solchen kleinen Schriften nicht mehr zufrieden, man wollte von seiner Arbeit Bücher in Folio haben. Er gedenket dieser an ihn ergangenen Forderungen selbst, beantwortet aber auch dieselbigen auf eine so lebhaft, sinnreiche und satyrische Art, daß man aus dieser einzigen Stelle des Herrn de la Bruyere ausnehmende Geschicklichkeit im Denken, und Schreiben, hinlänglich erkennen kan. Ich will dieselbige

Verrede.

hersehen: Qu'on ne me parle jamais, heist es unter dem Articul *des jugemens*, d'encre, de papier, de plume, de stile, d'imprimeur, d'imprimerie: qu'on ne se hazarde plus de me dire, Vous ecrivez si bien, continuez d'ecrire. Ne verrons nous point de Vous un in folio? traitez de toutes les Vertus, & de tous les vices dans un Ouvrage suivi, methodique, qui n'ait point de fin, ils devroient ajouter, & nul cours. Je renonce a tout ce, qui a été, qui est, & qui sera livre. *Berylle* tombe en syncope a la vüe d'un chat, & moi a la vüe d'un livre. Suis-je mieux nourri, & plus lourdement vetû, suis-je dans ma chambre à l'abri du Nort, ai-je un lit de plumes après vingt ans entiers, qu'ou me debite dans la place? j'ai un grand nom, dites-vous, & beaucoup de gloire, dites que j'ai beaucoup de vent, qui ne sert a rien, ai-je un grain de ce métal, qui procure toutes choses? le vil Praticien grossit son memoire, se fait rembourser des frais, qu'il n'avance pas, & il a pour gendre un Comte, ou un Magistrat. Un homme *rouge* ou *feuille-morte* (un Laquais) devient Commis, & bientôt plus riche, que son Maitre, il le laisse dans la roture, & avec de l'argent il devient noble. B . . . s'enrichit a montrer dans un circle des ma-
rion-

Vorrede.

rionnettes. BB . . a vendre en bouteille l'eau de la riviere. Un autre Charlatan arrive ici de de-là des Monts avec une malle, il n'est pas dechargé, que les pensions courent, & il est prêt de retourner d'où il arrive avec des mulets & des fourgons. *Mer-cure est Mercure*, & rien davantage, & l'or ne peut payer les mediations & ses intrigues; on y ajoute la faveur & les distinctions. Et sans parler que des gains licites, on paye au Thuillieur sa thuille; & a l'ouvrier son tems, & son ouvrage; paye-t-on a un Auteur ce qu'il pense, & ce qu'il écrit? & s'il pense tres bien, le paxe-t-on tres-largement? se meuble-t-il, s'annoblit-il a force de penser, & d'ecrire juste? Il faut, que les hommes soyent habillés, qu'ils soyent rases, il faut, que retirez dans leurs maisons ils ayent une porte, qui ferme bien; est-il necessaire, qu'ils soyent instruits? folie, simplicité, imbecillité! continue Antisthene, de mettre l'enseigne d'Auteur, ou de Philosophe: avoir, s'il se peut, un Office lucratif, qui rende la vie aimable, qui fasse prêter a ses amis, & donner a ceux, qui ne peuvent rendre: eccrire alors par jeu, par oisiveté, & comme Tityre siffle ou joue de la flûte; cela, ou rien! j'ecris a ces conditions; & je cede

Dorrede.

cede ainsi a la violence de ceux , qui me prennent a la gorge, & me disent , voux ecrirez! Ils liront pour titre de mon nouveau livre: DU BEAU, DU BON, DU VRAI, DES IDEES, DU PREMIER PRINCEPE, par *Antisthene vendeur de marée.*

Diese weitläufige Stelle zeigt zur Gnüge an, bedes in was für besonderer Hochachtung der Herr de la Bruyere, seines Buches halber, gestanden, und wie er solcher Hochachtung, von wegen seiner sinnreichen Gedanken und Ausdrückungen, allerdings würdig gewesen sey. In einem andern Orte giebt er nicht undeutlich zu verstehen, daß man ihm und seiner Arbeit ein größeres Lob bengelegt, als er nach der ihm beywohnenden großen Bescheidenheit, verlangte: On ne Vous demande pas, Zelotes, schreibt er pag. 81. de vous recrier: „c'est un Chef d'oeuvre de „l'esprit: l'humanité ne va pas plus loin: „c'est jus qu'où la parole humaine peut s'e- „lever: ou ne jugera à l'avenir du gout de „quelqu'un, qu'à proportion, qu'il en au- „ra pour cette piece; phrases outrées, degoutaules, qui sentent la pension, ou l'Abbaye, nuisibles a cela meme, qui est louable, & qu'on veut louer: que ne vous disiez vous seulement, voila un bon livre; vous le dites, il est vrai, avec toute la France, avec les
Etran-

Vorrede.

Etrangers, comme avec vos Compatriotes, quand il est imprimé par toute l'Europe, & qu'il est traduit en plusieurs langues; il n'est plus tems.

Damit es nun aber nicht das Ansehen gewinnt, als ob die Lobes- & Erhebungen des Herrn de la Bruyere nur auf desselben bisher angezogene selbst eigne Aussprüche beruheten, so fehlt es gar nicht an eben dergleichen guten Zeugnissen, welche ihm, von denen besten Kennern gelehrter Wissenschaften und Bücher, beygelegt worden sind. Wir wollen nur eins und das andere anführen. Mr. de la Bruyere, schreibt *Ménage* in *Ménagianis* Tom. IV. p. 218. peut passer parmi nous pour auteur d'une manière d'écrire toute nouvelle. Personne avant lui n'avoit trouvé la force, & la justesse d'expression, qui se rencontre dans son livre. Il dit en un mot ce, qu'un autre ne dit pas aussi parfaitement en six. Ce qui est encore de beau chez lui, c'est que non obstant la hardiesse de ses expressions, il n'y en a point de fausses, & qui ne rendent tres heureusement sa pensées. Ses caracteres sont un peu chargés; mais ils ne laissent pas d'être naturels. Dieses Urtheil, so wohl gegründet und so vortheilhaft es für den Herrn de la Bruyere ist, so gehet es doch mehr auf die Ausbündigkeit in der Art des Ausdrucks, als auf die innerliche Schön-

Vorrede.

Schönheit und Seltenheit, derer in dem Buche enthaltenen Gedanken. Wir wollen daher ein anderweites Zeugniß beybringen, welches auf beydes gerichtet, auch viel vollständiger, und dem innerlichen eigentlichen Gehalt des Bruyerenischen Sitten-Buches am allergemähesten ist. Monf. Muralt, der ohnstreitig, vor vielen andern, ein geschickter Kenner menschlicher Gemüther gewesen ist, und so wohl von ganzen Völkern, als einzelnen Personen, und beyderseitigen guten und bösen Eigenschaften, eben so unparthenisch, als gründlich zu urtheilen gewußt, wie aus desselben durchgängig sehr beliebten lettres sur les Anglois, & les François, zur Gnüge erhellet, dieser gelehrte Briefsteller kommt in gedachten lettres p. 315. seqq. auch auf unsern Herrn de la Bruyere zu reden. Er setzt ihn unter diejenige Gattung gelehrter Köpfe, welche nebst der Scharfsinnigkeit des Verstandes, und gründlichen Einsicht in den Zusammenhang der Wahrheiten, zugleich ein aufrichtiges redliches Herz, und in allen ihren Bemühungen die lautere Absicht haben, dem gemeinen Wesen nach Möglichkeit nützlich zu seyn. Venons a l'Esprit, schreibt er, am angeführten Orte, considere dans son veritable usage, - lorsque soumis au Bon-Sens, il est voué, conjointement avec lui, au Bien de la Societé, par le Coeur tourné de ce côté là, & rempli de bons sentimens. Deux Ouvrages de ce caractere se font remarquer de

Berrede.

de nos jours , & c'est la France , qui nous les fournit : Ouvrages excellents par leur but, qui est d'instruire, embellis par la delicatesse d'Esprit, & les agrements , qui s'y trouvent rependus. L'Auteur de l'un (das ist Herr de la Bruyere) place de maniere a pouvoir considerer les hommes dans la situation la plus elevee, & frappé du Travers, du faux, qui se trouve parmi eux, & qui de la decoule & se repand dans la multitude, s'est mis a les peindre, & sa peinture est telle, que l'on reconnoit par tout, que c'est un autre motif, que l'envie de briller, qui l'a produite. L'amour du Bien, & la haine du Mal l'animent, & y mettent de la vie, & ce double caractere en fait une Satyre rectifiée & complete. Par tout le Lecteur s'y reconnoit, ou il reconnoit quelqu'un, & se trouve entretenu de ce, qui va a l'humanité. Cet Auteur fait un espece de parallele entre les caracteres des hommes d'autre fois decrits par un des Ecrivains les plus estimés de l'Antiquité, & les Caracteres des hommes d'a present. En même tems aussi il fait par sa maniere d'ecrire, un parallele entre le genie simple de l'Antiquité, ou du moins de l'Auteur, qu'il a traduit, & mis a la tête de son Ouvrage,
&

Borrede.

& le Genie fertile en tours ingenieux de nos tems, qui lui est naturell, & il y reussit a un point, que même les partisans de l'Antiquité doivent estre tentés de se declarer pour le genie moderne, pour l'ingenieux. Mais l'Ouvrage est si bon, par lui même, par ce, qui en fait l'essentiel, qui le plus souvent il permet a peine de faire attention a l'Esprit, qui l'orne. L'Auteur y depeint principalement les moeurs de la Nation, a qui il cherche d'estre utile, & il ne faut point donter, qu'il ne le soit, qu'il ne lui fasse tout le bien, que des Ecrits de cette Nature lui peuvent faire. On remarque dans les siens, outre le genie François, qu'il a dans toute sa Beauté, tout le discernement, qu'un homme des interessé, un Etranger, y pourroit joindre, & sa peinture vive & pleine de grace, vaut sans doute, & pour l'instruction, & pour l'agrement, les Satyres les plus ingenieuses, que l'Antiquité nous a lessées, comme elle surpasse de beaucoup les satyres ecrites de nos jours. Dis einzige unüberworfliche Zeugniß des Herrn Muralt ist, meines Erachtens, genug, den Herrn de la Bruyere, mit seinen guten Eigenschaften, und seltenen Verdiensten, kennen zu lernen. Man muß entweder dasselbige, ohne hinglänglichen Grund verwerfen, aber auch sich das durch einer Unvernunft und Ueberlegung schuldig geben,

Vorrede.

geben, oder man muß äußerst begierig werden, das Buch selbst zu lesen, um das angepriesene Gute, Nützliche und Schöne, mit eignen Augen wahrzunehmen. Der Verfasser derer *lettres Jvives & Cabalistiques*, der, was die Urtheile von gelehrten Männern, und dererelben Schriften anbelanget, gewiß eine gründliche Kenntniß und Einsicht zu Tage legt, und von dem wir überhaupt unsere Meynung, in gegenwärtigen Anmerkungen, p. 300. eröffnet haben, setzet unsern de la Bruyere dem Racine, dem Corneille, dem Despréaux an die Seite, und rechnet ihn also, mit Recht, unter diejenigen gelehrten Männer vom ersten Range, welche damahls in Frankreich den Ruhm einer gründlichen Beredsamkeit, und eines reinen, scharfsinnigen und lebhaften Vortrags, vor andern davon getragen haben, Tom. III. des *lettres Cabalistiques*, Epistola LXIV. p. 27.

Dem allen ungeachtet, und ob gleich dieses moralische Werck des Herrn de la Bruyere so viele wohlgegründete Vorzüge vor sich hatte, fehlte es doch nicht an widriggesinneten und mißvergnügten Gemüthern, welche bald dieses bald jenes an demselben aussetzen wollten. Ueberhaupt vermeynten einige, denen es vielleicht ungelegen war, daß ihr eignes Laster-Geschwür etwas empfindlich angegriffen würde, in diesen Bruyerischen Abbildungen derer Sitten eine gar zu beißende, und zum Theil recht ehrenrührige satyrische Schreib-Art gefunden zu haben. Man wollte des Herrn Autoris geheimste Gedancken und Absichten wissen.

D

Man

Verrede.

Man wies mit Fingern auf diejenigen Personen bey Hofe, und in der Stadt, welche derselbe, in seinem Buche, ganz eigentlich characterisiret, und auf ihre Umstände getrichelt haben sollte. Man sahe seine Vorstellungen als lauter Gemälde an, zu welchen sie das Original bald in dieser, bald in jener Person, antreffen wollten. Es kamen gar bald verschiedene Verzeichnisse, oder so genannte Schlüssel, zum Vorschein, in welchen die Namen dererjenigen angezeigt wurden, welche in des Herrn de la Bruyere Buche sollten angegriffen worden seyn.

Nun ist es wahr, es hat dieser Französische Theosophist die mannigfaltigen lasterhaften Ausschweifungen des menschlichen Herzens, und die daher fließende, zu seiner Zeit im Schwange gehende, üblen Sitten und Gebräuche, dermaßen mit lebendigen Farben abgemalt, und in ihrer eigentlichen inn- und äußerlichen Gestalt, so eigentlich vor Augen gemahlet, daß, wer solche Abbildungen mit Aufmercksamkeit betrachtet hat, nothwendig, vermöge der in der Seelen liegenden natürlichen Einbildungskraft, an diejenigen Personen gedenken müssen, von welchen er etwan gewußt, daß sie mit dieser oder jener Art derer bemerkten lasterhaften Vergehungen, vor andern behaftet gewesen sind. Es folgt aber daher noch gar nicht, daß der Verfasser dieser Characteren ebenfalls diese einzelne Personen im Sinne gehabt, und solche ausdrücklich gemeynet haben müsse, oder an ihren Ehren mit Fleiß habe angreifen wollen. Es machte

Vorrede.

machte es Bruyere so, wie es diejenigen zu machen pflegen, und auch machen müssen, die ein Laster in seiner wahren Beschaffenheit, das ist, mit allen seinen Quellen, Eigenschaften, Kennzeichen, Wirkungen und Folgen, vorstellen, und also der Sachen Natur und Wesen, so viel, als möglich ist, erschöpfen wollen. Sie geben freylich unter andern auf diejenigen Menschen genau Achtung, welche mit solchem Laster behaftet sind. Sie denken nach, und mercken fleißig an, wie dieselben etwa zu solchem lasterhaften Wesen gekommen, wie dasselbe in ihnen Wurzel geschlagen, wie es sich, mit seinen bösen Früchten, hier und dar geoffenbaret, wie es sich verborgen gehalten, oder wohl gar die Gestalt der Tugend an sich genommen, und wie überhaupt diese Gattung von unglückseligen Menschen, nach dem Triebe dieses verderbten Sinnes und Willens, in diesem und jenem Falle, sich bezeigt habe.

Es bleiben aber diese Forscher moralischer Wahrheiten, mit ihren Betrachtungen, gar nicht bey einer Person allein bestehen. Ein und eben dasselbe Laster zeigt sich immer, mit seinen Ausbrüchen, in einem anders, als in dem andern. Auf diese Verschiedenheit lassen sie ihr Augenmerk gerichtet seyn. Sie bringen alles, was sie, in ein:eln Fällen, angemerckt, zusammen, und in gehörige Ordnung, und so dem suchen sie, aus diesen bemerkten mannigfaltigen Quellen, Eigenschaften, Merkmalen, Früchten, Verhältnissen, und übrigen Umständen eines Lasters, von demselben einen klaren, deutlichen und möglichstermaßen vollständigen all-

Vorrede.

gemeinen Begriff zu ertheilen. So verfuhr Theophrast in Athen; so verfuhr auch sein Nachfolger, unser de la Bruyere, in Paris und Versailles. Dieser konnte diesfalls noch glücklicher seyn, weil er, an der Schärfe des Verstandes, und Lebhaftigkeit des Geistes, jenem nicht nur nichts nachgab, sondern noch dazu bey Hofe in einem solchen Posten stand, da er die geheimsten Verfassungen, und verborgensten, oft scheinbarsten Wege lasterhafter Seelen, beobachten, nach und nach einsehen, und entdecken, mithin davon eine wahre Abbildung entwerfen konnte.

Da er nun also verfuhr, und es ihm lediglich darum zu thun war, daß er das Lasterhafte in seinem Greuel, und das Tugendhafte in seiner Lieblichkeit, zum Besten der Menschen, vorstellen möchte, so fiel es ihm allerdings höchst schmerzlich, daß man seine gute Absichten nicht in alle Wege erkennen, vielmehr seine zur Erkenntniß der Wahrheit abzielende Bezeichnungen der Laster für bittere, auf diese und jene Person abgerichtete Insurien und Verläumdungen auslegen wollte, und daher öfters bey denen unschuldigsten Stellen seines Buches sich hören ließ: *C'est médisance, c'est calomnie!* Er beschweret sich gar sehr über dieses unbillige Verfahren seiner Widersacher in der obgedachten Vorrede, und bezeuget einmahl über das andere, daß er es gar nicht mit Personen, sondern mit Sachen zu thun, auch bey Abfassung seiner Caracteres weit edlere Endzwecke vor Augen gehabt habe. *En ménageant les*

Vorrede.

les particuliers avec toutes les precautions, que la prudence peut suggerer, j'essaye dans mon livre des Moeurs de decrir, s'il est possible, tout les vices du coeur, & de l'esprit, de rendre l'homme raisonnable, & plus proche de devenir Chrétien, schreibt er l. c. p. 515. Er bezeugt zugleich, daß er von denen bekannt gewordenen Schlüssen weder der Urheber sey, noch an denselben den geringsten Antheil habe, als welche ja einander selbst widersprächen, mithin, beides zu seiner Rechtfertigung, als zur Beschämung ihrer Urheber, gereichten, da der eine die Stellen seines Buches von dieser, der andere von einer andern Person, verstanden wissen wollen. Er zieht daraus, mit gutem Fug und Recht, den Schluß für sich, daß es das Ansehen habe, als ob seine Abbildungen der Sitten recht wohl gerathen seyn, und den Menschen, in ihrer wahren Natur und Beschaffenheit, recht eigentlich ausgedruckt haben müßten, weil doch die gegebenen Sitten-Bilder so vielen einzeln Personen ähnlich befunden würden. Je suis presque disposé a croire, qu'il faut, que mes peintures expriment bien l'homme en general, puis qu'elles ressemblent a tant de particuliers, & que chacun y croit voir ceux de sa Ville, ou de sa Province, heißt es p. 516.

Außer diesen ungegründeten Beschuldigungen, welche bloß aus Neid und Mißgunst, oder auch

Vorrede.

wohl aus einem schmerzhaften Gefühl eines durch die Braverische spinnne Feder aufgestochenen bösen Geschwürs, berachtesen, andes größtentheils nur von interessirten Journalisten und Zeitungs-Schreibern, verachtesen worden, außerdem, so wie ich, hat de la Bruyere einen bittern Widersacher in der Person des bereits eben gedachten Herrn de Vigneul-Marville gefunden, welcher in dem ersten Theile seiner *Melanges d'Histoire, & de Literature*, beydes an seiner Person, als an seinen Schriften, gar verschiedenes aussetzen wollen. Die vorgebrachten Anschuldigungen und Einwürfe beruhen entweder auf leeren Mutmaßungen, oder ungeräumten Wort-Verdrehungen, oder fließen aus einem übelgefunnen bittern Gemüthe hervor. Es hat solches Mr. Coste, in der Abfertigung, die er diesem unvernünftigen Tadler gegeben, und Herrn de la Bruyere, mit gutem Grunde, vertheidiget hat, deutlich erwiesen. Diese Vertheidigungs-Schrift führet den Titel: *Defense de Mr. de la Bruyere, & de ses Caracteres, contre les Accusations, & les Objections de Mr. de Veigneul-Marville*, und ist der Holländischen Auflage derer *Caracteres* von 1720. mit gedruckt worden. So viel ist gewiß, daß die wider de la Bruyere zum Vorschein gekommene Critiquen bey rechtschaffenen Liebhabern der Wahrheit und guter Sitten, keinen Verfall gefunden, vielmehr dem Tuche desselbigen, an seinem wahren Werthe, einigen Abbruch gethan, wohl aber denselben desto kenntlicher gemacht haben.

Vorrede.

Es gar wurde das Brunerische Werck für etwas in keiner Art recht vollkommenes gehalten, und als ein Meisterstück und Muster-Bild von vielen zur Nachahmung vor Augen gestellt. Denn es waren diese Characteres nicht so bald aus Sicht hervorgetreten, als die gelehrte Welt sich mit Schriften von dieser Art, und mit dergleichen Titeln, gleichsam überkühmet sah, welche aber auch gar bald in Vergessenheit kamen, und dem Werth unserer Brunerischen Characteres mehr erhöhten, als daß sie denselben hätten nachtheilig seyn, oder nur einiger maßen gleich geachtet werden sollen. Da erschienen im öffentlichen Druck: *Ouvrage dans le goût des Characteres. Les differens Characteres des femmes du siecle. Characteres & Portraits Critiques sur les defauts ordinaires des hommes. Portraits serieux & critiques. Characteres tirez de l'Ecriture sainte, & appliquez aux Moeurs de ce siecle. Characteres naturels des hommes, en forme des dialogues. Characteres des Vertus & des Vices.* Man hörte und sah nichts als Characteres, die aber größtentheils als schlechte Copien von einem schönen Original befunden, und derentwegen mit verächtlichen Augen angesehen wurden. Es ist ja nicht die Ueberschrift und äußerliche Gestalt eines Buches, sondern der Inhalt und die innerliche Güte, welche dem Verfasser Ehre und Ruhm bringet. Gleichwohl ist es immer der Brauch gewesen, daß, wenn

Vorrede.

etwan eine Schrift unter einer besondern Benennung zum Vorschein, und, ihres innern guten Gehalts wegen, in Hochachtung gekommen ist, sich bald mehrere Schriften unter gleichen, oder gleichkommenden Titeln, in großer Menge, eingefunden haben, gerade als ob es schon genug wäre, an der Ehre eines vortrefflichen Scribentens Theil zu nehmen, wenn man nur eine Schrift unter dem Titel, den er seinem Buche vorgesetzt hat, heraus geben kan. So gieng es mit denen, die es dem Bruyere nach, oder wohl gar gleich thun wollten.

Eine einzige nach dem Bruyerischen Fuß eingerichtete Schrift hat sich bey Ehren erhalten, und ist so gar würdig befunden worden, in einigen Holländischen Editionen, dem Original an die Seite gesetzt, und beygedruckt zu werden. Der Titel ist: Suite des Caracteres sur les Moeurs de ce siecle. Paris 1700. in 12. Es fehlet so viel, daß der Verfertiger dieser fortgesetzten Abbildungen derer Sitten, dem Herrn de la Bruyere seinen wohlverdienten Ruhm streitig machen, oder es ihm nur gleich thun wollen, daß er vielmehr offenherzig bekennet, wie er gar nicht im Stande sey, diesem großen Sitten-Lehrer es völlig gleich zu thun, und derentwegen, seines Unternehmens wegen, so gar bey der gelehrten Welt, um Verzeihung bittet. Livre admirable, schreibt er p. 314. que celui de LA BRUYERE! Caracteres inimitables, qu'on s'efforça pour-tant d'imiter! La confusion retombe sur
l'Au-

Vorrede.

l'Auteur imprudent, sur moi-même le premier. Si un Auteur eut donné a un livre le titre, que porte le mien, j'avoue qu'aussi tôt ma plume s'armeroit pour vanger THEOPHRASTE. Les grands noms ne doivent pas servir à produire un ouvrage mediocre; nous devons menager leur reputation, & la notre, les laisser jouir paisiblement d'une gloire acquise, travailler à en acquérir une, qui nous soit propre, si non vivre obscurs, & garder le silence. Je suis touché de ma Morale; la faute est sans remede, je m'en accuse, & demande grace aux partisans de LA BRUYERE. Après cet aveu, qui me confond, ce tort, que je me donne sans misericorde, il y auroit de la cruauté à s'élever contre moi, ou de la bizarrerie à s'indigner de ma Satyre: je ne m'épargne point, & je proteste, que j'épargnerai tout le monde. Dergleichen Bescheidenheit leuchtet aus dem ganzen Werke hervor. Und wie de la Bruyere hören mußte, daß er von kleinen, aber dabey bosshaften Gemüthern, nur der kleine Theophrast genannt würde, solches aber für gar keine Beschimpfung, sondern für eine besondere Ehre hielt; so war auch dieser sein Nachfolger vollkommen vergnügt, wenn er nur den Beynamen des kleinen Bruyere führen sollte. La Bruyere ne se croyoit pas deshonoré, qu'on l'appellat le

Vorrede.

petit Theophraste; je me rejouirois fort, d'être nommé le petit la Bruyere. pag. 116. Ich habe diese beyde Stellen zu dem Ende angeführt, daß man daraus ersehen möge, wie es diesem Fortsetzer derer Bruyerischen Characteren weder am Geist und Scharfsinnigkeit, noch an glücklichen Ausdrückungen gefehlet habe, und selbiger also vor andern im Stande gewesen sey, in die Fußtapfen seines Vorgängers, mit gutem Erfolge, einzutreten. Der Verfasser der wohlbekannten Monats-Schrift: la Republique de lettres genannt, Avril 1700. p. 466. entdecket uns den Namen dieses Autoris, und legt auch seinen Fortsetzungen ein gutes Zeugniß bey. Ce livre, spricht er von dieser Suite des Caracteres, est d'un Avocat, qui demeure a Rouen, nommé Monsr. Aleaume. Il a de l'Esprit, & de la Politesse. On trouve dans son Ouvrage des pensées assez bien tournées; mais il y en a d'autres, qui n'ont pas le même caractère &c.

Ich habe die beyden letztern Capitel von der Religion aus diesem Werke herausgenommen, und hoffe, daran nicht unrecht gethan zu haben. Man halte die Gedanken und Ausdrückungen mit dem Vortrag des Herrn de la Bruyere zusammen, so wird man in jenen vielleicht nicht eine so erhabene Lebhaftigkeit, als in diesem, doch aber gewiß eine ebenfalls überaus sinnreiche und angenehme Gründlichkeit bemerken. Man hat daher diese beyden

Capit

Vorrede.

Capitel nicht nur denen Bruyerischen Gedanken von Gott an die Seite zu setzen, sondern auch immerzu unter dem Namen des Herrn la Bruyere anzuführen, und als seine eigne Arbeit anzusehen, kein Bedenken getragen. Die große durchgängig sich veroffenbarende Gleichheit des richtigen Inhalts und schönen Vortrags wird hoffentlich das, was man disfalls gethan hat, entschuldigen.

Noch eins muß ich von dem Buche unsers Herrn Bruyere gedenken. Man hat angemercket, daß es, nach einer gewissen Zeit, nicht mehr mit einem so außerordentlichen Eifer gesucht, und mit so besondern Vergnügen, als vorher, gelesen werden wollen. Es hat selches einige derer größten Gelehrten nicht wenig Wunder genommen. Oliver hat über dieses fast unbegreifliche Schicksal eines in seiner Art unvergleichlichen Wercks ganz besondere Gedanken. Dieser gelehrte Abt hat, wie bekannt, die Historie von der Französischen Academie, deren unser Bruyere ein Mitglied gewesen ist, geschrieben. Wenn er nun in denen Nachrichten von unserm Herrn Autor auf diesen Umstand kommt, so schreibt er solche Abnahme der Hochachtung gegen die Caracteres, und daß dieselben nicht mehr mit so vielen Gedränge aufgesucht würden, der Bosartigkeit der menschlichen Gemüther zu. *Tant, qu'on a cru,* sagt er, *voir dans ce livre les portraits des gens vivans, on l'a devoré, pour se nourrir du triste plaisir, que donne la Satyre personnelle ;*

Vorrede.

nelle; mais a mesure, que ces gens-la ont disparu, il a cessé de plaire si fort par la matiere. Dem sey nun, wie ihm wolle, so erbhellet doch aus allen bisher gemachten Anmerkungen so viel, daß de la Bruyere einer derer gelehrtesten, derer sinnreichsten, und geschicktesten Männer seiner Zeit gewesen, auch dafür jederzeit, von allen redlichen, gehalten worden sey.

Außer der Uebersetzung des Theophrasts, und seinen selbst eigenen Characteren, hat man wenig mehr von ihm zu lesen bekommen. Er gehört unter diejenige Gattung von großen, aber seltenen Gelehrten, welche lieber viel denken, und wenig schreiben, als viele Schriften, ohne sonderliche darinnen befindliche heylsame Gedancken, heraus geben wollen. Der Pere Niceron gedencet noch einiger Dialogues sur le Quietisme, welche in Paris 1699. herausgekommen sind, und mercket zugleich mit an, daß de la Bruyere nur den Entwurf zu diesen Gesprächen gemacht, Mr. du Pin aber dieselben vollends ausgearbeitet und heraus gegeben habe.

Was endlich des Herrn de la Bruyere Tod anbetrifft, so befand er sich vier Tage vor seinem Ende in einer Gesellschaft guter und gelehrter Freunde. Er war dabey frisch und gesund. Ehe er es sich versähe, so merckte er, daß ihm auf einmahl das Gehör vergangen wäre, ohne darüber den allergeringsten Schmerz zu empfinden. Er eilte daher nach Versailles zurück, woselbst er in
dem

Vorrede.

dem Condeischen Vassall seine Wohnung hatte. Kurz darauf überfiel ihn ein Schlagfluß, daß er, nach einer Viertel-Stunde, seinen Geist aufgab. Der Tag seines Todes war der 10. May 1696. sein Alter also 52. Jahr. So berichtet uns Nicéron in dessen Lebens-Beschreibung. In denen Anmerkungen über die Oeuvres des Boileau wird an zweyen Orten gemeldet, daß er 57. Jahr alt worden sey. Da denn über dis noch einmahl der Tag des Todes auf den 20sten, das andere mahl auf den 10. May gesetzt wird. vid. P. I. p. 224. und P. II. p. 254. nach der Holländischen Edition von 1729. Die Umschrift bey dem meiner Edition vorgesetzten und anicht aufs neue abgestochene Brust-Bild des Herrn de la Bruyere kommt ebenemassen mit der Rechnung des Pere Nicéron nicht überein, indem seine Geburt 5. Jahr zurück, und also sein Alter, mit dem Autore derer Noten zu dem Boileau, auf 57. Jahr gesetzt wird. Wir wollen die Ursachen dieser verschiedentlich angegebenen Rechnung nicht untersuchen, als voran unsern Lesern wenig oder nichts gelegen seyn wird. So wird es uns auch überhaupt nicht zu verdencken seyn, daß wir von der Person und dem Leben dieses gelehrten Franzosen ein mehrers nicht beygebracht haben, da selbst diejenigen, die sein Leben in Frankreich beschrieben haben, ein mehrers nicht aufstreiben können. Wie viele gelehrte Männer hat es nicht zu allen Zeiten gegeben, von deren Lebens-Umständen, wenn solche gleich noch so merckwürdig gewesen sind, keine sonderliche Nachrichten hinterlassen worden? Laetius gab sich alle

ersinn

Vorrede.

ersinnliche Mühe, viele und zuverlässige Nachrichten von denenjenigen zu sammeln, deren Leben er beschrieben hat, gleichwohl hat er z. E. von dem Thalete Milelio, der doch ohnstreitig unter denen ältesten Weltweisen keinen geringen Rang gehabt hat, nichts gewisses aufzubringen gewußt. Wenn uns auch noch weniger von denen Umständen des Herrn de la Bruyere bekannt wäre, als uns doch bekannt worden ist, so ist uns sein in Händen habendes Buch ein unverwerflicher Zeuge, und gnugsamer Bürge, beydes für seine ausnehmende gründliche Gelehrsamkeit, als auch für die recht Christliche Redlichkeit seines Sinnes und Willens. Wir wollen nur noch das rühmliche Zeugniß beyfügen, welches ihm der Pere Niceron von wegen seines vernünftigen, uneigensinnigen, angenehmen und überhaupt tugendhaften Lebens: Wandels, l. c. beygelegt: C'etoit, sagt er, un Philosophe, qui ne son goit, qu'a vivre tranquille avec ses amis & ses livres, sachant faire un bon choix des uns & des autres, ne cherchant, ni ne fuyant le plaisir, tousjours disposé a se livrer a une joye modérée, & ingenieux a la faire naitre, poli dans ses manieres, & sage dans ses discours, craignant toute sorte d'ambition, meme celle de montrer de l'Esprit.

Nachdem ich nun von dem Autore, und desselben Buche so viel zuverlässig bengebracht, als zur Sache nöthig zu seyn vermeynet habe, so muß nun auch

Vorrede.

auch von der unternommenen Uebersetzung so wohl, als denen beygefügtten Anmerkungen, noch etwas gedencken. Ich will, wie ich auf dieses Vorhaben gerathen bin, mit aller Aufrichtigkeit erzehlen.

Ich habe bereits auf der Land-Schul Grimma an denen Characteribus morum des Theophrasti ein besonderes Vergnügen gefunden, jedoch, wie es gemeinlich auf Schulen zu ergehen pfleget, bey Lesung dieses guldnen Büchleins, mehr auf die schöne Attische Schreibart, und die daher zu erlernende Reinigkeit der Griechischen Sprache, als auf die Sache selbst und die darunter vortragene Sitten-Lehre, gesehen. Ich habe mir die Lust an diesem, so wohl als andern dergleichen vor-
trefflichen Ueberbleibseln des gelehrten Alterthums, auch auf der Universität, nicht vergehen lassen. Einstmahls fand ich in einem Verzeichniß von Französischen Büchern des Bruyerischen Wercks gedacht. Wer war begieriger, als ich, dasselbe zu sehen und zu lesen? Ich vermeynte in diesem Buche anders nichts, als einen gelehrten Commentarium über des Theophrasti Büchlein, und dasjenige nachgeholt oder verbessert zu finden, was etwan Isaacus Calaubonus vergessen, oder versehen haben möchte. Ich schaffte mir also den Theophrast des Herrn de la Bruyere, so bald als möglich, an. Der ziemlich hohe Werth dieses Buches, so wie es anno 1720. in Holland auf das vollständigste herausgekommen, reizte mich noch mehr, dasselbige zu lesen, und, derer darauf ge-
wen-

Vorrede.

wendeten Kosten halber, an dem verhofften nützlichen Inhalt und Vortrag, mich zu erholen. Ich schlug es auf, und durchblätterte es mit der größten Begierde. Allein wie verdrießlich fiel es mir, da ich dasjenige in dem Buche gar nicht fand, was ich suchte. Die Uebersetzung derer Theophrastischen Characteren sammt denen dabey befindlichen Anmerkungen, machen den allerwenigsten Theil desselben aus. Diese lehren sind sehr sparsam, und gehen nur auf die Erläuterung einiger wenigen Redens-Arten, welche nach denen Griechischen Gewohnheiten schmecken. Anbetreffend die beygefügt eignen Characteres des Herrn de la Bruyere, so haben selbige mit des Theophrasti seinen gar nichts zu thun. Ich durchsah also dieselbigen mit ganz flüchtigen Augen, und vermeynte die Zeit viel besser, als mit Lesung dieser die Sitten Frankreichs angehenden Schrift, anlegen zu können. Ich hatte zwar dann und wann theils in andern Büchern, theils aus dem Munde derer öffentlichen Lehrer, viel Gutes von diesem Französischen Weltweisen, vernommen. Es wollte aber alles dis noch nicht hinlänglich seyn, auf die Betrachtung seiner Gedancken viel Zeit und Fleiß zu verwenden. Ich legte also das Buch, nicht ohne Verdruß, bey Seite, und habe es in drey Jahren nicht wieder zur Hand genommen. Ich kam nach der Zeit ins Amt. Weil ich nun in der Französischen Sprache mich in etwas geübet hatte, und das Erlernte nicht gar wieder vergessen wollte, gleichwohl an guten Französischen Büchern keinen sonderlichen Vorrath hatte, so versöhnte mich

Vorrede.

mich wieder mit dem Herrn de la Bruyere, und nahm seine Characteres bey müßigen Stunden wieder vor. Ich fing an, das Buch, mit mehrerer Aufmerksamkeith, zu lesen. Ich laß bald im Anfange, bald zu Ende desselben, wie denn die Capitel keine sonderliche Verbindung mit einander haben, und also ohne Unterschied gelesen werden können. Je mehr ich laß, je mehr bekam ich Lust zu lesen. Bald gefiel mir die überaus zierliche Schreib-Art, bald blieb ich bey denen sinnreichen Einfällen behangen, bald, und zwar am meisten, machten die tiefen Einsichten in das Geschäfte der Sitten, und die im Vortraae der Wahrheit beygebrachten bündigen Schlüsse, einen angenehmen Eindruck in mein Gemüth. Ich nahm mir vor, das Buch vom Anfang bis zu Ende durchzulesen. Ich befand durchgängig, und wurde je länger, je mehr überzeugt, daß der Autor einen aufgeweckten Geist, einen schönen Verstand, eine gründliche Wissenschaft, und bey dem allen, ein frommes und redliches Herz gehabt haben müsse. Dis veranlafete mich, daß ich, bey lebendigen und todten Lehrern, um des Mannes und seiner Schriften Beschaffenheit, mich genauer erkundigte. Da ich denn allenthalben sehr viel Gutes von ihm in Erfahrung brachte. In dieser guten Meynung wurde noch mehr, und völlig bestärket, als ich auf das letzte sechszehnte Capitel kam, welches von denen so genannten starcken Geistern handelt, und lauter unwidersprechliche Beweise für die Existenz und Vorseege Gottes in sich fasset. Die angenehme Mannigfaltigkeit derer wider die Got-

Vorrede.

tes. Verläugner abgehandelten hochwichtigen Lehren erhielt mich bey einer beständigen Aufmerksamkeith, und die durchgängig erwiesene Gründlichkeit überzeugte, ja rührte zum öftern ganz empfindlich, mein Herz. Dieser überzeugende Vortrag, von Gott und Göttlichen Dingen erhielt nicht nur durch das sinnreiche Wesen derer Ausdrückungen, sondern vornehmlich durch die zu Tage gelegte große Belesenheit, eine besondere Zierde. Bald dachte mich, ich läse in des Ciceronis Büchern de natura Deorum, und hörte einen Balbum wider einen Atheistischen Corram disputiren; bald kam es mir vor, als ob ich eine derer allerneuesten Philosophischen Beweisführungen für das Daseyn Gottes vor Augen hätte, und bald auf den Satz des Widerspruchs, bald auf den Satz des zureichenden Grundes, bald auf andere isiger Zeit sonderlich in Uebung stehende Gründe des Bekenntnisses geführt würde. So artig und so schicklich ist hier altes und neues zusammengebracht, und aus beyden das Beste heraus genommen. Es war mir eine sonderliche Freude, daß ich es also befand. Ich bin kein Verehrer des Alterthums zum Nachtheil der neuern Art zu philosophiren. Ich mag aber auch nicht das Neue in der Weltweisheit also lieb gewinnen, daß ich das Alte verachten sollte. Eins, wie mich deucht, will, bey dem neuerlichen Vortrag der Wahrheit nicht wohl zu leiden stehen. Ich finde eines Theils, daß in verschiedenen sonst guten Schriften, die Beweishümer derer Alten für die Existenz Gottes entweder gar verworfen, oder

Vorrede.

oder doch wenigstens für unzulänglich erklärt werden wollen, andern Theils, daß man die Beweis-Gründe, welche von der Zufälligkeit der Welt hergenommen werden, und freylich ihrer Bündigkeit halber die Besten sind, für etwas ganz Neues, und ehedem nicht so gebräuchliches, je zu weilen anzugeben pfleget. Und gleichwohl habe ich diese letztere Art des Beweises, bey dem Herrn de la Bruyere, zu dessen Zeit doch das *Principium rationis sufficientis* entweder gar nicht, oder wenigstens nicht, wie vorist, so gänge und gäbe war, nicht ohne Vergnügen, in aller seiner Kraft, angetroffen.

Diese Umstände nun waren vermögend, mich dahin zu bringen, daß ich mich unternahm, diese schöne Abhandlung des Herrn Autoris, anbelangend den Beweis der Gottheit wider die starcken Geister, in meinen Neben-Stunden, ins Deutsche zu übersetzen, und wo es nöthig seyn möchte, mit einigen Anmerkungen zu erläutern. Zwoerley wolte mich gleich Anfangs von diesem Vorhaben abschrecken. Erstlich schien selbst der Verfasser der *Suite des Caracteres &c.* mir die Feder aus der Hand zu reißen. Ich fand, daß er von denen, die sich über eines andern Arbeit machen, und also auch von denen Uebersetzern eines guten Buches, nicht die beste Meinung hegte. *No donnez jamais, schreibt er pag. 124. a penser, que Vous avez voulu pourl suivre le travail d'autrui. Vous risquerez moins d'etre Au-*

Vorrede.

teur, que de commenter, ou de TRADUIRE. Celui, dont Vous exposez les Ouvrages est peut-etre celebre dans la Republique des lettres; savez Vous, si l'estime, qu'on a pour lui, ne diminuera celle, qu'on auroit eue pour Vous? Le public ne s'attend pas à une simple Traduction, il eroit, que vous voulez encherir. S'etant formé de Vous une grande idée, ne deviendrez Vous pas le jouet de sa critique, quand il connoitra, que Vous n'etes pas cet homme, dont il s'etoit fait un beau portrait? Le public n'a pas tort, d'en vouloir à ces sortes des gens: Car il arrive, qu'on tâche d'éclipser par ses propres sentimens les pensées de l'Auteur. On s'aime trop, pour renoncer au plaisir, qu'il y a, d'ajouter du sien à ce, que des Savans ont dir. Le Traducteur est bien puni de sa temerité. Ce qu'il y a d'exquis dans l'Ouvrage, ou le lui attribué; le public est-il injuste? Oui, me direz Vous? Mais qu'etoit-il neccessaire de le prier, d'en user ainsi. Ce tour etoit bon autrefois, il & usé maintenant, les Lecteurs ne sont plus duppes.

Gleichwie ich mich nun aber dessen gar wohl bescheide, daß weder meine Uebersetzung, noch die beigefügten Anmerkungen, der Ehre und Würde
des

Vorrede.

des Bruyerischen Buches, den allergeringsten Eintrag thun können, oder werden, geschweige, daß ich so verwegen seyn, und diese meine wenige Arbeit derselben vergezogen wissen wolte; also dauchte mich, es wurde mir, selbst durch das Beyspiel des Herrn de la Bruyere, und des Fortsetzers seiner Gedancken, aller geschöpftste Zweifel benommen. Jener hat ja selbst einen Uebersetzer abgegeben, und solche Uebersetzung mit Anmerkungen begleitet. Seine eigene Caracteres aber was sind sie anders, als wohlgegründete, durch die Uebersetzung veranlaßte, und nur auf die Zeichen seiner Zeit eingerichtete Anmerkungen? Dieser aber, Mr. Aleaume, hat er nicht auch selbst die Sichel in eine fremde Erndte hineingelassen? und sich an die Erläuterung, und weitere Fortsetzung der Arbeit des Herrn de la Bruyere, obgleich mit einem glücklichen Erfolg, hinangewaget? Wenn nun er solches ohne Bedencken thun zu können geglaubet, so hoffe auch ich, meines Unterfangens wegen, einiger maßen entschuldiget zu seyn.

Die andere, ungleich wichtigere Hinderniß, so sich mir in den Weg legte, war diese. Ich befand das Bruyerische Werk, wenigstens was den Vortrag von Gott und der Religion anbelangt, allerdings einer Teutschen Uebersetzung würdig. Ich wußte, daß es bereits, und bald nach desselben ersterer Ausgabe, in andere auswärtige Sprachen übersezt worden. Gleichwohl fand ich, nach allen eingezogenen Erkundi-

Vorrede.

gungen, nicht, daß man es in unsere Teutsche Sprache übersezt hätte. Wie? dachte ich bey mir selbst, und woher muß das kommen? Man hat ja viele andere Französische, oder sonst in ausländischen Sprachen geschriebene Bücher, die noch darzu von einem weit acringern Werthe, und öfters mit sehr kleinen Merckwürdigkeiten angefüllet sind, gar geschwinde in Teutscher Sprache geliefert! So, daß es denen Teutschen bey nahe als ein Fehler, und vielleicht nicht ganz unrecht, angeschrien werden will, daß sie sich, mit Uebersetzung fremder Bücher, nur allzu sehr beschäftigen, da sie ja wohl eben so gründlich zu denken, und eben so geschickt, in ihrer Muttersprache, zu schreiben, vermögend seyn dürften, als etwan ein Franzose, oder ein Holl- und Engelländer! Wie? daß man, bey solcher großen Uebersetzungssucht, den Herrn de la Bruyere übersehen, und sein Buch, darinnen so viel Geist und Geschmack, so viel Sinnreiches, Schönes und Nütliches, zu befinden, ja welches, in seiner Art, ein rechtes Kunst- und Meisterstück ist, nicht, wie tausend andere Bücher, in einer Teutschen Kleidung hervortreten lassen? Ich gestehe es, ich konnte mich so gleich in die Sache nicht finden. Ich kam gar auf die Gedanken, ob ich denn etwann mit einem Vorurtheil für den de la Bruyere eingenommen wäre, und gar zu gute Meynungen von seinem Buche geschöpft hätte. Ich nahm daher meinen Bruyere aufs neue vor, und versuchte, ob er sich auch bey Ehren erhalten würde? Der Versuch lief zur Vergrößerung beides
seiner

Vorrede.

seiner Ehre, als meines Vergnügens ab. Ich
erfahre an ihm noch mehr Gutes, als vorher, und
wurde also in meinem Vorhaben aufs neue, mit
völliger Gewisheit, bestärket. Hierzu kam noch,
daß ich einige nicht unwahrscheinliche Ursachen,
warum wohl die Deutsche Uebersetzung dieses schö-
nen Buches unterblieben seyn möchte, ausgefun-
den zu haben vermeynte. Vielleicht, dachte ich,
ist es andern mehr also, wie dir anfänglich, ergan-
gen, daß sie in dem Buche das, was sie gesucht,
nicht gefunden, und durch solchen Irrthum einen
Verdruß wieder dasselbe geschöpft haben; Viel-
leicht sind sie mit Lesung des Buches nicht bis auf
das letzte Capitel, welches doch das beste ist, ge-
kommen. Außer dem ist es ein Werk, darinnen
fast alle Arten der Wissenschaft und Gelehrsam-
keit ins enge zusammen gefasset sind. Es muß der-
jenige, der den Bruyere verstehen, noch mehr,
der ihn übersetzen will, nicht nur derer gelehrten
Alterthümer, sondern auch derer gelehrten und
anderer merckwürdiger Geschichte seiner Zeit, vor-
nehmlich des Zustandes derer freyen Künste und
ihrer Liebhaber in Franckreich, kundig seyn.
Hiernächst war de la Bruyere ein Mann von
geschwinden und scharffsinnigen Gedancken. Da-
her ist er öfters kurz, und, seiner sinnreichen Kür-
ze wegen, etwas unverständlich. Manche Stel-
len und Ausdrückungen kan man gar nicht verste-
hen, weil man die besondern Umstände, auf wel-
che dieselben zielen, nicht weis, auch nicht wissen
kan. Diese und viele andere Bedencklichkeiten
können schon vermögend gewesen seyn, einen Lieb-
haber

Vorrede.

haber der Teutschen Sprache, wenn er auch sonst noch so viel Geschicklichkeit belesen, von der Uebersetzung dieser Characteren abzuhalten. Da nun auch ich meines Unvermögens mir gar wohl bewußt bin, so habe ich mich an das ganze Werk noch nicht recht getrauet, sondern nur mit Uebersetzungen desjenigen Capitels den Anfang gemacht, welches, meinen Gedanken nach, unter allen das wichtigste, das verständlichste, und dem Amte, darinnen ich, durch die Gnade Gottes, stehe, am allergemähesten war.

Bei dem allen habe ich doch, in diesem sonst leichten Vortrage, eine Stelle gefunden, welche ich bis diese Stunde nicht recht verstehe. Ich will meine Unwissenheit offenherzig bekennen, und diese zweifelhafte Stelle hersetzen, auch den gelehrten Leser bitten, daß, wenn ihm die Sache besser wissend seyn sollte, er mir davon sonderschwer, einige Nachricht zu ertheilen, gütigst geruhen möge. Ich werde selches mit allem Dank annehmen, und überhaupt in der Bereitwilligkeit, in diesem und andern Stücken, eines bessern mich belehren zu lassen, nicht leicht jemand etwas nachgeben. Die streitige Stelle ist Cap. I. S. 51. zu befinden, da redet der Herr Autor von dem bekannten Königlichem Lust-Schlosse Chantilly, und machet aus denen daselbst befindlichen recht wunderbaren Kunst-Gebäuden, wider einen Atheisten, den Schluß, daß nothwendig ein verständiger und erfahrener Werkmeister und Künstler vorhanden gewesen seyn müsse, der alles dieses so angegeben und

Vorrede.

und ins Werk gerichtet hätte, woraus so denn weiter auf den Werkmeister der ganzen Welt gefolgert wird. Da redet nun der Herr Autor den starcken Geist unter andern also an: Vous recrierez-Vous (indem du alle diese mit Verstand, und Weisheit aufgeführte Kunstwerke erblickest:) Quel jeu du hazard! combien de belles choses se sont rencontrées ensemble inopinément! non sans doute, Vous direz au contraire, cela est bien imaginé, & bien ordonné, il regne ici un bon gout, & beaucoup d'intelligence; je parlerai comme Vous, & j'ajouterai, que ce doit être la demeure de quelqu'un de ces gens, chez qui un NAUTRE va tracer, & prendre des alignemens dès le jour même, qu'ils sont en place - - - . Hier weis ich

nun nicht, was, oder wer, der NAUTRE, welches Wort in meiner Edition mit eben solchen großen Buchstaben gedruckt ist, eigentlich seyn soll. Ich habe alle Gelehrten, und andere Lexica, deren ich habhaft werden können, nachgeschlagen, auch einen und den andern gelehrten Mann zu Rathe gezogen, aber zur Zeit nirgends etwas gewisses gefunden. Ich habe daher in der Uebersetzung dieses unverständliche Wort gar aufengelassen, und nur überhaupt den Sinn des Herrn Autoris ausgedrucket. Wie denn der Beweis-Grund desselben in seiner völligen Kraft

Vorrede.

bleibet, man mag endlich, wer der Mr. Nautre sey, wissen oder nicht. Unterdessen sollte es mir gleichwohl herzlich lieb seyn, wenn ich auch in dieser kleinen Ungewisheit verständiget werden könnte. Außer dem habe, bey der Uebersetzung, keinen weitem Anstoß gefunden, hoffe auch, den wahren Sinn des Herrn de la Bruyere durchgehends wohl getroffen, nicht weniger im Deutschen, so viel es sich thun lassen wollen, deutlich ausgedrucket zu haben. Vorbey gar nicht abredig seyn will, daß, ob ich mir gleich alle Mühe gegeben, die Lebhaftigkeit und sinnreiche Kürze derer Gedanken und Worte des Herrn Autoris auch im Deutschen kenntlich zu machen, daß, sage ich, wie eine jedwede Sprache ihre eigenthümliche Artigkeiten hat, also auch der Brumerische Vortrag in seiner Mutter-Sprache allerdings mehr Lebhaftes und Schönes, im Munde führet, welches sich in der Deutschen Sprache, wenn man zumal von denen Worten nicht gar zu weit abgehen will, nicht ausdrücken läßt. Dagegen wird man auch, bey genauer Gegeneinanderhaltung des Textes und der Uebersetzung, nicht selten bemercken, daß unsere Sprache, hier und dar, eine Wohlredenheit an die Hand gegeben hat, welche in der Französischen nicht befindlich ist, ja daß jezuweilen dem Original selbst, durch die Uebersetzung, hin und wieder einiges Licht gegeben wird. Denn wer wollte sagen, daß eine jedwede Uebersetzung schlechterdings gezwungen, undeutlich, und unverständlicher, als der Text seyn müsse? Eine gute Uebersetzung kan selbst vor dem

Vorrede.

dem übersehten Werke, der Deutlichkeit halber, und sonst, einen besondern Vorzug haben. Denn ob ich gleich dieses eben nicht von unserer gegenwärtigen Uebersetzung gesagt haben will; so bezeuget doch das oben angeführte Zeugniß des Herrn Menage, daß solches mit Recht von der Brumerischen Uebersetzung des Theophrasts gesagt werden kan.

Ob ausser dem, mit unserer Arbeit, es sich der Mühe verlohne, wird vornehmlich aus denen beigebrachten Anmerkungen zu beurtheilen seyn. Ich habe solche beizufügen, der Nothdurft befunden. Herr de la Bruyere ist zwar in seinem ganzen Vortrage gründlich, aber er hat seine Beweis-Gründe öfters also versteckt, und in solche liebreizende Aussenwerke eingekleidet, daß sie erst hervorgesuchet, von denen Zierrathen der Beredsamkeit entbloßet, und in ihrer eigenthümlichen Schönheit und Kraft dargestellt werden müssen. Desters gedencket er derer hochwichtigsten, und in die Religions-Wahrheiten ganz eigentlich einschlagenden Puncte nur gleichsam im Vorbegehen, in welchem Fall man wiederum einigen Anstand zu machen, und einige Erläuterungen beizufügen, sich genöthiget gesehen hat. Sein Vortrag ist mehrentheils kurz, vielmahls abgebrochen, und so eingerichtet, daß etwas, so zu reden, nur mit halben Worten angezeigt, und das, was fehlet, dem Nachdenken des Lesers überlassen wird. Nicht zu gedencken, daß die vorgetragenen Sachen selbst bald einer gewissen Einschränkung, bald

Vorrede.

bald eine weitere Ausführung, bald sonst eine und die andere Anmerkung erbeischt haben. Ich bin derentwegen, mit meinen Betrachtungen, mehr bey denen Sachen, als bey Worten, oder dergleichen Neben-Dingen, beiseite geblieben. Dabey habe ich immerzu mein Augenmerk zugleich mit auf die neulicher Zeit in Streit gezogene philosophische Lehr-Puncte gerichtet, wie es denn fast unmöglich ist, daß einem, der sich in der ighen Weltweisheit nur ein wenig umgesehen hat, bey Aufmerksamem Lesung derer Bruyerischen Sätze, nicht immerzu die, der neuern Weltweisheit halber, erregten Streitigkeiten, einfallen sollten. So eine genaue Verwandtschaft hat das eine mit dem andern, und so gar scheint Herr de la Bruyere etwas zu entdecken, zu beantworten, und zu entscheiden, was erst nach seiner Zeit auf die Bahne gebracht, und streitig worden ist. Ich weis wohl, man wird mir einen Einwurf machen und sagen, man hätte sich, in Anmerkungen, in Weitläufigkeiten, und solche Untersuchungen einlassen, zu welchem im Texte keine sonderliche Veranlassung anzutreffen wäre. Das ist wahr. Allein da ich doch, wie der Augenschein lehren wird, einigermaßen darzu veranlaßt worden bin, mir auch überdies einmahl vorgenommen hatte, bey dieser guten Gelegenheit, einen und den andern, bisher streitig gewesenem Lehr-Punct, in der Furcht des Herrn, und nach meinen Einsichten, in etwas zu beleuchten, und so wie ich es, in dem Lichte der Vernunft und

Vorrede.

und heiligen Schrift, gefunden, aufrichtig zu eröffnen; so wird mir die Verfahren heftentlich so gar sehr zur Last nicht gelegt werden dürfen. Ich denke auch, in dem ganzen Werckgen, mich also aufgeführt zu haben, daß weder der heiligen Schrift, noch der gefunden Vernunft, noch auch der Ehre vornehmer Vetter-Gelehrten und Weltweisen, im geringsten zu nahe getreten werden sey.

Die Absicht, welche ich hierbey habe, ist keine andere, als daß ich, beydes zur Befestigung der großen Wahrheiten von Gott und der Religion, als zur Bestreitung des Unglaubens, auch meines wenigen Orts, etwas beitragen möge. Wie nun dieser Endzweck unschuldig, redlich und gut ist, so ist auch der Lehr-Vortrag Herrn de la Bruyere allerdings so beschaffen, daß ich, an Erreichung dieses vergesteckten Ziels, nicht ganz und gar zweifeln will. Ich mag wohl mit allem Rechte sagen, daß dieser französische Weltweise, in seinem Buche, und besonders in dem Handel mit denen starcken Geistern, allen allerley worden ist. Es sind ja die menschlichen Gemüther nicht von einerley Art, so ist auch die Fähigkeit bey dem einen immer größer, als bey dem andern. Ehen Fenelon, der ge-

letzte

Vorrede.

lehre und fromme Erzbischoff in Cambrai, hat, in dem Eingange seiner Demonstration de l'Existence de Dieu, angemerkt, daß nicht alle Beweisführer von dem Daseyn Gottes für alle sich schicken, und daß sonderslich die aus der Metaphysic hergeleiteten Gründe den Begriff derer mehesten, überfliegen. Que les hommes, schreibt er Cap. I. accoutumes a mediter les verites abstraites, & a remonter aux premiers principes, connoissent la divinite par son idee; c'est un chemin seur, pour arriver a la source de toute verite. Mais plus chemin est droit & court: plus il est rude & inaccessible au commun des hommes, qui dependent de leur imagination. C'est une demonstration si simple, qu'elle echappe par sa simplicité aux esprits incapables des operations purement intellectuelles. Plus cette voye de trouver le premier etre est parfaite, moins il y a d'esprits capables de la suivre. Suchet nun jemand einen gründlichen auf die ersten Grund, Säge alles Erkenntnisses gebaueten Beweis, so wird er hier denselben finden. Findet ein anderer an derjenigen Art des Betrags einen Geschmack, da das ungeräumte und lächerliche in der Atheisterei vorgestellt wird, so wird ihm dieser neuere Theosophie,

Vorrede.

phrast, mit seinen Umschreibungen, ein völliges
Genügen leisten. Hat jemand an Betrachtung
der sichtbaren Welt, und denen daher gezogenen
Beweisen, sein Belieben, oder suche er in Din-
gen, die nach dem Alterthum schmelzen, sein
Vergnügen, oder liebt er Veränderung und
Mannigfaltigkeit derer Vorstellungen, so wird
er hier ebenfalls seine Rechnung finden. Ein ich-
weder Paragraphus enthält bey nahe etwas neues,
und bringet etwas ganz unermuthetes hervor.
Alles mit einander aber beziehet sich auf das
Haupt-Werk, und ist dahin eingerichtet, daß
die menschlichen Gemüther, nach ihren verschie-
denen Fähigkeiten, gerühret, und von der Wahr-
heit, daß ein Gott, und eine göttliche Versehen-
se, überzeugt werden mögen. Ich lege also
des guten Vertrauens, es werde diese Arbeit
nicht gänzlich ohne Segen seyn.

Sollte es denn aber sich zeigen, daß diese Ueber-
setzung, sammt denen dabey befindlichen Anmer-
kungen einigen Beyfall gefunden, und zur Be-
festigung der Wahrheit zur Gottseligkeit etwas
begetragen habe; so wäre mit Gott entschlossen,
künftig hin des Herrn de la Bruyere vernünf-
tige und sinnreiche Gedanken von der
Menschen Thun und Lassen, oder von de-

gen

Vorrede.

nen Tugenden und Lastern, auf eben den Schlag, denen Teutschen Liebhabern der Wahrheit und Tugend, vor Augen zu legen. Neben sich noch deutlicher ergeben würde, von was für einer tiefen Einsicht in die Sitten-Lehre, und überhaupt von was für einem großen Geiste, unser Herr Autor gewesen sey. Unterdessen schliesse ich diese Vorrede mit denen Worten, mit welchen Herr de la Bruyere den Vorbericht zu seinen Characteren beschloffen hat: Je consens, que l'on dise de moi, que je n'ai pas quelques fois bien, remarqué, pourvûque l'on remarque mieux.



Erster



Erster Abschnitt

von

S

D

Z

Z.

§. I.

Die * starken Geister, wissen sie denn auch, daß man sie nur zum Spott als so nennet? ** Ist wohl irgend eine grössere Schwachheit als diese, da man nicht weiß, welches der Ursprung und Anfang seines Wesens, seines Lebens, seiner Sinne, seines Erkenntnisses sey, und was der eigentliche Endzweck von alledem seyn sollen? Kan wohl eine Kleinmüthigkeit grösser seyn, als im Zweifel zu stehen, ob unsere Seele nicht etwan Materie, dergleichen Stein und Gewürme ist, und ob dieselbe nicht so wohl, als diese geringe Creaturen, verwestlich sey? Sollte nicht vielmehr dieses eine Stärke und Grosmüth zu nennen seyn, wenn man den Beariff von einem solchen allerhöchsten Wesen in seinem Gemüthe Mas verstatet, welches

höher ist, denn alle Dinge, welches alle Dinge ausser sich erschaffen und geniehet, und auf welches alle solche Geschöpfe hinviederum sich beziehen müssen, welches im höchsten Grad vollkommen, welches vollkommen rein und heilig, welches weder Anfang noch Ende hat, und von dem unsere Seele, als ein unsterblicher Geist, gleichsam eine Abbildung, und, wenn ich so sagen darf, ein kleines *** Theilgen ist.

* Was für eine Art von Ungläubigen der Herr Auctor durch die so genannten esprits forts, oder starken Geister verstanden wissen wolle, ist nicht nur aus diesen ersten Gedanken des Herrn de la Bruyere deutlich abzunehmen, sondern es hat auch derselbe diese Irr-Geister in dem folgenden ersten Cap. von der Religion §. XI. gar umständlich beschrieben. Aus welchem allem zu ersehen ist, daß durch die starken Geister alle diejenigen zu verstehen sind, welche es für eine ganz besondere Stärke des Geistes halten, wenn sie die groſſen Wahrheiten von Gott und göttlichen Dingen in Zweifel ziehen, oder wohl gar verläugnen können. Dabin gehören nun alle Atheisten, Deisten, und Naturalisten, als in welche drey Classen diejenigen gemeinlich eingetheilt werden, welche von Gott, von der Religion, von der h. Schrift, von der Unsterblichkeit der Seelen, und andern hochangelegenen Wahrheiten Grundstüzende Meinungen hegen. Atheisten sind diejenigen, die gar keinen Gott glauben, oder wenigstens sich alle Mühe geben, den so natürlichen Gedanken von dem Daseyn eines Gottes aus ihrem und anderer Herzen gänzlich zu vernichten. Deisten werden genennet, die zwar einen Gott glauben, aber von einem ihm zu erweisenden Dienste, und also von Religion und Gottesdienste, nichts wissen wollen, welche denn, in diesem Stück, dem Epicuro am nächsten kommen, der zwar auch

auch einen Gott glaubte, aber dabey vorgab, daß besel-
den allerhöchsten und seligsten Wesen nicht zulasse, daß
er um die Menschen, oder andere auffer und unter ihm
stehende Dinge, sich bekümmere, daher sich auch die
Menschen um ihn nicht eben viel bekümmern dürften,
weil sie von daher weder etwas übel's zu befürchten, noch
etwas gutes zu hoffen hätten, durch welche Lehren Re-
ligion und Gottesdienst schlechterdinas aufgehoben, ja
Gott selbst, in der That, abgeläugnet wird. Conf. Ci-
cero de Natura Deorum L. I. Naturalisten sind,
die zwar sowohl die Existenz Gottes, als die Nothwen-
digkeit eines Gottesdienstes zugesiehen, aber lediglich
bey der Natur, oder der sichtbaren Welt bestehen blei-
ben, und von keiner nähern göttlichen Offenbarung an
die Menschen, mithin von keiner heiligen Schrift etwas
wissen, vielweniger nach derselben die Erkenntnis und
den Dienst Gottes einrichten wollen. Diese drey Gat-
tungen von Ungläubigen werden, wenigstens von un-
serm Auctore, wiewohl nur spottweise, esprits forts ge-
nennt. Der Grund solcher Benennung ist nirgends an-
ders, als in der Einbildung solcher Leute, oder auch in
der Unwissenheit anderer, zu finden. Denn weil sie
ihre Zweifel und Widersprüche gemeinlich mit einigen
Schein-Gründen vorzubringen wissen, so geschiehet es,
daß sowohl sie selbst, als auch andere, die das Wahre
von dem Falschen gebührend zu unterscheiden, entweder
nicht im Stande sind, oder nicht Fleiß genug darzu an-
wenden, dergleichen scheinbare Vorstellungen für lauter
Früchte einer starcken und tiefeinschenden Vernunft hal-
ten, darinnen ein geschickter und aufmerksamer Liebha-
ber der Wahrheit nichts als Schwache, Ungrund, Irr-
thum und Betrug entdeckt. Theophilus Spizelius
in seinem Scrutinio Atheismi Cap. II. §. VII. men-
net, daß denen Atheisten, und ihrem Anhang, der Na-
me starker Geister derentwegen, und zwar mit Recht,
begelegt werde, quia confirmati essent ad nihil am-
plius credendum, seu, quia ad perfectionem nihil

credendi pervenissent, weil sie zum Unglauben recht verbärtet und verstarckt, oder weil sie in der Kunst, nichts zu glauben, zur Vollkommenheit gelangen wären. Des Herrn Auctoris Meinung, daß sie nur spottweise, und zur Verhöhnung also genennet werden, ist eben so gründlich, als sinnreich. Und so ist diese vermeynte Stärke des Geistes anders nichts, als eine *νικησις τῆς πλάνης*, eine Stärke, und starke Wirkung des Irrthums und Selbst-Betrugs. 1 Theß. II, 11.

•• Wenn die Erkenntnis unserer Seden auch daher groß oder klein, weit oder enge, stark oder schwach, genennet werden kan, je nachdem sie es mit großen oder kleinen, wichtigen oder geringern, heilsamen und nothwendigen, oder nicht so brauchbaren und vortheilhaften Wahrheiten zu thun hat, und aber Gott die allerhöchste, auch deswegen die allernothwendigste und allerthätigste Wahrheit ist, so verdienet derjenige Geist allerdings vor andern groß und stark genennet zu werden, der Gott erkennt, es wird auch solche Stärke und Geosinnth des Geistes um so viel ausnehmender seyn, je gründlicher die Erkenntnis Gottes ist, und je mehr dieselbige gebührend angewendet wird. Es heisset daher mit Rechte: Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang, *ἡ φόβος κυρίου ἀρχὴ σοφίας* das höchste und edelste, und das vollkommenste in der Wissenschaft und Washeit ist die Erkenntnis und Furcht Gottes. Ps. CXL. v. ult. Daher ist und heisset auch der Geist der Erkenntnis und der Furcht des Herrn nicht nur der Geist der Weisheit und des Verstandes, sondern auch des Rathes und der Stärke. Es. XL, 10. Wer sich nun einer Stärke des Verstandes rühmen will, der rühme sich dessen, daß er den Herrn wisse und kenne. Jer. IX, 23. Wer als Gott nach seinem Wort kennet und ehret, der ist ein rechter esprit fort, und wer Gott nicht kennet, noch kennen will, der beweiset die größte Schwäche des Verstandes, und ist ein rechter esprit foible. Uebrigens sind die Gedanken des Herrn Auctoris eben so gründlich, als zur

zur Bekämpfung der Gottesverläugner dienlich, wenn er schreibt, daß es allemahl für einen Menschen besser stehe, auch den Adel seiner Seelen erhebe, wenn er einen Gott glaube und annimmt, als wenn er denselben läugnet und verwirft.

*** Wenn unser Geist ein kleines Theilgen des allerhöchsten und unendlichen Geistes genennet wird, so geschieht es nicht in dem Sinne und Verstande, wie die alten Weltweisen unsere Seele divinae particulam zurae, ein Stückgen von dem göttlichen Wesen, genennet haben. Der Herr Auctor will weiter nichts anzeigen, wie es denn auch keine Art des Ausdrucks anzeigt, als daß unsere Seele mit Gott einige Ähnlichkeit habe, wie solches unten in der Abhandlung von dem Wesen und der Natur unserer Seelen mit mehrern ersehen wird.

§. II.

Der fähige und lehrbegierige (le docile) so treth, als der schwache (le foible) nimmt leichtlich Begriffe und Vorstellungen an; der eine nimmt gute, der andere nimmt schlimme an, das ist, der erstere läßt sich überzeugen, und giebt der Wahrheit Beyfall, der andere ist eigensinnig, und wird verführet. Demnach ergreift ein fähiger Kopf die wahre Religion, der schwache hingegen nimmt entweder gar keine, oder eine falsche, an. Nun hat ein so genannter starker Geist entweder gar keine Religion, oder er machet sich eine falsche Religion, und also ist ein solcher starker Geist anders nichts, als ein sehr schwacher Geist.

§. III.

Ich nenne diejenigen * weltlich, irdisch, oder ungeschliffen und grob, * deren Geist und Herz an

ein kleines Stück der Welt, das sie bewohnen, und welches die Erde ist, gleichsam angebunden sind, die weiter nichts achten, weiter nichts lieben. Leute, die eben so sehr eingeschränket sind, als dasienige eingeschränket ist, was sie ihr Eigenthum, oder ihre Herrschaft nennen, welches man doch ausmisst, davon man die Aecker zehlet, und die Gränzen anzeigen kan. *** Ich verwundere mich gar nicht, daß Leute, die sich auf einen Sonnen-Staub gründen, auch bey denen geringsten Bemühungen, welche sie zur Erferischung der Wahrheit anwenden, zu wancken pflegen, daß sie, bey diesem ihren so kurzen Gesichte, nicht durch den Himmel und desselben Gestirne dringen, und bis zu Gott selbst gelangen, daß, da sie weder die Vortreflichkeit eines Geistes, noch die Würde der Seelen erkennen, sie noch weniger begreifen, wie schwer es sey, die Seele zu beruhigen? wie weit die ganze Erde unter ihr stehe? wie unentbehrlich ihr ein allerhöchst vollkommenes Wesen sey? welches Gott ist, und wie unumgänglich nöthig dieselbe einer Religion habe, die ihr denselben anzeigen, und die Gewähr darüber leiste? **** Im Gegentheile begreife ich gar leicht, daß bey dergleichen Gemüthern es ganz was natürliches sey, daß sie entweder in einen gänzlischen Unglauben, oder in eine Religions-Sachen betreffende Gleichgültigkeit verfallen, und meinen, Gott und die Religion diene zu weiter nichts, als zur Politique, das ist, zur guten Einrichtung, Ordnung und Zierde der Welt, als welches, ihren Gedanken nach, das einzige ist, wel-

welches einige Aufmerksamkeit und Betrachtung verdient.

* Die H. Schrift nennet sie auch also. Sie nennet alle diejenigen, die nur denen sinnlichen Vorstellungen und Begierden des Herzens folgen, mithin an das Wesen dieser Welt gekunden sind, Liebhaber des Wesens dieser Welt, 1 Joh. II, 15. 16. ja die Welt selbst. 1 Cor. XI, 32. Sie beißen irdischgesinnte, Phil. III, 19. ja selbst Erde, Ies. XI, 4. ihre Herzen werden einer dicken, groben und unempfindlichen Materie verglichen. Matth. XIII, 15. Rom. XI, 8. 1 Tim. IV, 2.

** Hier fänget der Herr Auctor an, die schändlichen Quellen der Ateisterei zu entdecken. Die Hauptquelle ist das fleischlichgesinnte Weltwesen, welches in denen Herzen und Gliedern solcher Gottes-Verächter herrschet. Sie sehen nur auf das sichtbare und nicht auf das unsichtbare. Sie suchen, was denen Sinnen des Leibes wohl thut, und vergessen darüber der Hoheit ihrer Seelen, und wie sie dieselbige, auf eine ihrem geistlichen Wesen anständige Weise, vergnügen sollen. Augen-Lust, Fleisches-Lust und hoffärtiges Leben ist ihr höchstes Gut. Darum bekümmern sie sich nicht um Gott. Sie lieben Wellust mehr, als Gott. Der Bauch ist ihr Gott. Weil sie nun gern wollten, daß gar kein Gott wäre, so wenden sie auch allen Fleiß daran, sich und andere zu bereben, es sey kein Gott. Denn die unartigen Menschen glauben immer gern, was sie wollen und wünschen, das da seyn, oder nicht da seyn möchte.

*** Als lange wir die Vergnügung und Zufriedenheit unsers Gemüths in Dingen dieser Welt suchen, so finden wir es nicht, und bleibe immer ein Verlangen, eine Begierde, ein Wunsch nach einem vollkommenen Gut und Wohl, übrig. Dieses unendliche Verlangen unserer Seelen kan schlechterdings nicht anders, als durch ein unendliches Gut, gefüllet werden. Dieses

unendliche Gut ist Gott. Die Vereinigung und Gemeinschaft mit Gott ist der alleinige Weg zur wahren und recht beständigen Gemüths-Zufriedenheit. Daher sagt David: Ps. LXXII, 1. Meine Seele ist stille zu Gott, oder nach der heil. Sprache: *נַפְשִׁי שְׁקֵטָה לַיהוָה*, nur in, mit, bey, und über Gott wird meine Seele gestillet und zum Schweigen, oder zur Ruhe gebracht. Wenn wir demnach den unmöglichen Fall setzen wollen, es wäre gar kein Gott, so würden wir die allerelendesten Creaturen von der Welt seyn, und wir hätten sehr leicht zu wünschen, daß ein Gott seyn möchte, weil wir desselben zu unserer wahren Glückseligkeit schlechterdings nöthig haben. Diese Unentbehrlichkeit Gottes, oder eines allerhöchsten Gutes, für uns arme dürftige Menschen, kan zugleich, bey billigen Gemüthern, ein Beweisthum seyn, daß auch in der That ein Gott sey, und nothwendiger Weise seyn müsse. Die Religion muß uns auf diesen Gott führen, auch Anweisung thun, wie wir zu ihm kommen, und in seiner Gemeinschaft Ruhe finden sollen. Erdenden und erwählen wir uns selbst eine Art und Weise, dem unsichtbaren Gott zu dienen, so müssen wir immer in Furchten stehen, ob auch solche Art und Weise des Gottesdienstes vor ihm gefällig, und uns gesegnet seyn werde, und so würden wir, bey Übung einer selbst erwählten Religion, die gewünschte Seelen-Ruhe nicht nur nicht finden, sondern uns noch viel unruhiger und unglücklicher machen. Es ist daher, zur wahren Beruhigung unsers Gemüthes, wiederum unumgänglich nöthig, daß die rechte Art und Weise, Gott zu dienen, geoffenbaret, und von Gott selbst geoffenbaret werde. Gott, eben deswegen, weil er Gott ist, ist vollkommen gütig, und deßwegen, uns so viel Gutes zu erzeigen, geneigt und willig, als wir nur immer anzunehmen fähig sind. Es läßt sich demnach sicherlich glauben, daß es der gütigste Gott an solcher so unentbehrlichen Offenbarung seiner Willens-Beynennung, betreffend die Art und Ordnung, ihm gefällig, und

und im Segen zu dienen, nicht werde haben ermanget lassen. Da nun die H. Schrift Alten und Neuen Testaments alle Eigenschaften und Kennzeichen einer göttlichen Offenbarung hat, wie auch weiter unten erwiesen werden wird, so wird sie mit Recht zur Regel und Richtschnur unsers Glaubens und Lebens, und also unserer ganzen Religion angenommen und gebraucht. Das ist es, was der Herr Auctor mit wenigen, doch wohlgefaßten Worten, anzeigen wollen.

**** Es hat zu allen Zeiten solche Leute gegeben, welche die Religion als eine Erfindung Welt-kluger Köpfe angesehen haben, weil dieselbige ein geschicktes Mittel wäre, wodurch die Unterthanen eines Staats zum Gehorsam anzubalten, mithin desto eher Friede und Ruhe, im gemeinen Wesen, befördert werden könnte. Schon Cicero gedenket solches, qui dixerunt, totam de Diis immortalibus opinionem fictam esse ab hominibus sapientibus reipublicæ causâ, ut, quos ratio non posset, eos ad officium religionis duceret, er setzt aber auch hinzu, nonne hi ipsi omnem religionem funditus sustulerunt? Daß Machiavellus, und mit ihm viele andere, in denen neuern Zeiten, eben diese grundstürzende Meinung gehabt, ist bekannt. Siehe Theoph. Spizelii scrutinium Ath. Cap. III. §. 20. Daß aber dergleichen Meinung, nach Ciceronis Urtheil, in Büchern de divinatione, in der That, und von Grund aus, alle Religion aufheben, erbeller von selbst. Denn wenn die Religion von Menschen erdacht, und nur zu dem Ende eingeführet worden ist, daß äußerlicher Wohl- und Ruhstand desto füglicher erhalten werde, so wird niemand für seine Person, und um des Gewissens willen, sondern nur in Absicht auf das gemeine Wesen, zum Gottesdienste verbunden seyn, es wird auch die Religions-Versaffung allemahl verändert werden können, und verändert werden müssen, je nachdem es die so genannte ratio status, und andere äußerliche Umstände

erfordern. Es hat aber die Religion einen ungleich dauerhaftern Grund, und eine ungleich größere Absicht vor sich. Die Religion überhaupt, oder daß dem Herrn Himmels und der Erden von seinen vernünftigen Geschöpfen actiuert werde, gründet sich in ihrer Dependenz von Gott. So lange ein Gott seyn wird, und so lange vernünftige Creaturen seyn werden, so lange wird auch eine Religion seyn, und seyn müssen. Daher die Religion eber gewesen ist, als eine Policy, oder ein gemeines Wesen, unter denen Menschen entstanden ist. Und wenn auch einmahl die Verbindungen zwischen Obrigkeiten und Unterthanen wieder aufhören werden, so wird dennoch der Mensch, auch in der seligen Ewigkeit, eine Religion behalten, und nach derselben seinen Gott und Schöpfer unaufhörlich dienen, auch in solchem Dienste seine Seligkeit finden. Denn was die Absicht der Religion antettrifft, so gehet dieselbe auf die Verehrung Gottes, und seliglich auch auf der Menschen wahre Wohlfahrt und Seligkeit, weil der wahre Gottesdienst der Menschen zeitliches und ewiges Wohl, als eine unzertrennliche Folge, nach sich ziehet. Ob nun gleich die angeführte grundsätzliche Meynung von einem politischen Ursprunge zu der Religion selbst dem bürgerlichen Wohlstande wenig oder gar nicht zuträglich ist, maßen das, was erdichtet ist, ohnmöglich etwas gutes, auf eine gründliche und dauerhafte Weise, würcken oder nach sich ziehen kan, vielmehr nur desto größer Unbey zu befahrenstehet, im Fall der Betrug entdeckt werden sollte, da gewiß derjenige, der sonst zur Beobachtung seiner bürgerlichen Obliegenheit von selbst geneigt und willig ist, gar leicht von solcher Schuldigkeit abgezogen werden dürfte; so kan man doch diese böse Meynung, als ob die Religion, um des Staats willen, eingeführet sey, utiliter und selbst zur Befestigung der Wahrheit annehmen, maßen hierdurch die Feinde Gottes, und seines Dienstes, wider ihren Willen, eingestehen müssen, daß die Religion,

und

und sonderlich unsere christliche Religion, mit ihren Lehren und Forderungen, dem Menschen gar nicht schädlich, vielmehr, zur Erhaltung und Beförderung des allgemeinen Wohls in der Welt, förderlich und dienstlich, ja höchst nothwendig sey. Auch dieses kan und muß, den billigen Gemüthern, eine Achtung und Neigung gegen unsere Religion zuwege bringen. Wie denn gewiß ist, und durch die Erfahrung bestätigt wird, daß, je ein besserer Christ jemand ist, ein desto besserer Regent und Unterthan derselbe seyn, auch desto besser seine leibliche und bürgerliche Wohlfahrt finden wird. Denn die Gottseligkeit, das ist, das wahre thätige Christenthum, ist zu allen Dingen, und also auch zum gemeinen, und besondern leiblichen Besten, nütze, und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. Weil denn aber die Gottseligkeit vornehmlich die Verheißung des zukünftigen ewigen Lebens hat, und das ewige Leben ungleich wichtiger, als das zeitliche Leben, ist, so folget auch von selbst, daß die eigentliche Absicht der Religion nicht auf eine bloße gute Einrichtung der Welt, sondern hauptsächlich auf die Einführung des Menschen in die Gemeinschaft Gottes, folglich auf die Unterweisung zur ewigen Seligkeit gerichtet sey.

§. IV.

Einige verderben sich vollends durch weite Reisen, und verlieren dadurch das wenige von der Religion, das ihnen etwan noch übrig war. Sie sehen alle Tage einen neuen Gottesdienst, mancherley Sitten, mancherley Gebräuche und Ceremonien. Sie sind denenjenigen gleich, welche in die Waaren-Gewölbe gehen, aber noch nicht mit sich selbst einig sind, was sie für eine Art der Zeugetheilen und kaufen wollen. Die große Anzahl derselben, so man ihnen vorlegt, machet sie noch
viel

viel ungewisser. Eine jedwede derselben hat ihre Annehmlichkeit und ihren Wohlstand. Sie entschließen sich zu nichts, und gehen, ohne etwas zu kaufen, davon.

Reisen in fremde Länder sind an und für sich selbst keine Quelle des Unglaubens oder der Atheisterei, vielmehr können solche in allen Theilen der Wissenschaften, auch selbst in der Gottes-Gelahrtheit, ihren guten Nutzen haben. Man findet hiervon in des Lansii Consultationibus gute Nachricht, da er, in der ersten Rede, das Lob und den Nutzen, in der andern aber den Tadel und Schaden derer Reisen anzeigt. Was demnach, bey ungetrübten, und leichtsinnigen Gemüthern, in Religiöns-Sachen, für Irrthum, Schaden, und Gefahr, auf Reisen angerichtet wird, geschieht nur zufälliger Weise.

§. V.

Es giebt Leute, welche nicht eher fromm und gottesfürchtig werden wollen, als bis die ganze Welt ungläubig und gottlos worden sey. Dieses gottlose Wesen wird alsdenn das Werck des gemeinen Mannes seyn, und davon werden sie nachher sich loszumachen wissen. Sie wollen in einer so wichtigen und ernsthaften Sache etwas besonders haben. Sie halten es mit der Mode, und mit dem gemeinen Laufe der Welt, nur in solchen Dingen, die gar nichts zu bedeuten haben, und von gar keiner Folge sind. Ja wer weis, ob sie nicht auch schon darinnen eine Art der Grobmuß und Unerbrockenheit gefeket haben, daß sie, was das Zukünftige anbetrifft, alles auf ihre Gefahr
an

Kommen lassen. Es ist überdis, ihren Gedanken nach, nicht nöthig, daß man, in gewissen Umständen, bey einer gewissen Weite des Verstandes, und gewisser Absichten, sich viel bekümmere zu glauben, wie und was die Gelehrten und der gemeine Mann glauben.

Es ist hier die Rede von einer carnali affectatione singularitatis, oder von einem Gesuch fleischlich gesinnter sonderlicher Meynungen und Lebens-Arten, welcher bey gar vielen eine Quelle, gleichwie mancherley Unwesens, also auch des Unlaubens, zu seyn pfleget. Denn weil solche Freudencket, in allen Dingen, etwas besonders haben wollen, und aber die Meynung, daß ein Gott sey, folglich auch Religion und Gottesdienst, eine allenthalben eingeführte Sache ist; so wollen sie lieber von solcher allgemeinen Gewohnheit abgeben, ohne den Grund davon gebührend zu untersuchen, als daß sie, mit dem gemeinen Hauffen, gemeine Sachen machen sollten. Nun ist zwar die Allgemeinheit einer Meynung, und eines Gebrauchs, noch kein unwiderstehlicher Beweis, daß solche Dinge derentwegen gleich wahr sind, es ist aber auch noch weniger daher zu schliessen, daß alles, was durchgängig angenommen wird, irrig und ungeräumt seyn müsse, vielmehr würden solche Atheistische Singularisten, bey genauer Untersuchung der Sachen, befinden, daß dieser durchgängige Begriff von Gott, und von der Nothwendigkeit eines ihm zu erwerbenden Dienstes, einen höhern Ursprung, als etwan die Erziehung, Nachahmung, Gewohnheit, und politische Erfindung, zum Grunde, und also die Wahrheit auf keiner Seiten haben müsse; wie man auch derentwegen denjenigen Beweis für die Existenz Gottes, der von dem übereinstimmigen Glauben aller Völker hergenommen wird, und darauf sich nicht allein Cicero und andere heidnische Weltweisen, sondern auch unsere alte christliche Gottes-Gelehrten, berufen ha-

haben, nicht so schlechtbin zu verwerfen hat, *Stümahlen* dasjenige, was Bayle und andere dagegen vorbringen, annoch sehr zweifelhaft und unermessen ist. Allein das eingebilddete Vergnügen in keinen Gedanken, Meinungen, und Handlungen etwas besonders verzeihen zu können, gilt bey denen vermeinten starcken Geistern mehr, als Wahrheit und Verweis. Il n'y a pas de verité si evidente, schreibt Jurieu in seiner Histoire critique P. I. Cap. III. dont quelques gens ne se donnent la liberté de douter, pour avoir le plaisir, de se faire remarquer dans une route singuliere. Das ist, es ist keine so offenbahre Wahrheit, an welcher zu zweifeln nicht gewisse Leute ihnen die Freyheit nehmen sollten, um nur das Vergnügen zu haben, sich auf einem ganz besondern Schlag und Wege finden zu lassen. Einer andern und bessern Art von Singularisten gedenckt Scriver in seinem Seelen-Schaz Part. V. cap. IV. p. m. 849. wenn er also schreibt: Die rechtschaffene wahre Christen sind recht Sonderlinge, und ganz anders, als alle andere natürliche Menschen gesinnet; was diese verlangen, das verachten sie, was die verachten, das verlangen sie, und was die vergnügt, das betrübet und verunruhiget sie, was aber jene betrübet, das erfreuet und vergnügt sie. Alle Welt verlangt, suchet, und achtet die Ehre, den Reichthum, die Wolust, das Leben; die Christen aber fliehen die Ehre, sie verachten den Reichthum, sie erschrecken vor der Wolust der Welt, und wollen lieber sterben, als leben. Die Lust der Welt-Kinder ist auf mancherley Dinge gerichtet: Einer hat Lust zur Hoheit und Herrlichkeit, und liebet Pracht und Ansehen; ein anderer findet keine Lust in der Unreinigkeit; ein anderer in dem Studiren und in den Wissenschaften; ein anderer im Sammeln der zeitlichen Güter, ein anderer im Herstreuen derselben durch Schwelgerey und Leppigkeit; einer findet keine Freude im Bauen, ein anderer im Verwüsten, u. s. w. Der Christen Lust aber ist ganz ausnehmend und son-

sonderlich, sie haben Lust zu sterben, sie haben eine Begierde, die Welt je eher und lieber zu verlassen, der Tod ist der Welt erschrecklich, ihnen aber tröstlich und erfreulich.

S. VI.

Man zweifelt, ob ein Gott sey? bey einer vollkommenen Gesundheit, fast auf gleichen Schlag, wie einige zweifeln, ob es eine Sünde sey, mit einer Maitresse zu thun zu haben. Wird man aber krank, und ist die Wassersucht, oder eine andere tödtliche Krankheit, vorhanden, so giebt man der Maitresse den Abschied, und glaubet einen Gott.

S. VII.

Man sollte sich vorher ernstlich untersuchen und prüfen, ehe man sich für einen starken oder Frey-Geist ausgiebet, damit man wenigstens, und keinen Lehr-Säken zu folge; also bis ans Ende verbleiben möchte, wie man gelebet hat; oder wenn man findet, daß man die Kraft nicht besitzet, es so weit zu bringen, man sich entschliesse, also zu leben, wie man gerne sterben möchte.

Nichts räumt sich mit denen vermeynten starken Geistern weniger, als Unbeständigkeit und Wandel-muth. Nichts aukert sich bey ihnen mehr, als eben diese Schwäche, wenn es zum Sterben gebet. Da sie im Leben mit aller Gewalt von dem gemeinen Haufen distinguiret seyn, und etwas besonders haben wollen; so wenden sie sich doch im Tode wiederum auf denselben Seite, und müssen also, wider ihren Willen denen all-

gemeinen Begriffen Recht geben. Kann etwas überlicher seyn, als dieser Leute Eigensinn? Kann ein stärkeres Zeugniß wider sie für die Wahrheit seyn, als diese ihre, wider Willen vorgenommene, Sinnes-Änderung? Sie sind dem Epicuro gleich, von dem Cicero schreibt: Nec quemquam vidi, qui magis ea, quæ timenda esse negaret, timeret, mortem dico, & DE OS. Lib. I. de Nat. Deor.

§. VIII.

Alles Scherzen ist bey einem Sterbenden etwas ungeräumtes. Laßt der Scherz vollends auf gewisse wichtige Punkte hinaus, so ist er etwas klägliches. Auf seine Kosten denen Hinterlassenen ein Vergnügen, von wegen eines gesprochenen arztigen Wortes, zu machen, ist gewiß eine über alle Maassen betrübt Sache.

Es ist dem Werke des Monf. de la Bruyere ein Schlüssel beygefügt, welcher verschiedenen Stellen einen gar deutlichen Aufschluß giebt; sonderlich sind in demselben die Namen derjenigen Personen angezeigt, auf welche der Herr Verfasser, hin und wieder, sein besonderes Absehen gehabt haben mag. Dieser Schlüssel nun so wohl, als die, meiner Edition von 1720. am Rande beygefügte Anmerkung, verweist uns bey diekem §. auf einen gewissen Grafen, damaliger Zeit, Namens d' Olonne, welcher so gar auf seinem Todesbette eine recht gottlose Leichtsinzigkeit bewiesen haben soll. Da er, als Monf. de Cornouaille, Vicarius von St. Eustachio, zur Thüre eingetreten, und ihn zum Tode zubereiten wollen, zu denen Umstehenden gesprochen: serai-je encornaillé jusqu' à la mort? Soll ich mir denn, bis an mein Ende, Hörner machen lassen? womit er auf den Namen Cornouaille abgezielt, und damit einen recht leichtfertigen Scherz getrieben hat.

Es hat uns auch der Herr Auctor von diesem Grafen, an einem andern Orte, nemlich L. I. p. m. 343 nach Anzeige obgemeldten Schlüssels, unter dem Namen Cliton, eine eben dahin einschlagende Beschreibung gegeben, woselbst es unter andern von ihm heisset, daß derselbe in seinem ganzen Leben nur zwei Verrichtungen gehabt, daß er nemlich Wirtags und Abends gespeiset, und es das Ansehen gehabt, daß dieser Mensch nur zur Verdauung gebohren gewesen sey. Cliton n'a ja mais eu toute sa vie, que deux affaires, qui est dediner le matin, & de souper le soir; il ne semble né, que pour la digestion. Da er nun den Bauch für seinen Gott im Leben gehalten hat, so ist es auch nicht zu verwundern, daß er, auch im Tode selbst, mit Gott und göttlichen Dingen, sein Gespötte getrieben hat. Fast eben dergleichen erzehlet der oft angeführte Spizellius Cap. II. von dem bekannten Atheisten, Francisco Rablais, daß er in der letzten Todes-Stunde alle diejenigen verlachet, die ihn auf Gott und dessen Barmherzigkeit verweisen wollen, führet auch aus dem Io. Laeto, von einem sonst gelehrten Italiäner, Namens Cosinus, folgende Wortz an: Atheus ex hac vita migravit, moriturus, nec Parochos, nec Capucinos, ferre voluit, monitus extremum, reformidaret judicium, assatum risit, stulti, inquit, abire, nulli sunt diaboli, nisi hostes nostri, qui nos, in hoc mundo, vexant, neque alius Deus est, præterquam Reges & Principes, qui soli nos possunt juvare, & nobis bene facere. Von dieser unglückseligen Leichtsinigkeit und Art zu scherzen, wird weiter unten noch etwas mehrers beygebracht werden.

§. IX.

Man mag endlich von dem, was nach dem Tode erfolgen soll, halten, was man will, so ist Sterben gewiß eine sehr ernsthafte Sache. Es will also

zu solcher Zeit gar nicht Leichtsinigkeit, und Ebers, sondern Beständigkeit und Ernst, wohl anstehen.

§. X.

Es hat zu allen Zeiten dergleichen Leute von aufgewecktem Geiste, und angenehmer Wissenschaft gegeben, die rechte Sklaven derer Großen in der Welt gewesen sind, als deren ruchloses Wesen sie wider ihr besseres Wissen, und Gewissen, angenommen, auch ihr Lebtage solches Joch getragen haben. Diese Leute haben nur für andere Leute gelebet, und dieselbigen, wie es scheint, für ihren allerersten Endzweck angesehen. Sie haben es sich für eine Schande gehalten, vor ihren Augen, ihre Seele zu retten, und als solche sich sehen zu lassen, wie sie vielleicht, in ihren Herzen, waren, und also haben sie, es sey aus Ehrerbietung, oder aus Schwachheit, sich selbst ins Verderben gestürzt. Sind denn nun aber wohl auf Erden die Großen so groß, und die Mächtigen so mächtig, daß sie es um uns verdienen, daß wir, nach ihrem Gefallen, nach ihrem Geschmack, und nach ihrem Eigensinn, glauben und leben, indef wir unsere Gefälligkeit gegen dieselbigen noch viel weiter treiben, und so gar sterben sollten, nicht so wie es für uns am sichersten wäre, sondern auf eine solche Art und Weise, die ihnen angenehmer und gesälliger ist.

Dieses ist nur von denenjenigen falschberühmten Politicis gemeynet, welche entweder alle Religion verworfen, und abgelaugnet, oder, mit dem Machiavello,
und

und andern, die Religion nur als ein Mittel, den Staat desto besser einzurichten, angesehen haben. Dergleichen atheïstische Politici sind ehemals, an denen Höfen der Großen, häufig, und beliebt, gewesen, auch vertrieben, mit einem besondern Namen, Gens de Service, genennet worden, wie Gentilet in Antimachia-vellismo bemerket: Ihnen ist die Ehre den Menschen lieber gewesen, denn die Ehre bey Gott. Joh. XII. 43. Aber solche irdischgefinnte Ehre ist auch, ofters noch vor der Welt, zu Schanden worden. So wenig aber das Wort: Nulla fides pietasque viris, qui castra sequuntur, bey Soldaten ist weder Frömmigkeit, noch Treu und Glauben zu finden, eine allgemeine Wahrheit ist; so leidet auch dieses: Exeat aula, qui volet esse pius, wer fromm seyn will, muß vom Hofe wegzbleiben, seinen Abfall. Wasen es zu allen Zeiten, gleichwie unter denen Großen selbst, also auch unter ihren hohen Bedienten Männer von ausnehmender soliden Frömmigkeit gegeben hat, und auch noch giebt.

§. XI.

Ich wünschte, daß diejenigen, die wider den gemeinen Lauf, und wider die großen und allgemeinen Glaubens- und Lebens-Regeln sich setzen, auch mehr, als die andern, wüßten, daß sie stärkere Gründe, und solche Deroisihümer hätten, die eine Ueberzeugung mit sich führen.

Die Unwissenheit ist eine, und eine derer vornehmsten Quellen der Athesiererey. Denn wie, nach dem Ausspruch des Haco de Verulamio, eine weise und gründlich gelehrte Weltweisheit zu Gott führt, also führt eine diefalls nur ebenhin geköppte Erkenntniß von Gott ab.

§. XII.

Ich möchte einen vernünftigen, mäßigen, keuschen, billigen und gerechten Mann sehen, der da sagte, es ist kein Gott. Beniamin würde ein solcher ohne Interesse reden. Allein dergleichen Leute giebt es nicht.

Diesen Ausspruch des Herrn de la Bruyere wollen Bayle und andere nicht gelten lassen. Man führet, zu dem Ende, Exempel solcher Atheisten an, die einen überaus vernünftigen und recht tugendhaften Lebens-Wandel geführt haben, und solcher Gestalt dem gemeinen Wesen gar nicht schädlich, sondern vortheilhaft und nützlich gewesen seyn sollen. Man ist so weit gegangen, daß man gemeynet, dergleichen Atheisten wären in menschlicher Gesellschaft noch wohl eher, als andere, die einen Gott bekennen und glauben, zu erdulden, und zu gebrauchen. Nun findet man ja wohl, daß einige solcher Gottes-Verläugner einen äußerlichen ehrbaren Wandel von sich haben blicken lassen. So führet Jo. Colerus, im Leben Bened. de Spinoza, gar umständlich an, daß dieser Ery Atheist überaus mäßig, nüchtern, hartsam, friedfertig, uneigennützig, keuschlich, und in seiner ganzen Lebens-Art erdentlich gewesen sey. So weiß man auch, was man dem 1729. verstorbenen berühmten Deisten Collins, in denen gelehrten Zeitungen, vom Jahr 1731. p. 226. für ein rühmliches Zeugniß, seines Lebens-Wandels betreffend, gegeben. Wider welches Zeugniß ferwohl, als wider die Sache selbst, Herr Pastor Götten, in einer Note über Dittoms Buch von der Wahrheit der christlichen Religion aus der Auferstehung Jesu Christi, p. 78. eine und die andere wohlgegründete Anmerkung gemacht hat. Ausser dem allen ist auch nicht zu laugnen, daß, wenn ein Atheist die moralitatem actionum internam, oder den innerlichen sittlichen Gehalt seiner Handlungen zugesiehet, wie er denselben zugesiehet muß, und

und demnach nur die natürlichen Folgen eines tugend- und lasterhaften Wandels vernünftig erwogen, ein solches, wenn er auch keinen Gott, und kein außer-Mittliches Geis von Gott einräumen will, dennoch sich, zu einem tugendhaften Lebens-Wandel, verbunden halten muß, weserme er nicht die ganze Natur seiner Seelen aufheben will, als welche, unter andern, auch dieses mit sich bringt, daß er das begehre und vollbringe, was ihm nützlich und gut, das hingegen verabscheue und lasse, was ihm schädlich verkennt. Denn allen aber unaechter, und was die Sache selbst anbetreffe, so mag ein Mensch noch so einen guten Schein der Tugend, Ehrbarkeit, und Zucht, von sich geben, so verdienet doch solch Schein-Wesen den Namen einer wahren Tugend im geringsten nicht: weil es daßen an dem rechten Grunde, der heilsamen Erkenntnis, und Furcht des Herrn, wie auch an der rechten Absicht, die Ehre Gottes, und seine wahre Seelen-Wehlfahrt zu befördern, ermangelt. Hiernächst, und wenn man von eines Arbeitens tugendhaften Handlungen Rühmens machet, auch wohl dadurch einen Befenner Gottes und seines Wortes, beschämen will: so siehet man jenen gemeinlich nur von der Seiten an, da er, nach der Beschaffenheit seines Temperaments, oder auch von wegen einer gebabten guten Erziehung, zu diesem und jenem Laster, nicht sonderlich geneigt ist, und derentwegen dasselbe, nicht sowohl aus Liebe zur Wahrheit und Tugend, als aus Mangel eines darzu führenden natürlichen Triebes, unterläßt. Welches man denn schon für hinlänglich zu seyn meynt, einen solchen überhaupt tugendhaft zu nennen, da er doch andern Lastern ergeben ist, auch dieselben ohne Scheu treibet, wenn er nur derselben Begehung seinen fleischlichen Absichten gemäß erkennet. Im Gegentheil siehet man einen, der Gott und sein Wort bekennet, nur von der schlimmsten Seite an, und weiß ihm die geringsten Vergehungen, als große Missethaten, anzuschreiben. Kurz: ein Mensch, als ein Mensch, und in so weit er

nach seinen arbeitslichen Lehr-Sägen lebet, nur nicht
 nachhaltig tugendhaft seyn, und ein Christ, als ein Christ,
 und in so ferne er seinen christlichen Glaubens-Lebens-
 und Tugend-Lehren nachgibt, kan nicht anders, als die
 Tugter verabscheuen, und ernstlich vermeiden. Es hat
 und behält demnach unser Herr Ansehen recht, wenn er
 dafür hält, daß kein Leben gefunden werde, auch
 nicht gefunden werden könne, der in der That und
 Wahrheit tugendhaft sey.

§. XIII.

Ich gestehe es, ich bin in dem Stücke äus-
 serst neugierig, daß ich denjenigen gern sehen möch-
 te, der von dem Sage: Es ist kein Gott, überzeu-
 get seyn will. Er sollte mir wenigstens den
 unüberwindlichen Beweisgrund sagen, der ihn
 zu überführen vermögend gewesen ist.

§. XIV.

Die Unmöglichkeit, darinnen ich mich befin-
 de, zu beweisen, daß kein Gott sey, entdeckt mir
 desselben Existenz oder Wirklichkeit, und daß ein
 Gott sey.

§. XV.

Gott verdammet und strafet diejenigen, die
 ihn beleidigen, er ist allein Richter in seiner eignen
 Sache, welches sich widerspricht, wenn er nicht
 selbst die Gerechtigkeit und Wahrheit, das
 ist, wenn er nicht Gott ist.

§. XVI.

Ich empfinde bey mir, daß ein Gott ist, und
 ich empfinde bey mir nicht, daß kein Gott sey.
 Das

Das ist für mich genug. Alles übrige Raisonniren nützt mir nichts. Ich schliesse, daß ein Gott ist: dieser Schluß liegt in meiner Natur. Ich habe die Gründe dafür in meiner Kindheit gar zu leichtlich angenommen, ich habe sie nachher, bey zunehmenden Jahren, auf eine gar zu natürliche Weise behalten, daß ich sie unmöglich in den Verdacht einer Unrichtigkeit setzen kan. Allein es giebt doch gleichwohl Gemüther, die sich von diesen Grund-Sätzen les machen. Ich antworte: Das ist noch eine große Frage, ob es dergleichen Leute giebt, und wenn dem auch allenfalls so wäre, so beweiset es weiter nichts, als daß es Monstra und Ungeheuer giebt.

Die innerliche Uebergzeugung des Herzens, von dem Daseyn und Wesen eines Gottes, ist ohnfeindlich, für unsere eigene Person, der stärkste Beweisthum, daß ein Gott sey. soll eben so, mit demselben von der Wahrheit der christlichen Religion am allerbesten bewiesen wird, der bey einer wohlgeordneten Uebung des Christenthums, in dem inneren seiner Seelen empfindet, ahndet, und sieht, daß die Lehren des christlichen Glaubens Wahrheit, Geist und Leben sind, wosin der Herrland selbst wohnt, wenn er spricht: So jemand will den Willen des thuns, der mich ansetzt hat, der wird innen werden, ob dich lehre von Gott sey x. Joh. VII. 17. Diese innerliche Uebergzeugung des Herzens von der Existenz eines allerböchsten Wesens, liest, und würde auch, bey allen sich finden, wenn nicht viele, hundertfach aber Arbeitsche Gemüther, dich, in und allen, von Natur erkennbare Wahrheit, durch nachtheilige Ungerechtigkeiten, aufhoben, ob sie gleich dieselbe, aller anwesenden dornigsten Bemühung unerschütter, nicht gänzlich den sich ausrotten und vernichten können. Daher auch unser Herr

Auctor mit Recht ſaget, daß dergleichen Leute, die von der Wahrheit, daß ein Gott ſey, gar keine Regung bey ſich empfinden wollen, entweder gar nicht gefunden würden, oder wenn ja dergleichen es gäbe, ſie doch nur als Unmenſchen gehalten werden müßten. Weilen nun Arbeitſten ſchlechterdings läugnen, daß ſie von Gott, in ihrer Seelen, gar keine Ueberzeugung oder Empfindung hätten, auch daher die von der allen Menſchen von Natur eingepflanzten Erkenntniß eines Göttlichen Weſens, hergenommene Beweisſchümer zu verlachen pflegen, ſo hat man freylich dieſelben mit andern Gründen zu überführen, an welchen es auch unſer Herr Auctor nicht er-mangeln läßt.

§. XVII.

Der Atheismus iſt nichts. Die Großen, welche man dieſerwegen am meiſten in Verdacht hat, ſind viel zu träge, als daß ſie in ihrem Herzen den richterlichen Ausſpruch thun ſolten: Es iſt kein Gott. Ihre Unempfindlichkeit und ihr unbedrückter Sinn machet ſie, in dieſem ſo wichtigen Glaubens-Puncte, eben ſo, wie in der Materie von dem Weſen ihrer Seelen, und von den Folgen einer wahren Religion, ganz kaltſinnig, und gleichgültig. Sie läugnen dieſe Dinge nicht, ſie geſtehen ſie aber auch nicht zu. Sie denken nur nicht daran.

Es kan dergleichen Zäherläſigkeit von denen Großen in der Welt nicht ſo ſchlechterdings geſaget werden. Man findet deren gar viel Exempel, welche um dieſe Dinge ſich bekümmern, und die Wahrheit derſelben, wo nicht ganz und gar gelaugnet, doch in Zweifel gezogen haben. Daß Kayſer Anaſtaſius dem atheiſmo nur allzuſehr ergeben geweſen ſey, kan man bey'm Zonara
und

und Paulo Diacono, lesen. Papst Paulus III. da es mit ihm zum Sterben kam, und ein Geistlicher, Franciscaner Ordens, selbigen zum Tode zubereiten wolte, auch unter andern erinnerte, daß er an das ewige Leben gedenden möchte, fragte noch: Ob denn ein ewiges Leben wäre? und als der Mönch zur Antwort gab, das würden Ihre Heiligkeit sehr wohl wissen, auch darüber sich noch weiter erklärte, so versagte er mit vielem Unwillen: Laßt mich zufrieden, ich will es bald sehen. Voetius dispp. P. I. p. 1142.

§. XVIII.

Wenn wir gleich noch so gesund, noch so stark, noch so verständig sind, so haben wir doch von diesen Leibes- und Gemüths-Gaben nicht zu viel übrig, daß wir an andere Menschen, oder an einen geringen Eigennus, gedenden dürfen; das gegen scheint es, ob wolten der Wohlstand, und die Gewohnheit, von uns fordern, daß wir an Gott nur alsdenn erst gedenden, wenn wir uns in einem Stande befinden, da nicht mehr, als nur etwas so viel Vernunft noch übrig ist, daß man nicht sagen dürfte, es sey gar keine Vernunft mehr da.

Unser Leben ist kurz. Unsere Gesundheit veränderlich. Unsere Leibes- und Seelen-Kräfte sind schwach und hinfällig. Daher sollten wir billig unsere wenige Lebens-Zeit, und alle unsere Kräfte auf die Betrachtung derjenigen Dinge verwenden, an deren Kenntniß und Gebrauch das allermeiste gelegen ist. Da nun Gott das allerhöchste, und aller unentbehrlichste Gut für uns Menschen ist, so sollten auch vornehmlich mit Gott und göttlichen Dingen unsere Gedanken, Kräfte, Arbeiten, und Tage beschaffiget seyn. Allein wie verkühet fangen es dinstalls die mehresten Menschen an! Sie bringen

ihre Tage zu, wie ein Geschnitz. Sie lassen das Haupt Werk fahren, und halten sich mit Neben-Werken, ja wohl gar, mit eiteln und nichtswürdigen Dingen, auf. Sie schweiffen, mit ihren Gedanken, und Begierden, so auf der Erden, und unter denen Vergänglichkeiten herum, daß sie entweder gar keine, oder doch sehr wenige Zeit, übrig haben, an Gott, an ihre Seele, an den Tod, und an die Ewigkeit zu gedenken. Sie sind auch, bey aller dieser Hatzlässigkeit, ganz unbekümmert. Sie meinen, es seye noch Zeit genug, an jene verdrüßliche Dinge zu gedenken. Wenn denn nun die Kräfte des Leibes und des Geistes hinweg, und in lauter unnützen Geschäften verbracht sind, wenn der Tod vor der Thüre ist, und sie, so zu reden, an dem Rande der Ewigkeit stehen, so meinen sie denn, nun ersodere es der Wohlstand und Gewohnheit, daß sie endlich auch um Gott sich bekümmern. Da soll denn Gott mit denen Hesen eines kraftlosen Alters verlieb nehmen, nachdem sie die Blüten ihrer muntern Lebens-Jahre dem Gott dieser Welt aufgeopfert haben. Die gesammte Stärke und Kraft des Geistes ist auf das Wesen dieser Welt verwendet worden; der wenige Ueberrest des Verstandes wird der Betrachtung und Handlung solcher Warheiten gewidmet, die eine völlige Sammlung aller nur auszubringenden Gemüths-Kräfte erforderten. Kan etwas verkehrter, als ein solches Verfahren seyn? Und so halten es die mehresten Menschen! Wer weise und klug ist, gednckt an das einzige Nothwendige, und vergisset, mit Paulo, was dahinten ist, und strecket sich zu dem, das davorn ist. Phil. III. 13.

§. XIX.

Ein Großer glaubt, er werde sterben, und er stirbt; ein anderer Großer vergahet unvermerkt, und verliethret täglich etwas von sich selbst, ehe er gänglich verliethet. Fürchterliche, aber vergebliche

the Lectiones! So merckwürdige, und so mercklich einander entgegen laufende Umstände kommen in keine Betrachtung, und rühren niemand! Die Menschen brauchen dabey nicht mehr Aufmerksamkeit, als etwan bey einer Blume, die verwelcket, oder bey einem Blat, das abfällt. Sie stehen nach denen ledigen Stellen, und erkundigen sich, ob, und durch wen, dieselbigen wieder ersetzt sind?

§. XX.

Die Menschen, sind sie denn wohl ehelich genug, treu genug, billig genug, um es zu verdienen, daß wir unser ganzes Vertrauen auf sie setzen, und uns nicht dahin zu bringen, daß wir wenigstens wünschen möchten, daß doch ein Gott wäre, an den wir von ihren Gerichten appelliren, und zu dem wir unsere Zuflucht nehmen könnten, wenn wir von ihnen verfolgt oder verrathen werden?

Wir Menschen wären freylich die allerschwächsten, unter allen Creaturen, auf dem Erdboden, wenn kein Gott seyn sollte; ja es würde, in solchem Falle, besser für uns, und zu wünschen seyn, daß wir weder Vernunft und Verstand, noch einen freyen Willen hätten, weil wir sodann ungleich weniger Leidenschaften, und daher rührenden Bekümmernissen, und Wüthseligkeiten, unterworfen seyn würden. Da wir nun mit so edlen Kräften, als Verstand und Wille sind, begabet werden, und aber dabey Lebens lang mit Sorge, Furcht, und Hoffnung kämpfen müssen, auch die wahre Veruhigung, weder bey denen Werken, noch sonst irgendwo in der Welt, finden können, vielmehr, und wenn wir solche bey der Creatur suchen wollen, nur unruhig werden, so muß nothwendig ein heberes allerschickliches Wesen vorhanden seyn, in und bey dem wir Ruhe, Frieden, und

Trost

Trost finden können und sollen, und dieses ist Gott. Der Weg zu Gott, und zur Ruhe in Gott, ist unter Heyland. Durch den haben wir Frieden mit Gott, und lebendige Hoffnung zur ewigen Ruhe und Seligkeit. Wäre dieses nicht, und wenn wir auch leben, als lange wir lebten. Treß in unsern Mühseligkeiten finden sollten, so wären wir doch die elendesten von der Welt. 1 Cor. XV. 19.

§. XXI.

Ist es das Große und Hohe in der Religion, welches die starcken Geister blendet, oder verwirret, so sind sie keine starcke Geister mehr, sondern schwache Köpfe, und kleine Geister; ist es aber das niedrige, und einfältige Wesen in der Religion, das sie stusig machet, so sind sie wahrhaftig recht starcke Geister, und noch weit stärker, als die grossen so erleuchtete, so erhabene, und nichts desto weniger so gläubige Männer, die Leones, die Basilii, die Hieronymi, und Augustini.

Die christliche Religion, so wohl, als die heilige Schrift, darauf sich die christliche Religion gründet, führen beides etwas hebes und Geheimnißvolles, als auch etwas, dem Ansehen nach, niederträchtiges, und einfältig & mit sich. Jenes, und daß die christliche redre Geheimnisse in sich faßet, ist mit der klugmachenden Religion eben so unzertrennlich verbunden, als unmöglich es ist, daß Gott, und göttliche Wege, von uns Menschen, völlig eingesehen, und begriffen werden können, weoen unten mit mehrern gehandelt werden wird. Müßen wir doch, in natürlichen Dingen, Geheimnisse zugeben, weil da vieles vorkommt, das wir nicht können, und gleichwohl die Art und Weise, wie es eigentlich ist und geschieht, vollkommenlich zu entdecken nicht im Stande sind. Wie vielmehr wird ein billiges Gemüthe sich bekümmern, daß in Sachen den

den unsichtbaren unendlichen Gott betreffend, viele unbegreifliche Dinge vorkommen, und nothwendig vorkommen müssen? Dieses aber, und daß dem ungeachtet, von Seiten derer, die das Evangelium zuerst verkündigt haben, sowohl an ihren Personen, als in ihrem Schrift- und mündlichem Vortrage und sonst etwas gemeines, niedriges, und einfältiges hervorleuchten will, gereicht der Sache an sich selbst zu gar keinem Nachtheil, sondern ist vielmehr ein Werk der mannigfaltigen Weisheit und Güte Gottes, weil durch solche bewundernswürdige Verbindung des Höhen mit dem Niedrigen, die Offenbarung der Ehre Gottes, und die Beförderung der menschlichen Seligkeit, als die Ursachen der geoffenbarten Religion, am vollständigsten erhalten werden konnten. Weder nun so wohl das Hohe als das Niedrige in der Religion ist, zu allen Zeiten, denen Grundes des Christenthums anständig gewesen. Sie haben in der Religion gar keine Schreinnisse leiden wollen, und demnach etwas unmögliches verlanget, folglich hiermit gar keine Stärke, sondern lauter Schwäche des Verstandes, an den Tag gelegt. Will ihnen im Gegentheile in der heiligen Schrift, oder sonst in Religiöns-Sachen, etwas vorgekommen, das nicht nach denen Regeln ihrer irdisch-gefinnten Welt, Klarheit und Kunst, eingerichtet gewesen, so haben sie solches verächtlich gehalten, und zur andernweilen Quelle ihres Unglaubens gemacht. So ging es Von zu Zeiten derer heiligen Apostel, da die Predigt von einem gezeugigten Heilande, und der in Ihm allein zu suchenden Seligkeit, denen blinden Heyden eine Thorheit, denen verstorbenen Juden aber eine Vergerniß war, der doch diejenigen, die die Sache, unter Gottes Beystand und Kraft, in eine aufmerksame Betrachtung zogen, darinnen lauter göttliche Kraft und göttliche Weisheit entdeckten. Wie denn so gar Heyden, in solchen Aussprüchen heiliger Schrift, die dem ersten Ansehen gar nichts hohes in sich haben, ein *etwas* und etwas aller-
dingz

dings recht hohes, majestätisches, und Gott ansehnliches gefunden haben. Vergleichen vom Longino bekannt, welcher in denen Worten Moses, da es heisset: Und Gott sprach, es werde Licht, und es ward Licht, einen recht sublimen und göttlicher Majestät höchst gemäßen Ausdruck bemercket hat. Conf. Christoph. Wollii Dissert. de eo, quod sublime est, in his Moses verbis: *יְהיָה אֵחָד אֶל לֹנְגִינִי* *אֵחָד* *אֵל*. Es ist auch von dieser Mosesischen Stelle eine schöne und gründliche Anmerkung in des Herrn Probst Reinbeck's Betrachtungen über die Augspurgische Confession, in der Vorrede zum dritten Theil p. 13. wider den Vertheilmischen Bibel-Üebersetzer zu befinden.

§. XXII.

Ein Kirchen-Vater, ein Lehrer der Kirchen, was sind das für Namen! Welche Finsterniß in ihren Schrifften! Welche Trockenheit, was für eine kalte, und vielleicht was für eine scholastische Andacht! sprechen diejenigen, die sie niemahls gelesen haben. Aber wie vielmehr würden alle diejenigen, die sich von denen Kirchen-Vätern einen, von der Wahrheit so weit entfernten, Begriff gemacht haben, erstaunen, wenn sie sehen sollten, daß in ihren Werken mehr Verbindung und Schönheit, mehr Geschicklichkeit und Geist, mehr Reichthum und Vorrath an Ausdrücken, mehr Stärke im Urtheilen, und Schliessen, weit lebhaftere Vorstellungen, und viel natürlichere Annehmlichkeiten, gefunden werden, als man in denen mehresten Büchern isiger Zeit nicht bemercket, die doch mit Geschmack gelesen werden, die auch ihren Verfassern einen grossen Namen, und eiteln Ruhm, zuwege bringen. Was für ein Vergnügen

gen ist es doch, die Religion zu lieben, und zu sehen, daß dieselbe Männer von so schönem Verstande, von so großem Geiste, und von so gründlichen Wissenschaften, geglaubet, behauptet, erklärt haben? vornehmlich wenn man ersiehet, daß, was die Weitläufigkeit des Erkenntnisses, was tiefe Einsicht und Scharfsinnigkeit, was die Grundsätze der reinen Weltweisheit, was derselben Application und Entdeckung, was die Richtigkeit der Schlüsse, was die Würde des Vortrags, was die Schönheit der Sitten-Lehre, und der dabey eröffneten Gedanken, anbetrifft, daß, sage ich, in diesen Stücken niemand ist, den man zum Exempel mit dem heiligen Augustino vergleichen könnte, als etwa Plato, und Cicero.

§. XXIII.

Der Mensch wird lügenhaft geboren: Die Wahrheit ist einfältig, aufrichtig und lauter, und er, der Mensch, verlangt Schein und Pug. Sie ist nicht sein Werk, sie kommt, so zu sagen, ganz fertig, und in aller ihrer Vollkommenheit, vom Himmel, und der Mensch liebet nur sein eigen Gemächte, das ist, Verstellung und erdichtetes Wesen. Siehe das gemeine Volk an, es erdenket, es sehet hinu, es legt, auf eine recht grobe und närrische Weise, zur Last. Frage einmahl selbst den sonst ehrlichsten Mann, ob er denn allezeit, in seinen Reden, warhaftig ist? ob er nicht, durch Verstellungen, wozu ihn die Eitelkeit, und Leichtsinigkeit, fast nothwendiger Weise, verleiten, ja zuweilen unvermerckt sich vergehet? ob es ihm nicht

nicht öfters, wider Vermuthen, begegnet,^a daß er, um eine bessere Erzählung zu machen, einen Umstand zu der erzählten Sache hinzusetzt, der doch dabei nicht zu finden ist? Es trägt sich heute, und fast vor unsern Augen, etwas zu, hundert Leute, die es gesehen haben, erzählen es auf hunderterley verschiedene Art und Weise, dieser hier, wenn man ihm zuhören sollte, wird eben dieselbe Sache noch auf eine Art erzählen, als sie noch nicht ist erzählt worden. Ist dem also, was werde ich nun wohl denenjenigen Geschichten für einen Glauben bemessen können, die alt und viele hundert Jahr, von unsern Zeiten, entfernt sind? Was soll ich auf die besten Geschichtschreiber bauen? Was wird aus der ganzen Historie werden? Caesar, ist er mitten im Rathe ermordet worden? Ist auch jemahls ein Caesar gewesen? Was für eine Folge, sprichst du, ist die! Was für Zweifel! Was für eine Frage! Du lachest, du achtest mich keiner Antwort würdig, und ich halte selbst, du hast recht: ich lese aber nichts desto weniger voraus; das Buch, darinnen des Caesars gedacht wird, sey kein profanes Buch, das etwa von Menschen, die Lügner sind, verfertigt, und von ehngefähr in einer Bibliothec unter andern MSS. welche wahrhafte, oder ungewisse Geschichte enthalten, gefunden worden, sondern es sey dagesen von Gott eingegeben, heilig, göttlich, es habe disfalls alle erforderliche Kennzeichen an sich, es befinde sich, seit bey nahe zwey tausend Jahren her, in einer zahlreichen Gemeinde, welche nicht zugegeben, daß man damit, während der Zeit, auch nur die

die geringste Aenderung vorgenommen, die es vielmehr, als ein Stück der Religion, und als eine Gewissens-Sache, angesehen, solches Buch in seiner völligen Richtigkeit zu erhalten, und daß selblich eine heilige unaufs löbliche Verbindlichkeit vorhanden sey, alle diejenigen Geschichte für wahr zu halten, welche in diesem Buche, darinnen zugleich von dem Caesar, und seiner Regierung, geredet wird, enthalten sind, alles dis voraus gesetzt, sage mir, Lucili **, willst du wohl noch zweifeln, ob ein Caesar gewesen sey?

* Diese ganze Vorstellung gehet wider diejenigen, welche die Göttlichkeit der heiligen Schrift, und folglich auch die darauf gegründete Wahrheit der christlichen Religion, läugnen, oder wenigstens verdächtig und zweifelhaft, machen wollen. Sie sagen, alle Menschen sind Lügner, und pflegen ihren Schrift- und mündlichen Erzählungen immerzu einige lügenhafte Umstände anzudichten. Man könne daher ihren Nachrichten niemahls einen ungezweifelten sichern Verfall geben, vielmehr müsse man immer in Furcht und Sorgen stehen, ob auch alles, was sie vorgeben, in der Wahrheit gegründet sey? Diese Sorge, Furcht, und Zweifel wären um so viel rechtmäßiger, je älter ihre Nachrichten wären. Nun hat es ja wohl mit der Menschen Unvollkommenheit allerdings seine Richtigkeit, gleichwohl geben diese allgemeine Fehler und Gebrechen der Menschen noch keinen hinlänglichen Grund hiemit an die Hand, daß man derenwegen alle ihre Erzählungen in Zweifel, oder in einen Verdacht der Unrichtigkeit, ziehen müsse. Vielmehr, und wenn man wider die Redlichkeit eines Geschichtschreibers nichts erhebliches aufbringen kan, so ist man auch, durch eine natürliche Billigkeit, verbunden, seinen gegebenen Nachrichten Glauben beizumessen, so daß solche unverdächtige Zeugnisse, zwar keine Ma-

thematikhe, doch einen solchen Grad moralischer Gewisheit erhalten, darauf man sicherlich trauen kan. Wie Ditton in Warheit die Christliche Religion aus der Auferstehung Jesu Christi deutlich erwiesen hat. Anderer Gestalt würde man in den lächerlichen Tertium des Pere Hardouin versallen müssen, welcher, um solcher und anderer nichtigen Ursachen willen, die mehresten ältesten Geschicht: Bücher für verwerflich, ja gang und gar für erdichtet gehalten hat. Wolte man derowegen denen Verfassern derer Bücher heiliger Schrift nur so viel Recht und Billigkeit wiederfahren lassen, als man andern Schriftstellern wiederfahren lässet, so würde man gewis für ihre Nachrichten mehr achtung haben, und sich für die Aufnahme ihrer vorgetragenen Lehren geneigter finden lassen. Man weiß doch, und kan aus unverwerflichen Profan: Scribenten darthun, daß die Verfasser solcher heiliger Bücher warhaftig ehemals in der Welt gelebet. Man kan erweisen, daß sie keine zumme oder wahnwitzige Leute, sondern so wohl als andere Menschen, vernünftig, vorsichtig, und klug gewesen sind. Man kan sie in ihren Reden und Schriften, einer Partbeylichkeit, oder Untreue, mit Besande der Warheit, nicht beschuldigen. Vielmehr erbeller aus allen Umständen unwiederstehlich so viel, daß sie von der Warheit dessen, was sie einstimmig bezeugen, eine ehnschlechte Kenntnis, Ueberzeugung und Gewisheit gehabt haben müssen, auch wohl nimmermehr ein so beschwerliches, so schweres, und mit so unendlichen Gefährlichkeiten verknüpftes Werk, dergleichen die Verkündigung des Reiches Christi war, übernommen haben würden, wösten sie nur nach denen Trieben einer bloß menschlichen Klugheit hätten handeln wollen, und nicht durch eine höhere Kraft darzu erwecket worden wären. Welches alles denn in einem unpartbeylichen Wahrheitsliebenden Gemürhe allerdings eine wohlgegründete Hochachtung gegen die Zeugnisse solcher Männer zuwege bringen kan und muß. Man findet hiervon mehrere über-

aus

auf gründliche Anmerkungen in Eduard Stillingfleet *Originibus Sacris* L. I. Cap. IX. p. m. 538. nach der ersten teutschen Uebersetzung. Daß nun, außer dem allen, die heilige Schrift, alle nur erforderliche Eigenschaften und Kennzeichen einer göttlichen Offenbarung habe, und daß sie also von Gott eingegeben sey, solches wird man vielleicht nirgends, so ordentlich, umständlich, und überzeugend erwiesen und ausgeführt antreffen, als in des Hamb. Herrn Pastor Frid. Wagners seligmachenden Erkenntniß Gottes erstem Stück, 2te Betrachtung. x.

** Lucilius war ein alter lateinischer Satyricus, von dem man sagt, daß er, mit seiner Satyrischen Zunge und Feder, weder Gott, noch Mensch geschoonet habe. Man findet seiner beyhm Cicerone, Horatio, und andern hin und wieder Erwähnung gethan. Es redet demnach unser Herr Auctor, unter diesen Namen, alle diejenigen an, welche Gott und Religion verlachen, die Unsterblichkeit der Seelen, und daß sie ein Geist sey, verläugnen, folglich gar nichts glauben wollen, als was sie mit ihren Sinnen des Leibes begreifen können. Es könnte auch wohl seyn, daß der Auctor mit diesem Namen auf den bekannten Attenien, den Iulium Caesarem Vaninum zurück gesehen habe, welcher ebenfalls den Namen Lucilius geführt hat, wie denn Monf. Durand desselben Leben unter dem Titel: *la vie et les Sentimens de Lucilio Vanini*, beschrieben hat.

§. XXIV.

Keine Musique ist geschikt, Gott nach Würden zu loben, und in seinem Heiligthum gehört zu werden. Seine Philosophie redet nach Würden von Gott, von seiner Macht, von denen ursprünglichen Quellen seiner Würckungen, und seiner Geheimnisse. Je subtiler und sumreicher diese

Philosophie ist, desto eitler und unnützer ist selbige auch, Dinge zu erklären, welche von Seiten der Menschen nur eine richtige und redliche Vernunft erfordern, wenn sie in einer gewissen Weite erkannt werden sollen, und ausser dem weiter nicht erklärt werden können. Von Gott, von seinen Vollenkommenheiten, und so zu sagen, von seinem Thun und Lassen, Grund angeben wollen, das heist weiter gehen, als die alten Weltweisen, als die Apostel, als die ersten Kirchen-Lehrer, gegangen sind; das heist lange Zeit und tief hinunter graben, ohne die Quellen der Wahrheit zu finden. Seit dem und so bald man die Namen der Güte, der Barmherzigkeit, der Gerechtigkeit, und der Allmacht verlassen hat, die doch so hohe und so liebreizende Begriffe von Gott ertheilen, man mag auch eine noch so starke Einbildungs-Kraft besitzen und anwenden, so muß man doch trockene, unfruchtbare, leere, unverständliche Ausdrückungen einführen, man muß Gedanken annehmen, die eitel, hohl, von denen gemeinen Begriffen abweichend, oder, wenns hoch kommt, subtil und sinnreich sind, daß je nachdem man viel oder wenig Entdeckung und Einsicht von einer neuen Metaphysique erlanget, man auch immer dabey ein wenig von seiner Religion verliere.

* Wann die Philosophie eine gründliche Erkenntniß der Wahrheit, in so ferne dieselbige aus und bey dem Lichte der gesunden Vernunft erlanget werden kan, zum Grunde, zur Absicht, und zum Inhalt hat, so ist sie allerdings etwas gutes, und eine Gabe Gottes, hat auch in andern höhern Wissenschaften, ja selbst in der
Göt.

Gottes = Sclartheit, ihren guten Nutzen. Wenn sie aber in einen Mißbrauch ausschlägt, so daß sie entweder ihre gehörige Grängen überschreitet und dasjenige ergründen und begreiflich machen will, was doch, für uns Menschen, in diesem Leben, ein Geheimniß ist und bleibt, auch gar nicht durch die Kräfte des natürlichen Verstandes, sondern lediglich durch das Licht der göttlichen Offenbarung, erkannt werden mag, oder wenn sie mit unnützen speculationibus, mit difficilibus nugis, mit seuchten Fragen, mit unnöthigen Wortstreiten, und dergleichen sich aufhält, oder wohl gar die heilige Schrift, meistern, und dessen allerheiligsten Glaubens-Lehren widersprechen will, und also mehr wider, als für die Wahrheit ist, so machet sie sich ihres Namens, da sie eine Weltweisheit genennet wird, unwürdig, ist in so weit verwerflich, und von einem rechtschaffenen Liebhaber der Wahrheit und Tugend zu vermeiden. In solcher Absicht warnt Paulus, daß sich niemand durch die Philosophie verführen und berücken lasse. Col. II. 8. In solcher Absicht haben die Väter der ersten Kirche, wider die Philosophie, und derselben Anhänger, gewaltig geeifert, und sie angesehen, als wenn sie dem Christenthum ganz und gar entgegen wäre. Und so ist es auch von dem Mißbrauch der Philosophie zu verstehen, was unser Auctor dawider, sowohl überhaupt, als sonderlich in Absicht auf neue metaphysicalische Grund-Lehren verdringet, wobey er ohnstreitig zugleich sein Abscheu auf die scholastische Philosophie gerichtet hat, welche grossen Theils auf leere und trockene speculationen hinaus läuft, und insofern mehr von Gott ab, als zu ihm hinführet.

§. XXV.

Wie weit lassen sich nicht die Menschen, durch das Interesse der Religion, treiben, von der sie doch so wenig überzeugt sind, und die sie so schlecht practiciren und üben.

Wie bey der Religion, nach dem vorbergehenden §. es nicht auf unnütze Subtilitäten ankommt, so ist es auch mit einem unverständigen Eifer nicht ausgemacht, am allerwenigsten findet Heuchelei und Scheinheiligkeit statt, wie in den folgenden §§. bemercket wird.

§. XXVI.

Eben diese Religion, welche die Menschen mit Hise und heftigem Eifer, gegen andere Glaubens-Genossen vertheidigen, eben diese Religion, sage ich, ändern sie selbst, in ihrem Verstande, durch besondere Meinungen, sie thun hinzu, sie nehmen tausend oft wesentliche Stücke hinweg, je nachdem es ihnen gefället und gut deucht. Dem ungeachtet bleiben sie fest und unbeweglich in derjenigen Forme, die sie derselben einmahl gegeben haben. Also, mit dem gemeinen Manne zu reden, kan man von einer Nation sagen, daß sie unter einer Art des Gottesdienstes lebet, und nur eine einzige Religion hat, aber eigentlich zu reden, so ist es gewiß, daß selbige mehrere Religionen, und fast ein jedweder seine eigene hat.

§. XXVII.

Zwo Arten von Leuten stehen an denen Höfen in Ansehen, und herrschen daselbst zu verschiednen Zeiten Dschlose, und Heuchler. Jene zeigen sich ohne Scheu, keck, offenbarlich, ohne Kunst, und ohne Verstellung; Diese hingegen listig, durch Kunst-Griffe, durch Verschlagenheit, sind auch tausendmahl mehr, denn jene, vom Glück eingenommen, und derentwegen bis aufs äußerste eifersüchtig. Sie wollen das Glück regieren, es
als

allein besitzen, es unter sich theilen, und andere davon ausschließen. Bürden, Aemter, ansehnliche Posten, milde Stiftungen, Pensiones, Ehren-Stellen, alles kommt ihnen, und ihnen nur allein, zu. Der Ueberrest von Menschen ist dessen unwürdig; sie können nicht begreifen, daß, ohne ihre Erlaubniß, jemand so unverschämmt seyn, und dergleichen nur hoffen könne. Es finden sich eine Menge von Masken auf einem Balle ein, haben sie die Vorhand, sie tanken, sie lassen sich, einer nach dem andern, zum Tanze aufführen, sie tanzen noch, sie tanken immer, sie geben niemanden aus der Versammlung die Hand, wenn er ihrer Hochachtung auch noch so würdig wäre. Man wird ganz verdrießlich darüber, man wird bey nahe krank, sie tanzen zu sehen, und gar nicht zu tanzen. Einige fangen an zu murren, die Klügsten nehmen dieser ihre Parthen, und gehen davon.

Es scheint zwar, was in diesem und einigen andern §§. bengebracht wird, mit dem eigentlichen Vorhaben des Herrn Auctoris, die Artheissen und starcken Geister in ihrer Blöße darzustellen, so gar genau nicht überein zu kommen. Es ist aber dieses Französische Theophrasti Art also, und seinem lebhaften Geiste gemäß, daß er dergleichen nicht unangenehme Ausschweifungen und Einfälle immerzu mit einhaltet, nachdem er, durch die Sitten und Gebräuche seiner Zeit, mehr, oder weniger darzu veranlaßt worden ist. Welches man, bey Lesung seiner Schriften, wohl zu merken hat. Herr de la Bruyere war nicht nur ein guter Philosophus, und liebte in seinem Vortrage Gründlichkeit und Ordnung; Er war auch ein guter Orator, und ließ sich nicht so genau in die Gesege philosophischer Vereinigungen einzwängen, suchte vielmehr das vom Horatio so sehr

angepriesene & prodesse, & delectare, zu verbinden, das utile mit dem dulci zu mischen, und seinen Vortrag mit artigen zufälligen Gedanken angenehm zu machen.

§. XXVIII.

Es giebt zwey Stellungen von Libertins oder Frey-Geistern. Erstlich die eigentlich so genannten Frey-Geister, wenigstens diejenigen, die sich selbst für solche halten; hernach die Heuchler, oder falschen Heiligen, das ist, diejenigen, die nicht wollen für Frey-Geister gehalten seyn. Die letztern sind, in hoc genere, die besten.

§. XXIX.

Der falsche, oder der Scheinheilige, glaubt entweder nicht an Gott, oder spottet Gott nur. Wir wollen höflich von ihm sprechen, er glaubt nicht an Gott.

Der Heuchler glaubet folglich nicht nur nicht an Gott, er spottet auch Gottes, und hält ihn, mit allem keinem Thun und Lassen, für Nichts. Denn er siehet Gott in der That für einen solchen an, der, mit dem äußerlichen Scheinwerke seiner Lippen und Hände, sich wohl werde begnügen und abweisen lassen, oder der nicht einmahl wisse, wie es um sein Herz zustehe, und ihm daßer, ohne Bedenken, ein blauer Dunst für die Augen gemacht werden könne. Hiernächst braucht der Heuchler Religion und Andacht nur zum Deckmantel seiner Bosheit und List, und suchet also Gott und Menschen zu hintergehen. Das aber heist ja wohl des lieben Gottes nur spotten, und seinen heiligen Namen lästern. Daher sie auch vornehmlich unter dem Namen derer Pöbel oder Spötter Ps. I. v. 1. begriffen sind, indem sie dabelbst den offenbaren gottlosen und muthwilligen Sündern ent-

gegen gesetzt werden. Sie sind es, die Gott, so zu reden, eine Nase drehen wollen, wie Paulus diejenigen, die sich dünken lassen, sie sind etwas, da sie doch nichts sind, und da sie andere betrügen wollen, sich selbst am meisten betrügen, eines solchen *υποκριμα* gegen Gott schuldig erklaret. Gal. VI. 3. und 7.

§. XXX.

Wenn alle Religion in einer ehrerbietigen Furcht vor Gott bestehet, was soll man von denen denken, die das Herz haben, die Gottheit in ihrem lebhaftesten Abdrucke, welche die hohe Landes-Obrigkeit ist, zu beleidigen?

Fürchtet Gott, ehret den König, heist es 1 Petr. II. v. 17. Wer demnach Gott von Herzen fürchtet, der wird auch den König gebührend ehren. Wer nun den König, oder überhaupt die ihm vorgesetzte Obrigkeit nicht ehret, von dem kan man auch sicher schliessen, daß er keine wahre Furcht vor Gott habe. Die ersten Christen erwiesen, auch sogar gegen die heydnische Obrigkeit, und aller von derselben erlittenen Bedrückungen ungeachtet, alle gebührende Ehre und Geduld, wurden auch darzu durch die Forderungen der Religion, die sie bekannten, auf das verbindlichste angehalten. Je ein besserer Christ jemand ist, und je mehr er, nach Anweisung des Christenthums, Gott fürchtet, desto besser wird er auch die Pflicht eines getreuen Unterthanen erfüllen.

§. XXXI.

Wenn man uns versicherte, * die solemne Gesandtschaft von Siam wäre in dieser geheimen Absicht geschehen, um den allerchristlichsten König dahin zu erwecken, daß derselbe das Christenthum fahren lassen, und denen Talapoins oder heydnischen Priestern, freyen Eingang in sein Königreich

verschaffen möchte. Diese wären sodann in unsere Häuser eingebrungen, um, vermittelst ihrer Bücher und gehaltenen Unterredungen, unsern Weibern, unsern Kindern, und uns selbst, ihre Religion, und von derselben eine Ueberzeugung, beizubringen. Sie hätten, mitten in denen Städten, Paasoden, oder heidnische Tempel, aufgerichtet, und allerley Götzen-Bilder, zur Anbetung, dabin ein gesetzt; was, meynen wir, mit was für Gespötte, und mit was für seltsamer Verachtung, würden wir nicht dergleichen abgeschmackte Dinge anhören? ** Unterdessen thun wir eine Reise von 6000. Meil Weges zu Wasser, in der Meynung, die Indianer, die Königreiche von Siam, China, und Japan zu bekehren, das ist, allen diesen Völkern, im Ernst, einen solchen Vortrag zu thun, der ihnen überaus thöricht und lächerlich vorkommen muß. Nichts destoweniger leiden sie unsere Geistlichen und Priester, sie hören sie zuweilen mit an, lassen sie ihre Kirchen aufbauen, und ihr Missions-Werck verrichten. Was verursacht diese verschiedene Wirkung bey ihnen und bey uns, selte es nicht die Stärke der Wahrheit seyn?

* Es wird hiermit, nach Anweisung des zu Ende beigefügten Schlüssels, auf diejenige Siamische Missionssade gesehen, welche anno 1680. nach Frankreich kommen ist.

** Es scheint, als ob unser Anchor nicht zum besten auf das Missions-Werck zu sprechen gewesen wäre. Man kan solches auch aus einer andern Anmerkung ersehen, die er in Tom. III. unter dem Articul, vom Predigtstuhl, angebracht hat. Wenn man auch die von Zeit zu Zeit heraus kommende Nachrichten, seitba-

ues

nes Missions-Geschäfte betreffend, ansühet, und liest, wie geringe die Anzahl derer sey, die der Predigt des Evangelii Gehör geben, und vom Heidenthum zum christlichen Glauben übertreten, so dürfte man benähe auf die Gedanken kommen, als ob es entwedder an einer hierzu erforderlichen besondern göttlichen Vocation, oder denen Missionariis, an denen benötigten Eigenschaften und Gaben, ermangeln müsse. Unser Herr Apölor erfordert dssfalls, in der angeführten Stelle, die Salbung, christliche Einsalt, einen besondern heiligen Eifer, und andere Apostolische Gaben. Man findet auch in des seligen Anton Willhelm Böhmens erbaulichen Schriften P. II. gleich anfangs eine besondere Rede, von der Eigenschaft eines Missionarii. Selten diese benötigte Eigenschaften bey denen heutigen Tagen gefunden werden, so wäre es allerdings zu verwundern, daß keine reichere Erndte auf ihre Bemühungen erfolgte. Vielleicht möchten hier die Worte des Jesuiten Croiset in gewisser Maasse statt finden: *doi ze personnes choisies de Dieu, animees de son esprit, & d' un veritable zele pour le salut des ames, ont converti autre fois tout l' univers; & combien croit on aujour d' hui que douze mille predicateurs (Missionaires) qui se sont destinez a cet employ, convertissent d' ames.* das ist: Zwölff Personen, welche von Gott ausersehen, und mit seinem Geiste, auch einem reichthumem Eifer, bekehlet gewesen sind, haben ebendam die ganze Welt bekehret. Wie viele Seelen, meynet man, daß heutiges Tages zwölf tausend Prediger (Missionarii) die sich dieser Amts-Berrichtung gewidmet haben, bekehren? Gleichwie aber, dem ungeschädet, der Antrag christlicher Lehre jeder Zeit, auch noch iso bey denen heidnischen Indianern eher und mehr Gehör findet, als der Antrag des heidnischen Aberglaubens bey uns Christen finden würde; so ist dieses ein Beweis, daß die Wahrheit auf Seiten der christlichen Religion sey, und daß solche christliche Wahrheit

beit ihre Kraft, auch mitten in der Finsterniß, erweist. Welches der Schluß von denen Gedanken des Herrn Aelchris in diesem §. ist. Obgleich diese heilige Wahrheit anfänglich ebenfalls denen Ungläubigen überliche und lächerlich vorzukommen pflegen, wie selches Christus die heilige Apostel lehrt, den ihren Predigten, erfahren haben, so gar, daß sie als *απορίαι*, als Ketterschanden und Wäcker angesehen wurden.

§. XXXII.

Es ist nicht eine Sache für allerley Leute, daß sie eine Hahn, oder ein öffentliches Zeichen der Milderthätigkeit aufrichten, und alle Armen aus einer Stadt vor ihrer Thüre versammlet sehen können, die daselbst ihren Theil Almosen empfangen. Wer ist aber wohl, dem nicht arbeitsame Anliegen bekannt seyn sollten, denen er abzuwehnen sich unterziehen kan, es geschehe nun unmittelbar, und durch wirkliche Hülfe, oder wenigstens durch seine Vermittelung? Gleichergestalt ist es nicht allen gegeben, daß sie die Cangel besteigen, und von dar, als Missionairs, oder als Catecheten, das heilige Wort Gottes vortragen können; Allein wer hat nicht mannigmal einen wüsten Menschen bey der Hand, den er bekehren, und durch einen sanftmüthigen und eindringenden Umgang, zum Gehorsam bringen kan? Wenn man in seinem ganzen Leben auch nur eines einzigen Menschen Apostel wäre, so würde man nicht umsonst auf der Erden, noch derselben eine unnütze Last, gewesen seyn.

§. XXXIII.

Es sind zwei Welten. Die eine, darinnen man kurze Zeit verweilet, und aus welcher man
ger

gehen muß, ohne jemahls in dieselbe wieder zurück zu kommen; Die andere, in welche man bald eingehen muß, ohne jemahls aus derselben wieder heraus zu treten. Gunst, Ansehen, Freunde, ein großer Name, großes Vermögen, sind dienlich für die erstere Welt; Alle diese Dinge gering zu schätzen und zu verläugnen, ist dienlich für die andere Welt. Es kommt darauf an, was man von beyden wehlet!

§. XXXIV.

Wer ein Jahr gelebet hat, hat hundert Jahr gelebet. Eben die Sinne, eben die Erde, eben die Welt, eben die Empfindungen, kommen wieder. Nichts ist dem heutigen Tage gleicher, als der morgende. So gar sollte man eine Neugierigkeit bekommen, zu sterben, das ist, nicht mehr ein Körper, sondern lauter Geist zu seyn. Gleichwohl ist der Mensch, mit so vieler Unacculat er auch sonst auf neue Dinge wartet, demnach bey diesem einzigen Puncte, ganz unbekümmert und gar nicht neugierig. Ob er schon voller Unruhe zur Welt gebohren, auch mit der Zeit aller Dinge überdrüssig wird, so wird er doch des Lebens nicht überdrüssig, ja er sollte es vielleicht gar wohl zufrieden seyn, daß er ewig in der Welt lebe. Das, was er von dem Tode siehet und empfindet, rühret ihn viel gewaltiger, als das, was er von dem Tode weis und glaubet. Die Krankheit, der Schmerz, die Leide, die Vorstellung seiner entsetzten Gebeine, machen die Erkenntnis von einer andern Welt in ihm eckhaltig und schwach. Soll er wieder auf den

den rechten Weg gebracht werden, so ist der ganze Ernst, und die ganze Stärke der Religion darin nöthig.

Curiosität ist mehr ein Fehler, als eine Tugend, zu-
mahl, wenn die Idee, wie es gemeinlich zu geschehen pfle-
get, auf nichtswürdige Dingen getichtet ist. wenn man
mag die Begierde eines Christen, dasjenige, was nach
dem Tode mit ihm vergebend wird, zu wissen, und zu
erfahren, nicht stüßlich mit diesem Namen bezeichnen wer-
den. Wenn nun der Herr Auctor verlangt, daß man
curieux kun solle zu sterben, um die Beschaffenheit des-
jenigen Zustandes zu erfahren, da man nicht mehr mit
einem Leibe umgeben, sondern der Seelen nach, allein
bestehen und leben wird: so ist das gar nicht dahin ge-
meint, als ob man von dem Zustande der Seele nach
dem Tode nichts zuverlässiges wisse, wie man gemeinlich
nur in und nach solchen Dingen curieux zu kun pflegen, da-
von man entweder gar nichts, oder nichts recht weiß. Er
will nur so viel haben, daß man in Sachen, untern
Tod, und die Thaten untern Todes, betreffend, aufmerk-
sam und bestimmet kun solle, so daß man, in Be-
tracht der Mächtigkeit aller Dinge in der Welt, von
Herrn wünschen möchte, aus dem Weich dieser Welt,
da uns noch immer einetlich verkommen, heraus, und
in den Stand gehet zu werden, da die von der Eum-
lichsten bestreuten Gedanken der Seelen mit ganz andern
Dingen beschaffen kun werden. Denn wenn sonst ein
Christ, mit Paulo, begehret außzulesen zu seyn, Phil. I.
23. so ist solche christliche Curiosität, daß gar keine Curio-
sität, sondern eine übergenauze Genußheit von dem,
was er nach dem Tode zu gemarten und zu erfahren hat,
Woher man sich aber auch dessen bescheiden wird, daß,
bey aller unserer Kenntnis von dem Zustande nach dem
Tode, wir doch eigentlich nicht sagen können, wie es
mit dem Entstehen und andern Handlungen unserer
Seele, hergehen werde, wann dieselbe nicht mehr mit
dem

dem Tode verbannt sein, und nicht mehr, vermöglich der Sinne des Leibes, neu hier in der Welt, Empfindungen, Begehrungen, Gedanken, Reizungen, und Vergnügen haben wird. Wette nun jemand das Verlangen, zu wissen, was es in unsrer Seele zaubern werde, wann wir entliedet, und außer dem Tode wachen werden, eine Curiosität nennen. So wird er auch Taktide von denen tiefer Art des Verlangens sonst auflebenden Unternehmungen zu lauern wissen.

§. XXXV.

Wenn Gott die Wahl geachtet hätte, entweder zu sterben, oder immer zu leben, und wem man sedem aufs genaueste in Erwägung gezogen hätte, was es seyn werde, sowohl des Armuths, der Unterthänigkeit, des Verdrusses, der Krankheit, als sein Ende zu leben, als Reichthum, Ehre, Vergnügen, und Gesundheit mit keinem andern Erfolge suchen und begehren, als daß man sehe, wie diese Dinge einer unvermeidlichen Veränderung unterworfen sind, auch wohl, durch die Abwechselung der Zeiten, in die entgegen gesetzte widrige Schicksale verkehrt werden, und man also nur ein Spiel des Glücks und Unglücks sey; so wird man nicht recht wissen, wem man sich entschließen soll. Doch die Natur setzt uns außer allem Zweifel, und benimmt uns die verdrüßliche Unnützlichkeiten des der Wahl. Ja der Tod, den sie uns nothwendig machet, wird noch dazu, durch die Religion, verläßt.

§. XXXVI.

Wäre meine Religion * falsch, so achte ich gar gern, daß dieses ein Fallstrick wäre, der mich
mich

mermehr besser hätte erfunden, und gelesen werden können. Es wäre ganz unvermeidlich, demselben zu entgehen, und nicht darinnen gefangen zu werden. Was für Majestät, was für eine ^{..} Heiligkeit der Geheimnisse! Welch ein Aufeinanderseß, welcher eine Ketten-förmige Verbindung aller ihrer Lehr-Sätze! Was für eine erhabene Vernunft: Was für ^{...} Aufrichtigkeit! Was für ein reiner und unschuldiger Lebens-Wandel! Was für unüberwindliche Herzbewegende Stärcke in denenjenigen Zeugnissen für die Wahrheit dieser Religion, welche nach und nach, und drey ganze Jahrhunderte hindurch Millionen solcher Leute abgelegt haben, welche die klügsten und friedfertigsten von der Welt gewesen, und die bey der Meynung und dem Bekenntnisse einer und eben derselben Wahrheit, mitten im Exilio, in Ketten und Banden, ja selbst in dem Angesichte derer äussersten Todes-Martern standhaft verblieben sind! Nimm einmahl die Historie zur Hand, schlage nach, gehe bis auf den Anfang der Welt, bis auf den ersten Anblick ihrer Geburth zurück, wird auch wohl zu irgend einer Zeit etwas, das dem gleich komme, gesunden werden? Gott selbst, konnte er wohl jemahls etwas besseres antreffen, mich zu verführen? Wo soll ich durch- und entkommen? Wo soll ich hingehen, wohin soll ich mich wenden, ich will nicht saagen etwas bessers, sondern nur so etwas zu finden, das dem nahe komme? Soll es verlohren seyn, so will ich dadurch verlohren gehen. Es kommt mir leidlicher vor, schlechterdings zu kanaan, daß ein Gott ist, als denselben, unter einer solchen Schein-

scheinbaren und recht vollkommenen Betrügeren zuzugestehen. Jedoch ich habe um Gott mich gründlich erkundiget, und denselben gefunden, es ist ohnmöglich, daß ich ein Atheist seyn kan. Ich werde also in meine Religion zurück, und aleichsam wieder hinein geföhret. Die Sache ist ausgemacht. Dabey bleibt es.

* Die christliche Religion mag entweder nach ihrer innern Gestalt, das ist, nach ihrem ganzen Lehr-Begriff, oder nach denen äußerlichen Umständen, unter welchen sie angerichtet, fortgepflanzt, und bis hieher erhalten worden betrachtet werden, so ist sie durchgängig von solcher Beschaffenheit, daß derjenige, der mit Vernunft, Unparteilichkeit, Billigkeit, Klugheit, und Vorsichtigkeit handeln will, dieselbe ohnmöglich verwerfen kan, sondern als Wahrheit, und als eine Sache, die den höchsten Grad einer moralischen Gewissheit hat, annehmen muß. Dagegen derjenige, der sie verwerft, ganz unverständlich handelt, und gar keinen hinlänglichen Grund seines Widerspruchs anführen kan. Wann nun das Christenthum diesen Vortheil vor sich hat, daß je vernünftiger und behutsamer jemand dasselbe untersucht, er auch desto geneigter zu desselben Auf- und Annahme sich finden lassen müsse; so muß diese Religion entweder von Gott ihren Ursprung haben, oder sie muß von solchen Leuten erfunden und vorgetragen worden seyn, die alle andere Menschen am Verstande, Klugheit, Verschlagenheit, Kunst und List übertroffen haben, daß sie im Stande gewesen, ein Religions-Systema auf die Bahn zu bringen, dadurch auch die allervernünftigsten und gekheutesten Köpfe haben hinters Licht geführt werden können. Nun sehe man doch einmahl diejenigen Männer an, welche die christliche Lehre zuerst verkündigt und in Schriften verfaßt haben, so wird man augenscheinlich finden, daß sie gar nicht die Leute gewesen, die ein solch vermegen

tes Geheimniß der Bosheit hätten sollen erdenken und hervorbringen können, oder auch nur erdenken und hervorbringen wollen. Man hat von dieser Leute Umständen gungsame Nachrichten. Man weiß, wess Herkommens, wess Standes, und von was für einer Lebensart sie gewesen. Es war nichts weniger, als dieses ihr Werk, daß sie hätten auf Mittel und Wege denken sollen, wie sie die Welt mit falschen Erzählungen, und darauf gegründeten Lehr-Sägen, hintergehen, und sich dadurch eine Ehre, oder ein Vergnügen, oder sonst einen Vortheil zuwege bringen möchten. Wo findet man, daß sie in ein Cabinet sich verschlossen, da mit einander über solches Werk zu Rathe gegangen, und sodenn mit ihren Erfindungen, und gemachten Hirn-Geheissen, ans Tageslicht gekommen wären? Sie traten aus dem Fiskerkahn auf die Tangel, sie gingen aus ihren armeligen Hütten in die Versammlungen derer ansehnlichsten, gelehrtesten und verständigsten Männer. Sie trugen, ohne alle weltliche Berechnung und Kunst, ihre Lehren vor. Sie trenneten sich, und lehrten an verschiedenen weit voneinander entlegenen Orten, und doch waren sie allemahl, im Grunde, und der Hauptsache nach, eines Sinnes, und einer Meynung. Sie entdeckten frey und offenbergig ihre eigne, und ihrer Mit-Arbeiter Fehler. Kan wohl bey diesen und vielen andern dergleichen Umständen, auch nur die allgeringste Ruthmassung übrig bleiben, daß sie ihre vorgetragene Lehren selbst erdichtet, und als künstlich eingerichtete Fallstricke denen Menschen vorgelegt haben solten? Was den Apostel Paulum anbelanget, so war er freylich wohl ein Mann, der in der Welt, und in Büchern, sich umgesehen hatte, auch Gelehrsamkeit und Wissenschaft, vor denen übrigen, besaß. So dürfte denn vielleicht ein Geist den Einwurf machen, daß dieser Apostel Geist und Lebhaftigkeit genug bekeffen hätte, ein dergleichen Religions-Gebäude anzugeben und aufzuführen, wodurch die Augen derer Zuschauer eingenommen, und gleichsam bezaubert worden

wa-

wären. Allein so groß auch immer dieses Mannes natürlicher Verstand und Wis gewesen seyn mag, so ist doch auch bekannt, daß er in der Religion seines Veldes erzogen, und der strengsten Secte in derselben mit solchem Eifer bengethan gewesen, daß er, in Verfolgung des Namens Christi, lieber alle Vernunft und natürliche Gerechtigkeit bey Seite setzen, als von seinen einmahl eingegebenen Vorurtheilen und Meynungen abgeben wollen. Daß er also an Neuerungen in Gottesdienstlichen Sachen gar keinen Gefallen getragen hat, und wohl nimmermehr sein Judenthum verlassen haben würde, wenn nicht ein höheres Licht ihm die Augen geöffnet, und nicht eine höhere Hand von seinen blinden verengten Urtheilen abgezogen hätte. Man kan also von denen ersten Lehrern des Christenthums mit keiner Warheitlichkeit argwöhnen, daß sie, bey ihrer Lehre, mit Arglist und Betrugerey umgegangen wären. So wird man auch, wie unser Herr Auctor gar wohl anmerket, in keiner Zeitgeschichte, von Anfang der Welt her, ein einziges Exempel finden, daß Leute, wenn sie auch die allergelehrtesten Köpfe gewesen wären, jemahls ein Systema, aus ihrem Gehirn, entsponnen, und damit bey vernünftigen Leuten so vielen und so sanfteren dauerhaften Beyfall gefunden hätten. Vielmehr lassen sich Exempel genug im Gegentheil aufzählen. Man betrachte nur den Ruchameischen Aberglauben. Es ist bekannt, daß Mahomed die verschlagensten Köpfe aus allen zu seiner Zeit üblichen Religionen zusammen genommen, und mit ihnen an einer neuen Religions-Forme gearbeitet habe. Und was kam denn endlich aus ihren betrügerischen Unternehmungen heraus? anders nichts, als ein Lehr-Begriff, der denen unartigen Neigungen des menschlichen Herzens schmeichelte, und eben dadurch gar bald Eingang fand; zumahl, da zu solcher Zeit allenthalben eine große Unwissenheit herrschete, und noch dazu eine grausame Gewalt hinter diejenigen her war, welche die neue Lehre nicht annehmen wollten. Ist denn aber die Reli-

gion des Mahomed's so beschaffen, daß eine gesunde Vernunft dabey einen Geschmack finden könne? Ich meine, nichts weniger! Es braucht nur eine mäßige Einsicht in die natürliche Warheiten, um den darinn befindlichen Zusammenhang von areken Irrthümern und andern ungeräumten Dingen zu entdecken. Und so ist es mit alle dem beschaffen, was, in Religiens Sachen, Menschen Kunst und Wis ansetzt. Wir machen dabey den sichern Schluß, daß, weil die allerverschügteste Vernunft, wider die Lehren der christlichen Religion, mit Rechte und Billigkeit, nichts vorbringen kan, vielmehr in dieselbigen eingehen muß, wenn sie nicht zur Unvernunft werden will, daß, sag ich, solche Lehren ohnmächtig eine Erfindung müßiger Köpfe seyn können. Gesetzt auch, die Apostel hätten dergleichen hochwichtiges Werk, durch die Kräfte ihres Verstandes, ausgerichtet, so würden sie gewiß, auf der andern Seite, einen eben so großen Unverstand bewiesen haben, daß sie mit einer solchen Lehre hervorgerückt, von der sie, auch bey einer mit mittelmäßigen Einsicht, ohnfehlbar vorher kden konnten, daß derselben Vortrag ihnen, vor der Welt, zu lauter Schande, Verfolgung, und aufersten Todes-Marter, hinausgeschlagen werde, wie solches auch in der That erfolgt ist. Gewiß, wer die Welt mit einem Gedächte hintergeben will, der pflegt die Sachen nach Nützlichkeit so einzufädeln, daß er dabey, in Ansehung seiner Ehre, am allerwenigsten aber seines Leibes und Lebens halber, nicht zu kurz kommen möge. Es bleibt demnach dabey, die Apostelischen Lehren sind nicht Menschen-, sondern Gottes Werk. Ja! wir wollen noch den Fall setzen, es wäre diese unsere christliche Religion eine menschliche Erfindung, so könnte doch Gott uns nimmermehr es zur Last legen, oder darentwegen verdammen, daß wir diese Art des Gottesdienstes für wahr halten und annehmen, nachdem er zugegeben hat, daß dieselbe mit so vielen unwiderstehlichen Gründen und Kennzeichen der Wahrheit und Gewißheit ausgerüstet ist, auch noch überdies dieselbe mit

mit undäugbaren Wunderwerken befähigen lassen, es wäre denn, daß Gott sich selbst, das ist, seine unmeßbare Heiligkeit und Wahrheit, längnen, oder auch die Natur unserer Seelen, vermöge welcher wir für wahr halten, und halten müssen, was unserm Verstande mit genaußer Treue und Gründlichkeit, als wahr, einleuchtet, aufheben wolte, welches aber eine schlechterdings unmögliche Sache ist.

** Diese majestätische Hebeit zeigt sich sowohl in denen Geheimniß-vollen Grund-Lehren des christlichen Glaubens, als auch in der Verfassung der heiligen Schrift, aus welcher allenthalben eine majestätische Niedrigkeit, und eine heruntergelassene Hebeit hervorleuchtet, wovon man Aegidii Hunnii unvergleichliches Buch de Majestate Scripturæ S. lesen kan. Zwar haben auch die Heyden in ihrer Religion Geheimnisse gegeben; allein solche angedachte Geheimnisse gereichten weder der Gottheit zur Ehre, noch denen Menschen zum Heyl und Frommen. Die Geheimnisse unserer allein seligmachenden Religion verherrlichen das Wesen und die hohen Eigenschaften Gottes, und haben in das Werk unserer Seligkeit und Gottseligkeit den kräftigsten Einfluß, daß sie mit Rechte Geheimnisse der Gottseligkeit heißen, da die vorerwähnte Geheimnisse des Heydentums nur Geheimnisse der Bosheit, und Betrügerey waren.

*** Diese Aufrichtigkeit und Unschuld des Lebens fand sich vornehmlich, und zwar in der höchsten Vollkommenheit, bey Jesu, dem Anfänger und Vollender unsers christlichen Glaubens. Sie fand sich auch bey denen Aposteln in einem solchen Maasse, dessen ein Mensch, nach denen von Gott verliehenen Natur- und Gnaden-Kräften, fähig seyn kan. Eusebium, in seiner Kircken-Historie, beschreibet sie als Leute, die *οὐκ ἔστιν αὐτοῖς τίς ὁρμητὶς ἀναισθησίας*, die in ihrem Lebens-Bandel ausnehmend rein, und an ihren Seelen

len mit allen Tugenden ausgezieret und geschmückt gewesen. Wolte man das Zeugniß heiliger Schrift und christlicher Lehrer nicht gelten lassen, so kan uns das Stillschweigen ihrer abgesetztesten Feinde, statt eines unverwerflichen Zeugnisses, dienen, als welche sie zwar mit denen empfindlichsten Schmah Worten belegen, aber niemals einiger Verbrechen, mit Bestande der Wahrheit, überführen können. Plinius, in dem bekannten 97ten Briefe des 10ten Buches, wußte denen Christen seiner Zeit weiter nichts Schuld zu geben, als daß sie hartnäckigt bey ihren Glaubens-Meynungen verblieben, und zur Verehrung Christi, den sie als Gott anbeteten, noch vor Tage, heimliche Zusammenkünfte hielten. Da denn kein Zweifel ist, dieser Römische Landpfleger werde sich, nach dem Befehl des Kayfers, um der Bekenner christlichen Namens Leben und Wandel außs genaueste erkundiget, auch, im Fall er einige ausnehmende Laster an ihnen entdeckt hätte, mit vielen Umständen angezeigt haben. Dieses fromme und tugendhafte Wesen, diese Freue und Redlichkeit, welche die Apostel in allen ihren Erzahlungen, in ihrer Lehre, Leben und Wandel, an den Tag gelegt, giebt nun einen nicht geringen Beweißthum für die Wahrheit der Religion ab, die sie gelehret, und, unter denen allerbarresten Bedrückungen, mit freudigen Muth und unerschrockener Standhaftigkeit, bezeuget, ja recht williglich mit ihrem Blute versiegelt haben.

§. XXXVII.

Die Religion ist entweder wahr, oder falsch. Ist sie falsch, und nur ein erdichtetes Wesen, so kommt es darauf an, ob man die 60. Jahr für verlobren schätzen will, die ein frommer Mensch, ein Gottesfürchtiger Closter-Bruder, ein stiller Einsiedler, in und mit Übung solcher Religion zugebracht hat; weiter verlieren diese Leute nichts.

Ist

Ist sie aber richtig, und in der Wahrheit selbst gegründet, so ist dieses für einen lasterhaften Menschen ein erschreckliches Unalück. Das bloße Bild von denen Strafen und Plagen, die sich ein solcher Mensch zürchtet, setzt meine Vorstellungskraft in Verwirrung. Meine Gedanken sind viel zu schwach, dieselben zu begreifen, und die Worte viel zu leicht, sie auszudrücken. Gewiß, wenn auch in der Welt weniger Gewißheit für die Wahrheit der Religion vorhanden wäre, als in der That nicht ist, so wäre doch für den Menschen keine bessere Parthie, als die Tugend.

Die Christliche Religion verheißt ihren treuen Liebhabern, nicht allein in dieser Welt, viele große Vortheile, sondern auch nach dem Tode eine ewige Glückseligkeit, deren sie nach Leib und Seele genießen sollen. Sie drohet aber auch ihren Feinden und Verächtern ewige Strafen und Plagen, und daß solche beydes den Leib als die Seele treffen werden. Ist nun diese Religion göttlichen Ursprunges und wahr, so wird denen, die nach denen Forderungen des Christlichen Gottesdienstes glauben, leben, leiden, und sterben, alles bis versprochene Heyl und Wohl ohnsehlbar zu theil werden, und verlieren sie dabey weiter nichts, als daß sie in einer Zeit von 60, 70, oder 80 Jahren, als lange sie nemlich hier in der Welt leben, denen fleischlichen Lüssen und Begierden ihres Hergens Einhalt thun, und sich in denen Schranken eines frommen, tugendhaften, stillen und geduldrigen Lebens Wandels halten. Doch diese Engezogenheit ist auch nicht einmahl kein Verlust oder Schade, sondern vielmehr ein großer Gewinnst und Segen zu nennen. Denn die Uebung der Christlichen Glaubens- und Lebens-Pflichten setzt den Menschen in eine wahre Zufriedenheit des Gemüthes, sie bewahret ihn für viele Laster, wodurch er ungesund, arm, und

sonst unglücklich werden kan, ~~er~~ machet ihn, im Trübsal und Widerwärtigkeit geduldig, und lasset ihn sonst viele andere heylsame Früchte eines stillen Lebens. Handels genießen, daß wenn auch die Verheißungen seiner Religion, betreffend den seligen Zustand in der Ewigkeit, nicht erfüllt werden selten, er dennoch von seiner Frömmigkeit und Tugend, Zeit seines Lebens, einen großen Vortheil, nimmermehr aber einigen wahren Schaden, oder Unglück haben wird. Denn die Tugend belohnet sich selbst von wegen der mannigfaltigen guten Folgen, die derselben Ausübung, natürlicher Weise, nach sich ziehet, und über ihre Liebhaber bringet, wie der Poet spricht: *Ipsa quidem virtus sibiinet pulcherrima merces*; welches die heilige Schrift selbst bekräftiget: Es ist ein großer Gewinn, auch noch in dieser Welt, wer gottselig ist. 1 Tim. VI. 6. Wie übel steht es nun dagegen um einen lasterhaften Menschen, der die Religion verwirft, und nur die fleischlichen Luste seines Herzens zur Richtschnur seines Thuns und Lassens stellet? Ist die Religion, die er verachtet, in der Wahrheit gegründet, so werden auch gewißlich alle die Strafen und Plagen über ihn kommen, welche denen angedrohet sind, die nicht gehorsam gewesen dem heiligen Evangelio. Kan aber wohl ein größerer Unverstand seyn, als ein kurzes Wollleben erwählen, und darüber Gefahr einer ewigen Unseligkeit laufen? Und solchen Unverstand beweisen alle diejenigen, die es für ein Werk eines starken Verstandes halten, wenn sie die Religion, mit ihren Verheißungen, und Drohungen, spotten können. Gehezt aber auch, es wäre die ganze Religion falsch, und also, nach dem zeitlichen Ableben, weder etwas gutes zu hoffen, noch etwas übelß zu befürchten: So ist doch der Religions-Verächter derentwegen noch nicht glücklich zu nennen; wenn er von allen Banden der Gottesfurcht sich los machet, allen sündlichen Lusten, und Affecten seines Herzens den Zügel lasset, und eigenen Gefallens lebet. Dadurch befördert er nichts weniger, als

als keinen Wohlstand in der der Welt. Sein Gemüth ist immer unruhig und stürmisch. Sein Leib wird vor der Zeit, durch das wilde und wüste Leben, entkräftet und schwach. Er stürzet sich, durch eignes Verschulden, in tausend Verdrüsslichkeiten. Er weiß sich, zur Zeit der Noth, auf keine gewierige Art zu fassen, nicht zu gedenken, daß er der Unruhe eines bösen Gewissens doch nicht entgehen kan, wenn er auch noch so gewissenlos und sicher dahin lebt. Kurz, ein lasterhaftes Leben kan ohnmöglich einen Menschen glücklich machen, es strafft sich selbst ab, von wegen der mannigfaltigen übeln Folgen, die es mit und nach sich führet. Es ist, wie in der Völlerey und Trunkenheit, so überhaupt in allen Lastern, lauter *desertus*, heilloses Wesen, Eph. V. 18. und der Gottlose hat keinen Frieden. *Ipsium poena sibi vitium, & certissima multa.* Daher ist nun ein Religions-Spötter auf allen Seiten übel dran. Im Gegentheil gehet der, der Gott fürchtet, und seiner Religion würdig wandelt, am sichersten. Er verlieret dabey nicht nur nichts, er gewinnet auch sehr viel. Diese Sicherheit des Frommen vor einem Gottlosen haben selbst jezweilen Atheisten erkannt, und dadurch wider sich selbst Zeugniß gegeben. Der selige Herr D. Spencer führet diesfals ein merkwürdiges Exempel in seiner Uebereinstimmung mit der Augsburgerischen Confession, aus eigener Erfahrung, an. „Ein Exempel eines Atheisten, spricht er, ist mir aus eigener Erfahrung bekannt. Dieser war ein sehr gelehrter Jurist und Politicus, von stattlichem Ingenio und Studiis, er hatte aber auch die heilige Schrift und unsere Bücher also gelesen, daß er es vielen Theologis zuvor that, und die Controversias vortreflich verstund, daß er als eines jungen Herrn Hofmeister in Ungarn seyende einmahl in einer Disputation so stattlich opponirte, daß ihme, wo ers verlangete, eine geistliche Stelle offeriret wurde. Indessen war er ein purer Athens theoreticus, wie er gegen mich, mit dem er vertraulich umging,

„so oft bekannte, daß er wohl endlich ein eins präntum,
 „das aber um andere sich wenig bestimmerte, gesunde,
 „die ganze Fabel aber für Fabel-Werk achtete, auch
 „da ihm alles, was aus der Vernunft und Schrift der-
 „gleichen Leuten entgegen gehalten werden kan, ver-
 „stellte, solches zu elidiren wußte, der Schrift aber
 „immer spottete, mich auch für einfältig hielte, daß ich
 „dergleichen absurde Dinge, welche die christliche Reli-
 „gion vorgäbe, glauben könnte. Jedoch bekannte er da-
 „bey elend zu seyn, und hielte diejenigen für glücklich, die,
 „ob wohl irrig, etwas glaubten; daher er mich verfi-
 „cherte, wenn er beyrathen und Kinder haben würde, daß
 „solche, was in seinem Herzen wäre, (denn äußerlich
 „hielt er sich zu unserer Kirche, in welcher er erzogen
 „war) nimmer erfahren solten, sondern sie möchten bey
 „der gemeinen Einbildung bleiben, da man sich noch
 „einen betrogenen Trost machen könnte, welches noch
 „glücklicher wäre, als gar nichts vom Troste haben x.
 Von dergleichen Exempeln führet auch der Gottselige
 Erriker in seinem Seelen-Schätze eines und das andere
 an. Ob nun aber gleich dieses Argumentum a tuto
 der Wahrheit christlicher Religion überaus wohl zu stat-
 ten kommt, und ein wahrer Christ, sowohl des Gegen-
 wärtigen als des Zukünftigen halber, allerdings besser
 dran ist, als ein anderer, der das Christenthum ver-
 lästet, und das fleischlichgesinnte Welt-Wesen lieb gewin-
 net: so ist doch diese Art der Sicherheit noch nicht der
 rechte Grund unseres Glaubens. Es ist ja nicht genug,
 daß man wisse, man habe bey seinem Glauben nichts
 übel's zu befahren, und könne es getrost darauf ankommen
 lassen, es lauffe auch, im Ausgange hinaus, wo, und
 wie es immer wolle. Denn bey aller solcher Sicher-
 heit fehle es doch an einer gründlichen Erkenntnis, die
 zum wahren Glauben unumgänglich erfordert wird.
 Man muß ja wissen, was und warum man glaube und
 hoffe, folglich im Stande seyn, hinlänglichen Grund zu
 geben von der Hoffnung, und von dem Glauben, die

in uns ist. Wer nicht, mit Paulo sagen kan: Ich weiß, an welchen ich glaube, und bin gewiß, 2 Tim. I. 12. der kan auch niemahls, in Reich und Lob, recht getrosten Muths seyn, wie es doch der heilige Apostel den seiner Glaubens-Gewißheit war. 2 Cor. XII. 10. Weib die schöne Disputation des Herrn Abt Mosheim's: De vi argumenti, quod a tuto ducitur, gehört.

§. XXXVIII.

Ich weiß nicht, ob diejeniaen, die das Herz haben, zu läugnen, daß ein Gott sey, es auch wohl werth sind, daß man sich die Mühe gebe, ihnen solches zu erweisen, und daß man ihnen mit mehrerer Ernsthaftigkeit beaeagne, als in diesem Capitel geschehen ist. Die Unwissenheit, welche ihr Haupt-Character ist, setzt sie außer Stand, auch die deutlichsten Grund-Sätze, und die bündigsten Beweissthümer zu verstehen. Unterdessen bin ich es nichts desto weniger gar wohl zufrieden, daß sie das, was ich anigo schreiben will, lesen mögen, nur daß sie nicht etwan auf die Gedanken kommen, als ob dis alles wäre, was man über eine so große Wahrheit sagen könnte.

Nachdem der Herr Auctor bissher gezeigt, wie unvernünftig und ungeräumt alle diejenigen handeln, die weder Gott, noch Gottesdienst zugeben wollen; so hat er schon hierdurch erwiesen, daß das Gegentheil, von dieser unvernünftigen und höchst absurden Meinung, wahr und demnach ein Gott, folglich auch eine Religion, seyn müsse. Er läßt es aber dabey nicht bewenden, sondern fühet auch nunmehr einen umständlichen Beweis für die Existenz Gottes, thut auch dis nach seiner gewohnten Art, mit eben so vieler Gründlichkeit, als hinreichen Artigkeit.

§. XXXIX.

§. XXXIX.

Es sind vierzig Jahr, * da ich noch nicht war, und da in mir auch kein Vermögen war, daß ich jemahls hätte seyn können, so wie es nicht von mir herrühret, daß, da ich einmahl bin, ich nicht mehr seyn sollte. Ich habe demnach angefangen, und ich fahre auch fort zu seyn durch etwas, das aufer mir ist, welches besser und mächtiger ist, als ich bin; Wenn dieses ** Etwas nicht Gott ist, so sage man mir, was es ist?

* Herr de la Bruyere hat sich zwar, mit seinen Gedanken, an keine gewisse philosophische Lehr-Befassung gebunden, wie aus seinen Schriften durchgängig zu erschen ist. Doch kan man auch so viel mercken, daß er, in vielen Stücken, denen Lehrsagen des Cartesius beygethan gewesen. Wie nun dieser zum Anfangs-Grunde seines Lehrgebäudes den Satz: Ich denke, darum bin ich, gezeiget hat, so fanget auch unser Herr Auctor seinen Beweis der Existenz Gottes von und mit der Betrachtung unserer Existenz, an. Und das muß auch ganz wehl angehen. Denn überhaupt muß das natürliche Erkenntniß Gottes, aus dem Erkenntniß der sichtbaren Welt, hergeleitet werden. Der Apostel bezeiget solches ausdrücklich, daß Gottes unsichtbares Wesen aus denen Dingen der Welt, die in die Sinne fallen, ersehen werde. Rom. I. 20. Solchemnach muß die Welt nicht nur überhaupt, und in so fern sie als ein Ganzes betrachtet wird, sondern auch ein jedweder Theil derselben so beschaffen seyn, daß man, aus desselben Betrachtung, zum Erkenntniß Gottes gelangen könne. Da nun auch der Mensch mit zur Welt gehöret, so muß auch der Mensch etwas, in und an sich haben, daraus man sicherlich auf die Existenz Gottes, und desselben unsichtbares Wesen, schließen kan. In des Menschen Natur und Wesen muß hierzu

um

um so viel desto stärkere Dureißthümer hergeben können, da derselbe, unter allen sichtbaren Dingen, das edelste, und nach Anzeige Göttlicher Offenbarung, nach dem Bilde Gottes, gemacht worden ist. Das erste, was der Mensch von sich bemercket und mit Ueberzeugung empfindet, ist dieses, daß er existiret und wirklich da ist. Daß er aber existiret und da ist, zugleich, daß sein Wesen auf diese, und nicht auf eine andere Art beschaffen ist, darzu findet er in und an sich keine Ursache, keinen genugsamen Grund. Es muß demnach diese Ursache, dieser Grund, außer ihm, gefunden werden. Alle andere außer ihm befindliche sichtbare Dinge sind von geringerer Vollkommenheit, als er ist, so sind sie auch alle mit einander in ihrem Wesen, eben so wohl als er selbst, auf eine gewisse Art determiniret und eingeschränket, und muß daher die Ursache und der Grund solcher ihrer determinirten Einschränkungen, ebenfalls außer ihnen allen, zu suchen und zu finden seyn, folglich kan die Ursache und der Grund, daß der Mensch existiret, und daß er eines solchen, und keines andern Wesens ist, in genau außer ihm befindlichen sichtbaren Dingen schlechterdings nicht angetroffen werden. Dasjenige also, welches die Ursache ist, warum die ganze sichtbare Welt sowohl, als der Mensch insonderheit existiret und da ist, ist Gott. Man sage nicht, daß dieser Schluß zu geschwinde, und mit einem allzu jählingen Sprung, gemacht werde. Man sage nicht: es habe ja der Mensch sein Leben, Wesen und Seyn von seinen Eltern, und diese das übrige wiederum von ihren Eltern, und so könne man bis in undenckliche Zeiten fort und zurück geben, folglich sey ja Ursache und Grund vorhanden, warum der Mensch existiret, und warum er ein solches und kein anderes Wesen, beisset. Ich antwor- te: Diese vermeynte Ursache, und dieser vermeynte genugsame Grund wird hier ganz vergänglich angezeigt. Denn wenn wir auch auf unendliche Zeiten also zurück gehen könnten und wollten, so bekommt ja dadurch das
 mensch-

menschliche Wesen gar keine andere Beschaffenheit. Der Mensch, der, gekürzten Falls, vor Millionen Jahren existirt hat, ist doch nur ein Mensch, das ist, ein auf gewisse Weise determinirtes eingeschränktes Wesen, das aus Leib und Seele besteht, gewesen, der daher unmöglich, in und von sich selbst, die Ursach und den Grund seiner Existenz, und seines Wesens, hat haben können. Es ist also gleichviel, ob ich mich, der ich so lebe, oder einen Menschen, der unendlich viel Jahre vor mir gelebet hat, mir zu betrachten vorstelle. Ich finde in einem so wenig, als in dem andern, die wahre gnugsame Ursache, woher es komme, daß er da ist, oder da gewesen ist, und warum es mit ihm eben diese, und keine andere wesentliche Beschaffenheit habe, oder gehabt habe. Der Mensch, als lange er ein Mensch ist und bleibet, muß, wie unser Herr Auctor mit Recht schliesset, ein principium sui, ausser sich, und dieses principium, keines weiter ausser sich, haben. Und das ist Gott. Man siehet hieraus gar deutlich, daß gedachter Herr Auctor die Contingenz des Menschen, oder dieses, daß der Mensch seyn, und auch nicht seyn, daß es diese und auch eine andere Bewandniß mit ihm haben könne, zum Grunde seines Schlusses auf die Existenz Gottes, als eines schlechterdings nothwendigen, und in und für sich selbst bestehenden, Wesens, gelegeet hat. Diese Contingenz findet sich bey der ganzen sichtbaren Welt, und kan daher von der ganzen Welt sowohl, als von dem geringsten Theilgen derselben, ja von dem verächtlichsten Gräslein, mit richtigem Grunde, auf das Daseyn Gottes, geschlossen werden. Wie denn diß Argument, von der Zufälligkeit der Welt hergenommen, eines derer stärcksten Haupt-Gründe ist, wodurch die Existenz eines allerhöchsten, und im höchsten Grade vollkommenen Wesens erwiesen werden kan und muß. Dieses Argument findet darum statt, und muß auch statt finden, weil, nothwendiger Weise, eine Ursach vorhanden seyn muß, warum Dinge, die sowohl seyn, als nicht seyn, auch anders

ders seyn könnten, gleichwohl da, und auf eine gewisse bestimmte Weise, da sind. Man hat dieses in denen neuern Zeiten das principium rationis sufficientis, oder den Satz des zureichenden Grundes genennet. Der Herr von Leibniz hat sich desselben, vor andern, in Führung des Beweises, daß ein Gott sey, gebraucht. Theodic. P. I. §. 7. p. m. 114. Hätte der Herr von Leibniz dieses angezogene Buch nicht Französisch geschrieben, da er dasjenige, wodurch etwas zur Existenz gebracht und in seinem Wesen determiniret wird, nach dem Genio dieser Sprache, nicht wohl süglicher, als durch raison, und raison determinante oder suffisante, ausdrucken können; so hätte dieses uralte, und selbst in dem Grund-Satze des Widerspruchs liegende principium vielleicht unter einem andern Namen fortgeführt worden seyn. Denn ich glaube sicherlich, der Herr Regierungs-Rath Wolff seye viel zu bescheiden, als daß er sich, oder den Herrn von Leibniz für den Erfinder dieses a contingentia mundi hergenommenen Arguments, und des damit verbundenen principii rationis sufficientis, halten sollte. Der Herr von Leibniz, wenn er dieses Haupt-Grundes unseres Erkenntnisses, und Vernunftmäßigen Schliessens, gedenket, so redet er von demselben sowohl, als von dem principio contradictionis, nicht anders, als von einer solchen Sache, die längstens bekannt sey, und in gar keinen Zweifel gezogen werde, sondern nur gebührend beobachtet werden müsse. Wer wollte denn läugnen, daß nicht zu allen Zeiten geschickte Welt-Weisen und Gottesgelehrten gefunden worden, welche die Existenz Gottes auf eine bündige und überzeugende Art, aus Vernunft-Gründen, erwiesen haben. Alle diese, wenn sie den wohlbekannten triplicem viam cognoscendi Deum gegangen sind, und unter andern ab effectu ad causam geschlossen haben, alle diese, sage ich, haben die Contingens der Welt, mithin auch das principium rationis sufficientis, obgleich nicht mit eben den Worten, doch der Sache nach,

nach, zum Grunde gelegt. Ob man zwar hierbey nicht läugnen wird, daß man bisher diesen Beweis-Grund nicht in ein größeres Licht gesetzt haben sollte. Jedoch will ich auch, bey dem Beschluß dieses Capitels, eine merkwürdige lateinische Deduction anhängen, welche ebendem ein Mann von gründlicher Gelehrsamkeit und Gottseligkeit, nemlich der selige Herr D. Philipp Jacob Epener, an einen damals ebenfalls gelehrten und frommen Prediger in Augsburg, Herrn Theophilum Spizelium, communiciret, und darinnen die Warheit, daß ein Gott sey, aus keinem andern Grunde, als der Zufälligkeit der Welt, und dem principio rationis sufficientis, fast mit eben diesen Ausdrückungen, hergeleitet hat. Solchergehalt kan die Contingenz der Welt so wenig, als dieser Satz des zureichenden Grundes, gelängnet, oder nur zweifelhaft gelassen werden, wenn man nicht das argumentum ab effectu ad causam, oder ab opere ad opificem aller seiner Kraft berauben, und denen Atheisten, sie mögen Fatalisten, oder Atomisten seyn, gewonnen Spiel geben will.

** Es klingt freylich ein wenig verächtlich, und göttlicher Majestät nicht so gar anständig, wenn der große Gott in diesen und andern dergleichen Schlüss-Reden, unter einem Etwas, benennet wird. Man denke aber nur nach, ob man wohl auf einen andern Ausdruck kommen könne, und kommen werde, wenn man seinen Schluß recht förmlich und scharf einrichten will? Inzwischen kan dieses der unendlichen Höheit und Vollkommenheit Gottes gar nicht nachtheilig seyn, wenn man dieses große Etwas nachhero, in seiner Größe und Herrlichkeit, vorstellig machet.

§. XL.

Vielleicht verhält sich die Sache also, daß ich, der ich existire, anders nicht existire, als durch die Kraft einer allgemeinen Natur, welche immerdar,
und

und bis auf unendliche Zeiten zurück, also beschaffen gewesen ist, als wir sie vor uns sehen. Allein diese allgemeine Natur ist entweder lauter Geist, und so ist es Gott, oder sie ist Materie, und so kan sie folglich meinen Geist nicht erschaffen haben, oder sie ist etwas aus Materie und Geist zusammen gefestet, und so würde ich das, was in dieser allgemeinen Natur Geist ist, Gott nennen.

In diesem und den folgenden §. §. beantwortet der Herr Auctor die Einwürfe, die man wider seinen Beweis vorbringen möchte, und welche in der That von denen Atheisten darnieder vorgebracht werden. Man beruffet sich vornehmlich auf eine so genannte allgemeine Natur, welche alles, was göttlich ist und heisset, in sich faßt, ja Gott selbst seyn soll. Diese soll die alleinige Substanz, und außer derselben keine weiter seyn; alle übrige Dinge, die man sonst Geschöpfe oder entliche Substanzen zu nennen pfleget, sollen Ideale, oder Arten, oder Modificationes von dieser allgemeinen Natur und Substanz seyn. Daß dieses Spinoza's Grund-Irrthum gewesen, ist bekannt. Man kan aber auch mit Bestand der Wahrheit sagen, daß, dem Grunde nach, die Uebereilen, wo nicht alle heidentische Götter und Weltweisen, ehedem in diesem Irrthum gefeset haben. Was die Stoicos anbetrifft, so ist solches eine ausgemachte Sache. Ihr allgemeiner Satz war: *ὅτις συνέχει τὸ θεῶν τὴ φύσιν*. Antoninus, der doch noch einer derer feinsten Stoischen Weltweisen gewesen, nennet Gott bald *διόνυσος καὶ τὸν ἐννοούμενον συν-εχόμενον ὅλων θεῶν καὶ πανταγούτων*, bald *τὸ πρὸ πάντων καὶ ἐν παντί*, bald *τὴν τῶν θεῶν φύσιν*. Seneca spreit ausdrücklich: *Totum hoc, quo continemur, & unum est, & Deus est*. Epist. 92. Cf. Buddei Introductionis ad Philosophiam Stoicam ex mente sententiaque M. Aurel. Antonini Imp. Sect. III. de Deo

p. m. 33. seqq. welche der Anno 1729 in Leipzig herausgekommenen Edition vom gedachten Antonini Buche 72. in *lavoris* angehänget ist. Ja diese irrlie Meinung von einer solchen allgemeinen Natur war nicht nur bey denen Welt-Weisen in Griechenland zu finden, sondern auch schon bey denen Egyptiern, von denen ebendies die meiste Wissenschaft zu denen Griechen gekommen ist, bekannt, und durchgängig angenommen. Jurieu in seiner *Histoire Critique des Dogmes & des Cultes &c.* P. III. Cap. VII. p. 52. seqq. weiß mit vielen Gründen anzuführen, daß unter dem Namen und Bilde Isis, der Egyptischen Göttin, nicht sowohl die Sonne, noch weniger der Mond, oder ein anderes Stück der sichtbaren Welt, sondern die allgemeine Natur, verehrt und angebetet worden sey. L' Isis des Egyptiens, sagt er, n' estoit dans le fond, que la Nature Universelle, principe de toute chose, & que l'on a fait infinie, aussi bien qu'eternelle, ce qui revient a l'erreur des nos Spinosisles, & des autres Athees. Et ceci me fait conjectures, que les Egyptiens, dans le fond de leurs Mysteres, ne connoissoient autre Dieu, que le Monde & la Nature universelle. C'est cela meme, que les Mendesiens d'Egypte adoroient sous le nom de PAN, qui signifie l'Univers. Er ver-
meynet, sogar in dem Namen dieser Göttin selbst einigen Grund zu finden, indem Isis nichts anders als ein Hebräisches zusammengeketes Wort sey, und so viel sagen wolle, als *Ich bin Ichselbst*, *ipfa est, sic ist et selbst*, oder das Wort *es* gedoppelt genommen, welches denn eben so viel bedeute, und etwas von dem wahren Namen des großen Jehovah sey, Exod. III. 14. Apoc. I. 4. Er deutet dahin die Benennungen, da diese Göttin die Ueberschrift: *Εὐκαταστατος*, die allgemeine Natur, ingleichen *Αντιστοιχος*, die ihren Ein in dem Welt-Punct der Welt, als ihrem vornehmsten Theile habe, geführt hat. Zeiget auch endlich, daß bey andern Völkern unter denen Namen der Ceres, Vesta, Cy-
bele

bele eben sowohl, als unter dem Namen der Isis bey denen Egyptern, die allgemeine Natur gemeinet sey u.

§. XL.

Vielleicht ist auch das, so ich meinen Geist nenne, anders nichts, denn ein Stückgen Materie, welches durch die Kraft einer allgemeinen Natur existiret, die ebenfalls Materie ist, die jederzeit so, wie wir sie sehen, gewesen ist, und die auch jederzeit also seyn wird, und die doch gar nicht Gott ist. Allein man muß mir doch wenigstens dieses zugestehen, daß das, was ich meinen Geist, oder meine Seele, nenne, es mag endlich seyn, was es wolle, dennoch etwas, das da dencket, oder ein denkendes Wesen, und wenn dieses nun Materie ist, es nothwendig eine solche Materie, die da dencket, oder eine denkende Materie sey. Denn man wird mich nimmermehr überreden, daß, indem ich diesen Beweis führe, oder diesen Vernunftschluß mache, in mir gar nichts Denkendes vorhanden sey. Wenn nun dieses etwas, das in mir sich befindet und dencket, sein Wesen, und die Erhaltung seines Wesens einer allgemeinen Natur zu danken hat, die allezeit gewesen ist, und die auch allezeit seyn wird, und daß es folchemnach dieselbe als seine ursprüngliche Ursache anzu sehen habe; so folget unwidersprechlich, daß diese allgemeine Natur entweder dencke, oder so etwas seye, das noch edler, und noch vollkommener ist, als dasienige, so da dencket, und wenn nun diese also beschaffene allgemeine Natur Materie ist, so muß man noch weiter schließen, daß ei-

ne allgemeine Materie denke, oder etwas edlers und vollkommners sey, als dasjenige, das da denkt.

Der Herr Aucter hat im vorhergehenden §. angesetzt, daß, wenn die von denen Urtheilen vorausgesetzte allg. meine Natur nicht als Materie seyn sollte, dieselbe ohnmöglich unsern Geist, oder das in uns befindliche denkende Wesen könnte hervorbrachte haben. Da er nun solcher Gestalt voraussetzt, daß in uns eine vernünftige, von aller Materie unterschiedene, Seele anzutreffen sey, und aber solches von denen Urtheilen geläugnet wird, so ist er in diesem und denen folgenden §§. bemühet, diesen atheisticalischen Einwurf zu widerlegen. Die Sache verhält sich kürzlich also. Der Urtheil läugnet, daß in dem Menschen ein eigentlich so genannter Geist oder eine von aller Materie abgeforderte, mit Verstand und Willen begabte, Substanz gefunden werde. Was wir Gedanken nennen, und als Kräfte und Wirkungen eines solchen immateriellen Wesens ansehen, hält er bloßerdings für Kräfte und Wirkungen einer, im Gehirne, und denen Nerven, befindlichen subtilen Materie. Es ist demnach dasjenige, was wir einen Geist, oder eine vernünftige Seele nennen, selber Meinung nach, anders nichts, als Materie. So irrig und abgekömmt nun dieses Vergeben derer Urtheilen ist, wie im folgenden erwiesen wird, so können sie doch von dem Wesen der Seele nicht anders denken und reden, wenn sie in ihr System nicht eine Lücke einnehmen wollen, wodurch das ganze Gebäude ihres Lehr-Begriffs umgestoßen werden würde. Denn wenn sie im Menschen ein principium immateriale, mithin einen so gleich nur endlichen und in seinen Kräften eingeschränkten Geist, zugesessen wolten, so würden sie die Möglichkeit, ja die wirkliche Existenz eines schlechterdings unendlichen allervollkommensten Geistes, welcher Geist ist, gar bald zugesessen müssen. So würden sie auch

der Seelen Unsterblichkeit nicht läugnen können, weil dasjenige, das immateriell und einfach ist, auch nicht zerstöhret und ausgelöscht werden kan. Nicht weniger würde folgen, daß diese unsere, nach dem Verfall des Leibes, überlebende Seele, besides einer Zeichnung, als einer Strafe schuldig sey. Weil nun aber diese und dergleichen Lehren mit dem Atheismo nicht vereinbar sind, nicht bestehen können, so findet sich der Atheist genöthiget, die Immaterialität der Seelen auf alle Art und Weise zu bestreiten, und demnach alle Empfindungen, Gedanken, Ueberlegungen, Urtheile, Vernunft-Schlüsse, Reasonen, Reasonen, Einsichtungen, kurz, alles das, was man Kräfte und Geschäfte der Seelen zu nennen pfleget, für lauter Materie, und für Kräfte und Wirkungen der Materie, aufzugeben. Daher Læcius Epicurus die Seele ein System *συστήμα* ist, aus *συστήμα* *συστήμα* *συστήμα*, das ist, ein solches Weken genennet hat, das aus lauter glatten, runden, und überaus subtilen Theilgen zusammen geknetet sey, wie Diogenes Laertius in seinem Leben anzuführen hat. Dergleichen Spüren einer bloß materiellen Seele trifft man auch dem Lucretio hin und wieder an, welcher daher alle Erkenntniß der Wahrheit von einem körperlichen Eindruck in die Sinne herleitet. Was die Sache selbst anbelanget, so kommt es darauf an, ob aus dem Wesen und aus der Natur der Materie, in so weit sie Materie ist und bleibt, dasjenige hervorgebracht werden könne, was eine Empfindung, ein Gedanke, eine Ueberlegung, ein Schluß, eine willkührliche freye Wahl in uns ist und heisset? Daß diese und dergleichen Dinge in uns vergeblich, daß wir nemlich empfinden, gedanken, überlegen, schließen, begreifen, verabschauen, wollen und nicht wollen, ist außer allen Streit, und muß selbst von dem größten Atheisten zugestanden werden. Daß aber diese in uns bemerkte Veränderungen ohnmächtig von der Materie herkommen können, laisset sich am besten verschlehen, wenn man nur erweget, was das Wesen

der Materie sey. Die Materie ist etwas vollkommen-gehet. Sie kan daher getheilet und getrennet werden, sie kan auch daher verschiedene Figuren bekommen. Was die Bewegung anbelangt, ist dieselbe der Materie wesentlich nicht eigen. Sie ist vielmehr an, und für sich etwas lebendes, und die Bewegung haben etwas zufälliges. Wie denn stiel die in der Natur vorkommende und in der Erfahrung gegründete Ursache der Bewegung etwas zufälliges sind, und weiter auf dem Wesen der Körper, noch auf denen ersten Grund-Weisheiten, als Nothwendigkeit nothwendige Folgen, betrachtet werden können. Daher man auch durch die Betrachtung solcher Bewegungen Ursache auf die Existenz Gottes, der dieselben bewirkt und selb geführt hat, ganz unbetrüglich geführt wird. Wenn nun, durch die Materie etwas hervorgebracht, oder gewirkt werden soll, so kan selches nicht anders, als durch derselben in Bewegung setzete Theile geschehen. Ja nachdem diese bewegte Theile groß oder klein sind, tiefe, oder eine andere Figur, oder auch lauter haben, in dieser, oder einer andern Direction und Richtung stehen, nach dem werden auch die daher entstehende Veränderungen, oder Wirkungen beschaffen seyn. Es mögen aber dieselben endlich beschaffen seyn, wie sie immer wollen, so können sie doch nichts anders, als ebenfalls etwas materielles oder körperliches, seltsam so etwas seyn, das nach der Länge, Breite, und Tiefe abgemessen werden kan. Nun sollte man sich doch alle nur mögliche Veränderungen vor, welche durch die Materie, und derselben verschiedene Bewegung, verursacht werden können, und sehe zu, ob wohl jemals aus solche Veränderung heraus kommen wird, dergleichen die Schandten unser Verstand sind. Ich meine nicht. Die Schandten ist sich selbst allemahl etwas abstracter, und unkörperliches, obgleich die Sache, wegen und welcher man den Schanden hat, materiel und ein Körper seyn können. Wir haben andererseits

aus

auf der Erfahrung, daß, indem wir gehenden und urtheilen, wir uns thätig erzeigen, und gleichsam auf beschwingen, wodurch wir handeln und urtheilen, led werden. Sollte nun solcher Gehende und sich Urtheil des Verstandes ein Werk seyn, so ist in Demjenigen, welcher materielle Thätigkeiten thut, so würden sich auch Thätigkeiten thätig erzeigen, indem sie einen gewissen Gehenden, oder eine gewisse Verstellung hervor brächten, sie würden aber auch in gleicher Zeit sich lebender Wesen verhalten, und in sich selbst wiederum period geben, indem ja der als gewirkte Gehende den der vorstellenden Sache derselben Noth, und um Überlegen und Urtheilen gleichsam in doppelte hinein bringt. Hält der Gehende über etwas an, wie wir denn eine geraume Zeit bey einer Sache mit unserm Gehenden derselben bleiben können, so müssen alsdenn die Sinne Thätigkeiten dieser flüchtigen Materie, als die wirkendsten Ursachen des Gehendens, ebenfalls anhalten, und sich halten, wodurch denn der Gehende selbst sich vermehren müßte, weil eine in Ruhe liegende Materie nicht müßte, am allerwenigsten so etwas lebhaftes werden können, als der Gehende in und ist: die Gehenden aber bey uns allemal um so viel lebhafter und klarer je frey pflagen, je ruhiger es in unserm Irthe pachtet. Man erwägt auch leicht. Wenn wir denken, das ist, wenn wir empfinden, überlegen, erkennen, urtheilen, schlaffen, oder etwas wollen oder nicht wollen, so findet sich, bey solchem Denken, ein verschiedenes Bewußtsein. Wir sind uns selbst bewußt, und erkennen deutlich, daß dieser Gehende in uns sich befindet, wir sind uns der Sache bewußt, darauf der Gehende gerichtet ist, und erkennen, daß dieselbe etwas von uns unterschiedenes sey, daher wir sie uns auch, als außer uns, vorstellen, wir sind uns endlich auch selbst bewußt, daß unser Verstand nicht die Sache selbst ist, sondern beides von der Sache, als von uns selbst etwas unterschiedenes sey. Dasselbe mannigfaltige Bewußtsein, und denn mannigfaltig

tigt bey einem einkigen Gedanken vorkommende Reflexiones können ohnmöglich aus denen Bewegungen der Materie, wenn sie auch so subtil seyn sollte, als nur immer möglich ist, erzeugt werden. Wie nun die eigentlichen so genannten Gedanken, und andere Wirkungen des Verstandes, die Natur und Kraft der Materie schlechterdings übersteigen; so könnte auch nicht einmal die Erinnerung und Gedächtniß bey uns statt finden, wenn es bey uns auf weiter nichts, als auf die Bewegungen einer subtilen Materie, ankommen sollte. Wir erinnern uns derjenigen Dinge, die wir vor 20 Jahren gehört, gesehen, oder sonst empfunden, oder in Gedanken gehabt haben. Wir sind uns auch dessen, mit einer Ueberzeugung, bewußt, daß diese Gedanken ehemals in uns gewesen sind. Wenn nun kein Gedanke in uns etwas anders seyn soll, als eine gewisse Art der Bewegung und Veränderung, die mit der Materie, und derselben subtilsten Theilgen vorgehet, so muß entweder diejenige Materie in eben der Größe, Figur, Lage, Direction und übrigen Beschaffenheit ihrer Theilgen annoch in unserm Gehirne vorhanden seyn, welche und wie sie vor 20 Jahren vorhanden war. Da wir das erste mahl diese Empfindung, oder diesen Gedanken hatten; oder es muß eine andere, jedoch der ersten vollkommen gleiche, und in vollkommen gleicher Bewegung stehende Materie hervor kommen, anderer Gestalt keine Erinnerung, noch Gedächtniß, statt haben könnte. Beides ist eine unmögliche und daher ungeräumte Sache. Das erstere anbelangend, so weiß man, daß unser Körper in einer beständigen Ausdünkung steht, und daß auch, bey denen allerfeinsten Nerven: Gassen, ein beständiger Ab- und Zugang ist, solcher Gestalt, daß diejenigen Gasse, die vor 20 Jahren in denen Gefäßen unsers Leibes vorhanden gewesen sind, anno nicht mehr, am allerwenigsten aber in der Ordnung, vorhanden, sondern immerzu andere an deren Stelle gekommen sind. Folglich kan diejenige Materie ohnmöglich mehr da seyn,

welche vor 20 Jahren diesen und diesen Gedanken mit ihrer Bewegung hervor gebracht hat, und da dieselbe auch nicht wieder zurück kommen kan, so wäre es auch unmöglich, daß das damahlige Bild, oder der damahlige Gedanke wiederum in uns hervor kommen könnte, welches aber gleichwohl geschieht, und dementwegen anderswo, als in denen Bewegungen der Materie, nemlich in der immateriellen Kraft der Seelen, keinen Grund haben muß. Woraus man zugleich ersehen kan, daß des Cartesii vorgegebene *trinites nervorum* einen gar schlechten Grund vor sich haben. Was das letztere anbetrifft, und daß man sagen möchte, es könnte wohl eine andere subtile Materie von eben der Art und vollständig gleichen Beschaffenheit, als die vor 20 Jahren war, zuwege, und dadurch der ebemahlige Gedanke wiederum hervergebracht werden, so ist dieses darum nicht möglich, weil die Sache, welche ehemals einen Eindruck in die sinnlichen Gliedmaßen unsers Leibes gemachet, und die subtile Nerven-Materie in eine gewisse Bewegung gesetzt, auch solcher Gestalt einen gewissen Gedanken hervor gebracht hat, nicht mehr zugegen ist, folglich auch die damahlige Art des Eindrucks, der Bewegung, und des Gedankens, nicht wieder verursacht werden kan. Nicht zu gedenken, daß wenn es mit dem sogenannten *principio indiscernibilium*, nach welchem in der Welt nicht zwey oder mehrere Dinge gefunden werden, die einander vollständig und in allen Stücken gleich sind, keine Richtigkeit haben sollte, daß, sage ich, es sodenn auch unmöglich seyn würde, daß eine gewisse flüssige Materie in eben der Ordnung, Größe, Figur, Lage, und übriger Beschaffenheit ihrer Theilgen entstehen sollte, wie sie bereits vorher da gewesen ist. Solchemnach und wenn in uns keine Veränderung vorgehet, noch vorgeben kan, als welche aus denen Bewegungen der Materie entsteht, so findet auch keine Reminiscenz bey uns statt. Und da nun diese, nebst vielen andern, noch viel edlern Kräften, uns gleichwohl besohnet, so ist

der Schluß richtig, daß der Grund von alle dem nicht in der Materie, sondern in einem immateriellen, mit Verstand und Willen begabten Wesen, zu suchen und zu finden sey, welches die mit dem Leibe veremimte vernünftige Seele ist. Nimmt man dieses alles, und was unser Herr Auctor im folgenden noch weiter ausführet, zusammen, so erblicket Manich, daß es eine Grundfalsche, und wider alle Vernunft und Erfahrung streitende Meinung sey, wenn man das in uns befindliche denkende Wesen zu einer bloßen Materie, und einer aus der Materie herrührenden Wirkung, machen will. Der Herr Abt Mosheim fragt daher mit allem Recht: „Was „ist unvernünftiger, als zu sagen, daß ein Stück todtter „Materie, wenns mit den Zähnen zermalmet, und durch „die Verdauung des Magens in Blut verwandelt worden, „dadurch geschickt werde, ordentlich zu denken, „vernünftig zu urtheilen, Wahrheit und Irrthum zu prüfen? Ist was lächerlicher, als zu glauben, ein Stück „Erde bekomme Vernunft und Weisheit, wenns durch „etliche Gefäße unsers Leibes gehe? Und das ist doch „die scharfsinnige Erfindung, die den Spöttern, welche „die Unsterblichkeit der Seelen verläschen, gefällt. P. II. Heiliger Ketten, 3te Rede von der elenden Thorheit der Religions-Spötter p. 175. Diejenigen, welche dafür halten, daß Gott, nach seiner Allmacht, ja wohl der Materie die Kraft zu denken belegen könne, reden bey nahe diesen Religions-Spöttern das Wort, und setzen die Immaterialität, mithin auch die Unsterblichkeit der Seelen, nicht wenig in Gefahr. Gottes unumchränkte Macht und Gewalt leidet gar keinen Abbruch, wenn man schon sagt, daß dieselbe der Materie, oder einem Körper, die Kraft zu denken belegen könne, wie man denn auch solches sagen muß. Denn das Wesen der Materie besteht eben darinnen, daß sie gar nicht etwas thätiges, sondern etwas leidendes, gar nichts einfaches, sondern etwas zusammengefügtes, mithin gar kein Geist, oder etwas denkendes sey, auch schlechterdings nicht seyn

kon-

Können, wenn sie nicht ihr ganzes Wesen verlieren, oder aufhören soll, dasjenige zu seyn, was sie ist. Da nun das Wesen der Dinge unveränderlich ist, und aber es eine wesentliche Eigenschaft der Materie ist, daß sie nicht denke, auch nicht denken könne, so ist eine denkende Materie eben das, was ein eisern Holz, oder ein hölzern Eisen ist, das ist, etwas schlechterdings unmögliches. Wer sich die Materie als denkend einbildet, der verändert ihr Wesen, oder hat so etwas in seinen Gedanken, das zwar Materie ist, aber in der Vereinigung mit einem denkenden Wesen steht, und so hat nicht die Materie, sondern dasjenige, was mit ihr verbunden ist, die Kraft zu denken.

§. XLI.

Ich gehe weiter, und sage, diese Materie, so, wie man sie nur ist voraus gesetzt hat, wo sie anders nicht eine bloße Chimäre, sondern etwas reelles seyn soll, kan auch nicht ganz und gar, in Anschung unserer Sinnen, unempfindlich, oder so beschaffen seyn, daß sie von unsern Sinnen, oder einem derselben, nicht sollte begriffen werden können. Und wenn dieselbe sich nicht von selbst zu erkennen giebt, so erkennet man sie wenigstens in der verschiedenen Zusammenfügung ihrer Theilgen, wodurch die Körper, und in denen Körpern der mannigfaltige Unterschied entsteht. Sie machet demnach selbst alle diese verschiedene Körper aus. Und wie sie nun, gefestten Falls, eine solche Materie ist, die da denket, oder die noch besser, als etwas denkendes ist, so folget von selbst, daß sie, wenigstens in und nach einigen solcher Körper, und, durch eine nothwendige Folge, in und nach allen diesen Körpern, eben dergleichen sey, das ist, daß sie

sie in denen Steinen, in denen Metallen, in denen Wassern, in der Erde, in mir selbst, der ich nichts, als ein Körper bin, ja in allen übrigen Theilen, daraus sie bestehet, gedenken müßte. So habe ich nun der zusammengebrachten Menge dieser so irdischen, so greben, so körperlichen Theile, die zusammen genommen die allgemeine Materie, oder diese sichtbare Welt sind, solchen Dingen, sage ich, habe ich nun dieses etwas, so in mir ist, so da denkend ist, und so ich meine Seelenenenne, zu danken. Das ist absurd, und etwas höchst ungereimtes.

§. XLII.

Wenn im Gegentheil diese allgemeine Natur, sie mag auch seyn, was sie will, weder alle diese Körper überhaupt, noch einen dieser Körper ausmachtet, so setzet daher, daß sie gar nicht Materie ist, noch durch irgend einen Sinn empfunden werden kan. Wenn sie nun gleichwohl etwas denkendes, oder wenn sie noch vollkommener, als etwas denkendes ist; so schliesse ich noch weiter, daß sie Geist, oder ein noch besseres, und noch vollkommeneres Wesen, als ein Geist, ist. Wann nun endlich sonst nichts, als diese allgemeine Natur, übrig ist, wohin das in mir befindliche denkende Wesen, das ich meine Seele nenne, sich wenden könne, um keine erste Grund-Ursache und ursprüngliche Quelle anzutreffen, maßen es ja seinen zureichenden Grund gar nicht in sich selbst, noch weniger aber in der Materie findet, wie erwiesen worden ist; so streite ich nun weiter nicht über Wörter; sondern ich nehme diese ursprüngliche

Quelle

Quelle alles geistlichen Wesens, die auch selbst Geist ist, und die noch herrlicher ist, als alles, was Geist ist und heisset, und nenne sie Gott.

Man sieht gar deutlich, daß der Herr Luther seinen Beweis aus dem principio rationis sufficientis beruht, ob er gleich diesen Grund-Satz mit eben den Worten nicht ausgedrückt hat. Wenn nun nach diesem principio alles, was ist, seinen Grund hat und haben muß, warum es ist, und warum es so, und nicht anders beschaffen ist; so muß ein solcher Grund auch, in Betrachtung des in uns befindlichen denkenden Wesens, vorhanden sein. Dieser Grund ist entweder in, oder außer denen Dingen, zu finden. Unsere Seele hat den Grund ihres Wesens und Lebens nicht in sich selbst, denn so müßte sie etwas independentes, etwas unveränderliches, und etwas schlechterdings notwendiges seyn, welches aber nicht ist, wie der Herr Luther bereits oben gezeigt hat, und auch die tägliche Erfahrung lehret. Sie hat also solchen Grund außer sich. Außer sich findet sie die sichtbare körperliche Welt. Diese ist eines geringern Wesens, als sie selbst ist, und kan sie daher in und von derselben ihr principium nicht haben. Dagegen nun, worinnen der Grund ihres Wesens und seyns ursprünglich zu finden ist, das ist Gott. Woraus man weiter auf das geistliche allerhöchste und allervollkommenste Wesen Gottes schließen kan, wie der Herr Luther ebenfalls thut.

§. XLIII.

Mit einem Wort, ich gedente, darum ist ein Gott. Denn ich habe das, was in mir denkend ist, gar nicht mir selbst zu danken; machen es eben so wenig auf mich angekommen ist, daß ich dasselbe einmahl empfangen habe, so wenig es noch ips von mir dependiret, daß es, auch nur ei-

nen

nen Augenblick, in mir erhalten wird. So habe ich es auch nicht einem solchen Wesen zu danken, das unter mir stehet, und geringer ist, als ich bin, und das Materie ist, weil es ohnmöglich ist, daß die Materie edler sey, als dasjenige, das da denkt. Ich habe es also einem Wesen zu danken, das über mir ist, und welches keine Materie ist. Das ist Gott.

Dieser von der Natur unserer Seelen bergenommene Beweis für die Existenz Gottes ist sonderlich in der Schule Cartesii gar gebräuchlich. So wie derselbe von unserm Auctore geführt wird, ist derselbe eben so bündig, als klar und deutlich Bontekoe in seiner *Metaphysica* beweiset die Wahrheit, daß ein Gott, und daß Gott allmächtig, allwissend, allweise, und sonst unendlich vollkommen sey, einzig und allein aus dem denkenden Wesen unserer Seelen. *Ego cogito, scribitur, scientia quinta p. m. 15. & variis modis cogito, sed modi illi a me non dependent, non ego autor eorum sum, non possum eos, ut adsint, jubere, non, ut discedant a me, praestare, non agnosco meam in me hanc potestatem. Eam non invenio, ut ut me excutiam, oportet ergo, ut concludam, modos illos cogitandi a me non esse, a me non pendere, a me non effici, necessum ergo est, ut, quia a me non sunt, ab alio sint. Nam quia hi modi sunt, aliquid sunt, ergo quoque ab alio sunt, quia a nihilo nihil fit &c.* Doch gebet Bontekoe weiter, als unser Auctor, und verfällt auf das bekannte Cartesianische System *causarum occasionalium*, nach welchem er nicht allein Gott zum Urheber unsers Leibes und Geistes, und ihrer ganzen wesentlichen Beschaffenheit machet, welches recht und gut ist, auch von unserm Herrn Auctor geschieht, sondern auch so gar alle Arten derer Gedanken in der Seele, und

und alle Arten der Bewegung im Körper, als unmittelbare Wirkungen Gottes ansieht, wodurch denn Gott zum Urheber aller sündlichen Gedanken und Begierden, auch aller sündlichen Handlungen und Werke, gemacht wird, welches wohl eine Haupt-Ursache mit ist, warum das Systema causarum occasionalium nicht angenommen werden kan.

§. XLIV.

Aus dem, daß eine allgemeine Natur, die da dencket, überhaupt alles das, was Materie ist, von sich ausschließet, folget nothwendig dieses, daß auch ein besonderes Wesen, das da dencket, eben falls nicht die geringste Materie admittiren und in sich lassen kan. Denn obschon ein allgemeines denkendes Wesen, in seinem Begriffe, unendlich mehr Hoheit, Macht, Independenz, und Fähigkeit, als etwan ein besonderes denkendes Wesen, einschließet, so begreift es doch deswegen im geringsten nicht eine stärkere Ausschließung der Materie in sich, weil diese Ausschließung in dem einen sowohl als in dem andern von diesen beyden Wesen, eben so groß, als sie nur seyn kan, und gleichsam unendlich ist, und daß es daher eben so unmöglich ist, daß das, was in mir dencket, Materie sey, als unbegreiflich es ist, daß Gott Materie sey. Also wie Gott Geist ist, so ist auch meine Seele * Geist.

* In conceptu generico. Denn ein Geist, überhaupt zu reden, ist eine denkende, und daher mit Verstand und Willen begabte Substanz. Da nun auch unsere Seele die Kraft zu denken, sammt Verstand und Willen hat, so ist sie ein Geist, sowohl als Gott ein Geist ist. Der Unterscheid bestehet darinnen, daß Gott ein
in

independenten und unendlichen, mithin in seinem Denken, Verleben, und Wollen, ein unendlich vollkommener Geist ist, dagegen unsere Seele, in ihrem ganzen Wesen und Seyn von ihm dependiret, auch nur eine eingeschränkte Kraft des Verstandes und Willens besitzt.

§. XLV.

Ich weis nicht, ob der Hund wechlet, ob er sich etwas erinnert, ob er liebet und wohl will, ob er fürchtet, ob er dencket? Wenn man mir nun saget, daß alle diese Dinge bey ihm weder Leidenschaften, noch Gedanken, sondern die natürliche und nothwendige Wirkung und Folge von der Einrichtung seiner, durch die verschiedene Zusammenfügung derer materiellen Theilgen zubereiteten, Machine sind; so kan ich es wenigstens bey dieser Lehre bewenden lassen. Allein was mich anbelanget, ich dencke, und ich bin mir dessen bewußt, daß ich dencke: Was ist nun wohl für eine Proposition und Gleichheit zwischen einer solchen oder einer andern Zusammensetzung derer Theile der Materie, das ist, zwischen einer Sache, die nach allen dreysen Dimensionen, der Länge, der Breite, und der Tiefe, ausgedehnet, und nach allem Verstande theilbar ist, und zwischen einem Wesen, das dencket?

Bey der Frage, was es mit den Seelen der Thiere für eine eigentliche Beschaffenheit habe? ist wohl das sicherste, daß man mit dem Herrn de la Bruyere ein ich weiß nicht zur Antwort gebe. Denn es doch eine unausgemachte Sache bleiben wird, und alles, was hiervon gesagt werden kan, nur auf Vermuthungen, oder höchstens auf einige Wahrscheinlichkeit hinaus läuft.

läuft. Es ist und bleibt uns von unserer selbst eigenen Seele Natur und Wesen gar vieles verborgen, wie mögen wir im Stande seyn, den eigentlichen Zustand derer thierischen Seelen vollständig einzusehen, und zu bestimmen? Die Meynung derer, welche die Thiere für bloße Maschinen halten, und daher alles ihr Thun und Lassen aus der Maschinen-mäßigen Einrichtung ihrer Körper hergeleitet wissen wollen, gereicht der Immaterialität unserer Seelen zu nicht geringen Nachtheil. Denn wenn dem also wäre, so würde nichts leichter seyn, als zu denken, und zu schließen, daß vielleicht auch der Menschen Empfindungen, sammt allen ihren Handlungen, auf gleiche Art und Weise, hervor und zuwege gebracht würden. Gleichwie nun aber nicht zu läugnen steht, daß die Thiere Empfindungen, Erinnerungen, Beuerden, und Verabschueungen, und also eine gewisse Art, obgleich nur ganz dunkler, Begriffe haben, diese Dinge aber ohnmöglich von einer bloßen Materie, es mag auch die Disposition und Bewegung ihrer allerfeinsten Theilgen beschaffen seyn, wie sie nur immer will, herführen können; so scheint freylich nichts gewisser zu seyn, als daß, auch in denen Thieren, ein immateriellisches, einfaches, und mit einer gewissen Vorstellungskraft begabtes Wesen gefunden werde. Dieses aber will nun auf der andern Seite zu mancherley nicht geringen Bedenklichkeiten hinaus schlagen. Ist das in denen Thieren befindliche principium agendi immateriell, so kan es von und aus sich selbst nicht aufhören zu seyn, wenn schon der Körper im Tode verfällt, es wäre denn Sache, daß die Allmacht Gottes es vernichten sollte, daß aber Gott diese Seelen der Thiere, mit ihrem Tode, wiederum zu Nichts machen wolle, kan, aus der bloßen Vernunft, mit keiner Gewißheit, dargethan werden. Ist es nun an dem, wie es denn, nach Göttlicher Offenbarung in H. Schrift, nicht anders ist, daß allerdings mit denen Thieren im Tode alles aufhöret, und ihre Seelen nicht weiter übrig bleiben, so muß-

ret solches ein Deist wider die Unsterblichkeit unsterker Seelen an, und meynet, daß auch mit uns im Tode auf gleiche Weise alles aus seyn könne, und aus seyn werde. Jedoch dieser Zweifel wird ohne annehmlichen Grund gemacher. Die Thiere haben zwar Empfindungen, sie sehen, hören, schmecken, riechen und fühlen. Es entstehen auch bey ihnen, aus diesen sinnlichen Vorstellungen, sinnliche Begierden, und sinnliche Verabscheuungen. Nicht weniger haben sie ein Vermögen, sich einiger Dinge wieder zu erinnern, die sie vorher empfunden haben. Bey alle dem fehlt es ihnen doch am Verstande, an Vernunft, an Ueberlegung, und eigentlich so genannten Erkenntniß, solich auch an einer wahren Freyheit des Willens. Sie sind derentwegen keiner freyen Handlungen, mithin auch keiner Strafe und Belohnung, fähig. Sie haben, nach der Absicht, in welcher sie vorhanden sind, dieser höhern Kräfte gar nicht nöthig. Sie sind da, daß sie, dem Menschen zu Dienst, eine Zeitlang leben, zu dem Ende Speise und Trant genieszen, und ihres gleichen zeigen. Darzu brauchen sie weiter nichts, als einen organischen Körper, und eine bloß sinnliche, oder mit einer bloßen Empfindungs-Kraft begabte Seele. Sterben sie, so höret alle Absicht auf, um welcher willen sie gelebet haben. Es ist also gar keine Ursache da, warum diese ihre Seelen nach dem Tode fortdauern solten, da sie ja schlechterdings weder einiger Strafe, noch einiger Belohnung fähig sind. Ganz anders und besser siehet es mit uns zu. Wir haben nicht nur die niedern Kräfte der Seelen mit denen Thieren gemein, sondern sind auch noch überdiz mit denen höhern Kräften des Verstandes, und eines freyen Willens versehen. Das lehret uns unvidersprechlich, daß wir zu einer höhern Absicht, und nicht bloß zu dem Ende da sind, daß wir nur essen und trinken, oder unsers gleichen zeugen solten, als zu welchen sinnlichen Handlungen wir eben so wenig, als das Vieh, die Gabe der Vernunft nöthig hätten. Da wir nun vernünftig

rig denken, und nach freyem Willen handeln können, ja da wir so gar zur Erkenntniß und Gemeinschaft des allerhöchsten Wesens gelangen können und sollen, wie denn dieses die vornehmste Ursache und Absicht unsers Daseyns ist, so können wir auch zur Beobachtung gewisser Gesetze, und sonderlich derer göttlichen Gesetze und Rechte, verbunden, mithin auch, nach Befinden, bestraft, oder belohnt werden. Um dieser und anderer Ursachen willen können und müssen unsere Seelen auch nach dem Tode übrig bleiben, und in Ewigkeit fortbauern. Und da unser Körper zugleich mit in der Gemeinschaft freyer Handlungen gestanden hat, und derselben lebendiges Werkzeug gewesen ist, so scheint es auch recht und billig zu seyn, daß er einmahl wieder zum Vorschein komme, damit ihm ebenfalls, in der Wiedervereinigung mit der Seelen, wohl oder übel geschehe. Von welchen großen Dingen allen ungleich zuverlässigere Nachricht in dem grossenbarten Worte Gottes gegeben wird.

§. XLVI.

Wenn alles Materie ist, und wenn sowohl meine, als aller anderer Menschen Gedanken anders nichts, als eine Wirkung der verschiedentlich zusammen gebrachten Theile der Materie sind, woher kommt es denn, daß man in der Welt auch von ganz andern, und solchen Dingen, die nicht Materie sind, Begriffe haben kan, und auch wirklich hat? Hat denn wohl die Materie in ihrem Grunde und Schoosse eine so reine, so einfache, so uncörperliche * Idee, als die Idee von einem Geiste ist? Wie kan sie der Ursprung von dem seyn, dadurch sie geläugnet, und von ihrem eignen Wesen angeschlossen wird? Wie ist sie im Menschen dasjenige, das denkt, ich will sa-

gen, eben das, das den Menschen selbst überzeuget, daß er nicht Materie sey?

* Wir haben zwar, in dieser Sterblichkeit, weder von einem Geiste, noch sonst von irgend einer Sache, einen vollkommenlich reinen und uncörperlichen Begriff. Wir mögen uns das Wesen eines Geistes noch so einfach, und von aller Materie noch so abgefondert vorzustellen bemühen, so wird doch allemahl in solche unsere Vorstellung etwas materielles mit einfließen. Ein völlig reiner Verstand dürfte wohl alsdenn erst statt finden, wenn wir von der groben Sinnlichkeit befreyet, und mit einem verklärten Leibe versehen seyn werden. Unterdessen ist doch der Gedanke, er gebe auf einen Geist, oder auf einen Körper, an und für sich selbst, immateriell, so erkennen wir auch gar wohl, daß unser Begriff von geistlichen Dingen allerdings gereinigter seyn solte, und das ist Beweises genug, daß der Ursprung dieser Gedanken keine Materie seyn kan.

§. XLVII.

Es giebt Dinge, die von kurzer Dauer sind, weil sie aus sehr verschiedenen Theilen, die sich selbst unter einander aufreiben, zusammen gesetzt sind; es giebt wiederum andere, die länger dauern, weil sie viel einfacher sind, aber sie vergehen doch, weil sie auch Theile haben, nach welchen sie von einander gelöst werden können. Das, was in mir denkend ist, muß von einer bessern Nahrung seyn, weil es ein reines, und von aller Mischung, und Zusammensetzung befrevetes Wesen ist. Es ist demnach kein Grund vorhanden, warum es vergehen solte. Denn wer mag doch wohl ein solches Wesen, das einfach ist, und gar keine Theile hat, verderben*, oder von einander sondern können?

* Gott

* Gott kan, gleichwie alle Dinge außer sich, also auch unsere in sich unvergängliche Seele verderben, und vernichten. Daß er sie aber vernichten wolle, hat er nirgends, wohl aber das Gegentheil, und daß sie ewig fortdauern solle, geoffenbaret.

§. XLVIII.

Die Seele siehet die Farbe durch das sinnliche Werkzeug des Auges, und höret den Schall durch das sinnliche Gliedmaaf des Ohres, aber sie kan aufhören zu sehen, und zu hören, wenn es ihr an diesen leiblichen Sinnen, oder an diesen Dingen, die gesehen und gehöret werden, ermangelt, ohne daß sie derentwegen selbst aufhören sollte zu seyn, weil die Seele nicht eben eigentlich dasjenige ist, das die Farbe siehet, oder den Schall höret; sie ist nur das, das dencket, wie kan sie nun aufhören, ein solches denkendes Wesen zu seyn? Nicht durch den Mangel des sinnlichen Werkzeuges, weil erwiesen ist, daß sie keine Materie ist, auch nicht durch den Mangel des Objects, als lange nur noch ein Wert, und ewige Wahrheiten seyn werden. Sie ist demnach unvergänglich.

Wann unser Herr Auctor sagt, daß die Seele es, eigentlich zu reden, nicht sey, die da sehe und höre, oder sonst empfinde, und daß sie also, in ihren Vorstellungen und Gedanken, gar nicht von denen im Leide vorgehenden Veränderungen dependire, so scheint dieses denen Lehrsätzen Cartesii gemäß gesprochen zu seyn. Denn wenn dieser das Band der Vereinigung und Gemeinschaft zwischen Leib und Seele erklären soll, so meynet er, daß die Seele zu ihren Empfindungen und Gedanken gar nicht durch einen Einfluß des Körpers in dieselbe, auch nicht durch selbst eigne ihr bey-

wohnende Kraft gelange, sondern es würden solche Veränderungen in der Seele von Gott selbst unmittelbar, und nur nach Gelegenheit dessen, was in und mit dem Körper vorgebe, hervorgebracht; wiederum erlange der Körper seine Bewegungen und verrichte seine Handlungen gar nicht durch einen Einfluß der Seele in den Leib, auch nicht durch eigne ihm bewohnende Kraft, sondern ebenfals durch unmittelbare Kraft Gottes, und nach Gelegenheit des Verlangens in der Seele. Diß ist das bekannte Systema caussarum occasionalium, auf welches man dadurch verfallen ist, weil die uralte Meynung von dem Einflusse des Körpers in die Seele, und von dem Einflusse der Seele in den Körper, nicht mehr schmecken, vielmehr bey derselben allesley unbegreifliche, und für einen esprit fort unverdauliche, Dinge vorkommen wollen. Es ist aber auch hier ergangen, wie es in dem Falle zu ergehen pfleget, wenn man eine alte durchgängig angenommene, und eben nicht ganz und gar ungegründete Meynung verwerfen, und eine neue einführen will, daß man zwar etwas neues, aber nichts bessers, ja ofters etwas viel schlimmers, und gefährlicheres, auf die Bahn bringt. Gewiß bey dem Systemate caussarum occasionalium, oder, wie es auch pflegt genennet zu werden, ad silentiz, geber alle Freyheit des menschlichen Willens verlohren, und der Heiligkeit Gottes wird gewaltig zu nahe getreten. Da nun diese Schwierigkeiten bey des Cartesii hypothesi sogleich in die Augen gefallen sind, und man dieselbe derentwegen nicht annehmen können, gleichwohl aber auch von dem influxu physico weiter nichts mehr wissen wollen, so ist der Herr von Leibniz auf die beschriebene Harmoniam prästabilitam gerathen, und er hat nothwendig auf diesen Einfall gerathen müssen, weil, wenn derer Insulten und Occasionalisten Meynung verworfen werden sollte, schlechterdings keine Art und Weise mehr übrig war, nach welcher die Vereinigung zwischen Leib und Seele erkläret

ret werden konnte, als daß man sagte, die Seele bringe alle in ihr befindliche Vorstellungen, Gedanken, und Reizmaaten, durch ihre eigenthümliche Kraft, hervor, ohne daß der Körper, würklicher Weise, das allgeringste dazu beitrage, nur daß die Empfindungen in der Seele allemahl nach dem Zustande des Körpers in der Welt, und denen in seinen sinnlichen Gliedmaßen vorgehenden Veränderungen, eingerichtet und beschaffen waren; und so werde denn ferner auch der Körper bewegt und zu seinen Handlungen aufgelegt durch seine eigene Maschinenmäßige Einrichtung, ohne daß die Seele die allgeringste Bewegung in und an dem Körper würksten, und hervor bringen könnte, ob gleich die äußerlichen Handlungen des Körpers allemahl zu der Zeit, und auf die Art und Weise erfolgten, wenn, und wie es die Seele verlangte. Welche Uebereinstimmung zwischen Leib und Seele von Gott vorher bestimmt und fest gestellt sey, als welcher beydes die Veränderungen des Körpers, als die Reigungen oder Abneigungen des freyen Willens vorher gesehen, und nach jenen die Seele zu gleichmäßigen Empfindungen, nach diesen aber den Körper zu gleichmäßigen Handlungen eingerichtet habe. Nun kan man wohl dieser Nennung nicht absprechen, daß sie überaus sinreich sey, so wird man auch nicht läugnen können, daß, wenn man bloß auf die Allmacht Gottes sieht, ohne seine Heiligkeit und andere hohe Eigenschaften zugleich mit in Betrachtung zu ziehen, eine solche Verfassung des Leibes und der Seelen, sammt der daher rührenden Uebereinstimmung, gar wohl möglich sey, nicht weniger muß man bekennen, daß durch diese Hypothese der wahren Freyheit der Seele gar kein Eintrag geschiehet. Denn ob schon die Empfindungen, nach diesem Systemate, nothwendig sind, so hat und behält doch die Seele ihre Beurtheilungskraft, und kan nach freyen Willen etwas begehren und wehlen, oder verabscheuen und verwerfen, je nachdem sie es als gut und nützlich, oder als böse

und schädlich, erkennet und hält. Es wird, bey dieser Meynung, keine größere Nothwendigkeit in die Seele hinein geführt, als in derselben, selbst nach dem Systemate influxus, sich befindet, da ja bekannt und in der beständigen Erfahrung gegründet ist, daß, wenn die sämtlichen Gliedmaassen unsers Leibes gehörig beschaffen sind, es eine ohnmögliche Sache ist, daß wir bey offenen Augen nicht sehen, und bey offenen Ohren nicht hören sollten. Was die Handlungen des Leibes anbelangt, so ist es wahr, es erfolgen dieselbigen, nach dieser Hypothese, nothwendiger Weise, es ist aber doch auch dieses wahr, daß dieselben nummermehr erfolgen würden, wenn nicht zu eben der Zeit, da sie erfolgen, die Seele verlangte, daß sie erfolgen sollten, mithin alles dasjenige, was durch solche leibliche Handlungen gutes oder böses bewerkstelliget wird, der Seelen an- und zugerechnet werden muß. Hiernächst thut man denen Verteidigern dieser philosophischen Meynung auch darinnen zu viel, wenn man sie zu Atheisten machen will. Denn, bey diesem Systemate niemand ein Atheist seyn kan, weil dasselbe nothwendig einen allwissenden, allweisen, und allmächtigen Gott voraussetzet. Daher gar nicht abzusehen ist, mit was Rechte und Billigkeit man insonderheit den Herrn Regierungs-Rath Wolfen in den Verdacht des Atheismi, oder daß er wenigstens zur Atheisten verleitende Lehr Sätze behauptet, gezogen habe. Sollte derselbe mit solchen gefährlichen Absichten umgehen, so würde er gewis sehr unweislich handeln, daß er ein solch Systema annehmen hätte, mit welchem die Meynung, daß kein Gott sey, schlechterdings nicht bestehen kan. Ich will mich in eine Beurtheilung seiner vornehmlich in Streit gezogenen, und zu solchen Gefährlichkeiten ausgedeuteten metaphysischen Lehren nicht einlassen, dieses aber kan ich in Vrede nicht seyn, daß, wenn man seine vernünftige Gedanken von den Absichten derer natürlichen Dinge mit Fleiß, und ohne Partheylichkeit liest, man in denselben allenthal-

ben

den einen recht redlichen Eifer für die Ehre Gottes bemerken, auch selbtes Buch nicht, ohne Ermahnung zur Erkenntniß und Furcht des Herrn, lesen wird. Unter dessen würde, unsers wenigen Tractatens, der Herr Regieruns-Rath besser gethan haben: wenn er bey seinem ersten Vorfage, die Lehre von der Vereinigung zwischen Leib und Seele, besonders vorzutragen, wie er in der ersten Vorrede zur Metaphysic gedendet, verblieben wäre, und dieselbe nicht mit in den Zusammenhang seiner Grund-Lehren hinein gebracht hätte, ob man gleich nirgends finden wird, daß er diese Hypothesein zum Grunde eines Beweises gelegt, und andere Wahrheiten aus derselben hergeleitet habe. Welchen Falls der Herr von Leibniz allerdings weiter gegangen ist, und auf solche Meynung, in seiner Theodicee, gar vieles bauen wollen. Endlich ist noch dieses zu merken, daß ein Influxist, so wenig als ein Harmonist, auf die Erfahrung, mit hinlänglichem Grunde, sich berufen könne. Denn wir zwar durch die Erfahrung dieses wissen, daß, auf gewisse Veränderung in denen Sinnen d.s. Leibes, gewisse denenselben gemäße Empfindungen in der Seele, und auf das Verlangen der Seelen gewisse denenselben gemäße Handlungen des Leibes, erfolgen, ob aber und wie die Empfindungen der Seelen durch den Körper, und die Handlungen des Körpers durch die Seele, wirklich hervorgebracht werden? das kan man aus der Erfahrung nicht haben. Ob nun gleich solcher Gestalt das Systema harmoniæ præstabilitæ so viele Vortheile vor sich zu haben scheint, so ist und bleibt es dennoch unübersteiglichen Schwierigkeiten unterworfen. Nicht zu gedenken, daß die Heiligkeit und Unschuld Gottes dabey allerdings Gefahr lauft, wie bisher von vielen geschickten Gottes-Gelehrten und Welt-Weisen gründlich erwiesen worden; nicht zu gedenken, daß im Werke der Seligkeit, und wenn von denen Gnaden-Bewegungen und Wirkungen des h. Geistes die Rede ist, man mit diesem Systemate gar nicht

fortkommen kan, wenn man nicht entweder in einem recht greben Pelagianismus, oder Enthusiasmum verfallen will. Wie nur neulich Hr. D. Wicht in Wittenberg in einem programme, de influxu verbi divini in animam, geschrieben hat. Haeften nichts zu achtenden, so muß einen nur dieses höchlich Wunder nehmen, daß Männer von so gutem Verstande, von so tiefen Einsichten, und die bey allen Untersuchungen nach zureichendem Grunde fragen, auch, durch den Satz des zureichenden Grundes, zu vielen guten Entdeckungen gelangt sind, und überhaupt denselben sich in andern Fällen mit vielem Vortheil gebraucht haben, daß, sage ich, solche Männer gleichwohl ein Systema haben annehmen können, dabey es allenthalb am zureichenden Grunde gebrochen will. Man mag entweder die Empfindungen in der Seelen, und derselben oft wunderlich durcheinander laufende mannigfaltige Abwechselung und Folge, oder die eben so verschiedenen Bewegungen des Leibes ansehen, so wird man von diesen beyderseitigen vielfältigen Veränderungen, aus diesem Systemate nimmermehr einen künftlichen Grund anzudeuten wissen. Man erkäre mir doch aus der Natur der Seelen, woher es komme, daß, indem ich meine Gedanken von aller Sinnlichkeit, so viel möglich, abriche, und mit Betrachtung ganz körperloser Dinge beschäftiget bin, es sich gleichwohl zuträgt, daß unvermuthet und wider meinen Willen, mitten unter diesen stillen Gedanken die Empfindung von einem gewaltigen Schall in meiner Seelen erzeigt, und dadurch auf einmahl die Ordnung und Ruhe meines Gemüthes unterbrochen wird? Kan wohl diese lebhafteste Empfindung in besagten ruhigen Gedanken, auf irgend einige Art und Weise, gegründet seyn? Ist denn die Seele mit ihr selbst uneinig? Ist es möglich, daß, da ich alle Kräfte derselben auf die Betrachtung eines Dinges richte, solche sich auch dahin richten lassen, gleichwohl eben dieselben Kräfte auf einmahl, so zu sagen, einen andern Weg gehen, und einen solchen

Sturm

Sturm unter sich selbst erregen, daß alles in die äußerste Unordnung gelaget wird? Ich weiß wohl, daß man Gegenbeis zu gewissen, weiß nicht was für dunckeln, in der Seele liegenden Ideen keine Zuflucht nimmt, aus welchen die Empfindungen unvermerkt erzeugt werden sollten. Allein man hat sich hierbey wohl vorzubeugen, daß man sich nicht eben derjenigen Schwachheit kühnlich erbe, welche man denen Alten, und zwar nicht ohne Grund, zur Last leget, wenn sie mit ihren qualitatibus occultis aufgezogen gekommen sind. Wolte man aber den Grund solcher Empfindungen in einer allgemeynen Welt-Harmonie suchen, da alle Dinge in der Welt, der Zeit und dem Raume nach, in einander gegründet seyn sollen, so würde dieser Grund, wenn es auch mit solcher vorzugesetzten Harmonie aller Dinge, wie auch mit der der Seelen zugeschriebenen vi mundi repräsentativa keine gute Richtigkeit hätte, es würde, sage ich, dieser Grund allumweit her gehohlet, und daher gar nicht zureichend seyn, der gleichen doch gefodert wird, und gegeben werden will. Gleiche Verwandtschaft hat es mit denen Bewegungen des Leibes. Ich sitze oder stehe ganz ruhig und stille. Es kommt mir aber ein, daß ich mir eine Notion machen will. Der Körper ist noch ruhig, und ich bemercke in demselben noch nicht die allergeringste Anstalt zu der voragesetzten Bewegung. Augenblicklich, und so bald ich diese Bewegung ernstlich will, so erbebt und bewegt sich der Körper mit der größten Gewalt, der auch augenblicklich durch ein anderweites Verlangen des Willens wiederum in seine vorige Ruhe gesetzt wird. Da sage man mir nun, was es sey, daß die in guter Ruhe, oder doch in einer sehr mäßigen Bewegung stehenden Nerven-Cästen plötzlich und auf einmal mit solcher Gewalt an- und in die Muskeln hineinreißet, daß der ganze Körper mit der größten Heftigkeit hin und her, auf und nieder bewegt wird? Man sage mir, was denen in solchem heftigen Triebe stehenden Nerven-Cästen sogleich sich in Weg setzt, und die-

sel-

selben aufhält, daß der Körper nicht etwa nach und nach, sondern auf einmal wiederum zur vorigen Ruhe kommt? Hier dürften wohl die sonst in der körperlichen Welt fest gesetzten Gelege der Bewegung einen Abfall leiden, und man wird schwerlich eine Machine, oder einen Körper vorsetzen können, darinnen Veränderungen von dergleichen Art sich ereignen selten. Den so verwandten Umständen, und da auch dieses System mit so vielen Schwierigkeiten vergesellschaftet ist, würde wohl nicht unrecht gewesen seyn, wenn man das alte System influxus noch fernerhin bey Ehren erhalten hätte, zumahlen da doch kein Philosophus sich unterstehen wird, zu sagen, daß er von dem Wesen eines Geistes einen recht deutlichen und vollständigen Begriff habe, mithin im Stande sey, zu bestimmen, ob unsere Seele eine Kraft, den Körper zu bewegen, besitze, oder nicht? ungleich, ob ein körperliches Wesen lie, so zu reden, berühren, und Veränderungen in ihr hervorbringen könne, oder nicht? Zwar finde ich, daß schon Athenagoras in dem unvergleichlichen Büchlein, von der Auferstehung, der Seelen dieses Vermögen abgesprochen habe, *ex ἀπομνημονεύματι αὐτοῦ (τῆς Συγῆς) τοῦ παρὰ τὸν ὁσιωτάτου, ἀποστολικοῦ διδασκάλου*, schreibt derselbe p. 180. edit. Reichenb. daher er auch nicht zugeben will, daß eine menschliche Seele von der andern herkommen, und erzeugt werden könne: *οὐκ, inquit, τὸ τίμα τὸν πατέρα σου, καὶ τὴν μητέρα, Συγῆς ἐννοεῖται, ἢ προγενέστερον αὐταῖς τῶν τῶν αὐτῶν ἐκπαύται. ἀλλὰ καὶ Συγῆς ἐννοεῖται τὸν αὐτὸν τὸν πατέρα καὶ τὴν μητέρα διαισθάνεται προσηγορίαι* l. c. p. 188. Daß selbigergehalts diejenigen, die neue Nennungen gern bey denen Alten finden wollen, gar leicht den Athenagoram entweder zu einem Occasionalisten, oder Harmonisten machen dürften. Wenn man nun ja, zur Einräumung solcher Kraft, keinen hinlänglichen Grund zu finden vermag, so wäre wohl das sicherste, daß man in dieser Sache, die eigentliche Art und Weise der Vereinigung zwischen Leib

und

und Seele betreffend, seine Unwissenheit bekenntete, und nur mit David sagte: Ps. 139. v. 14. Ich danke die Gott, daß ich wunderbarlich gemacht bin, wunderbarlich sind deine Werke, und das erkennet meine Seele wohl. Gewiß ein solches demüthiges Geständniß unserer Unwissenheit, und wenn man mit dem Erkennnisse der an uns sich veresendarenden wunderbaren Schöpfung Gottes mit David sich beruhigte, würde uns besser ansehn, als wenn wir eine Sache ausmachen wollten, die doch für uns ein Geheimniß bleiben wird. Hieronymus Pelusioti L. IV. Ep. 125. nennet schon das Band zwischen sich und Seele ἀφ' ὧν ἡ ψυχή, wie Neander in notis ad Athenagoram τῆς 72. ἀνακρίσεως p. 172. anführt. Inspekten scheint doch die heilige Schrift mehr dem Systemati influxus physici, als irgend einem andern das Wort zu reden. Gen. II. v. 7. heiset es: Und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdentloß, und er blies ihm in den lebendigen Othen in seine Nasen. Und NB. also ward der Mensch eine lebendige Seele. Nach der Hypothese de harmonia preestabilita muß der menschliche Körper, so bald er von Gott aus einem Erdentloß gebildet worden, zu allen solchen Bewegungen und Handlungen aufgelegt gewesen seyn, dergleichen sich nachhero an demselben ereignet haben, ja da derselbe einmal in der Reihe anderer in Bewegung stehender Körper sich befunden hat, so müssen auch würdlich solche Bewegungen und Handlungen erfolgen konn, wenn er schon noch keine vernünftige Seele gehabt hat. Da es nun aber gleichwohl heiset, daß der Mensch alsdenn erst eine lebendige Seele werden sey, und also anfangen habe, vernünftige Handlungen vermittelst des Leibes vorzunehmen, nachdem ihm Gott den lebendigen Othen, das ist, die vernünftige Seele gegeben: so setzet ganz deutlich, daß die mit dem Leibe verunigte Seele die causa efficiens oder die würdende Ursache von denen Bewegungen des Leibes gewesen seyn, und auch noch seyn muß.

§. XLIX.

Ich kan nicht begreifen, daß eine Seele, die Gott mit der Idee seines unendlichen, und unendlich vollkommenen Wesens erfüllen werden, verachtet werden sollte?

Es ist dieses nicht allein nicht begreiflich, sondern es würde auch, in dem Fall, wenn mit dem Tode des Leibes zugleich alles aufhören sollte, der Mensch die allerelendeste Creatur auf der Welt: ja noch elender, als das unwürdige Vieh, davon sey. Ein christliches Herz empfindet allemahl ein inniges Verlangen, wenn es an seinen Erlöser gedendet, noch mehr, wenn es die lebendige Hoffnung hat, daß es einmal zur anschauenden Erkenntniß seines Gottes gelangen, und seiner ewiglich genießen soll. Wollte nun Gott, der sich uns so herrlich gezeigbaret hat, gleichwohl im Tode uns und Seele wieder vernichten, so würde es in der That besser gewesen seyn, wenn er uns gar nichts von sich, und der Seligkeit in ihm hätte wissen lassen. Denn das müßte der Seelen eine unläßliche Betrübniß verursachen, wenn man zwar erkennete, daß Gott das allerhöchste Gut sey, und daß in der Gemeinschaft mit demselben die größte Seligkeit bestehe, bey dem allen aber nicht nur zur völligen Erkenntniß und Würkung Gottes nicht gelangen könnte, sondern im Tode desselben gänzlich und auf ewig sich beraubet sehen müßte. Auch hier kan man sagen: Hoffen wir alleine auf Gott in diesem Leben, so sind wir die elendesten unter allen; 1 Cor. XV. da jumbt ein Gottesfürchtiger Mensch in dieser Welt, seines künftigen Heildes halber, und künft. vollständigen Kummer zu empfinden pflegt, welches alles ihm jedoch nicht helfen würde. Wir können daher sicherlich schließen, daß wir uns Gott sein Erkennen geschehen und aber die mit dem höchsten Erkennniß Gottes verknüpfte Glückseligkeit in

Nur Sterblichkeit amoch für mangelhaft, so wohl als die Erkenntnis ist. Ich, sagt ich, der allmächtige Gott und nur nicht allein zu Dienen. Sondern vornehmlich zu dem ewigen Leben, erlitten habe, und demnach unsere mit diesem Erkenntniß begnadigten Seelen ehrentlich vorzubereiten wissen werde.

§. I.

Siehe doch, Lucili, dieses * Erbstück Erde an, wie es viel artiger, und viel gerlicher, als andere daran stehende Aender ist. Hier, siehst du, sind erdentlich abschneidende Pläne, da man das Wasser beides - plan und eben, als in die Höhe heben, und hienach sieht; dort sind nur Palsaden wohl vermauerte Mäen, die fast kein Ende haben, und die doch für die Nord-Wunde bedecken. Auf der einen Seite ist ein dickes Gebüsch, welches die Sonnen-Strahlen auf- und abhält; auf der andern Seite hingegen ist eine überaus schöne Aussicht. Weiter unten ist ein und der andere Fluß, der sonst ganz unvermerkt durch Gesträuche dahin lief, zu einem wohl bedeckten Canal zuwerden; anderswo verlieren sich lange und anmuthige Zugänge in Felde, und machen uns das mit Wasser umgebene Haus fund. Weldest du denn hierbey ausrufen: Welch ein Spiel eines blinden Schicksals! Wie viel schöne Dinge haben sich doch hier unachseuer Werk, und wider alles Vermuthen, zusammen gefunden? Ich halte nicht. Vielmehr wirst du sagen, alles das ist recht wohl erkennen, und recht wohl anordnen! Es herrscht hier ein guter Geschmack, und viel Verstand! Ich werde eben das sagen, das du sagst, und noch hinzusetzen, daß

daß dieses etwan die Wohnung für einen von denjenigen Leuten seyn müsse, bey welchen man allerhand seine Entwürfe und Abrisse zu nehmen pfleget. Unterdessen mit eben diesem Stück Erde, das so ordentlich zugerichtet, und zu dessen Auszeichnung die ganze Kunst eines geschickten Werkmeisters angewendet worden ist, was heisset es denn wohl mit demselben, wann selbst der ganze Erdboden, so zu reden, nur ein in der Luft hangender Atomus ist, und wenn du das, was ich sogleich noch sagen werde, anhören willst?

* Der zu Ende des Buches beygefügte Schlüssel zeigt ausdrücklich an, daß durch dieses wohlgeordnete Stück Landes der in der Isle de France 8 Meilen von Paris gelegene Flecken, mit seinem Lust-Schloß Chantilly, verstanden werde. Mit was für ausnehmenden Schönheiten, und allen durch Natur und Kunst zugebrachten Vergnüglichkeiten, dieses Lust-Schloß versehen seyn müsse, kan man aus einem Antwortschreiben ersehen, welches Heinrich IV. König in Frankreich, an Philippum II. König in Spanien, abgelaßen, da er diesem seinen gebrachten überflüssigen Titel verweisen wollen, und zu dem Ende sich nur unterschrieben: Henricus IV. Bürger zu Paris, und Herr zu Chantilly. Wie nun die in der Gegend Chantilly befindlichen Gebäude, Lust-Gärten, Wasser-Künste, Canäle, Alleen, und andere herrliche in die Sinne fallende Werke, gleich bey dem ersten Anblick, zu erkennen geben, daß dieselben gar nicht von ebnegesähr haben entstehen können; sondern durch Geschicklichkeit und Kunst, sogleich mit Vorsatz und Willen, und also von einem klugen und verständigen Werkmeister, zu gewissen Absichten und Gebrauchen, auf solche Weise zubereitet worden sind; also und da in und an der Welt ungleich mehrere Ordnung, Schönheit, Verknüpfung,
und

und bewundernswürdige Einrichtung allemalshin zu bemerken ist, läßt sich auch mit allem Rechte schließen, daß ein höchstverständiges, weises, gütiges und mächtiges Wesen vorhanden gewesen und noch seyn müsse, welches die Welt gemacht, und die Dinge in der Welt so weislich geordnet habe, auch dieselben in solcher weisen Ordnung beständiglich erhalte. Daß aber die Welt kein confusum chaos, oder wilder und wüster Klumpen, sondern ein höchst weislich eingerichtetes wunderkühnes Gebäude sey; solches kann und muß einem aufmerksamen Gemüthe eben so leicht, ja noch eher, in die Augen fallen, als ein Reisender bey der ersten Erblickung eines Chantilly, oder eines andern dergleichen Land- und Lust-Schlosses, die Kunst und Hand des Baumeisters wahrnimmt und bewundert. Hebet man seine Augen auf, und siehet in den unermesslichen Himmels-Raum hinein, so erblicket man daselbst unzahlige Körper, da immer einer den andern an Größe, Klarheit und Geschwindigkeit übertrifft, insgesammt aber einen so ordentlichen Stand und Gang unter und gegen einander haben, daß einem, bey dem ersten Anblick, sogleich einleuchten muß, es seyen diese erstaunenswürdige Körper nicht durch einen blinden Willkür-Fall, sondern durch den kräftigen Willen eines verständigen und weisen Wesens, entstanden, und in eine solche Verfassung gebracht worden. Kann man sich wohl enthalten, daß man nicht dabey mit Stolz ausrufen sollte: Daß muß ein großer Herr seyn, der diß alles gemacht hat! Ist nicht in dem ausgespannten Raume des Himmels, gleichsam mit lauter goldenen hellleuchtenden Buchstaben, dieses Davidische Wort zu lesen: Ps. XIX. Die Himmels-geheimnisse verkündigen die Ehre Gottes, und die Werke verkündigen seiner Hande Werk! Wolte man auch das, was über uns ist, nicht in Betrachtung ziehen, so dürften wir nur bey dem, was vor, ja unter unsern Füßen ist, mit denen Gebäuden stehen bleiben, um die weise Einrichtung des Welt-Gebäudes zu bemerken. Unsere Erde hanger, wie un-

fer Auctor redet, als ein Atomus in der freyen Luft. Da sind keine Seulen, die sie tragen, keine Pfeiler, die sie unterstützen, keine Riegel und Bänder, die sie zusammen halten. Und obkhen die Naturkundiger, aus der Beschaffenheit der die Erd Kugel umschließenden Luft, und sonst, mancherley Ursachen anzugeben wissen, woher es komme, daß der Erd-Cörper, seiner Größe und Schwere ungeachtet, dennoch schwebend in der Luft erhalten werden könne; so erhellet gleichwohl auch hieraus zur Gnüge, daß ein höchst weises, verständiges und mächtiges Wesen da seyn müsse, welches die Luft also eingerichtet, und gleichsam abgewogen hat, daß sie die Erdkugel tragen, und zusammen halten kan. Eben diese Luft ist zugleich ein Mittel mit, wodurch das Leben unsers Leibes erhalten und fortgesetzt wird. Wäre dieselbe dicker, als sie ist, so würden die lebendigen Creaturen dadurch ersticket werden, wäre sie aber dünner, so würde sie zur Erhaltung des natürlichen Lebens nicht hinlänglich seyn. Woher kommt es denn nun, daß die Luft gerade diese und keine andere Temperatur bekommen hat? Zeiget sich hier nicht abermahls das Aufsehen Gottes, welches unsern Oden, und dadurch unser Leben bewahret? Die Erde selbst mußte hart und feste seyn, daß sie uns tragen konte, sie mußte aber auch in etwas lücker, und so beschaffen seyn, daß sie aufgerissen, und zur Fruchtbringung zubereitet werden konte. Wäre alles von umgekehr so worden, wie es da ist, würde wohl die Erde gerade also worden seyn, wie sie nothwendiger Weise seyn mußte, wenn Menschen und Vieh darauf leben, weiden, und seyn sollte? Ueberhaupt ist ja immer eins um des andern Willen vorhanden, und man kan mit Händen greifen, daß alles seine Ursachen und Absichten hat, warum es da, und warum es so, und nicht anders ist. Wo aber Mittel und Absichten sind, da ist auch Verstand und Weisheit. Ist aber die Welt mit Verstand und Weisheit gemacht, so kan sie ohnmöglich durch ein blindes Ohngesähr weder entstam-

standen seyn, noch auch erhalten werden. Es urtheilt daher Cicero L. II. de Nat. Deorum, aus dem Aristotele, sehr wohl. „Wenn es Leute gäbe, schreibt er, „die immer unter der Erden, in denen herrlichsten „und mit allem Ueberflus versehenen Häusern gewohnt „hätten, jedoch niemahlen über die Erde hervorgegan- „gen wären, hätten aber gehört, es sey ein Gott, „und eine göttliche Providenz, wären darauf zu einer „Zeit aus ihren unterirdischen Wohnungen herauf, „und in diese von uns bewohnte Gegenden, gekom- „men, wenn sie nun da plötzlich und auf einmal die „Erde, das Meer, und den Himmel gesehen, wenn sie „die Größe der Wälder, und die Gewalt der Winde be- „merckt, wann sie die Sonne, und so wohl derselben „Größe und Schönheit, als Kraft und Wirkung, und „wie sie ihr Licht an dem ganzen Himmel verbreite, „und den Tag mache, wahrgenommen, wenn sie bey „finstlerer Nacht Zeit den ganzen Himmels-Raum mit „unzähligen Sternen besetzt und ausgefüllet, auch in- „sonderheit die Abwechselungen des Monden-Lichtes, „ingleichen den so ordentlichen Auf- und Untergang ver- „der Sterne, samt ihren gewissen und unveränderli- „chen Bewegungen, wenn sie, sage ich, alle diese Dinge „plötzlich, und wider Vermuthen, zu Gesicht bekom- „men hätten, so würden sie wahrlich so gleich urtheilen „und sprechen, daß ein Gott sey, und daß alle diese er- „staunliche Dinge anders nichts, als Werke Gottes „wären. „ Diese schöne Stelle des Ciceronis ver- „dient ganz bergeschrieben zu werden. Sie steht L. II. de Nat. Deor. p. 103. odit. Gryphianz: Quod- si mundum efficere potest concursus atomorum, cur porticum, cur templum, cur domum, cur urbem non potest, quæ sunt minus operosa, & multo quidem faciliora. Certe ita temere de mundo effutiant, ut mihi quidem nunquam hunc admirabilem cæli ornatum suspexisse videantur. Præclare ergo Aristoteles, si essent, inquit, qui

sub terra semper habitavissent bonis & illustribus domiciliis, quæ essent ornata signis atque picturis, instructaque rebus iis omnibus, quibus abundant ii, qui beati putantur, nec tamen exissent unquam supra terram, acceperissent autem summa & auditione, esse quoddam Numen & Vim Deorum: deinde aliquo tempore, patefactis terræ faucibus, ex illis abditis sedibus evadere in hæc loca, quæ nos incolimus, atque exire potuissent; cum repente terram & maria, cœlumque vidissent, nubium magnitudinem pulchritudinemque, tum etiam efficientiam cognovissent, quod is diem efficeret, toto cœlo luce diffusa: cum autem terras nox opacasset, tum totum cœlum cernerent astris distinctum & ornatum, lunæque luminum varietatem tum crescentis, tum senescentis, eorumque omnium ortus & occasus, atque in omni æternitate ratos immutabilesque cursus hæc cum viderent, profecto & esse Deos, & hæc tanta opera Deorum esse, arbitrarentur. Dadurch nun, daß wir von Kindes-Feimen an Himmel und Erden vor uns sehen, verliehret die sichtbare Welt gar nichts von der ihr bewohnenden Ueberzeugungs-Kraft, daß ein Gott sey, der Himmel und Erden, und was darinnen ist, gemacht habe, auch noch erhalte, und nach seiner göttlichen Weisheit und Güte regiere. Wenn nun ein Mensch Gottes unsichtbares Wesen, das ist, seine ewige Kraft und Gottheit, aus diesen sichtbaren Werken der Welt, nicht erkennte, sondern dieses alles entweder einer fatalen Nothwendigkeit, oder einem blinden Glück-Zalle zuschreiben will, so muß er entweder mit lebenden Augen nicht sehen, oder, welches auch wohl das wahrnehmliche ist, wider besser Wissen und Gewissen, die Wahrheit, daß ein Gott und eine göttliche Providenz sey, verläugnen. Uebrigens hat die von der Wundervollen Einrichtung der Welt hervorgenommene Bereit für die Erkennz Gottes nicht unfertig

1 fern Auctore wohl nicht leicht jemand in ein so helles Licht gesetzt, als der bekannte Erg-Bischof von Cambray, Jansen, in seiner Demonstration de l'Existence de Dieu, in welchem schönen Büchlein er diese große Wahrheit, durch Betrachtung der in die Augen fallenden natürlichen Dinge, mit einer solchen überzeugenden Lebhaftigkeit vorgetragen, daß sie auch der allereinfältigste fassen kan. wie er es denn in der Abſicht geschrieben, daß es auch dem schwächsten Verstande faßlich werden möchte.

S. II.

Du befindest dich, Lucili, irgendwo auf diesem *atomo*, du mußt also sehr klein seyn, denn du nimmst auf demselben keinen großen Platz ein; unterdessen hast du Augen, die zwei unbearcistliche Punkte sind, öffne sie doch, und wende sie nach dem Himmel zu. Was siehest du da jetztweilen? den vollen Mond. Er ist alsdenn schön und sehr heße, obaleich kein Licht nur der Widerschein von dem Lichte der Sonnen ist. Er scheint so groß zu seyn, als die Sonne, größer, als die andern Planeten, und größer, als einer von denen übrigen Sternen. Aber laß dich nicht durch die äußerliche Gestalt betrügen. Es ist nichts so klein am Himmel, als der Mond. Seine Ober-Fläche ist 13mahl kleiner, als die Ober-Fläche der Erden, seine Dichtigkeit 48mahl, und sein Diameter, der doch in die 750 Meilen beträgt, ist nur das vierte Theil von dem Diameter der Erden. Auch ist es richtig, daß ihm nur seine Nähe ein solch großes Ansehen giebt, weil derselbe nicht viel weiter, als 30 Diametros der Erden, von uns entfernt ist, oder seine Weite nur 100000 Meilen beträgt. Es ist fast für

gar keinen Weg zu rechnen, den er zu vollstrecken hat, wenn man seinen Lauf mit dem ungeheuren Laufe der Sonnen in dem unermeßlichen Himmels-Raume vergleicht. Denn es ist gewiß, daß er täglich nur fünf hundert und vierzig tausend Meilen zurücke legt, das beträgt die Stunde mehr nicht als 22500 Meilen, und 375 Meilen in einer Minute. Dem ungeachtet muß er, zur Vollendung dieses Laufes, 5600 mahl geschwinder, als ein Post-Pferd, welches alle Stunden 4 Meil Weges läuft, und 80 mahl geschwinder gehen, als der Schall, und der Schuß, zum Exempel von einer Canone, oder vom Donner, welcher in einer Zeit von einer Stunde 277 Meilen gehet.

Daß allhier nicht von unsern Teutschen, sondern von Französischen Meilen die Rede sey, wird der gelehrte Leser von selbst sehen, und die Rechnung, nach dem Teutschen Maß-Stab, gar leicht machen können.

§. LII.

Allein was ist für eine Vergleichung zwischen dem Monden, und zwischen der Sonnen, in Ansehung der Größe, der Entfernung, und des Laufes? Du wirst sehen, daß gar keine ist. Erinnere dich nur des Erden-Diametri. Dieser beträgt 3000 Meilen, der Sonnen-Diameter ist hundert mahl größer, und so beträgt er denn 300000 Meilen. Ist dieses durchgehends die Breite der Sonnen, wie groß mag ihre ganze Ober-Fläche, wie groß ihre Dicke seyn! Begreifst du wohl diesen Umfang, und wie eine Million von solchen Erdkugeln, dergleichen die unsrige ist,

ist, zusammen genommen, nicht viel größer seyn würden, als der Sonnen-Cörper ist? Wie weit, wirst du sagen, wird nun nicht derselbe von uns abstehen, wenn wir davon so, wie es uns vor- kommt, urtheilen wollen! Du hast recht, ihr Ab- stand ist erstaunlich. Es ist schon erwiesen, daß die Weite von der Erden bis zur Sonnen nicht ge- ringer, als 10000 Diametri der Erden, oder nicht geringer, als 30 Million Meilen seyn könne. Vielleicht ist es noch 4mahl, 6mahl, 20mahl so weit. Man hat kein Maas, diese Weite so ge- nau zu bestimmen.

S. LIII.

Nun deiner Einbildungs-Kraft, diese Wei- te dir recht vorzustellen, zu Hülfe zu kommen, so wollen wir einen Mühl-Stein setzen, der von der Sonnen herab auf unsere Erde fällt. Laßt uns demselben die allergrößte Geschwindigkeit geben, die er nur annehmen kan, selbst eine solche Geschwin- digkeit, dergleichen Körper, die sehr hoch herunter fallen, nicht haben. Laßt uns auch noch dieses voraussetzen, daß er beständiglich diese Geschwin- digkeit behalte, ohne etwas daran zu verlieren, oder zu gewinnen, daß er, in einer jedweden Secunde der Zeit, 15 Klassiern, das ist, die Hälfte von der Elevation derer höchsten Thürme, und also in ei- ner Minute 900 Klassiern fortgehe, laßt uns dem- selben, um leichter davon zu kommen, in jedweder Minute, 1000 Klassiern geben. 1000 Klassiern machen eine halbe ge- eine Meile aus, also wird der Stein in 2 Minuten eine Meile, und in einer Stunde wird er 30 Meilen, und in einem Tage wird

wird er 720 Meilen zurück legen. Nun aber hat derselbe 30 Million Meilen zu vollstrecken, ehe er bis zu unserer Erde gelanget, so muß er denn 41666 Tage, welches mehr als 114 Jahre sind, zu dieser Reise haben. Erschrecke dich nicht, Lucili, höre nur! die Distanz von der Erde bis zum Saturno ist wenigstens 10mahl größer, als die Distanz von der Erde bis zur Sonnen, das ist, sie kan nicht geringer, als 300 Million Meilen seyn, und so müste dieser Stein länger als 1140 Jahre zubringen, ehe er vom Saturno bis auf unsere Erde herunter käme.

S. LIV.

Ben dieser Höhe des Saturni erhöhe du selbst, wenn du kanst, deine Einbildungs-Kraft, um zu begreifen, wie unermesslich weit der Weg seyn muß, den Saturnus täglich über unserm Haupte thut. Der Circul-Bogen, den Saturnus machet, hält mehr, als 600 Million Meilen im Diametro, und fastlich mehr als 1800 Million Meilen im Umfange. Ein Engelländisch Pferd, das alle Stunden 10 Meilen liefe, hätte nur etwa 20548 Jahre zu laufen, ehe es diese Tour vollbrächte.

S. LV.

Ich habe, Lucili, noch nicht alles gesagt, was bey dem Wunder dieser sichtbaren Welt, oder, wie du iezuweilen redest, bey diesem wundersamen, doch blinden Zufalle, als den du für die alleinige erste Ursache aller Dinge angiebest, gesagt werden kan. Es ist dieser vermeinte Glücks-Fall ein noch viel Wundernswürdiger Werkmeister, als du wohl denckest. Lerne nur denselben recht kennen!

nén! laß dich nur von der völligen Macht deines Gottes unterrichten! Weißt du auch, daß diese Distanz von 30 Million Meilen, die von der Erden an bis zur Sonnen, und daß die Distanz von 300 Million Meilen, welche von der Erden bis zu dem Saturno ist, daß, sage ich, diese Distanzen, in Vergleichung mit der Weite von der Erden bis zu denen Fix-Sternen, so etwas geringes sind, daß man sich nicht einmahl schicklich genug ausdrücken würde, wenn man hier, da die Rede von diesen Distanzen ist, des Ausdrucks einer Vergleichung sich bedienen wolte. Die Wahrheit zu sagen, was ist wohl für Proportion zwischen dem, das sich ausmessen läßt, so groß es auch immer seyn mag, und zwischen dem, das nicht ausgemessen werden kan. Man kennet ja die Höhe eines Sterns noch gar nicht. Sie ist, wenn ich so reden darf, unausmesslich. Es sind da keine Winkel, keine Sinus, keine Paralaxes mehr, mit denen man sich helfen könnte. Wenn jemand in Paris einen Fix-Stern observirte, und ein anderer beobachtete denselben in Japan, so würden die beyden Linien, die aus ihren Augen hervor giengen, um dieses Gestirn zu erreichen, keinen Winkel machen, vielmehr in eine, und eben dieselbe Linie, zusammen gehen, daß also der ganze Erdboden, im Verhältnisse zu dieser Entfernung oder Höhe, nicht räumlich genug ist. Jedoch dieses haben die Sterne mit dem Saturno und mit der Sonnen gemein. Man muß etwas mehrers herbringen. Wenn zweene Observatores, (Stern-Seher) der eine auf der Erden, der andere in der Sonnen, zu gleicher Zeit einen solchen

Für Stern observirten, so würden doch die Gesicht-Strahlen dieser beyden Stern-Scher keinen merklichen Winkel formiren. Die Sache noch auf eine andere Art vorzustellen, wenn jemand in einem Stern sich befinden solte, so würden unsere Sonne, unsere Erde, und die 30 Million Meilen, die beyde von einander sondern, demselben als ein einziger Punct vorkommen. Das ist eine ausgemachte Sache.

§. LVI.

So weis man auch nicht den Abstand des einen Sterns von dem andern, so nahe sie uns auch bey einander zu stehen scheinen; das Sieben-Gestirn berührt sich beynabe unter einander, wenn wir die Sache nach unsern Augen beurtheilen. Es ist, als wenn ein Stern über dem einen von denen, die den Schwanz des großen Bares ausmachen, gleichsam säße, kaum mag das Gesicht so weit langen, daß es denjenigen Himmels-Raum, der sie von einander sondert, unterscheiden kan. Es ist nur wie ein Stern, der doppelt scheint. Wenn nun alle Kunst derer Stern-Kündiger, die Distanz hiervon zu bemercken, unvermögend und vergeblich ist, was soll man denn von der Entfernung zweener Sternen, die uns wirklich als von einander stehend vorkommen, noch mehr aber von zweenen Polar-Sternen sagen? Von was für Unermeßlichkeit muß nicht die Linie seyn, die von dem einen Polar zu dem andern gehet, und wie groß muß erst der Circul seyn, davon diese Linie der Diameter ist? Jedoch ist es nicht noch etwas mehrers, wenn man nun vollends die Abgründe

et

erforschen, wenn man die Dichtigkeit der Kugel, wovon dieser Circul nur ein Abschnitt ist, sich einbilden wolte? Werden wir uns noch verwundern, daß eben diese Sternen bey aller ihrer so unaussprechlichen Größe, nichts destoweniger uns nur als Funcken vorkommen? Werden wir uns nicht vielmehr darüber verwundern, daß sie bey einer so ungeheuern Höhe, gleichwohl noch einen gewissen Schein behalten können, und daß man sie nicht gar aus dem Gesichte verlieret? Es ist auch nicht zu begreifen, wie viel uns dithfalls aus dem Gesichte entkommt. Man bestimmt die Anzahl derer Sternen: Ja derer, die man sehen kan. Was hast du für Mittel und Wege, diejenigen zu zehlen, die man gar nicht wahrnimmt? die zum Exempel, welche die Milchstraße ausmachen? Diese helle Bahne, die man am Himmel, bey einer heitern Nacht, von Norden gegen Mittag bemercket, und die, von wegen ihrer außerordentlichen Höhe, nicht bis zu unsern Augen langen kan, damit ein jedweder von solchen Sternen ins besondere gesehen werden könnte, giebt nur zum höchsten dieser Gegend des Himmels, in welcher solche Sternen befindlich sind, eine hellweiße Gestalt.

S. LVII.

So befinde ich mich denn nun auf der Erden, wie auf einem Sand-Korn, das an nichts hält, und das mitten in der Luft schwebet. Eine fast unendliche Zahl feuriger Kugeln, deren unsägliche Größe die Sinnen in Verwirrung setzet, und deren Höhe unsere Begriffe übersteigen, welken und drehen sich um dieses Sand-Korn herum, und strei-

chen

chen seit länger als 5000 Jahr her den unermesslich weiten Raum des Himmels hindurch. Willst du ein ander Systema haben, welches der Wunderswürdigkeit dieser Dinge nichts benimmt? Die Erde selbst wird mit einer unbegreiflichen Geschwindigkeit um die Sonne, als den Mittel-Punct der Welt, herum geführt. Ich stelle mir alle diese Kugeln, diese entseßlichen Körper, in ihrem Laufe vor, keiner verhindert den andern in seiner Bewegung, sie stoßen nicht an einander, sie bringen sich nicht aus ihrer Ordnung. Wenn auch nur der Kleinste unter ihnen allen sich etwan verirren, und an die Erde stoßen sollte, was würde wohl mit der Erde werden? Sie sind dagegen alle an ihrer Stelle, sie bleiben in der Ordnung, die ihnen angewiesen ist, und dieses, in Ansehung unser, so friedsam, daß niemand, wenn er auch noch so leise Ohren hätte, dieselben gehen hören kan, und daß der gemeine Mann nicht einmahl weiß, ob sie in der Welt sind. O eine Wunder-volle Einrichtung und Haushaltung von einem blinden Ohngesähr! die allverweinste Vernunft selbst, hätte sie es wohl besser treffen können? Eins, Lucili, macht mir hieben Bedencken und Mühe. Diese große Körper sind so genau, und so beständig in ihren Wegen, in ihren Revolutionen, und in allen ihren Verhältnissen, daß ein kleines Thiergen, das da in einen Winkel dieses unermesslichen Raums, den man die Welt nennet, gleichsam verwiesen worden, daß, sage ich, dieses kleine Thier, nachdem es diese Dinge wahrgenommen, sich daher ein untetragliches Regul-Maß gemacht hat, vermö-

ge dessen es vorher sagen kan, wo, und in welchem Puncte ihres Laufes, alle diese Gestirne sich heute über 2, über 4, über 20 tausend Jahren, befinden werden. Siehe da, Lucili, diß ist mein Bedencken, mein Scrupel. Geschicht es von obngefehr, daß sie dergleichen unveränderliche Gesetze beobachteten, was soll denn endlich Ordnung, was soll eine Regel seyn und heißen?

Wenn auch die Ausrechnungen unsers Herrn Musters ihre völlige Richtigkeit nicht haben sollten. wie denn, in Bestimmung der Größe, Höhe, und Geschwindigkeit derer Welt-Cörper, die Meynungen derer Natur- und Sternkundiger gar verschieden zu seyn pflegen; so gehet doch deme daher genommenen Beweis für die Existenz und Providenz Gottes gar nichts ab. Denn das ist doch gewiß, und kan nicht gelaugnet werden, daß die Menge derer Körper am Himmel unzählig ist, daß sie von einer zwar verschiedenen, doch überhaupt erstaunlichen Größe sind, daß sie in allen ihren Bewegungen und Verhältnissen unter und gegen einander, eine beständige, Regelmäßige, und zugleich heylsame Ordnung halten. Gewißlich das kan nicht anders, als mit Vorsatz und Willen eines höchstverständigen, weisen, und allgewaltigen Wesens, also werden seyn, und auch also erhalten werden. Gleiche Bewandniß hat es mit denen verschiedentlichen dreyen Haupt-Meynungen, den Welt-Bau, oder die Art und Weise, wie die großen Welt-Cörper unter, und mit einander, verbunden sind, betreffend. Man erwehle entweder die älteste Meynung des Ptolomäi, daß der Erdboden der Mittel-Punct des ganzen Weltgebäudes seye, und das ganze himmlische Heer um denselben, binnen 24 Stunden, herum laufe, oder man behaupte mit dem Copernico, daß der Sonnen-Cörper der Mittel-Punct sey, und wie sie, die Sonne, nicht im Circul um andere Körper, sondern

nur

nur um ihre Achse herum sich bewege, also die Erde so wohl, als die übrigen Planeten, um sich herum führe; oder man pflichte der Hypothese des Tychoonis de Brahe bey, nach welcher die Erde fest und unbeweglich stehet, die Sonne aber im Circul um dieselbige herum laufet, auch die übrigen Welt-Cörper eine andere Ordnung und Bewegung erhalten. Man erwähle, sage ich, von diesen dreyen Meynungen, welche man wolle, obgleich diejenige, welche den Erdooden ohne Bewegung, und als fest gegründet, aniehet, billig denen übrigen von einem Christlichen und Gottes Wort liebenden Weltweisen vorgezogen wird; so kan doch ein geschickter Sternkundiger, aus einer jedweden Hypothese, allemahl des Tages Länge, die Abwechselungen des Mondes, die Finsternisse desselben sowohl als der Sonnen, sammt allen andern Phœnomenis richtig heraus bringen und erklären, daß also, mit unserm Auctore zu reden, durch die Verschiedenheit derer Meynungen, der Bewunders-würdigen Verfassung dieses großen Welt-Gebäudes nicht das mindeste abgethet. Ja man kan und muß hierbey noch dieses, zur Bestärkung der zu beweisenden Warheit, daß ein Gott sey, beybringen. Da die Begebenheiten des Himmels, und die darauf gegründete Abwechselungen der Zeit, aus dem einen Systemate so wohl als aus dem andern und dritten richtig bergeleitet werden können, so müssen diese 3 verschiedene Ordnungen und Verhältnisse derer Welt-Cörper möglich seyn, weil aus dem, was unmöglich ist, niemahls etwas, das würcklich geschiehet, herauskommen kan. Alle drey können nicht zugleich statt finden, weil sonst etwas zugleich seyn, und auch nicht seyn würde, welches sich widerspricht, und also muß nur eine von diesen dreyen Arten und Ordnungen des Welt-Baues vorhanden seyn. Daß nun aber diese, es sey endlich, welche es wolle, und nicht die andere oder die dritte, da ist, davon kan der Grund, und die eigentliche Ursache, in der Natur der Körper selbst nicht ge-

gefunden werden, weil dieselben aller dreier Verfassungen fähig sind; sondern es muß ein verständiges freyes Wesen vorhanden seyn, welches aus denen verschiedenen möglichen Arten der Verbindung und Ordnung unter denen Welt-Cörpern eine erwehlet und zur Wirklichkeit gebracht hat. Welches Wesen denn auch wohl die Körper selbst hervorgebracht haben muß, weil ihr Daseyn so wohl, als ihre Disposition und Ordnung, etwas zufälliges ist, von ungefähr aber in solche weise Verbindung ohnmöglich haben gerathen können, weil da, wo Ordnungen, Regeln, und Endzwecke sind, aller blinder Glücks-Fall hinweg fallen muß. Dieses Wesen ist und heißet Gott, der sich durch den Mund eines heiligen Propheten in dem Worte seiner Offenbarung Es. 40. 26. hierüber also heraus läßt: Hebet eure Augen in die Höhe, und sehet, wer hat solche Dinge geschaffen, und führet ihr Heer bey der Zahl heraus? Der sie alle mit Namen ruffet (daß sie demnach alle von ihm, in ihrem ganzen Wesen und Seyn dependiren, weil die Belegung des Namens ein Zeichen der Herrschaft über die zubenannten Dinge ist) sein Vermögen und starcke Kraft ist so groß, daß nicht an einem fehlen kan. Gott, der alles nach Maas, Zahl, und Gewichte eingerichtet hat, der hat auch diese unermessliche Weisheit, überhaupt an denen großen Welt-Cörpern, und derselben Verbindung, zu Tage gelegt.

S. LVIII.

Ich will dich nun selbst fragen, was denn der ungefähre Zufall seyn und heißen soll? Ist er ein Körper? ist er ein Geist? ist es ein Wesen, das von andern Wesen unterschieden? das seine eigene besondere Existenz hat? das irgendwo vorhanden ist? oder vielmehr ist es nicht eine Zufälligkeit, oder eine gewisse Art und Weise zu seyn? Wann eine Kugel auf einen Stein stößet, so sagt man, das ist was

was ohngefährtes. Aber ist dieses so genannte Ohngefähr wohl etwas anders, als diese beyden Körper selbst, die ohngefährer Weise aneinander stoßen? Wann durch diesen ungefähren Fall, oder durch dieses Aneinanderstoßen, die Kugel nicht mehr gerade, sondern schief gehet, wenn ihre Bewegung nicht mehr in gleicher Richtung fortgehet, sondern abstößet und zurücke prallet, wenn sie nicht mehr auf ihrer Achse fort läuft, sondern sich wendet und umdrehet, soll ich wohl schließen, daß dieses ebenfalls so von ungefähr geschehet, als wie überhaupt die Kugel von ungefähr in Bewegung ist? Werde ich nicht viel lieber auf die Gedancken kommen, daß sie sich beweget, entweder von uns und aus sich selbst, oder durch den Antrieb des Armes, der sie geworfen hat? Und weil die Räder in einer Handge-Uhr eines durch das andere zu einer Circul-mäßigen Bewegung von der und der Geschwindigkeit, aufgelegt und determiniret werden; soll ich nicht so neugierig seyn, und untersuchen, was doch die Ursache von allen diesen Bewegungen seyn mag? ob sie von sich selbst geschehen, oder durch die bewegende Kraft eines Gewichtes, welches sie an- und fort-treibt? Aber weder diese Räder, noch diese Kugel, haben sich von selbst diese Bewegung geben können, oder haben sie nicht von Natur, und als eine wesentliche Eigenschaft, wenn sie dieselbe verlieren können, ohne ihre Natur und Wesen zu verändern, oder zu verlieren. Es ist demnach vermuthlich, daß sie anders woher, und durch eine ihnen nicht eigenthümliche fremde Gewalt, in Bewegung gesetzt worden. So auch die Himmels-
Kör-

Cörper, wenn sie ihre Bewegung verlieren sollten, würden sie denn wohl dadurch in ihrem Wesen verändert werden? Würden sie etwan weniger, oder nicht mehr Körper seyn? Das kan ich mir nicht einbilden. Unterdessen bewegen sie sich, und sie bewegen sich nicht von selbst, und von wegen ihrer Natur; so muß man denn nun, o Lucili, suchen, ob nicht außer ihnen ein principium zu finden sey, das selbige in Bewegung bringet, du magst nun dißfalls finden, was für eines du wollest, ich nenne dasselbige Gott.

Das die Körper in der Welt in Bewegung stehen, ist aus der täglichen Erfahrung offenbar. Das zwar wohl die Beweglichkeit, aber nicht die wirkliche Bewegung, eine wesentliche Eigenschaft der Materie und des Körpers seye, ist ebenfalls daher klar, weil ja diese zusammengefügten Dinge ohne Bewegung seyn, und ruhen können, ohne daß sie durch diesen Mangel der Bewegung aufhören sollten, etwas zusammen gefest, das ist Materie und Körper, zu seyn. Was aber bey einem Dinge seyn, und auch von demselben weg seyn kan, ohne daß dessen Natur und Wesen zerstöhret werde, das ist bey demselben etwas zufälliges, und nichts wesentlichen. Daher es in der körperlichen Welt eine allgemeine, und durchgängig in der Erfahrung gegründete Regel der Bewegung ist, daß kein Körper seinen Ort verändern, oder bewegt werden kan, wenn er nicht von einem andern Körper daraus verdrenget und in Bewegung gesetzt wird. Da nun die Bewegung eines Körpers nicht aus dem Wesen desselben, als etwas nothwendiges, herfließet, maßen alsdenn ein Körper schlechterdings nicht ruhen könnte, wenn er anders ein Körper seyn und bleiben solte, und aber eine Ursache solcher Bewegung nothwendig vorhanden seyn muß; so muß solche Ursache außer demsel-

ben zu finden seyn. Und da überhaupt die Bewegung der ganzen sichtbaren Welt, so wohl als ein jeder der Körper selbst, etwas zufälliges ist, so kan auch überhaupt die erste Grund-Ursache von der Bewegung der Körper nicht in der Welt, sondern muß außer derselben gefunden werden. Dieses außer der Welt befindliche principium aller Bewegung in der Welt kan selbst kein Körper seyn, weil es alsdenn seine Bewegung wiederum anderswoher und von aussen bekommen müste, und man so, mit Fragen und Antworten, ins unendliche zurück gehen würde, welches ungereimt ist. Ist nun aber diese erste Grund-Ursache aller Bewegungen keine Materie, und kein Körper, so ist sie ein immaterielles und einfaches Wesen, und weil in der von ihm hervor- und in Bewegung gebrachten Welt, Ordnung und Verbindung derer Dinge zu gewissen Absichten, gefunden wird, so ist es ein verständiges freyes Wesen, solich ein Geist, und da es, kraft des unmöglichen Rückgangs ins Unendliche, nicht von einem andern Wesen, sondern aus und von sich selbst, solich schlechterdins nothwendig und ewig, mithin auch unveränderlich ist, so leidet es in seinen Eigenschaften und Kräften keine Schranken, gestalt es sonst durch etwas außer ihm determiniret und eingeschränket seyn müste, sondern ist unendlich, und von der allerhöchsten Vollkommenheit. Es ist demnach das argumentum pro existentia Dei, das von dem motu in der Welt hergenommen, und ad primum Motorem geschlossen wird, eines derer allerhöchsten. Age, schreibt Lipsius Cent. II. Ep. 26. denen Gedanken und Ausdrückungen unsers Auctoris vollkommen gemäß, motum primo hunc rerum vides? Caelum volvi & revolvi? astra habere diversos vel adversos inter se cursus? atque eos omnes certos, & ad legem, dic mihi a quo præscriptam? Sibi certe nemo normam hanc assidue servitutis indicet. Alius igitur? quis? adscende, & gradibus pervenies ad immotum illum, & omnia moventem. Ut in ho-

horologio eum guomonein serpere sensim vides, non illic sistis, sed ad rotas rotulasque abis, & miraris, & denique manum & ingenium auctoris primi: idem hic fac, & Deum reperisti. Zwar scheint diesem entgegen zu seyn, was Herr Wolff Physic. P. I. §. 8. p. 23. setzt, daß nemlich alle Materie in steter Bewegung seye, und notwendig seyn müsse, weil sonst die Theile der Materie keine Schranken der Ausdehnung, das ist, keine gewisse Figur haben könnten, die sie doch haben müssen, weil alles, was in einzeln Dingen angetroffen wird, determinirt ist, und auch seyn müsse. Weilen nun zwischen denen Theilen der Materie, die sich in einem Körper befinden, keine Räümlein seyn könnten, die von aller Materie leer wären, wie er die Meinung von denen leeren Zwischen-Räumlein am angeführten Orte bestritten, so könne von der determinirten Figur und Größe derer materiellen Theile eines Körpers keine andere Ursache, als die Bewegung, angegeben werden. Was mir hierbey jederzeit bedenklich vorkommen, ist dieses, daß, wenn der Raum, den ein Körper einnimmt, ganz erfüllt ist, und zwischen den Theilen der Materie wie ganz leere Räümlein angetroffen sind, daß, sagt ich, sedenn, meinem Bedünken nach, auch gar keine Bewegung in einem solchen Körper und mit denen Theilen der Materie, statt finden könnte. Denn da doch alle Bewegung eine Veränderung des Ortes mit sich bringt, so könnte kein Theil der Materie seinen Ort verändern, oder bewegt werden, wenn nicht ein leerer Raum gemacht würde, welchen es einnehmen könnte. Ja da die ganze sichtbare Welt mit Körpern angefüllt ist, und nirgends ein ganz leerer Raum seyn soll: so will mir auch nicht möglich scheinen, daß in der Welt eine Bewegung solchen Falls statt finden könne, und daß demnach die leeren Zwischen-Räumlein in der Materie, und in denen Körpern, nicht so leichtfertig aelanguet werden möchten, folglich auch die Figur und Größe derer Theile der Materie nicht so

Schlechterdings von der Bewegung hergeleitet werden dürfen. Vielleicht schreibet sich diese Meinung, daß alle Materie in steter Bewegung seyn müsse, auch ein jeder Körper seine besondere bewegende Kraft habe, zugleich mit daher, weil man denen ersten Elementen, oder so genannten einfachen Dingen, eine besondere ständige Kraft beylegen will. Wir wollen uns in diese Untersuchung gar nicht einlassen, sondern sagen nur so viel, daß wenn auch die Materie in einer steten Bewegung wäre, und notwendig seyn müßte, dennoch dadurch der Beweis für die Existenz Gottes, da man a motu ad primum motorem schließet, gar nichts von seiner Kraft und Gültigkeit verliert. Denn es ist und bleibt die Bewegung in der Materie, und in den Körpern sowohl, als die Materie und der Körper selbst, etwas zufälliges, und da auch solche Bewegung beydes in Ansehung ihrer Geschwindigkeit, als auch ihrer Richtung, verschiedenlich seyn kan, und auch in der That verschieden ist; so muß die eigentliche Ursache, gleichwie von der Bewegung überhaupt, also auch von der Art und Weise der Bewegung, außer der Materie, und außer denen Körpern, das ist, in Gott, ursprünglich gesucht werden, welcher alle Dinge erschaffen, und denselben die erste Bewegung eingeprägt hat. Wie man denn keine Bewegung körperlicher Dinge sich einbilden kan, daß nicht dabey ein terminus a quo, per quem, und ad quem, statt finden sollte.

§. LIX.

Wenn wir sehen wollten, daß diese große Körper ohne Bewegung wären, so würde man freylich nicht mehr fragen dürfen, wer sie in Bewegung setze; man würde aber immer berechtiget seyn zu fragen, wer denn diese Körper gemacht habe? wie man sich ja wohl erkundigen kan, von wem diese Räder, oder diese Kugel, gemacht worden.

den. Und wenn man sehen wollte, es wäre ein jedweder von diesen großen Körpern ein ungeführter Weise zusammen geflossener Haufe von *atomis*, welche sich, durch die Figur und Fertigkeit ihrer Theile, vereinigen und in einander geschlunzen hätten, so würde ich einen von diesen *atomis* nehmen, und würde fragen: Wer hat diesen *atomum* erschaffen? Ist derselbe Materie? Ist er Geist? Hat er einen Begriff von sich selbst gehabt, ehe und bevor er sich selbst gemachet hat? So war er denn einen Augenblick eher, als er war; er war, und er war nicht zugleich, und auf einmal. Und wenn er der Urheber seines Wesens, und der Art und Weise seines Wesens ist, warum hat er sich vielmehr zum Körper, als zum Geiste, gemacht? noch mehr, dieser *atomus* hat er nicht angefangen zu seyn? ist er ewig? ist er unendlich? willst du wohl einen Gott aus diesem *atomo* machen?

Der Inhalt derer Schlüsse unser Herrn Auctoris ist dieser: Alles, was existirt und ist, das ist entweder von sich selbst, und hat den Grund seiner Existenz in sich, oder es ist von einem andern, und hat den Grund seiner Existenz außer sich. Da nun die Welt existirt und da ist, so ist sie auch entweder von sich selbst, und hat den Grund ihres Daseyns in sich, oder sie ist von einem andern, und findet den Grund ihres Daseyns außer sich. Räumet man das letztere ein, wie man es nothwendig, von wegen der in und an der Welt allenthalben sich vererkendenden Continenz, einräumen muß, so fällt der Atheismus auf einmal dahin. Denn eben dasjenige, was der an sich zufälligen Welt die Wirklichkeit gegeben hat, ist Gott. Will man aber dieses nicht einräumen, sondern vergeblich, die Welt seye durch einen ohngeführten Zusammenfluß derer kleinsten Sonnen, Staub-

sein entstanden. so hätten auch diese Meinung viele un-
gereimte Forderungen, und wenn diese daher fließen, so hat
selbst Bedenken ebenfalls nicht anders als unannehm-
lich und falsch Grundfalsch sein. Es muß nämlich folgen,
daß ein solches Sonnen-Entstehen, wenn es seine Ent-
stehung von keinem principio außer sich empfangen, sich
selbst gemacht habe, und daß es alle zu gleicher Zeit
gewesen, und auch nicht gewesen sey. Es wäre an-
nehmlich, weil es sich selbst erschaffen und gemacht habe, es
wäre nicht gewesen, weil es erst erschaffen und gemacht
werden. Dief aber ist ein offenkundiger Widerspruch. Es
würde weiter folgen, daß, weil es kein eigener Werk-
meister gewesen, es auch verständig gewesen sein müßte,
aber auch einen sehr schlechten, ja gar keinen Verstand
beweisen hätte, weil es sich nicht vielmehr zu einem Gei-
ste, als zu einem weit geringeren Wesen, nemlich zu ei-
nem Körper, gemacht habe. Es würde endlich fol-
gen, daß, wenn es keinen Anfang gehabt haben sollte,
es also ewig, folglich unendlich, unveränderlich, und
schlechterdings notwendig, mitin Gott selbst sein müß-
te, weil die Ewigkeit, Unendlichkeit, Unveränderlich-
keit, und absolute Nothwendigkeit, Eigenschaften des
göttlichen Wesens sind. Da man aber auch dieses, daß
nemlich ein Sonnen-Entstehen, oder eine Renae ver-
selben, Gott sein und denken sollte, wiederum absurd und
unannehmlich ist, so muß es auch mit der Independenten und
Ewigkeit der Weisheit, und ohne Materie, eine abson-
derlich absterbe und unzerstörte Sache sein. Man sollte
man ja wohl merken, daß auch unserm Autori bezieht
er sich zu schließen ihre gute Absichten hatten, allein
es will darüber, henderlich in der neuen Zeit, ver-
schöneres eingesehen und ergründet werden. Man men-
net, es könne auch wohl eine Weisheit, welche nach der
Materie ewig, und dem ungeschafften dennoch zufällig de-
pendent und erschaffen sein, mensurisch sehr schwerlich
aus der Vernunft zu erweisen, daß die existierende Weisheit
einen Anfang genommen habe, und nicht ewig sey, es
seien

ihon bedurft, und wenn dieſer Anfang auch nicht er-
reichten worden könnte, die Welt nur nichts von ihrer
Zufälligkeit verlöre, müßte dem daher angenommenen
Gott für die Erloſung Gottes gar im geringſten nicht
entſchuldigt, auch einem Irthum nichts weniger, als
zu viel, eingegeben werde. Man machet einen Unter-
ſchied zwiſchen einer ſeyen, und unveränderlichen, und
größten einer nach und nach aufeinanderfolgenden ver-
änderlichen Exiſtenz. Denn ſpricht man Gott, und
denn zwar alleine, ja, dieſe ſoll auch bey einer Welt und
bey einer Creatur ſtatt finden können, weil ja Gott von
Ewigkeit her die ſchöpferiſche Kraft beſitze, ſelbſt auch
von Ewigkeit her ſchaffen könne, und als eine ewige
Creatur, und eine ewig erſchaffene Welt möglich ſey.
Vorſchläge würde man ſo gar unrecht nicht thun, wenn
man ſagt, daß doch Irre: Ob eine ewige Welt mög-
lich ſey? mit wider, und ſonderlich einem Chriſten höchſt
unannehmlichen Verſetzungen, aufzuweichen und beſän-
nigen werde. Denn da es unter Chriſten, nach heiliger
Schreib, eine aufzunehmende Wahrheit ſey, daß, außer die-
ſer Welt, keine andere Welt ſey, und daß doch erſchö-
pfernde Welt ihren Anfang habe, warum, und ja muß
Ende fragt man denn lang, ob auch wohl irgend eine
Welt von Ewigkeit her ſeyn könne? Gutſuche ſollen
ein chriſtliches Weltweyße als Chriſten: Die Welt, die
da iſt, iſt nicht ewig. Sie hat ihren Anfang. Gott
hat ihr dieſen Anfang gegeben. Wie da dieſelbe ein
Werd des göttlichen freien allmächtigen Willens iſt, ſo
muß ſie doch der allweith Schöpfer, vor allen andern
möglichen Willen, ſeyen bey der Schöpfung, beyden
Willen am gemächſten gehalten haben. Da nun die
Welt, die nach dem Urtheil des göttlichen Verſtandes,
und nach der freien Wahl des göttlichen Willens, ſo zu
erſehen, die beſte iſt, gleichwohl einen Anfang ihrer Er-
ſtattung hat ſo muß es ja wohl ſeyn daß kein dieſe Welt
mit ſich bringen. Daß ſie angefangen habe zu ſeyn, weil
Gott die Welt der Dinge, als die ewig ewig ſind,

nicht verändern mag. Und wenn nun die beste Art der Welt dieses als eine wesentliche Eigenschaft an sich hat, und haben muß, daß sie einen Anfang ihrer Existenz habe, so muß diese Eigenschaft sich noch vielmehr bey allen übrigen geringern Welt Arten finden, seltsam ist es nach denen Grund-Sätzen des Christenthums unsehlbar gewis, daß gar keine Welt ewig seyn könne, und daß also die Frage von der Möglichkeit einer ewigen Welt für einen Christen sich gar nicht schicken wolle. Daber auch diejenigen dem Christenthum und der heil. Schrift allerdings zu nahe treten, welche meinen, daß wenn der Apostel Act. XIV. und Rom. I. von der Schöpfung der Welt auf die Existenz Gottes schließt, solcher Schluß zwar vollkommen richtig und überzeugend sey, gleichwohl daher noch nicht folge, daß der Apostel die Möglichkeit einer Schöpfung von Ewigkeit her, oder die Möglichkeit einer ewigen Welt verworfen und gelaugnet, sondern nur die Schöpfung an sich, und also die Welt als etwas erschaffenes, das ist, als so etwas betrachtet und gefunden habe, welches nicht von und durch sich selbst, sondern von einem andern, nemlich von Gott, seine Wirklichkeit erhalten haben müsse, ohne dabey zu betrachten zu geben, ob solche Schöpfung von Ewigkeit her, oder in der Zeit geschehen sey? Ja man meynet, daß, indem Paulus Hebr. XI. ausdrücklich bezeuge, man wisse nicht anders, als durch den Glauben, das ist, durch das göttliche Zeugnis, daß die Welt einen Anfang habe, daß, sage ich, daher folge, man könne aus der Vernunft entweder gar nicht, oder sehr schwerlich beweisen, die Welt habe einen Anfang, und seye nicht von Ewigkeit, sondern in der Zeit erschaffen worden. Allein dieses Vorgehen ist nichtig, und der heiligen Schrift sehr nachtheilig, einem Feinde Gottes und seines Wortes aber angenehm und zuträglich. Wenn der Apostel spricht: Durch den Glauben merken wir, daß die Welt Nk. durch Gottes Wort verfertigt ist, so redet er nicht von der Schöpfung überhaupt und an sich, sondern von

von der Schöpfung, wie sie von Moſe beſchrieben wird, daß ſie durch Gottes allmächtiges wörtlich ausgedrucktes Sprechen (*ἔφατο ὁ θεός*) geſchehen ſey, und daß die Welt binnen ſechs Tagen, und in einer gewiſſen Ordnung, und nach und nach erfolgter Verfaſſung, (*κατετίθη*) dargeſtellt worden. Dieſes wiſſen wir aus der Vernunft nicht, und können es daher nicht wiſſen, ſondern lediglich durch den Glauben, und von wegen des göttlichen Zeugniſſes. Demnach iſt des Apoſtels Meinung gar nicht, als ob die Schöpfung der Welt NB. in der Zeit, aus der Vernunft gar nicht zu erweiſen ſiehe, ſondern nur durch den Glauben erkannt werde, vielmehr ſolget dieſes, daß weil nur die Moſaiſche Welt-Schöpfung durch den Glauben erkannt werden könne, übrigen die Schöpfung der Welt überbaue, und daß ſie jederzeit geſchehen ſeyn müſſe, eine der geſunden Vernunft von ſelbſt einleuchtende Wahrheit ſey. Was den Ort Korn. I. anbelanget, ſo fehlt es ſo viel, daß, mit denen Worten Pauli, die Möglichkeit einer Schöpfung von Ewigkeit ſollte beſtehen können, daß vielmehr der Apoſtel das Gegentheil behauptet, wenn er ausdrücklich bezeuget, daß aus der Schöpfung der Welt Gottes ewige Kraft und Gottheit, und demnach die Ewigkeit Gottes, erkannt, ſolglich zugleich der Anfang der Welt, und daß dieſelbe nicht ewig ſey, wahrgenommen werde. Ja! ſagt man, hier iſt ein Unterſchied zwiſchen der Ewigkeit Gottes, das iſt, zwiſchen einer fixen, unveränderlichen, und independenten Ewigkeit, und zwiſchen der möglichen Ewigkeit der Welt, das iſt, zwiſchen einer ſucceſſiven, veränderlichen, und dependenten Ewigkeit, zu machen. Jene werde aus der Schöpfung der Welt erſehen, und von der rede der Apoſtel, dieſe aber ſey aus der Vernunft nicht erweislich, und werde daher von Paulo nicht beſtritten. Allein zu geſchweigen, daß dieſer gemachte Unterſchied zwiſchen der Ewigkeit auf gar ſchlechtem Grunde beruhet, ſo weiß man ja, daß, obgleich die heilige Schrift

die Unveränderlichkeit, die Unendlichkeit, und daß Gott alles, was er ist, und hat, auf einmahl, und gar nicht nach und nach, ist und hat, durchgehends von Gott lehret, selbige gleichwohl die Schlechtigkeit nothwendig Ewigkeit Gottes, um uns dieselbe einiger maassen faßlich zu machen, unter dem Bilde einer unendlichen successiven Dauer und Fortwähnung vorzustellen pfleget. Ich bin, sagt Gott der Herr, der erste und der letzte, und außer mir ist kein Gott, das ist, außer mir ist nichts, das das erste und das letzte, und also nicht nur ohne Ende, sondern auch ohne Anfang sey. Es. 44, 6. Deine Jahre, sagt David von der Ewigkeit Gottes, währen für und für, oder von einem Zeitpunkte zu dem andern *וְשָׁנָיו מִיּוֹם אֶל יוֹם* welche Beschreibung der göttlichen Ewigkeit der Apostel ebenfalls gebraucht Hebr. I. *וְהוּא עוֹלָם בְּלֹא תְּחִלָּה וְעוֹלָם בְּלֹא סוֹף*. Wenn nun Paulus ausdrücklich bezeuget, daß man aus der Vernunft Gottes ewige Kraft und Gottheit, und also keine Ewigkeit, an den Werken der erschaffenen Welt klärlieh erkennen könne, und aber die Ewigkeit Gottes von ihm selbst in einer ohne Anfang und Ende fortwährenden Dauer gesetzt wird, so läugnet er ja unwiderrsprechlich, daß, außer Gott, eine so genannte, successive Ewigkeit statt finden könne, und daß selalich aus der Vernunft die Unmöglichkeit einer ewigen Welt, oder daß die Welt nothwendig einen Anfang haben müsse, zu erkennen und zu erweisen sey, ebalsich, dem ungeachtet, bey Gott Schlechtersdings keine Succession, vermöge seiner allerhöchsten Vollkommenheit, statt finden kan, und uns seine Ewigkeit nur, wie gedacht, zu dem Ende also beschrieben wird, daß wir uns von derselben einiger maassen einen Begriff machen mögen. Außer dem allen aber, und wenn man nun die Sache mit bloßen Augen der Vernunft ansiehet, so ist und bleibe die Frage: Ob eine ewige Welt möglich sey? nicht nur etwas unnützes, sondern auch etwas ungeräumtes. Man giebt zu, die Welt, es sey die gegenwärtige existirende, oder eine
an.

andere, in der bloßen Möglichkeit liegende Welt, wenn sie existiren soll, so bringet sie nothwendig und verbindlich ihres Wesens, mit sich, daß sie ihre Existenz und Wirklichkeit von einem Principio aufstehe, das ist, von Gott erhalte, und also das, was sie der Existenz nach ist, allererst werde, auch etwas erschaffenes sey und bleibe, wie denn selbst diejenigen, welche die Möglichkeit einer Schöpfung von Ewigkeit, oder einer ewigen Welt behaupten wollen, diese Sprache führen, daß sie sagen, eine solche Welt, ungeachtet ihrer Ewigkeit, sey doch erschaffen, habe ihre Wirklichkeit erhalten, und sey geworden, nur daß dieses von Ewigkeit her geschehen sey. Hier muß man nun entweder die Lebens-Arten: Seine Wirklichkeit erhalten, erschaffen seyn, das, was man ist, werden, und dergleichen, und was man im gemeinen Leben mit diesen Ausdrückungen für Begriffe zu verbinden pflege, nicht verstehen, oder man muß zusehen, daß diese Lebens-Arten, ihrem allernatürlichsten und gewöhnlichsten Verstande nach, der Welt einen Anfang belegen, und also die Ewigkeit schlechterdings von derselben ausschließen. Hiernächst würde man vielleicht, von einer ewigen Welt und derselben Möglichkeit, ganz und gar zu fragen und zu disputiren aufhören, wenn man nur den Begriff der Zeit und Ewigkeit etwas mehr vor Augen hätte. Die Zeit ist ja an sich gar nichts reelles, sondern entstehet mit der Creatur und mit der Welt, oder mit solchen Dingen, die eine Veränderung und einen Aufeinanderfolg mit sich führen. Wäre gar keine Creatur, gar keine Welt, vorhanden, so wäre auch gar keine Zeit. Der Zeit wird die Ewigkeit entgegen gesetzt. Was also ewig ist, muß, eigentlich zu reden, kein Geschöpf, keine Welt, keine der Veränderung und Succession unterwerfene Sache seyn. Es ist demnach ein ewiges Geschöpf, eine ewige Welt, eine eben so offensbare Contradiction, als wenn ich das, was schlechterdings nothwendig, unveränderlich, und ohne allen

Aufs.

Anfeinanderseß ist, etwas zeitliches nennen wollen. Endlich streitet selbst die neuere Beschreibung, oder Definition der Welt, wider die auch nur mögliche Ewigkeit der Welt. Die Welt, sagt man, ist eine Reihe veränderlicher Dinge, die neben einander sind, auf einander folgen, und insgesammt mit einander verknüpft sind. So bald ich von einer Reihe, von einer Reihe veränderlicher, und aufeinanderfolgender, insgesammt in einander gegründeter Dinge höre, so kommt mir eine Anzahl und Menge von Dingen in die Gedanken, die zwar wohl gewaltig ausgebreitet, und wer weiß wie lang, und groß, gesetzt werden kan, aber doch, eben deswegen, weil es eine Reihe, eine in sich bestimmte Zahl und Menge ist, auch nothwendig einen Anfang haben muß, so wie eine obgleich unaussprechlich lange Zahl dennoch von der Eins sich anhebet, und also einen Anfang hat. Wir machen daher den Schluß, und sagen mit unserm Auctore, wer da meynt, daß die Welt keinen Anfang habe, und ewig sey, oder nur keinen Anfang haben, und ewig seyn könne, der sagt auch, daß die Welt unendlich sey, und machet die Welt selbst zu Gott, ob wir gleich hiermit denjenigen, die die Ewigkeit der Welt für etwas mögliches, oder die Schöpfung derselben in der Zeit, aus der Vernunft für unermesslich halten, keines weges so gleich diese Meinung, als ob sie derentwegen die Welt für Gott hielten, belegen können, oder wollen.

S. L. X.

Die Milbe hat Augen, sie wendet sich, so bald sie an Dinge trifft, die ihr etwas schaden könnten. Setzt man sie auf einen glatten Tisch, um sie besser zu betrachten, und hält ihr, indem sie fort kriecht, den geringsten Halm vor, so gleich ändert sie ihren Weg, und wendet sich auf eine andere Seite. Soll ihr humor crystallinus, ihre

tuni-

tunica retina, ihr nervus opticus, ein Spiel des blinden Glückes seyn?

Die Milbe heisset bey uns dasjenige kleine runde und weisse Würmgen, welches bey denen Griechen und Lateinern *Acarus*, bey denen Franzosen aber *le Ciron*, genennet wird. Ob das griechische Wort, von dem *a* privativo und *acere* *tondeo*, weil dieser Wurm, seiner Kleinigkeit wegen, nicht wohl gefasset und zerstoßen werden könne, das französische *Ciron* aber von *zeire* herkomme, weil dieses Würmgen sich weit eber an die Hände, als sonst irgendwas anzuhängen pflegt, ist wohl unnothig zu untersuchen. Der Auctor will das kleinste von denen bekannten Würmern namhaft machen, und die Absicht dessen, daß nemlich auch die allerkleinsten Würmgen auf Gott weisen, werden wir bald vernehmen.

§. LXI.

Man wird in einem Tropfen Wasser, darein man Pfeffer gelegt, und zergehen lassen, eine fast unzehlige Menge von kleinen Thiergen gewahr, deren Figur, und wie sie sich mit einer unglaublichen Geschwindigkeit, als eben so viel Ungeheuer in dem wilden Meere, bewegen, durchs Vergrößerungsglas bemerken kan. Ein jedwedes dieser Thiergen ist tausendmahl kleiner, als eine Milbe, nichts desto weniger ist dasselbe ein Körper, der lebet, der sich nähret, der da wächst, der auch Muskeln, der Capill-Gefäße, Nerven, Blut-Adern, Arterien, und ein Gehirn haben muß, wodurch die Lebens-Geister vertheilet werden.

Ob das vom Auctore angeführte Experiment seine Wichtigkeit habe, und ob das, was in dem durch den aufgelösten Pfeffer alterirten Wasser, als in Bewe-

gung stehend, zu sehen ist, würcklich so viel kleine Würmer sind? will ich denen mit diezu benötigten Instrumenten versehenen Natur-Kündigern zu untersuchen und auszumachen überlassen. Man will sonst dergleichen auch von dem Eßig, und daß desselben ganges Wesen aus nichts, als kleinen Würmlein bestehe, durchs Vergrößerungs-Glas angemercket haben. Allein könnte es wohl nicht möglich seyn, daß die flüchtigen Salz- und zarten Schwefel-Theilgen des Essigs, und die aufgelösten sehr subtilen Particulæ des Pfeffers, auch dem gewaffneten Auge, gar leicht als so viele lebende Würmlein, vorkämen? Und wenn nun denn also wäre, so würde doch unser Auctoris Beweis dadurch gar nicht entkräftet werden, weil sein Sag, daß es fast unbegreiflich kleine Würmer giebt, sonst schon zur Gnüge erwiesen ist.

§. LXII.

Ein Fleckgen Schimmel, so groß als ein Sand-Korn, sichtet durchs Vergrößerungs-Glas als ein Haufe vieler sehr verschiedener Blumen aus, davon einige Blüthen, andere Früchte haben. Bey einigen scheinen die Knospen nur halb aufgebrochen zu seyn, einige sind schon wieder verwelcket. Wie ungemein klein müssen nun nicht die Wurheln und Röhren seyn, darinnen die Nahrungs-Säfte dieser kleinen Pflanken abgesondert werden! Und wenn man bedenckt, daß diese Gewächse sowohl ihre Saam-Körner, als die Eichen und Fichten, haben, und daß diese vorhin gedachten kleinen Thiergen sich ebenfalls durch den Weg der Zeugung vermehren, sowohl als die Elephanten und Wallfische; Wohin führet uns dieses alles nicht? Wer hat an so zarten, so feinen und subtilen Werkgen zu arbeiten gewußt, die doch dem mensch-

menshlichen Gesichte sich entziehen, und die eben so, wie die Himmel, obschon beym andern Extremo, fast ins Unendliche gehen? Sollte diß nicht eben derjenige seyn, der die Himmel, und die Gestirne des Himmels, diese ungeheure Klumpen, die von wegen ihrer Grösse, ihrer Höhe, ihrer Geschwindigkeit, und der grossen Weite ihres Umlaufs, recht erstaunlich sind, gemacht hat, und dem es nur ein Spiel=Werck ist, dieselbigen in Bewegung zu setzen?

Es ist immer gewöhnlicher, daß man, zum Verweis der Existenz Gottes, und dessen Allmacht, auf die grossen Welt=Cörper, und dieses zwar mit allem Recht, sich beruffet; als daß man, in solcher Absicht, kein Augenmerk auf das Kleine in der Natur richten sollte. Da doch gewislich hier eben so wohl, als dort, der Finger Gottes zu bemerken ist, und maxima in minimis angetroffen werden. Diese Unachtsamkeit rühret wohl vornehmlich daher, weil das Kleine mit seinen bey sich führenden Beweissthümen von Gott nicht so gleich, noch so deutlich als das Größere, in die Augen leuchtet. Daß nun aber die Materie, in der Natur, in unsäglich kleine Theilgen getheilet sey, und fast ins Unendliche gehe, welches ist in den Schulen derer Natur-Kündiger, sonderlich derer, die mit Experimenten zu thun haben, eine ausgemachte Sache. Der Herr Regierungs-Rath Wolff führet in dem ersten Theile seiner Natur=Lehre Cap. I. §. 3. aus des Robert Boyle Exercit. de mira subtilitate effluviiorum an, daß in einiger Gran Gold sich in zwey Willien Theile zertheilen lasse, davon einer noch mit bloßen Augen zu erkennen ist. Er führet l. c. weiter aus, daß, wenn man ein solches Stäubchen Gold, dergleichen zwey Willionen, wie gedacht, in einem Gran Golde, gefunden werden, durch ein Vergrößerungs=Glaz, das den Körper nur 8000 mal vergrößere, ansehe,

sehe, solch Stäublein 3000 mahl größer, als mit bloßen Augen, aussehn müsse, und daß folglich der acht tausende Theil davon so groß aussehn werde, wie das ganze Stäublein vor den bloßen Augen aussehet; man könne daher mit Recht setzen, daß in einem solchen Gold:Stäubgen noch acht tausend von einander unterschiedene Theilgen sind, mithin habe ein Gran Gold nicht nur zwey Millionen, sondern sechzen tausend Millionen Theile, deren ein jeder noch nichts anders, als Gold, sey. Wenn nun dasjenige Vergrößerungs-Glas, wodurch ein Körper acht tausend mahl vergrößert wird, eines von denen schlechtesten ist, so kan man gar leicht begreifen, wie ungleich mehr Millionen Theile in einem einigen Grane Gold angetroffen werden würden, wenn man bis auf solche Vergrößerungs-Gläser gehen sollte, die in die dreyßig tausend mahl eine Sache vergrößern. Doraus man sehen kan, von was für einer unfägligen Subtilität die Materie sey, und wie unendlich groß der Verstand, und die Macht desjenigen seyn müsse, der alle diese Theilgen hervor- und zusammen gebracht hat. Gewiß, wie der ganze Welt-Raum von einer solchen unaussprechlichen Weite ist, daß endlich alle unsere Gedanken in demselben sich verlieren, also gehet es auch wiederum ins Kleine so unaussprechlich weit herunter, daß man es weder mit Sinnen noch mit der Vernunft erreichen kan. Und sagt daher unser Herr Auctor mit Recht, daß beyde Extrema, so zu reden, ins Unendliche hinein laufen, oder daß es im Kleinen so herunter, wie im Großen hinaus gehe. Und wie nun also die Himmel die Ehre Gottes erzehlen, und die Werke seiner Hände Werk verkündiget, so wird uns ebenfals diese Ehre stet, und das Werk seiner Hände durch ein jedwedes Sonnen-Stäublein an den Tag gelegt. Praesentemque refert quaelibet herba Deum, das ist, wie ein vornehmer Lehrer unserer Kirchen es verdeutschet hat:

Kein Gräßlein (Stäublein) in der Welt ist so gering
und klein.

Es muß von unserm Gott ein treuer Zeuge seyn.

Diese Allmacht und Weisheit Gottes wird noch deutlicher in die Augen leuchten, wenn man mit unserm Auctore in Erwezung ziehet, daß es so gar lebendige Thierlein von einer solchen unfäglichen Subtilität und Kleinigkeit giebt. Ausser dem, was von unserm Auctore angeführet wird, so hat obgedachter Herr Wolff in seiner Metaph. Cap. 2 §. 85. angemercket, daß der gelehrte Jesuit Franciscus Tertius de Lanis mehr als einmahl durch ein Vergrößerungs-Glas, dadurch ein Körper 27000000 mahl vergrößert wird, ein Würmlein betrachtet habe, das nicht größer als ein Gersten-Korn aussehe, und 20 bis 24 Füße habe, und daß folglich in einem Raume, der ein sieben und zwanzig Million Theilgen von einem Gersten Korn ist, ein Thier mit 24 Füßen seyn könne. Ingleichen berichtet er l. c. von dem Eustachio Diviro, daß derselbe durch ein Vergrößerungs-Glas, dadurch ein Körper 294207 mahl vergrößert wird, ein vielfüßiges Würmlein gesehen, so in dieser Vergrößerung nicht größer als das kleinste Sand-Körnlein erschienen, und daß folglich in dem Raume des kleinsten Sand-Körnleins zwey hundert vier und neunzig tausend zwey hundert und sieben vielfüßige Thiere seyn können. Vergleichen Versuche, und daraus gezogene Anmerkungen man noch mehr in denen Micrographien derer Physicorum finden kan. Da nun dergleichen unbegreiflich kleine Thierlein nicht nur ihr Leben, sondern auch die in- und äußerlichen Theile eines lebendigen Leibes haben, mithin die allerfeinsten Maschinen sind, die nur durch die Einbildungs-Kraft vorgestellt werden können; so muß derjenige, der solche Dinge von ohnachts entstanden zu seyn glaubet, die der allerschickteste Künstler, ich will nicht sagen, zu verfertigen, sondern nur aus einander zu nehmen, nimmermehr im Stande ist, entweder allen Verstand ver-

lehren haben, oder er muß mit denen Egyptischen Zauberern bekennen, daß ist Gottes Finger! Gewißlich nicht nur der Behemoth, der Adler, und der Strauß Hiob 40. sagen uns, daß ein Gott sey, sondern es sagen es uns auch die Sperlinge, ja die allerverächtesten Vögel. Matth. 12.

§. LXIII.

In der That, der Mensch genießet der Sonnen, des Mondes, der Sternen, und ihrer Einflüsse, wie er der Luft, die er aus- und einhauchet, und der Erden, darauf er wandelt, und die ihn unterhält, genießet. Wäre es auch nöthig, daß zu der Gewißheit einer in facto gegründeten Sache annoch die Aehnlichkeit und Wahrscheinlichkeit beygefüget werde, so zeigt sich diese letztere hiebey ganz klärlich. Maßen ja der Himmel, und alles, was am Himmel ist, so viel den Adel und die Würde anbetrifft, mit dem geringsten Menschen auf der Erden in keine Vergleichung kommen kan; auch zwischen denen Himmels-Cörpern und den Menschen eben eine solche Proportion ist, als zwischen der Materie, die aller Empfindung und Vernunft unfähig, und nur nach denen dreyen Dimensionen ausgedehnet ist, und zwischen einem Geiste, einer Vernunft, oder einem Verstande sich befindet. Sagt man, der Mensch hätte solcher Dinge, wenigstens zu seiner Erhaltung, entbehren können: So antworte ich, daß Gott, um seine Allmacht, seine Güte, und seine Herrlichkeit darzulegen, nichts geringers machen konnte. Denn wir mögen von seinen Wercken auch noch so viel sehen, so konnte er doch unendlich mehr bewerkstelligen.

Hier wird einem Einwurfe begegnet. Man sagt: Wenn die Welt, und insonderheit die erzählten großen Körper der Welt nicht von ohngefähr da sind, sondern durch ein ausser der Welt subsistirendes höchstverständiges, weises, und mächtiges Wesen, hervergebracht worden, so müssen auch solche Geschöpfe zu gewissen Absichten, Gebrauchen und Nutzungen, sonderlich für die Menschen, gemacht seyn. Weil ein verständiges Wesen nicht ohne heilsame Absichten zu handeln pfleget. Was haben denn nun aber die so unermeßlich weit von unserer Erden entfernten Sterne für einen Nutzen für die Menschen? Könnte der Mensch nicht eben sowohl seyn und leben, wenn schon dieselben gar nicht vorhanden wären? So sind sie denn vergeblich und umsonst da! So findet hier mehr ein blindes Ungefahr, als Verstand und Weisheit statt! Hierauf wird eine doppelte Antwort gegeben: 1) Ist es falsch, daß die Körper des Himmels für den Menschen auf Erden gar keinen Nutzen haben sollten. Denn was Sonne und Mond anbetrifft, so ist es ja unlängbar, daß unsere Erde derselben gar sehr gebessert ist. Ja! die Einflüsse des Sonnen-Körpers sind so nothwendig und unentbehrlich, daß ohne dieselben die Erde weder Frucht bringen, noch zur Wohnung der Menschen und Thiere geschikt seyn würde. Was die übrigen Gestirne anbetrifft, so ist freylich an dem, daß wir unter denselben gar viele, ihrer unermeßlichen Weite halber, entweder gar nicht, auch nicht einmal mit gewaffneten Augen, zu sehen bekommen, oder doch höchstens weiter nichts, als ein wenig Licht, erblicken, von welchem Lichte auf unsern Erdboden wenig oder nichts herunter fällt, und wir desselben gar wohl, zu unserer Erhaltung und Gemächlichkeit, entbehren könnten. Daber es denn freylich das Ansehen gewinnen will, als ob diese so weit entlegene Körper gar nicht um unsert willen da seyn müßten. Allein wenn dem auch also wäre, und wir solcher Geschöpfe gar nichts gebessert wären, so folgt doch noch lange

nicht, daß sie von ganz und gar keinem Nutzen, oder wohl gar ein ungefährer Fall des Glücks seyn sollten. Man weiß ja, und bemercket es in allen denen Welt-Cörpern, die wir näher bey uns haben, und genauer betrachten können, daß da immer eins um des andern willen beyflammen ist, und auf einander folget, folglich alles zu gewissen Absichten da, mithin auch brauchbar und nützlich ist. Was nun bey einem Theile der Welt statt findet, das muß auch von denen übrigen Theilen der Welt gesagt werden, weil derjenige, der in einem Stücke höchst weislich gehandelt hat, gewislich in dem andern nicht unweislich verfahren kan, obgleich freylich die Absicht und der Nutzen von einem Dinge immer eher, als von einem andern, hervor leuchtet. Hier zeigt sich der Nutzen sogleich, und unmittelbar, anderswo lässet sich derselbe nur unmittelbarer Weise, und ganz in der Ferne, bemerken. Wie ofters kommen in einem großen Gebäude, oder in einer künstlichen Maschine, solche Dinge vor, die man für unnöthige Kleinigkeiten halten möchte, da doch ein der Sachen kundiger bald siehet, daß sie ihren guten Nutzen haben, und wenn sie nicht da seyn sollten, die andern Stücke entweder gar nicht, oder nicht so gut zu gebrauchen und zu nutzen seyn würden. Könnte es denn nun nicht mit dem Systemate des Himmels gleiche Verandniß haben? Sollte es wohl unmöglich, und nicht vielmehr gar vermuthlich seyn, daß, da doch immer in der Welt sich eins auf's andere beziehet, jene weit entfernte Körper, in ihren Verhältnissen und Verbindungen unter einander, das übrige mit betrügen, daß diejenigen Körper, die uns näher, und vor andern nutzbar sind, in ihrem Wesen, Stande, Kräften und Wirkungen, erhalten würden? und also würden sie endlich doch ihren Nutzen auch für uns haben, und um unfert willen vorhanden seyn. Ausser dem aber ist 2) mit unserm Auctore zu merken, daß diese hohe und erhabene himmlische Körper dennoch Beweisthümer der göttlichen Macht, Weisheit, Güte
und

und Herrlichkeit sind. Kan man diß an ihnen erkennen, so ist der Nutzen dieser Geschöpfe um so viel herrlicher, je nöthiger und heilsamer einem Menschen das Erkenntniß seines Gottes ist. Die Welt ist zu dem Ende von Gott gemacht, daß sie ein Spiegel seyn sollte, darinnen man Gottes, des Schöpfers, unsichtbares Wesen, das ist, seine ewige Kraft und Gottheit, erbeyen, und selbste Einsicht sich im Dienste Gottes zu Ruhe machen möchte. Wenn nun die Welt uns Gottes unermessliche Kraft und Macht vorstellig machen sollte, so mußte sie gewislich auch ein dem grossen Gott anständiges Werck, und solalich von einer unermesslichen Grösse seyn. Ich will hierüber den Herrn Hof-Rath Wessff reden lassen, als dessen Worte, in diesem Stücke, mit denen Gedanken unsers Auctoris, dem Grunde nach, einerley sind. „Da nun, schreibt derselbe in denen vernünftigen Gedanken von den Absichten der natürlichen Dinge P. I. „Cap. VIII, §. 75. die entsetzliche Grösse der Welt den Menschen zur Erkenntniß der Grösse der göttlichen Vollkommenheiten bringet, und insonderheit ihre Unermesslichkeit vor Augen leget, die Haupt-Absicht aber, die Gott bey der Welt gehabt, keine andere, als diese ist, daß sein unsichtbares Wesen mit denen eigenthümlichen und unendlichen Vollkommenheiten, als in einem Spiegel, erbeyen werde, so siehet man leicht, warum Gott die Welt so groß gemacht hat. Ein Gott, von unendlichem Verstande, unendlicher Weisheit, und unermesslicher Macht, muß ein Werck hervorbringen, was von unaussprechlicher Grösse ist, wosern man die Grösse seiner Kunst daraus nehmen soll. Wenn ein Künstler ein geringeres Werck machet, da er ein gar viel besseres machen könnte, so kan man wohl daraus erbeyen, daß er ein guter Künstler ist, allein man kan die Grösse seiner Kunst noch nicht daraus erachten, und er selbst hat nicht ein so großes Wohlgefallen daran, als an demjenigen, was er vor sein Meister-Stück hält. Und daher unerachtet keine Creatur die Grösse

3 3

„der

„der Welt übersehen noch überdenken kan, und man
 „darum, in Ansehung ihrer, vermeynen könnte, als
 „wenn Gott nicht nöthig gehabt hätte, die Welt von so
 „unabsehbarer Größe zu machen, hat er doch in Ansehung
 „seiner selbst sie von einer so erklaunenden Größe ge-
 „macht. Denn da er sie ganz übersehet von dem Grö-
 „ßten an bis auf das Kleinste, so ist auch er in dem
 „Stande zu urtheilen, daß er alles auf das beste und
 „prächtigste gemacht, und findet darinnen sein Wohl-
 „gefallen.“ Wie aber dieses aus Betrachtung des er-
 „staunlichen Welt-Gebäudes hergeleitete Erkenntnis Got-
 „tes auch den Menschen zum Vergnügen an Gott zur Selbst-
 „erkenntnis zur Wahrnehmung seiner Niedrigkeit und Ohn-
 „macht, zum Vertrauen auf Gott in Noth und Gefahr, und
 „überhaupt zur Beförderung der Ehre Gottes, und Ausü-
 „bung der Tugend, erwecken könne und solle, davon hat
 „eben derselbe L. c. Cap. IV. §. 38. seqq. schöne Anwei-
 „sung gegeben. Wenn man diese, des Herrn Wolf-
 „fens, im angeführten Buche, hin und wieder gegebene
 „Anweisungen zum Erkenntnis und Dienste Gottes, mit
 „unparteyischem Gemüthe erweget, so muß man bekem-
 „nen, daß Herr Wolff mit einem recht aufrichtigen Ei-
 „fer für die Ehre Gottes, und also auch für die Beför-
 „derung der Wahrheit und Tugend, geschrieben, oder,
 „wenn es daran bey ihm fehlte, und in seinen Lehren ein
 „heimliches Oist verborgen seyn sollte, so müßte er gewiß-
 „lich der böshafteste Mann von der Welt seyn, als der
 „seinen Lesern einen so klauen Dunst für die Augen zu
 „machen, und sie so meisterlich hinter das Licht zu füh-
 „ren wisse, dergleichen unaufrechtes Wesen aber aus sei-
 „nen Schriften, und seiner gebrauchten Schreib-Art,
 „mit keinem Grunde zu erweisen ist.

§. LXIV.

Die ganze Welt, wenn sie für den Men-
 schen gemachet ist, ist doch, dem Buchstaben
 nach, eine geringe Sache, die Gott für den Men-
 schen

sehen gemacht hätte. Der Beweis hiervon ist aus dem Grunde der Religion zu ziehen. Es ist also dem Menschen für gar keine Einbildung, oder Hochmuth, anzuschreiben, wann er, durch Kraft und Hülfe der Wahrheit, auf seine Vortheile aufsen ist. Es würde vielmehr Blind- und Tummheit von ihm seyn, wann er sich nicht überführen lassen wollte, durch die bündigen Beweissthümer, deren die Religion sich gebrauchet, um ihm seine Privilegia, seine Vorrechte, seine Heils-Mittel, seine zu hoffen habende Glückseligkeiten bekannt zu machen; um ihn zu belehren, was er ist, und was er werden kan.

Der Mensch hat von Natur eine Liebe zu sich selbst, und will, daß es ihm so lange, und in einem so hohen Grade, als nur immer möglich ist, wohl gehen möge. Die natürliche Neigung des Menschen zu seiner Wohlfahrt ist an und für sich nichts böses, vielmehr etwas gutes, und in so fern eine Gabe Gottes, die er dem Menschen, zu desselben Besten, anerschaffen, auch noch nach dem Falle, gelassen hat. So thut nun der Mensch gar nicht unrecht, vielweniger kan es ihm für einen Hochmuth ausgelegt werden, wenn er nach diesem Natur-Triebe seine Erhaltung und Wohlfahrt begehret und suchet. In der sichtbaren Welt, die er vor sich hat, findet er lauter zusammengelegte körperliche Dinge. Diese mag er ansehen und versuchen, wie er will, so können sie ihm weiter zu nichts, als zu einiger Erhaltung und Gemächlichkeit seines Leibes und leiblichen Lebens, dienlich seyn. Ja wenn er den ganzen unermesslichen Himmels-Raum durchwandern, und alle dafelbst befindliche Körper nach der Ordnung aufs genaueste an- und durchschauen könnte, so würde er doch an keinem derselben die wahre Ruhe und Glückseligkeit finden, die für

für ihn, als ein vernünftiges, und mit Freiheit des Willens begabtes Wesen, anständig ist. Es sagt daher unser Auctor mit Recht, daß, wenn auch die ganze Welt für den Menschen und ihm zu gefallen gemacht wäre, so würde doch dieselbe, ihrer ersäunlichen Größe und Bewundernswürdigen Schönheit ungeachtet, für den Menschen, das ist, für die Herstellung seiner Glückseligkeit, und zur Stillung seines Verlangens, noch viel zu klein seyn. Daber müssen dem Menschen anderswoher Mittel und Wege gezeigt werden, durch deren Gebrauch er dasjenige erlange, was er verlangt, und doch weder in sich, noch ausser sich in der Welt finden kan. Diese Mittel des Heils werden ihm in der Religion angewiesen. Und daher ist der Mensch, nach eben diesem Triebe seiner natürlichen Selbst-Liebe, befugt, ohne etwan einen Hochmuth zu begeben, ja er ist verbunden, um die wahre Religion sich zu bekümmern, sein Heil darinnen zu suchen, und der gegebenen Anweisung zu folgen. Das würde Hochmuth und Blindheit seyn, wenn der Mensch bey sich selbst, und dem Wesen dieser Welt bestehen bleiben, und mit keinen Forschungen nach Ruhe und Glückseligkeit nicht weiter gehen wolle. Denn da würde er sich selbst, oder das, was noch geringer, als er, ist, zur Quelle des Segens und Lebens machen. Da doch diese Quellen löcherichte Brunnen sind, die kein Wasser der Erquickung und Zufriedenheit geben können. Im Gegentheil ist es ein großer Verstand und eine heilsame Demuth, wenn der Mensch von sich, und von der Welt ausgehet, und sein Heil in Gott, mithin in dem geoffenbarten Willen Gottes, und also in der Religion, sucht.

§. LXV.

Aber der Monden-Cörper ist auch bewohnt, es ist wenigstens nicht unmöglich, daß er bewohnt sey! Was sagst du, Lucili, und zu was Ende sagst du diß? Voraus gesetzt, daß ein Gott ist, was

was ist alsdenn in der That unmöglich? Du fragst vielleicht, ob wir es allein in der Welt sind, die Gott so wohl versehen habe? ob nicht auch im Monden entweder andere Menschen, oder andere Geschöpfe zu finden, denen Gott sich eben also gütig erzeiget habe? Eitle Curiosität! nichtswürdige Frage! Der Erd-Boden, Lucili, ist bewohnt, wir bewohnen denselben, und wir wissen, daß wir denselben bewohnen. Wir haben von alle dem, was wir von Gott und von uns selbst denken sollen, unsere Beweis-Gründe, unsere deutliche Erkenntniß, unsere Ueberzeugungen. Laß doch diejenigen, die in denen Himmels-Kugeln wohnen, sie mögen seyn, wer sie wollen, sich um sich selbst bekümmern, sie haben ihre, und wir haben unsere Sorgen. Du hast, Lucili, den Mond genau observiret, du hast seine Flecken, seine Tiefen, seine Ungleichheiten, seine Höhe, seine Breite, seinen Lauf, seine Zu- und Abnahme, seine Verfinsterungen erkundiget. Kein Stern-Kündiger ist weiter gekommen: Erdencke und mache dir neue Instrumente, beschau den Mond mit noch größerer Aufinerksamkeit: Siehest du denn nun, daß er bevölkert, und mit was für Thieren er bevölkert ist? Sehen sie wie Menschen aus? Sind es Menschen? Laß mich doch hernach auch einmahl sehen, und wenn wir beyde mit einander überflüßet sind, daß Menschen den Mond bewohnen, so laß uns alsdenn weiter untersuchen, ob es Christen sind, und ob Gott seine Günst-Bezeugungen zwischen ihnen, und uns, vertheilet habe?

Lucilius macht einen anderweiten Einwurf, daß die Welt nicht um unsert willen, die wir den Erddoden bewohnen, vorhanden sey, woben vielleicht auch im Monden Menschen wohneten, selches wenigstens gar nichts unmögliches wäre. Aber dadurch gewinnt derselbe nicht nur nichts wider die Existenz Gottes, sondern giebt nur noch mehrere Gründe, zur Erkenntniß und Verherrlichung Gottes, an die Hand. Zwar erhellet aus des Herrn de la Bruyere Antwort gar deutlich, daß er die Frage: Ob der Monden-Cörper ein leerer und wüster Klumpen sey, oder ob er auch so, wie unser Erd-Cörper von lebendigen Creaturen bewohnt werde? für eine eitle Curiosität, und läppische Frage hält, auch decenter seinen Lucile nur darüber spottet. Allein heutiges Tages, da man in Astronomischen Wissenschaften weiser, als zu des Herrn Auctors Zeiten, gekommen, so will diese Frage nicht mehr als etwas eitles und lächerliches, vielmehr die Bejahung derselben als etwas höchst wahrscheinliches beydes von Welt-Weisen, als auch von Theils Gottes-Gelehrten, angesehen werden. Ja! man giebt diese Vermuthung nicht allein von unserm Monden, sondern auch von allen übrigen Planeten, vor. Man sagt, der Mond, und alle übrige Planeten sind an sich finstre, undurchsichtige und daher dicke Körper. Sie sind theils bey nahe so groß, theils noch viel größer, als unsere Erde. Man bringet von alle dem ansehnliche Beweise, stümer, und Observationes bey. Man will in dem Monden, so wohl, als auf unserer Erden, festes Land und Wasser, auch Berge und Thäler, nicht weniger einen Luft-Kreiß um denselben bemerkt haben. Man schlieset, wo Land und Wasser, wo Berg und Thal, wo Auskünstungen und Luft, folglich auch Regen und Thau, zu befinden, da werden vermuthlich auch Kräuter und Bäume geyauet. Wo aber Kräuter und Bäume sind, da finden sich vermuthlich auch lebendige Creaturen, die derselben gemesen, und da die Welt über-

haupt

haupte zu dem Ende von Gott gemacht ist, daß desselben unsichtbares Wesen, aus denen sichtbaren Werken der Welt, erkannt und verherrlicht werde, solches aber nur von vernünftigen Creaturen geschehen kan: so ist auch wahrscheinlich, daß in dem Monden-Cörper vernünftige Geschöpfe gesunden werden, welche aus denen dahihiß befindlichen leblosen und unvernünftigen Geschöpfen ihren und derselben Schöpfer wahrnehmen und verehren. Auf gleiche Weise urtheilet man von denen übrigen Planeten, weil sie von gleicher Beschaffenheit mit dem Monden, und unserer Erden, daß ist, ebenfalls dichte, feste, und an sich finstere Körper sind. Man meynet auch mit Recht und gutem Grunde also von dem einen auf den andern schließen zu können, weil wir es ja durchgängig also zu halten pflegen, daß, was wir in einem Dinge von einer gewissen Art antreffen, wir auch dieses einem jeden andern Dinge von der Art zueignen. Diejenigen, die zuerst die so genannte Neue Welt entdecket, haben es eben also gemacht. So bald sie ein bisher unbekannt gewesenes festes Land wahrgenommen, so haben sie, und zwar nicht ohne Ursache, gemuthmaßet, es werde dasselbe eben so wohl als unser Land mit Kräuten und Bäumen gepflanzet, auch mit Thieren und vernünftigen Creaturen bewohnt seyn, daher sie sich auch, in einer, solchen Muthmaßungen gemäßen, Verfassung dahinan gemacht haben. Voraus gesetzt nun, daß der Mond, und die übrigen Planeten inßgesamt nichts anders, als Erd-Kugeln sind, so scheint man freylich wohl mit guter Vernunft annehmen zu können, daß es auf denselben eben so, wie auf unserer Erd-Kugel, beschaffen seyn, und es folglich dahihiß lebendige und leblose Creaturen geben werde. Man führt weiter an, daß die meisten dieser Planeten so weit von unserer Erden absehn, daß von denselben entweder gar kein, oder ein sehr wenig Licht bis zu unserer Erde kommt, und demnach um dieses wenigen Lichtes halber, dessen wir nicht einmal bedürftig sind,

sind, die so ungeheure Körper obnehmlich da seyn können. Hierzu komme noch, daß selbst in einigen Planeten, als 2. E. in der Venus, Tag und Nacht so wohl, als auf der Erden, mit einander abwechseln, welches ja vornehmlich denen Creaturen zum Beßen also geschehen müßte. Gott und die Natur mache nichts verachtlich. Es würde aber beynähe ein verächtliches Werk seyn, wenn so große Welt-Cörper, die zum Theil unsern Erdboden an Größe vielmalts übertreffen, übrigen aber demselben gleich sind, ganz wüste und leere Klumpen seyn sollten, vielmehr, und wenn dieselben als bewohnt angenommen würden, acreide solches allerdings zu einer weitläufigern Erkenntnis und Beherrschung Gottes. Diese und dergleichen Gründe wissen diejenigen anzuführen, welche dafür halten, daß nicht allein der Mond, sondern auch andere Himmels-Cörper mit Creaturen angefüllt seyn können, ja würdlich angefüllt sind. Nun ist es 1) gewis, daß bereits einige derer Alten in dieser Meynung gestanden sind. Cicero führet in seinen academischen quæstionibus einen Welt-Weisen, Namens Xenophanes, an, welcher vorgegeben, habitari in luna, cuiusque esse terram multarum urbium, & montium, daß ist, es sey auch der Mond bewohnt, und sey derselbe ein Land voller Städte und Berge. Cicero setzet hinzu, daß er eben so wenig dafür schwören würde, es sey nicht an dem, als Xenophanes dafür schwören könne, daß es in der That sich also verhalte. Es ist 2) zu merken, je weniger jemand ehemals derer Gestirne am Himmel, und derselben Bekaffenheiten kändig gewesen, desto wunderbarer, und lächerlicher ist ihm auch diese Meynung vorgekommen, und je erfahrener jemand heutiges Tages in Astronomischen Wunderschaften und Observationen ist, desto geneigter wird sich auch derselbe finden lassen, dieser Meynung beyzutreten. Es ist auch 3) nicht gleich alles, was einem zuerst wunderbar und unbegreiflich vorkommt, deswegen in sich falsch und

verwerflich. Man hat doch einmal einem Einfältigen, der die Größe und übrige Beschaffenheit des Monden nach dem äußerlichen Augenschein beurtheilet, daß die-
 ses Gestirne am Himmel eben eine solche finstere grobe
 Kugel, wie unsere Erde, und auch mit Creaturen be-
 wohnt sey, wird derselbe nicht darüber lachen, und
 es für unmöglich halten? Dadurch aber und daß es
 ihm unbegreiflich ist, wird die Sache selbst nicht falsch
 und irrig. Ein Stern-Kündiger, der die Sache mit
 ganz andern Augen ansieht, findet darinnen gar nichts
 unmögliches, sondern auch nicht so etwas, das unan-
 raumt und lächerlich wäre. Was ehemals die numme-
 re zur unläubaren Wahrheit verwertene Meynung von
 denen Antipodibus und Seagen: Züsern für Schatzkale
 gehabt, und wie man sie als die gefährlichste Regeten
 besitten, solches ist zur Genüge bekannt. Ob nun
 gleich nicht zu vermuthen steht, daß die Frage: Ob
 der Mond, oder irgend ein anderer Planete, bewohnt
 sey, oder nicht? mit einer solchen Gewisheit, als
 die Frage von denen Antipodibus, jemahls werde aus-
 gemacht werden, da eine nur allzugroße Kluft zwis-
 schen uns und jenen Himmels-Kugeln besteht ist,
 daß deren eicentliche Beschaffenheit nimmermehr so ge-
 nau bemerkt werden kan, auch alles, was man bisher
 bemerkt hat, doch nur auf lauter Vermuthung, oder,
 wenns doch kommt, auf einige Wahrscheinlichkeit hin-
 aus lauffet; so ist gleichwohl 4) nicht zu läugnen, daß
 diese Meynung, welche dem Monden und andern derglei-
 chen himmlischen Körpern Pinnpner purignet, götli-
 cher Majestät gar nicht nachtheilig oder verkleinerlich sey,
 vielmehr dadurch, gleichwie die ganze Welt überhaupt,
 also auch ein jedeses Haupt: Theil derselben, zu einem
 Schau Platz dierer hohen Vollkommenheiten Gottes, und
 seiner Prerogativ, gemacht wird: Daß es solcher
 Gestalt in recht eicentlichem Verlande hohen Könige:
 Die Himmel, das ist, die in dem unermesslichen Him-
 mels-Raume verformenden Welt-Körper und die darauf

beschaffen Creaturen ergötze die Eitel Gottes, und die Telle verleiheget seiner Hande Werk. Was 9) die Einwürfe, die von unserm Doctore und sonst, wider diese Meinung, vorgebracht werden, aufgetragen, so könnten dieselbigen noch wohl beantwortet werden. Ueberhaupt will es sich nicht wohl schicken, und gereicht der unendlichen Macht, Weisheit, und Güte Gottes zum Nachtheil, wenn man sich einbilde, es wären weiter keine andern Creaturen möglich, als welche wir auf dem Erdboden erblicken. Es ist wahr, die Arten der Geschöpfe Gottes, die wir um und neben uns haben, sind von unglücklicher Mannigfaltigkeit, es ist aber auch dieses gewiß, daß Gott überauswiegend mehr thun kan, als wir verstehen, oder begreifen können. Ja nachdem unsere Erde, ihrer innern und äußerlichen Beschalt, auch ihrem Abstände von der Sonnen, und der daher rührenden Fruchtbarkeit nach, beschaffen ist, nachdem auch die Creaturen derselben, in so weit sie etwas Körperliches sind, beschaffen und geartet. Wer weisse denn nun sich unterstehen, der göttlichen Macht und Weisheit Sgeanden zu seyn, als ob dieselbe nicht noch andere Creaturen, deren Natur und Wesen, nach dem Stande und Zustande des Welt-Körpers, darauf sie leben, weben, und sind, eingerichtet ist, hervorzubringen, vermögend gewesen wäre? Sind doch, nicht auf unserer Erde, die Creaturen in dem bekannten dreifachen Reiche, dem mineralischen, vegetabilischen, und animalischen, immer von einer andern Natur, und Beschaffenheit, nachdem sie in denen haften, oder in denen kalten Ländern, erzeugt, und getrieben werden. Sollen denn wohl die göttliche Allwissenheit, und unendliche Weisheit so armthümlich seyn, daß sie nicht auch Geschöpfe dervor zu bringen gewußt hätte, die in allen andern Welt-Körpern, sie mögen der Sonnen nahe, oder von derselben entfernt seyn, ja in der Sonnen selbst, dauern könnten? Sollen denn nicht, außer dem Felsen, und Steinigen, noch andere, mit Verstand

und Willen beziehe, Erachteten möglich seyn, die ander besser, oder geringer, als die Engel, und Menschen, wären? Wer dieses klangen wollte, der würde der mannigfaltigen Weisheit und Allmacht Gottes ganz unbekante Gedanken seyn. Und wenn dieses keine Unmöglichkeit ist, so wird es auch wohl möglich seyn, daß es vernünftige, mit einem Körper verbundene Geschöpfe gäbe, die eben so wohl, als die guten Engel, vom Fall und Stürzen frey gehalten seyn können, daß folglich die Frage: Ob, wenn vernünftige Geschöpfe am Himmel, oder auch in denen Körpern des Himmels seyn sollten, dießelben auch erschaffen seyn, und einen Heiland haben müßten? ganz unnützig und verwerflich seyn würde. Weilen aber, dem allen ungewis, von der jungen Sache nichts gewisses gesagt werden kan, und die heilige Schrift, an die wir Menschen auf Erden angewiesen sind, davon uns gar nichts offenbahret hat, und wir armen Sterblichen, deren Leben so kurz ist, mit ungleich wichtigeren Dingen zu thun haben; so dürfte es wohl für unsern Nutzen auskintgen seyn, daß er sich aus Untersuchung dieser, gegenwärtigen Nachdenken nach, ganz unauflöflichen Frage, wenig oder gar nicht beschäfftige, und, mit unserm Nutzen zu stehen, die Einwohner des Himmels, wenn ja dergleichen seyn sollten, für sich seyn lassen. Gott hat uns, eines heiligen geoffenbahreten Wortes nicht zu gedenken, auf unserer Erden einen solchen Ansehung seiner Herrlichkeit dargelegt, daß wir mit dessen Betrachtung Zeit lebend zu thun haben, und wenn wir noch so lange leben, doch immerwählig alles nach Wachen müßten und anwenden müßten. Es mag denn auch hier mit jenem alten Weis. Weisen heissen: *Quæ supra nos, nihil ad nos.* Wenn einmal das Ewig. Wort unseres Erkenntnißs auflören wird, so werden wir vielleicht auch in dem, was die himmlischen Körper, und dergleichen eigentliche Beschaffenheit betrifft, ein mehreres Wiß, und auch daher neue Zweifel bei Erkenntniß Gottes, und des

Ums.

Vergnügens in Gott, überkommen. Denn wann bereits hier die Betrachtung der Geschöpfe Gottes einem aufmerksamen Gemüthe ein herzvergänzendes Erkenntniß Gottes zuwege bringet, warum sollte nicht auch in der seltsam Ewigkeit die Welt, wenn sie gleich nicht mehr vorhanden seyn, und existiren sollte, dennoch ein Object unserer Betrachtungen, zugleich aber ein lieblicher Spiegel der Vollkommenheiten Gottes, und eines daher stießenden herzinnigen Vergnügens seyn können? Welches Vergnügen um so viel vollkommener seyn würde, je vollständiger der Begriff von der Welt, und der darinnen offenbarten Herrlichkeit Gottes seyn wird. Ich halte gewiß dafür, daß Gott seinen Auserwählten einmahl, nicht nur die Geheimnisse seines Gnaden-Reiches, sondern auch die hier größtentheils verdeckt gebliebenen Geheimnisse seines Natur- und Welt-Reiches, gar deutlich zu erkennen geben, aber auch dadurch unendliche Quellen der Liebe und Verherrlichung Gottes eröffnen wird.

§. LXVI.

Alles ist groß und wunderbarlich in der Natur. Es kommt da nichts vor, das nicht mit dem Stempel seines Werck-Meisters bezeichnet wäre. Was jezuweilen unvollkommen, und nicht Regelmäßig aussiehet, sehet Vollkommenheit und Regul voraus. Euler und eingebildeter Mensch! mache doch einen Wurm, den du mit Füßen trittest, den du verächtlich hältest! Du hast einen Abscheu für einer Kröte, mache doch eine Kröte, wenn du kannst! Was für ein vortrefflicher Meister muß derienige seyn, der solche Wercke machet, welche die Menschen, ich will nicht sagen, bewundern, sondern so gar fürchten? Ich verlange gar nicht von dir, daß du dich auf deine Wercke
statt

statt setzen, und einen Mann vom Verstande und Geiste, einen wohlgebauteu Mann, eine schöne Weibes-Person verfertigen solst, diß Unternehm'n ist zu wichtig, und für dich viel zu hoch; versuche nur, ob du einen Buckelichten, einen Narren, ein Monstrum zuwege bringen kannst. Ich bin zufrieden.

Hier und im folgenden beantwortet unser de la Bruyere einen derer stärcksten und gewöhnlichsten Einwürfe derer Arbeitern wider Gott, und desselben Vorsehung. Es findet sich in der Welt viel Unvollkommenheit, viel Uebel, und viel Bößes. Da spricht nun der Mensch: Ist die Welt von Gott, das ist, von einem allwissenden, allweisen, allgütigen, allerheiligsten und allmächtigen Wesen, woher kommt es denn, daß in sein Werk, die Welt, so viel Mängel und Gebrechen mit eingeschlichen sind? Zeiget dieses nicht vielmehr an, daß der Werk Meister der Welt gar nicht verständig, gar nicht weise, gar nicht gütig, heilig und gerecht, gar nicht mächtig, das ist, daß er gar nicht Gott, und daß also die Welt von ungefähr da seyn müsse? Diese Sprache haben die Arbeiter zu allen Zeiten geführt. Si Deus, unde malum? ist ihre gewöhnliche Lösung. Lucretius läugnet ausdrücklich, daß die Welt ein Werk Gottes und seiner Providenz seyn könne:

naturam rerum divinitus esse creatam,
weil in der Welt so viel Uebel und Unheil angetroffen werde,

. . . quoniam tar'a stat praedita culpa.

Alein dieser Einwurf, so scheintar derselbe auch immer seyn mag, ist dennoch nicht von der Wichtigkeit, daß er nicht sollte gehoben werden können, und die Welt, aller in ihr vorkommenden Unordnungen ungeachtet, dennoch ein Werk der Allmacht, Weisheit, Güte und übrigen Vollkommenheit Gottes, bleiben sollte. Was zuerst die

natürlichen Unvollkommenheiten in der Welt anbetrifft, so räumt unser Herr Auctor ein, daß dieselben allerdings vielfältig vorkommen, er mercket aber auch mit Recht an, daß eben diese Unvollkommenheiten und von der Regul abweichende Verfalligkeiten, eine Vollkommenheit und eine Regul voraus setzen, daß solalich diejenigen selbst, die solche unvollkommene mißbellige Dinge zum Debus ihrer Altheiserey anführen, hierdurch zu-gesehen müssen, daß etwas vollkommenes, etwas Regelmäßiges, etwas ordentliches und richtiges in der Welt gefunden werde, und daß also die Welt mit Verstande, und zu gewissen Absichten, gemacht sey. Daß aber in der Welt jezuweilen etwas vorkommt und geschiehet, das von der allgemeinen Regul und Richtschnur abweicht, rühret her, nicht von einer Ohnmacht oder Ungunst des Schöpfers, sondern von denen Geschöpfen selbst und ihren unter und gegen einander habenden Verhältnissen und Verbindungen. Daß in der körperlichen Welt, als einem weisen Werke Gottes, alles mit einander in Verbindung stehe, und in Verbindung auf einander folge, kan von niemand, als nur von dem geläugnet werden, der aus der Welt ein confusum chaos, oder ein wüßtes Gemenge von zusammengelegten Dingen, machen will. Nun aber weiß man, daß, wenn viele Dinge von verschiedener Art zusammen und in eine Verbindung kommen, auch wohl unter einigen derselben, wenn sie schon in ihrer besten Ordnung fortgehen, eine Collision, und daher eine Mißbelligkeit und Unordnung entsethet, welche Unordnung aber wenig sagen will, in Betracht, daß im übrigen desto mehr Ordnung und Zusammenstimmung erhalten wird, ja daß öfters die Vollkommenheit im Ganzen nicht so groß seyn würde, wenn nicht, in einem und dem andern Theile, einige Unvollkommenheit zugelassen werden sollte. Wo ist wohl ein Gebäude in der Welt so nach allen Regeln der Bau-Kunst aufgeführt, daß nicht hier und da einige Abweichung von solchen Regeln statt finden sollte, und nothwendig statt

finden müssen, wenn anders es mit dem Haupt-Werke seine Richtigkeit haben sollen, wodurch doch der Schönheit des Gebäudes gar nichts benehmen wird. So ist es auch in gewisser Maasse mit der Welt bewandt. Die Dinge in der Welt sind so unzählich viel, und von so unsäglich mannigfaltiger Art, daß, da sie insgesamt mit einander verbunden sind, und immer eins um des andern willen da, auch eins in dem andern gegründet ist, es auch eine fast unmögliche Sache zu seyn scheint, daß nicht jezuweilen Collisiones entstehen, und daraus Dinge erwachsen sollten, die von der Ordnung und ordentlichen Beschaffenheit derer übrigen abweichen. Daher ist es möglich, daß unter Menschen und Thieren, ja unter Kräutern und Bäumen, Monstra erzeugt werden können, und auch öfters erzeugt werden. Sollten dieselbigen nicht zum Vorschein kommen, da, so zu reden, die Anlage darzu in denen Sachen und Ursachen vorhanden ist, so müßte Gott entweder die Dinge selbst, deren Verbindung einen solchen mangelhaften Effect nach sich ziehet, hinweg thun, oder wenn die Dinge in ihren Kräften und Würdungen verbleiben sollten, so müßte er, vermittelst eines Wunder-Werks, die von ihm selbst gegebene Befehle der Bewegung aufheben, damit das, was nach solchen Befehlen durch eine natürliche Nothwendigkeit erfolgen würde, gar nicht, oder etwas anders erfolgen könnte. Dergleichen Wunder aber der allweise Gott nicht, ausser in dem Falle, zu thun pfleget, wenn er seine Absichten, durch den ordentlichen Lauf und Weg der Natur, nicht erreichen kan. Man pflegt auch, von Seiten derer Artheissen, zum Beweis, daß die Welt nur allzu unvollkommen und mangelhaft sey, die giftigen oder sonst schädlichen Gewächse und Thiere anzuführen. Allein der Gift und giftige Gewächse oder Thiere sind an sich gar nichts böses, vielmehr ein jedwedes in seiner Art etwas gutes und nütliches. Daß es aber von Unverstandigen gemißbraucher, und dadurch schädlich wird, kan der Sache selbst gar nicht, vielmehr dem Schöpfer

derselben, zum Nachtheil gereichen. Nicht zu gedenken, daß auch die giftigen und andere schädliche Thiere dem gerechten Gott zu Werk-Zeugen seiner Straf-Gerechtigkeit dienen müssen, und daher allerdings etwas nützlich sind, eben so, wie auch gebrechliche, oder sonst mangelhafte Personen ihnen selbst, und andern, zu vielen guten Erweckungen dienen können. Daher auch Gott der Herr selbst sich zu Noth vernehmen ließ, daß es nach seinem weisen Rath und Willen geschehe, wenn irgendwo ein Blinder, oder ein Tauber und Stummer gefunden werde. Exod. IV. Wann nun der Mensch über solche in der Welt vorkommende natürliche Fehler und Gebrechen sich aufhält, und solche wohl gar dem Schöpfer und Regierer aller Dinge zur Last legen will, so begehrt er dadurch, mit unserm Auctore zu reden, einen ganz unverantwortlichen Hochmuth, weil er sich von etwas zu urtheilen heraus nimmt, dazu er nicht die nöthigste Erkenntnis und Einsicht hat. Wer von Dingen, deren immer eins auf das andere sich beziehet, ein richtiges Urtheil fällen will, der muß alle solche Verbindungen und Verhältnisse, sammt ihren Ursachen und Absichten, deutlich einsehen und verstehen. Wo ist denn aber wohl ein menschlicher Verstand, der alles, was in der Welt vorkommt, nach seinen mit andern Dingen habenden Verbindungen und Verhältnissen, und also nach seinen eigentlichen Ursachen und Absichten, zu erkennen vermögend sey? Alle diejenigen aber, die sogleich mit ihrem Urtheil und Gerichte über das Wesen der Welt heraus- und zusahren, maßen sich ein solches Vermögen an, und machen sich demnach des allervermesensten Hochmuths schuldig. Wenn man auch niemals etwas tadeln soll, wofern man nicht im Stande ist, es besser zu machen, so thut der eitle Mensch, nach unsers Auctoris Aussprüche, höchst unrecht und verwegen, wenn er auch den elendesten Wurm, und die abscheulichste Kröte verächtlich oder unnütze hält, da er so wenig, als die Egyptischen Zauberer, eins lauff hervor bringen kan. *Hic est magnus*

magnus animus, schreibt Seneca in seiner 107den Epistel, qui se Deo tradidit. At contra ille pusillus ac degener, qui obloclatur, & de ordine mundi male existimat, & emendare mavult Deum, quam se. Das heist, das ist eine recht großmüthige Seele, die sich Gott ergibt. Dahinsegen ist das ein kleiner, ein niederträchtiger und unartiger Geist, der Gott widerstrebet, und von der Ordnung der Welt schlimm urtheilet, und viel lieber Gott, als sich mustern will.

§. LXVII.

Ihr Könige, ihr Monarchen, ihr Potentaten, ihr geheiligte Majestäten! habe ich euch auch bey allen euren prächtigen Namen genennet? Ihr Großen der Erden, ihr Allerdurchlauchtigsten, ihr Großmächtigsten, und vielleicht bald, ihr allmächtige Herren! Wir andern Menschen, wir brauchen für unsere Feld-Früchte ein wenig Regen, wir brauchen, was noch etwas geringer ist, ein wenig Thau; machet doch Thau, schaffet doch auf die Erde einen einzigen Tropfen Wasser!

Diese Anrede des Herrn de la Bruyere: an die Großen in der Welt ist gar nicht dahin gemeinet, als ob er ihnen diesen Stand verächtlich machen, oder den ihnen schuldigen, und von Gott selbst verliehenen Respekt aus den Augen setzen wollte? Nirgendwo ein wohlgeleiteter Unterthan eheerbietig gegen sein gebietendes Oberhaupt, so ist es wohl ein Franzose. Und unser Herr Auctor hat insonderheit in sehr vielen Stellen seines Buches, auch selbst in diesem vorhabenden Capitel §. 76. unläugbare Beweisthümer seiner Ehrfurcht und Hochachtung für die Götter auf Erden an den Tag gelegt, auch andere mit denen tröstlichsten Bewegungs-Gründen dazu angewiesen. Er will also, durch diese ihm gewöhnliche rechnerische Ausdrückungen, nur anzeigen, daß die

großmächtigsten Fürsten und Herren in der Welt, gegen Gott zu rechnen, nur ohnmächtig und schwach sind. Was die Gegenden des Himmels, und die dafelbst vorkommende erstaunliche Körper anbetrifft, so werden sich alle vernünftige Potentaten auf dem Erdboden von selbst bescheiden, daß sie über jene Dinge nicht das mindeste zu befehlen haben, und mit aller ihrer Macht, ich will nicht sagen einen Stern am Himmel, denn der siehet ihnen nur gar zu hoch, sondern eine nur etliche Meilen von ihrem Haupte abstehende Wolcke in ihrem Laufe nicht anhalten, vielweniger solche von einander treiben können. Alle ihre Macht und Gewalt erstreckt sich nur über die Erde, und zwar nur über sehr enge Gegenden der Erde. Wenn nun aber die Erde nur ein sehr kleines Stückgen von der Welt ist, so daß, wenn jemand in dem Saturnus sich befinden, und unsere Erd-Kugel von daher betrachten sollte, er dieselbe kaum mit einem ziemlichen Vergrößerungs-Glase erblicken, und selbige ihm nicht größer, als uns etwan der kleinste Stern am Himmel, vorkommen würde. Wenn nun, sage ich, die Erde, in Absicht auf die ganze Welt, so was kleines ist, und der Mächtigste auf Erden dieselbe nicht einmahl gang, sondern nur einen kleinen Theil davon, unter seiner Herrschaft hat, so gewinnt hierdurch alle seine Macht und Gewalt gewislich eine sehr kleine Gestalt, und sollte jemand seiner in Händen habenden Gewalt sich etwan überheben wollen, so dürfte er nur über sich, und in den unausmesslichen Raum des Himmels hinein schauen, es würde ihm gar bald der Muth sinken, und das wenigste seiner Macht, mithin auch die Eitelkeit seines Stelzes, in die Augen leuchten. Selbst daß, was noch menschliche Macht auf Erden heißet, ist, eigentlich zu reden, nur Ohnmacht und Schwachheit. Zwar werden durch die Mächtigen auf Erden offters auch große Dinge ausgerichtet. Sie tragen hohe Berge ab, und geben dem Erdboden gleichsam ein anderes Ansehen. Sie weisen den stärksten Strömen einen andern Weg an,

an, sie graben in das Eingeweide der Erden, ja in die Abgründe des Meeres hinunter, und ziehen die daselbst verborgen liegende Schätze hervor, sie führen die prächtigsten Paläste und andere erstaunliche Kunst-*Werke* auf. Sie können, welches das meiste ist, ganzen Ländern Gesetze vorschreiben, und sie im Gehorsam halten. Sind denn diß und dergleichen nicht Beweisthümer einer sehr großen Macht und Gewalt? Es ist wahr. Man sehe aber nur die Sache recht an, so wird sich überall mehr Schwäche und Unvermögenheit, als Kraft und Herrschaft, zu Tage legen. Können denn wohl die größten Potentaten, mit aller ihrer Gewalt, und mit allen ihren gewaltigen Befehlen, etwas machen, wo nichts ist? Wo nichts ist, haben sie ihr Recht, und auch ihre Macht verlohren. Können sie machen, daß auf ihren Befehl etwas aus seinem Nichts hervor gebe, und sich als wirklich darstelle? das würde eine Kraft und eine Macht seyn. Aber das muß der Mensch wohl bleiben lassen. Das ist ein Werk dessen, der allmächtig ist. Wenn Gott spricht, so geschieht, wenn er gebet, so stebet es da. Sein Sprechen und Befehlen in der Schöpfung war ein wirkliches Darstellen dessen, was er haben wollte. Fänden die Großen auf Erden kein Holz, keine Steine, keine andere Materialien vor sich, so könnten sie auch nicht die allerniedrigste Bauer-Hütte aufführen. Hätten sie keine Unterthanen, die ihnen gehorchten, und ihre eigene Kräfte zu denselben Dienste aufopferten, wie elend würde es um sie stehen? Wie bald würde nicht nur ihr Land und ihre Residenz, sondern ihre eigne hohe Person, ohne allen Schutz und Sicherheit, da stehen? Wie bald und zu ihrem größten Leiden würden sie diese Wahrheit einsehen und empfinden, daß eines Menschen Sinn und Wille, Wort und Befehl, auch nicht ein Blatt auf dem Baume bewegen kan, wenn nicht von aussen fremde Hüffe darzu kommt, wodurch der Wille und Befehl zur Erfüllung gebracht wird? Es ist demnach die Macht und Gewalt eines Regenten mehr

etwas fremdes und entlehtes, als etwas eigenthümliches. Wenn er nun diejenigen Dinge, die außer ihm wirklich da sind, entweder gar nicht, oder nicht so gut gebrauchen und nützen kan, wosern ihm nicht fremde Kraft und Beyhülfe zu statten kommt; wie will er so etwas bewerkstelligen, davon er weder die Sache noch Ursache in seiner Gewalt hat, so etwas geringes im übrigen es zu seyn scheinen möchte. Was ist, dem Ansehen nach, geringer, als ein Gräslein auf dem Felde? Wir treten es mit Füßen, und wenn es heute grünet, so ist es morgen welck und dahin. Was ist leichter, und in den Augen derer mehresten geringschätziger, als ein Tropfen Wassers, oder ein Tröpflein an der äußersten Spitze des Grases hangenden Thaues? Darf doch nur ein Sonnen-Strahl auf dasselbige fallen, so ist es verzehret und dahin! Allein wenn es auf die Macht eines ob schon noch so mächtigen Menschen ankommen sollte, so würde weder ein Spürichen Gras aus der Erden, noch ein Tropfen Thau oder Regen-Wassers aus den Wolcken hervorgebracht werden, und der Landes-Herr mit allen seinen Unterthanen sterben und verderben müssen. Man nehme das allerkleinste Sonnen-Stäublein. Auch dieses zu machen ist der größte Monarch zu ohnmächtig, eben so, wie er dasselbe, wenn es einmahl da und in der Welt ist, mit aller seiner Gewalt, nicht wieder aus der Welt hinweg schaffen, vielweniger vernichten kan. Daher derselbe zwar einen menschlichen Leib von einander trennen und tödten, aber die aufgelösten Theilgen nicht also verderben kan, daß sie gar nicht mehr seyn sollten, folglich der Allmacht Gottes es frey lassen muß, daß er die Theile des Leibes, wenn sie auch bis an die äußersten Enden der Welt zerstreuet seyn sollten, wiederum zusammen bringen, und den vorigen Leib wieder herstellen kan, welches denn gewißlich in der Auferstehung geschehen wird. Da nun Gott die Hervorbringung derer allermindesten Dinge in der Natur allen menschlichen, ja allen erschaffenen Kräften entnommen, und allein sei-

ner Macht vorbehalten hat, so ist er auch, in dem eigentlichen Verstande, der Herr, der Schöpfer und Erhalter der Welt. Die Welt steht ihm eigenthümlich zu. Das Land ist mein u. 3 Buch Mos. XXV. 23. Was der Mensch darinnen hat, was er vermag und ist, das hat, das vermag, und das ist er, von Gottes Gnaden, und aus Gottes Macht. Da auch der mächtigste Monarch das nicht vermag, daß er sollte Regen geben, oder nur einen einzigen Wasser-Tropfen hervorbringen, so kan solches noch weniger durch Dinge von geringerer Kraft und Macht geschehen, am allerwenigsten mag dergleichen von sich selbst entstehen. Und daher ist der kleinste Tropfen Wasser ein heller Spiegel, darinnen so gar die größten Potentaten beydes die Existenz und Allmacht Gottes, als ihre Dependenz von Gott, und ihre Ohnmachtigkeit erkennen können, und wenn sie selches erkennen, einem andern, ebenfalls großmächtigen Könige, willig und gern, ja mit der tiefsten Demüthigung unter Gott, nachsprechen: Gott hat ein Wort geredet, das habe ich etliche mahl gehört, daß Gott allein mächtig sey. Ps. LXII. 12.

§. LXVIII.

Die Ordnung, die Zierde und Schönheit, die Wirkungen der Natur sind etwas gemeines, und dem gemeinen Manne bekannt. Die Ursachen, die Principia und Gründe davon sind dergleichen nicht. Frage einmahl ein Weib, wie es zu gehet, daß ein gesundes Auge sich nur eröffnen darf, um zu sehen; frage aber einen gelehrten Mann darüber.

Es ist freylich zwischen der Erkenntniß, die der gemeine Mann von der Welt hat, und zwischen der Erkenntniß, die ein gelehrter Mann davon hat, ein sehr großer Unterschied. Jener bleibet nur bey dem sehen, was ihm in die Sinne fällt, und bekümmert sich wenig oder

nichts um die eigentlichen Ursachen, warum das, was er mit seinen Sinnen empfindet, vorhanden, und warum es so und nicht anders beschaffen ist, inaleichen warum es vielmehr diese, als eine andere Wirkung nach sich ziehe. Dieser hingegen führet die Dinge, so zu reden, aus dem Vorgesamte der Sinnen in die innere Kammer des Verstandes hinein, und untersucht deroerselben eigentliche Ursachen und Absichten, warum und woher sie das sind, was sie sind, warum und woher sie diese Kraft und Wirkung haben, und haben können, die sich von ihnen hervor thut. Jener, der gemeine Mann, vergnügt sich mit dem *ὅτι*, dieser ist damit nicht zufrieden, sondern forschet auch nach dem *δι' ὅτι*. Jener hat größtentheils nur dunkle und undeutliche Begriffe von denen Dingen, die er kennt und weiß, dieser hat klare, und wenn es die Sache leiden will, auch deutliche Begriffe. Ich laae, wenn es die Sache leiden will, maassen der Welt-Weise von gewissen Dingen, als zum Exempel, von denen Farben, nur klare, aber keine deutliche Begriffe haben, und daher zwar wohl bey sich das Schwarze von dem Weißen, klärlieh unterscheiden, aber, worinnen der Unterschied bestehe, einem andern nicht deutlich machen kan, sondern es auf des andern selbstseigene sinnliche Erfahrung ankommen lassen muß. Ausser dem suchet ein Gelehrter von allen ihm vorkommenden Dingen eine deutliche Erkenntnis zu erlangen, und in das Wesen derselben so tief, als es sich nur thun lassen will, hinein zu schauen. Daher auch die Erkenntnis eines Gelehrten in sich viel fruchtbarer ist, als die Erkenntnis des gemeinen Mannes. Denn dorten schließet immer eine Wahrheit die andere auf, wodurch Anlaß und Gelegenheit zu manchen guten und heilsamen Erfindungen gegeben wird. Dahingegen hier und da man nur die Sachen, ohne ihre Ursachen und Absichten, erkennet, nicht leicht ein anderer Nutzen bemercket wird, als der, so zu reden, von selbst in die Augen und in die Hände fällt. Ein Gelehrter unterscheidet sich also von einem Un-

Un-

Angelehrt vornehmlich dadurch, daß, da dieser es bey der bloßen Erkenntniß der Sachen, wie sie da liegen, bewenden läßt, er dagegen nicht nur die Sache selbst, sondern auch hinlängliche Ursachen und Gründe anzugeben weiß, weher es möglich sey, daß die Sache da, und daß sie von einer solchen Natur und Beschaffenheit folglich auch von solcher Kraft und Würdung ist. Wenn nun jemand zwar viele Dinge weiß, aber von denen Ursachen und Absichten derselben keine hinlängliche Kenntniß hat, so ist das keine Gelehrsamkeit, vielmehr eine Wissenschaft, sondern, wenn man so reden darf, eine Vielwissenheit zu nennen, die ihren Sitz mehr in dem Gedächtnisse, als in dem Verstande hat. Die alten Welt-Weisen haben bereits von der Sache also geurtheilet. Man hat den für gelehrt und auch für glücklich gehalten: *qui didicit rerum cognoscere causas*, der die Ursachen der Dinge einzusehen gelernt hat. Und wenn Cicero die Welt-Weisheit überhaupt beschreiben will, so nennet er sie, *rerum divinarum & humanarum, causarumque, quibus hæ res continentur, scientiam*, das ist, eine Wissenschaft göttlicher und menschlicher Dinge, sammt derer Ursachen, wodurch solche Dinge sind, und unter ein ander verbunden werden. Aus diesem Grunde hat obnstreitig Herr Wolff die Welt-Weisheit, durch eine Wissenschaft aller möglichen Dinge, beschrieben. Zwar hat man demselben diese Beschreibung zur großen, und mannigfaltigen Last legen, und solche also auslegen wollen, als ob er also Schranken menschlichen Erkenntnisses aufhebe, und einem Welt-Weisen nur gar zu tiefe Einsichten, wo nicht gar eine Allwissenheit, zuigne. Nun ist wohl nicht zu läugnen, daß gedachte Definition, wie sie, denen Worten nach, da lieget, und wenn sie, außer dem Zusammenhange derer übrigen Wolffischen Begriffe und Lehrsätze, betrachtet wird, den Leser so gleich auf solche nachtheilige Gedanken bringen muß. Man hat sich auch allerdings zu verwundern, daß dieser gelehrte Mann,

Mann, der doch sonst in seinem Vortrage eine so rühmliche Deutlichkeit beobachtet, so zu reden, auf der ersten Zeile seiner Philosophie, mit einer so unverständlichen Kürze geredet, und dadurch seine Leser gleich Anfangs flüchtig gemacht hat. Wenn man denn aber ihn nur weiter reden höret, so verschwindet solcher Argwohn gar bald wieder, und man siehet wohl, daß der Sinn seiner Worte etwas unschuldiges in sich fasse, und er uns anzeigen wolle, was das Werk und die Pflicht eines wahren Welt-Weisen sey, daß nemlich dieselbe die Möglichkeit der Dinge, und die Art und Weise, wie sie möglich sind, oder, mit unserm Auctore zu reden, die Ursachen und principia derselben, untersuche, und, so viel es sich will thun lassen, entdecke. Bey welcher Untersuchung es sich von selbst ergeben werde, wie weit er mit den Kräften seines Verstandes gelangen könne, so daß, wenn er nicht alles in das gehörige Licht setzen kan, wie sich nicht alles darein setzen läßt, er doch eine rühmliche Bemühung angewendet habe, von welcher es heiße: Est aliquid prodire tenus, si non datur ultra. Es fehlet demnach so viel, daß Herr Wolff in obgemelter Definition, von philosophischen Wissenschaften, zu hoch gesprochen, oder wohl gar dadurch einen philosophischen Hochmuth bewiesen habe; daß er vielmehr selbst in seinen Schriften hin und wieder, die engen Grängen des menschlichen Verstandes wohl erkennt, auch solch Erkenntniß als einen Beweg-Grund zur Demuth, und Verherrlichung des Göttlichen unermesslichen Verstandes, anführet. Davon eine deutliche Probe in dem andern Theile seiner Natur-Lehre von denen Absichten P. I. Cap. III. §. 29. seqq. zu befinden ist. Es bleibe demnach bey dem, was unser Herr Auctor setzt, daß ein Gelehrter es vornehmlich mit Untersuchung der Ursachen und Gründe zu thun habe, wenn er schon dieselben, selbst in natürlichen Dingen, vermöge seiner eingetrennten Verstandes-und-Sinnen-Kräfte, nicht allemahl finden kan. Wir wollen hier
 bey

bey noch eine und die andere Anmerkung, zur Erläuterung der Sache, beyfügen. Wann unser Herr de la Bruyere sagt, daß dem ungelehrten und gemeinem Manne, nur so zu reden, die Augenwerke der Natur bekannt wären, dahingegen ein Gelehrter auch derselben innere Verfassung, was die Ursachen und Absichten derer Dinge in der Welt anbelangt, einsehe und wisse: so merken wir 1) daß, obshon der Einfältige die besondern Ursachen der Dinge nicht versteht, noch zu verstehen sich angelegen seyn lässet, er doch die allgemeine Ursache der Welt, mit leichter Mühe, bemerken kan, auch zur Wahrnehmung derselben geführt wird, so bald er nur anfanget, seine gesunde Vernunft zu gebrauchen. Wäre dieses nicht, so würde die in allen vernünftigen Menschen von Natur offenbare Erkenntniß Gottes hinweg fallen, ja demselben wenig, oder nichts vom Verstande übrig gelassen werden. Denn auch der schwächste Verstand, so bald ihm etwas ungemeines vorkommt, pfleget flüchtig und in Verwunderung gesetzt zu werden. Wie nun aber die Verwunderung eine Tochter der Unwissenheit, zugleich aber auch etwas geschäftiges, und mit einer Forsch-Begierde verknüpft ist; also verlanger auch der Schwach-verständige, von der Sachen wahrer Beschaffenheit, einige Wissenschaft zu haben, und stellet daher, in seinem Gemüthe, obshon unter lauter dunkeln und unordentlichen Gedanken, eine Untersuchung an. Man bringe einen Menschen von gemeinem Verstande an ein prächtiges wohlgebautes Haus, dergleichen derselbe noch nicht gesehen hat, wird er nicht mit seinen Augen und Gedanken behängen bleiben und, aller Schwäche seines Verstandes ungeachtet, dennoch dieses Urtheil bey sich fällen, das muß ein vornehmer Herr seyn, der dis Gebäude auführen lassen, und das muß ein geschickter Mann seyn, der dasselbige gebaut hat. Dieses Urtheil, und dieser Schluß scheint von selbst, und ganz natürlicher Weise, bey einem Menschen folgen zu müssen, der seiner Sinne, und gesunden Vernunft,

nunft, mächtig ist, dahingegen derselbe die besondere Beschaffenheit des Hauses, und ob es nach denen Regeln der Bau-Kunst verfertigt sey, gar nicht versteht, auch darum sich nicht bekümmert. So kan und muß zwar der einfältigste Mensch, bey einer auch nur ebenhin angestellten Betrachtung des Welt-Gebaudes, so viel erkennen und wahrnehmen, daß ein großes, höchst verständiges, und mächtiges Wesen, das ist Gott, so zu reden, der Angeber, und Urheber davon seyn müsse; was aber derer besondern und einzeln Dinge in der Welt, Natur und Wesen, und derselben genaue Erkenntnuß, anbelanget, darzu will freylich der Verstand eines solchen ungeübten Menschen nicht hinlänglich seyn. Und das ist es, was unser Auctor sagen will. Wir mercken aber hierbey auch 2) an, daß ein gelehrter Welt-Weise zwar wohl von einigen, aber doch nicht von allen Dingen, auch nicht allemahl, zureichende Ursachen, und Gründe, anzugeben wisse. Man bleibe nur bey dem von unserm Auctor gegebenen Exempel des Auges bestehen. Es ist wahr, ein geschickter Natur-Kundiger siehet das Auge mit ganz andern Augen an, als ein in der Anatomie unerfahrner Mensch. Dieser weiß weiter nichts, als daß, wenn das Auge sich eröffnet, er auch, durch das Auge, ein Bild von denen vor ihm stehenden sichtbaren Dingen ins Gemüthe bekommt, und solche Dinge siehet. Die Art und Weise aber, wie solch Sehen möglich ist, oder geschehen kan, und wirklich geschieht, versteht er nicht. Jener hingegen weiß, aus der Structur des Auges, die Möglichkeit des Sehens begreiflich zu machen. Er weiß, zu dem Ende, das Gebäude des Auges, nach allen inn- und äußerlichen Theilen, daraus es zusammen gesetzt ist, ordentlich aus einander zu legen. Er weist uns das Fett, die Säfte, oder Feuchtigkeiten, die Muskeln, die Hautlein, die Drüsen, ja auch die Adern, die in dem Auge befindlich sind. Er zeigt, wie, durch diese ordentlich zusammen gefügte Stücke, das Auge, zu allen denen

Ver-

Veränderungen und Verrichtungen, die in und mit demselben vorgehen, aufgelegt und geschickt gemacht werde. Er heisset uns sonderlich auf die verschiedenen Häutlein und Feuchtigkeiten des Auges genau acht haben. Da, heisset es, da ist vorn im Auge die tunica cornea, oder die so genannte Horn-Haut, die ist durchsichtig, und die müsse auch durchsichtig seyn, damit die Strahlen des Lichtes durch dieselbe in das Auge fallen könnten. Da, heisset es weiter, ist eine andere Haut darunter, die Weintraubenförmige, die hat vorne in der Mitten eine kleine Oeffnung, die sich bald ins Enge zusammen ziehet, bald wieder aus einander giebet, nach dem viel oder wenig Licht hinein fällt. Diese Oeffnung wird der Stern, oder der Aug-Apfel, pupilla, genennet. Mitten im Auge findestu das vornehmste Stück im Auge, den humorem chrySTALLinum, oder die Ekrystallene Feuchtigkeit. Diese ist wie ein geschliffenes, etwas erhabenes, Glas. Wenn nun die Strahlen des Lichtes durch den Stern hindurch, und auf diesen Augen-Ekrystall fallen, so werden solche der Gestalt gebrochen, daß hinten auf der tunica retina, oder dem so genannten Netzförmigen Häutlein, das Bild von der Sache, die gesehen wird, überaus subtil, jedoch sehr deutlich abgemahlet wird. Und wie dieses Netzförmige Häutgen aus denen verbreiteten Fäserlein der Gesichtsnerven (nervi optici) erwächset; also wird das davon abgemahlte der Sachen ähnliche Bildlein, durch den nervum opticum, weiter nach dem Gehirne zu geführt, und solcher Gestalt das wirkliche Sehen bewerkstelliget. Damit auch die Horn-Haut so wohl, als der Ekrystallene Saft, durchsichtig, die Traubenförmige Haut aber beweglich erhalten werde, so ist da gleich unter der Horn-Haut der humor aqueus, oder die Wässerige Feuchtigkeit, wodurch die innern Theile des Auges gehörig angefeuchtet, und zur Verrichtung ihrer Geschäfte desto geschickter gemacht werden, hinten aber im Auge befindet sich noch der humor vitreus,

oder

über die Glas-förmige Feuchtigkeitz, darauf der Crystall
 gleichsam ruhet, und weil dieselbe nicht flüßig ist, son-
 dern ihre Consistenz hat, und durchsichtig ist, so kan sie
 auch die, im humore crystallino, gebrochene Licht-
 Strahlen desto füglich hindurch, und bis zu der ru-
 nica retina unverrückt hinan fallen lassen. So ant-
 wertet ein gelehrter Natur-Kündiger, wann du ihn mit
 unserm Auctor fragest, wie es zugebe, daß, so bald sich
 ein gesundes Auge eröffnet, die vor ihm liegende sicht-
 bare Dinge gesehen, und ein Bild davon der Seelen
 vorgestellt wird. So weiß er Ursachen und Gründe
 anzuführen, woraus man die Möglichkeit des Sehens
 erkennen und begreifen kan. Nun ist es wahr, man
 ist, in Zergliederung und Erkenntniß des menschlichen
 Körpers, und aller Theile desselben, heutiges Tages
 weiter, als jemahls, gekommen. Man hat die Abzich-
 ten eines jedweden, auch des Kleinsten, so wohl flüßigen,
 als festen Theiles, untersucht, und größten Theils ent-
 decket. Man hat auch insonderheit den Wunder-vollen
 Kunst-Bau des Auges dermaßen aus einander gelegt,
 daß, wer dabey an einen blinden Glücks-Fall gedendet,
 und nicht den Finger des Allmächtigen wahrnehmen
 wollte, mit lebenden Augen blind, ja aller Vernunft
 beraubt seyn müßte, wie denn verschiedene geschickte
 und Gottesfürchtige Forscher der Natur die Existenz
 Gottes, aus der klosen Verfassung des Auges, ganz
 deutlich erwiesen haben. So muß man auch bekennen,
 daß aus denen Lehren und Versuchen, die beydes in der
 Physic, als Optic, von dem Auge gegeben und gema-
 chet werden, gar wohl zu begreifen sey, wie das Se-
 hen, vermittelst des Auges, bewerkstelliget werden
 könne, und auch würcklich geschehe. Allein bey dem
 allen bleibet doch noch vieles übrig, davon kein zulün-
 glicher Grund kan gegeben werden. Man sage mir doch
 einmahl, woher es komme, daß, wenn das Bild von der
 gesehenen Sache, vermittelst des Lichtes, im Auge an
 dem Net-zförmigen Häutlein abgemahlet wird, und solch

abgemahltes Bild vermöge der Tafel, auf welcher es haftet, über alle Maassen klein seyn muß, ich gleichwohl die Sache nicht in diesem kleinen Gemälde, sondern in eben der Größe, wie sie außer mir ist, bemerke und empfinde. Man erkläre mir auf eine verständliche Art, wie es zugehe, daß, da überhaupt kein Bild, folglich auch nicht das Bild von der in die Augen fallenden Sache, an der tunica retina, in Bewegung abgemahlet werden kan, ich gleichwohl, in der durchs Gesicht empfangenen sinnlichen Vorstellung, die Sache in aller ihrer Bewegung erblicke? So möchte ich auch gern wissen, wie es möglich sey, daß, wenn sehr viele verschiedene Dinge vor mir liegen, ich gleichwohl von einem jeden derselben ein besonderes klares Bild, und zwar in einem einzigen Augenblick, in den Verstand bekomme? Es gehen ja die Lichts-Strahlen, nach der Verschiedenheit der Dinge, verschiedentlich durcheinander daher, wie? daß die so verschiedenen Bilder, an der tunica retina, nicht in einander fallen, und daraus ein ganz anderes Bild erwächst? Schon dieses, daß man in Erklärung des Sehens, verblümter Redens-Arten, als der Bilder und Gemälde, sich gebrauchet, deren man sich sonst in einem scharfen philosophischen Vortrage zu enthalten pfleget, deucht mich, nicht undeutlich zu verstehen zu geben, daß man noch nicht hinlänglich eingegeben habe, was eigentlich im Auge vorgehet, wann dasselbe siehet, ob man gleich, aus der Structur des Auges, so viel mit Grund der Wahrheit abnehmen kan, daß es überhaupt so, wie man es im Bilde und Gleichnisse, oder in der camera obscura, vorstellig machet, hergehen müsse. Wollte man nun vollends fragen, wie und auf was Art und Weise das Bildlein durch den Gesichts-Nerven endlich in die Seele kommt, da es doch gewislich, als etwas materielles, verschwinden muß, und ohnmöglich der Seelen, als einem Geiste, sich natürlicher Weise mittheilen kan, so weiß ich nicht, ob ein Welt-Weiser nicht weislicher handeln würde, wenn er

so gleich seine Unwissenheit bekennete, als wenn er begreiflich machen will, was doch wohl ein Geheimniß bleiben wird. daher man zwar die Sache, und daß wirklich die Seele das Bild empfange, weiß und empfindet, die Art und Weise aber, wie es eigentlich damit machet, nicht versteht. Einige Welt-Weisen neuerer Zeit, die gern in allen Fällen zureichenden Grund angeben möchten, suchen aber in diesem Falle nicht angeben können, und es sich gleichwohl für eine Schande halten, wenn sie ihre Unwissenheit gestehen sollten, haben diese und andere sinnliche Vorstellungen in der Seele aus ganz andern Gründen, und zwar theils unmittelbar von Gott, theils von der eigenthümlichen Kraft der Seele, hergeleitet, aber auch dadurch den Zweifels-Knoten nicht, wie einem Welt-Weisen gebührte, aufgelöst, sondern auf eine verwegene Art durchschnitten. Die Bemühung, von denen Kräften und Wirkungen der Natur die wahren Ursachen aufzufinden zu machen, ist rühmlich und nützlich, aber das Verstandniß, daß man, nach aller angewandten Untersuchung, den zureichenden Grund nicht allenthalben finden könne, gereicht auch zu keiner Schande, und habe ebenfalls seinen guten Nutzen. Wir mögen nun endlich die wahren principia und Ursachen derer besondern Dinge finden, oder nicht finden können, so soll und muß uns das eine sowohl als das andere auf Gott führen, und dahin erwecken, daß wir auf der einen Seite seine Allmacht, Weisheit und Güte erkennen und preisen, auf der andern Seite seine, auch selbst im Reiche der Natur, verheimlichte Geheimniß-volle Kraft und Regierung bewundern, und vor ihm uns demüthigen.

§. LXIX.

Viele * Millionen Jahre, viele hundert Millionen Jahre, mit einem Worte, alle und jede wede Zeiten, sind nur ein Augenblick, in Vergleichung

chung mit der Dauer Gottes, die ewig ist. Alle Spatia und Gegenden der ganzen Welt sind nur ein Punct, nur ein geringes Eennen Staubgen, in Vergleichung mit seiner Unermesslichkeit. Ist dem also, wie ich es behaupte, denn was ist zwischen dem Endlichen und Unendlichen für eine Gleichheit? So frage ich, was heißt es denn nun wohl mit dem Lebens-Laufe eines Menschen? Was bedeutet es mit einem Bißgen Staube, das man die Erde nennet? Was ist es mit einem kleinen Stückgen von dieser Erde, das der Mensch besitzt, und darauf er wehnet? ** Die Gottlosen sind, als lange sie leben, glücklich! Ist die Rede von einigen Gottlosen, so antworte ich es ja. Die Tugend wird auf Erden unterdrückt, und das Laster bleibt ungestraft! Ja unweilen? Ja! ich gebe es zu. Das ist eine Ungerechtigkeit! Ganz und gar nicht. Man müßte, wenn man diesen Schluß machen wollte, erst erwiesen haben, daß schlechterdings die Gottlosen glücklich sind, daß die Tugend es nicht ist, und daß das Laster immer ungestraft bleibt. Es müßte wenigstens diese kurze Zeit, da die Fremmen leiden, und die Gottlosen glücklich sind, von einer längern Dauer, es müßte das, was wir Glück und Wohlstand nennen, nicht ein bloßer falscher Schein, und ein eitler vergänglichlicher Schatten, es müßte diese Erde, dieser atomus, dieser kleine Punct, auf welchem es das Ansehen hat, als ob Tugend und Laster so gar selten ihr Recht und behöriges Schicksal fänden, der alleinige Schauplatz, aller Belohnungen und Bestrafungen statt finden sollen.

* Der Herr Auctor sagt hier eben das, was die h. Schrift sagt: Tausend Jahr sind vor Gott, wie ein Tag, der gestern vergangen ist, Pl. 90. v. 4. So sagt auch Plotarchus, in libro de his, qui seculo puniuntur a Numine, ἐν τῷ 7ῷ κεφάλαιον ἀνὰ τὴν τριάντην λέγοντα τοῦ αἰῶνος ὅτι, der ganze Verlauf des menschlichen Lebens ist, gegen Gottes Dauer zu rechnen, gar nichts. Wann nun aber in diesen und dergleichen Aussprüchen, zwischen einer sehr langen Zeit Wahrung, und zwischen der Ewigkeit Gottes, eine Vergleichung gemacht wird, so ist es gar nicht also zu verstehen, als ob in Gott würdlich eine, ebdkon ewige, Fortdauer und Auseinanderfolgung, statt finde. Denn da Gott alles, was er ist, auf einmal, und zwar nothwendig ist, und nicht erst mit der Zeit werden darf, so wie er zu keiner Zeit das, was er ist, zu seyn, aufhören kan; so ist er auch außer aller Zeit. Es findet bey ihm weder etwas vergangenes, noch etwas zukünftiges statt. Es ist da kein Anfang, kein Fortgang, kein Ausgang und Ende. Gott ist ewig und unendlich. Dauer und Fortwahrung ist, eigentlich zu reden, nur eine Eigenschaft solcher Dinge, die der Veränderung und Wechsel unterworfen sind. Es kan demnach wissen der Dauer eines Geschöpfes, und zwischen der Ewigkeit des Schöpfers, im eigentlichen Verstande, keine Vergleichung gemacht werden. Die Zeit kan keinen Maasstab zur Ausmessung der Ewigkeit abgeben. Gleiche Verwandniß hat es auch mit der Unermesslichkeit Gottes. Nur diejenigen Dinge können ausgemessen, und ihrer Größe und Kraft nach, bestimmt werden, die ein eingeschränktes Wesen haben, und endlich sind. Gottes Wesen, Eigenschaften und Kräfte, wie sie von der allerhöchsten Vollkommenheit sind; also leiden sie auch keine Schranken, sondern sind unendlich, so daß kein Maas zu finden ist, weznach sie ausgemessen und bestimmt werden können. Wenn man alles, was in denen Geschöpfen, Verstand, Wache, Güte und Würde ist

ist und heisset, in eins, und, so zu sagen, auf einen Haufen bringen könnte, so würde solches zwar etwas groß, aber noch lange nicht hinlänglich seyn, die Größe der göttlichen Erkenntniß, Weisheit, Macht und Güte begreiflich zu machen. Ja, wenn man alle creatürliche geistl. und leibliche Kraft unendlichmahl multiplicirte, so würde doch noch kein Raas-Stub heraus kommen, Gottes ewige und unendliche Kraft darnach zu bestimmen, so daß man sagen könnte, so und so vielmahl ist Gottes Macht, Gottes Güte, Gottes Erkenntniß und Weisheit, größer, als die Macht, die Güte, die Erkenntniß und Weisheit derer Engel und Menschen. Es mag auch hier gelten, was Esrach spricht: Wenn wir gleich viel sagen, so können wir es doch nicht errathen. Kurz: er ist es aar. Wenn wir gleich alles doch rühmen, was ist das? er ist doch noch viel höher, mehr, als alle seine Werke. Der Herr ist unaussprechlich groß. Esrach 43. 29. 30. 31. Daher auch Gott in heiliger Schrift zum Etern nur schlechtweg groß, gütig, weis, mächtig, gerecht und heilig genennet wird, anzudeuten, daß er alle die Eigenschaften in unendlicher und gleicherting unvergleichlicher Vollkommenheit besitzt. Und darinnen besteht seine Unermesslichkeit. Das Schönde dieser Welt ist von einer solchen erstaunlichen Größe, daß kein menschlicher Verstand geschweige ein menschliches Auge, dieselbe erreichen und übersehen kan. Aber auch die unaussprechliche Größe des ganzen Welt-Epylemans ist, mit unserm Auctore zu reden, gegen die Unermesslichkeit Gottes, nur ein Punkt, nur ein geringes Sonnen-Stäublein. Welches doch nicht also zu verstehen ist, als ob etwa das göttliche Wesen den ganzen Welt-Raum hindurch, und noch weiter, ausdehnet, und in solchem Verlande unermesslich sey. Die Unermesslichkeit Gottes ist so zu verstehen, wie es das uncorpuliche geistliche Wesen Gottes lehret, daß nemlich Gott nicht nur allen Dingen, beides seiner Erkenntniß, Kraft und Würdung, als seinem Wesen nach, gegenwärtig sey,

sondern auch alles, was er ist, was er hat, und was er
 vermag, auf eine unbestimmte, unmaßbare, un-
 messbare und unendliche Zeit und Weisheit, sey, habe und ver-
 möge. Wenn nun solcher Gehalt sein Zeit-Lauf, er mag
 so unaussprechlich lang angenommen werden, als er im-
 mer kan und will, mit der Ewigkeit Gottes in Vergleichung
 kommt, und nicht taufend Millionen Jahre, ge-
 gen denselben, nur ein Augenblick, ja ein Nichts sind;
 Wenn der unermessliche Raum der Welt, in Vergleichung
 mit der Unermesslichkeit Gottes, noch geringer,
 als ein Sonnen-Staublein zu achten ist; so hat es mit der
 Weisheit, die der Herr Vater auf dieser Welt zu sehen giebt,
 um so viel desto mehr keine gute Nichtigkeit. Bedenke
 Folge ist die: 1) Gott ist ewig. Der Lebens-Lauf eines
 Menschen, wenn derselbe auch des Methusalem einem
 gleich kommen sollte, ist etwas sehr kurz. Darum
 hat der Mensch die Nichtigkeit seines Lebens eben nicht
 so hoch anzusehen, vielmehr zu bedenken, daß, weil
 Gott ewig, er auch selbst zur Ewigkeit erschaffen ist,
 noch wohl ein anderer Zeit-Lauf kommen könne, und ge-
 meinlich kommen werde, da es ihm, nach allen Umstän-
 den, besser ergehen solle. Daher auch die heiligen Ap-
 stel denen christlichen Herzen, die sich irrenwollen auch
 über die Langwierigkeit ihrer Jammervollen Tage be-
 klagen mochten, immerzu die kurze und kleine Zeit die-
 ses Lebens vorzuhalten, und sie auf die Betrachtung der
 Ewigkeit Gottes, und derer von dem ewigen Gott ver-
 heissenen ewigen allerhöchsten Zeit-Läufe, zu verweisen
 pflegten, 2 Cor. IV. 17. 1 Tim. VI. 15. 16. 1 Pet. V. 10.
 2) Gott ist unermesslich. Das ganze weite und breite
 Welt-Gebäude ist, gegen solche Unermesslichkeit, nur ein
 Punkt. Die Erde, als ein kleines Stück von der Welt,
 muß also noch geringer seyn. Darum, und wenn es
 auf diesem kleinen Welt-Theilgen, der Erden, nicht alle-
 mahl so gar gleich machet, und einem die Augen be-
 drucket wird, daß Kaiser hin- und heren Lauf findet, so hat
 der Mensch nicht sogleich über Ungerechtigkeiten zu strei-
 ten,

an, oder weiß gar die Wägen der göttlichen Vertheilung in Israel zu sehen, vielmehr als zu schließen: Der Platz, darauf ich wehe, ist ein sehr geringer Theil von der Welt. Ja! die ganze Welt ist müde zu sehnem, gegen den unermesslichen Gott. So las denn, und so mußt wohl auch eine andere Begegnung, ein anderer Schauplatz vorhanden seyn, wo Tugenden und Laster die vollständige Rache erhalten werden, und wo die göttliche gerechte Vertheilung sich ungleich herrlicher, als hier, offenbaren wird. So las und mußt ein Thränchen weihen, wenn er die Fingst und Unermesslichkeit Gottes, nur in dem Lichte seiner schändlichen Verneinung, betrachten will. Das Licht der göttlichen Offenbarung in hellster Erkenntnis geht uns hienun von anderer Seite. Wenn die Jünger Christi betrübt sind und erwidern, daß sie auf dem Erdboden von einem Ort zum andern verjagt werden, und nirgends eine bleibende Stätte haben sollen, so vertritt sie ihr Herr und Meister auf andere und bessere Wohnungen: Euer Herr erwiderte nicht! In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen u. ich arbeite hin, euch die Stätte zu bereiten, Joh. XIV. 1. Dergleichen erhellende Bemerkung geht auch Paulus hin, um des Trübsals willen betrachten und verfertigen Christi, Ehr. XIII. 14.

Obgleich die Betrachtung des ewigen und unermesslichen Gottes, angeregter machen, einen mehr geringen Reiz für die Verneinung Christi, als in Sachen, die anderen Schicksale derer Jünger und Tugenden betrüben, an die Hand giebt; so bekennt doch der Herr hienun noch auf besondere die hundert gemachten Wunder derer Apostel, mit einer ihm gemäßen eben so herrlichen, als göttlichen Rache. Wir wollen zur Erläuterung dieses Punktes folgendes anmerken. Der Apostel spricht: es arbeit denen Jünger hienun und dort, denen vollkommenen gleich und weiß. Er schreiet, rufen mit allergrößer

und einem vermeynten starken Geiste gar nicht anständigen Uebereilung, aus dieser Vorfällenheit: Es kan kein Gott seyn, wenigstens muß er sich um die Dinge in der Welt gar nicht bekümmern, und also die Welt nicht regieren, weil es sonst denen Fremmen wohl, denen Gottlosen aber übel ergehen würde. Wäre dieser Schluß richtig, so würde mit der Providenz zugleich die Existenz Gottes hinweg, und über einen Haufen fallen. Daber auch die Gottes-Verlaugner, in denen ältesten Zeiten, dieses Eimwurfs vor andern, und am liebsten, sich bedienet haben. Man kan dieses aus dem dritten Buche des Ciceronis de natura Deorum, im letzten Theile desselben gar deutlich ersehen, allwo Cotta unter der Person eines Atreus, wider Balbum, der die göttliche Vorsehung behauptet, zur Verschönerung seiner gottlosen Meynung, vernehmlich auf das Glück derer Kaiserhaften, und auf das Unglück der Jugendhaften sich beruset, auch die Exempel derer berühmtesten Atreusen, als des Telamons, des Diagoraz, des Diogenis und anderer, die ebenfalls auf solche Weise wider das Daseyn eines Gottes geschlossen haben, anzuführen weis. So läßt sich auch schon Aristophanes in seinem Gedichte, Plutus genannt, also vernehmen:

Ταχὺ κατεῖται μὲν ἐν ἡσὶ θεοί,

Καὶ γὰρ εὐτυχέστες ἰσχυρότεροι μὲν, das ist:
Es mache mich reich stunda, wenn ich sehe, daß denen Bösen es glücklich und wohl ergehet, und kan mich daher nicht enthalten, gar zu laugnen daß es Götter giebt. Wie der Poet Ovidius, auf gleichen Schlag, sich herausgelassen, ist bekannt:

Cum mala fat: pios vexent, ignoscite falso,

Sollicitor miles esse putare Deos. das ist:
Da denen Frommen so gar widerwärtige Schicksale beegnen, so komme ich bey nahe auf die Gedanken, daß gar kein Gott seyn müsse. Nun ist es wohl an dem, daß diese über Fromme und Böse ergehende ungleiche Schicksale allerdings eine Sache von großer Schwierigkeit sind,
und,

und, dem ersten Ansehen nach, der Vorsehung und Regierung Gottes nicht wenig im Wege zu stehen scheinen. Haben doch wohl eher Männer, die in der allein seligmachenden Religion erzogen, und wahrhafte Verehrer des alles regierenden Gottes gewesen sind, darinnen einen schwereren Stein des Anstoßes gefunden, wie am Asaph in seinem 73sten Psalm, zu erleben ist. Gleichwie aber auch dieser heilige Mann nicht eher zur Ruhe seines Gemüthes kam, und derer gemachten Zweifel völlig entlediget wurde; als bis er in das Heiligthum des Herrn gieng, und da von der Sachen wahrer Beschaffenheit hinlänglichen Unterricht erhielt; so ist wohl gewiß, daß die eigentlichen Gründe zur Beantwortung der Frage: cur bonis male, & malis bene sit? warum denen Frommen es übel, und denen Bösen wohl ergebe? nicht sowohl aus der im Finstern tappenden bloßen Vernunft, als vornehmlich aus der heiligen Schrift, herzunehmen sind. Diese ist mit ihren heilsamen Belehrungen ein Licht auf unsern Wegen, diese zeiget uns auch in denen Wegen Gottes lauter Wahrheit, lauter Güte und Treue. Diese entdeckt uns die eigentliche Quelle, woher alles Unglück und Elend über die Menschen herfließet. Diese fruchtbare Quelle ist die Sünde, und da sie, die heilige Schrift, alle Menschen unter dem Ungehorsam beschließt und sündhaft erklärt, so hat man, bloß um dieser Wahrheit willen, sich eben nicht so sehr zu verwundern, wenn man auch die Frommesten in trübseligen Umständen erblicket, maßen sie den Saamen und die Wurzel zu allem Elende, nemlich die Sünde, in ihren Adern, ja in dem innersten Grunde ihres Herzens, mit sich führen. Die heilige Schrift eröffnet uns, zwar nicht in allen besondern Fällen, jedoch überhaupt, und so viel uns, zu unserer Verubigung, zu wissen nöthig ist, die heiligen und reinen Absichten des lieben Gottes, die er beget, und zu erreichen suchet, wenn er es denen Gerechten, dem Ansehen nach, übel, denen Ungerechten aber wohl ergehen läßt. Endlich, und was das Haupt-Werk

ist, so weist uns das heilige Wort Gottes auf den Ausgang, und auf den Zustand derer Fremmen und Gottlosen in der Ewigkeit. Da es denn bezeuget, daß ein Tag kommen werde, an welchem es sich zeigen soll, was für ein Unterschied sey zwischen dem Gerechten und Gottlosen, und zwischen dem, der Gott dienet, und zwischen dem, der ihm nicht dienet, wenn nemlich denen Gottlosen ewiglich wehe, denen Fremmen aber ewiglich wohl seyn wird. Ein Mensch also, der die H. Schrift für Gottes Wort hält, und nach desselben Ausprüchen seine Gedanken und Urtheile einrichtet, findet in denen ungleichen Schicksalen der Tugenden und Laster auf Erden gar nichts anseßiges, vielmehr lauter Licht und Recht, beides zur Verherrlichung der Vorherge und Regierung Gottes, als auch zur Befriedigung seines Herzens und Gewissens. Weilen aber die Feinde der göttlichen Vorsehung die H. Schrift, zur Richtschnur ihres Erkenntnisses, nicht annehmen, und Wunder meinen, was sie für einen starken Beweis wider die Haupt-Wahrheit, daß ein Gott, und eine göttliche Providenz sey, in der täglichen Erfahrung gefunden haben; so hat man freulich auch die Sache vor den Richtersstuhl der Vernunft zu führen, und den Ungrund ihres Vorgehens mit hinlänglichen Gründen darzutun. In solchen Gründen fehlt es auch gar nicht. Ueberhaupt, und wenn man (1) die Quellen untersuchen will, woher die, von der ungleichen Austheilung des Glücks und Unglücks in der Welt, sogenannte falsche Schlüsse derer altenen Urtheilen wider die Regierung Gottes, geflossen sind, so wird man finden, daß dieselben gar nicht eine gründliche Untersuchung der Sache seyn, sondern ein lasterbastes und von Affecten dahin gerissenes Gemüthe gewesen sey. Ehrgeiz, Eigennus, Rachgierde, Ungedult, Hochmuth und Vorurtheile, nicht aber Ueberlegung und Vernunft, haben dieß der Providenz Gottes widersprechende Meinung, bey vielen alten griechischen und lateinischen Welt-Weisen, hervorgebracht, welches denn die

Rich-

Nichtigkeit ihrer Ausprüche fogleich gar sehr verdächtig machen muß. Diagoras ist, wie bekannt, einer derer stärksten und dabei schmählichsten Urtheiler unter denen Griechen gewesen, daß man ihm auch dieferwegen den Zunamen *Apistot* bezeuget hat. Er war dergleichen anfänglich nicht, vielweniger ist er es, durch vernünftige Ueberlebens, geworden. Und wie mag auch ein gesunder Gebrauch der Vernunft einen Menschen auf Urtheilerey verleiten können? vielmehr kan und muß derselbe davon schlechterdings ab- und auf Gott führen. Diagoras wurde durch eine blinde Hitze des Zorns und der Rachgierde zum Urtheilen gemacht. Er hatte, wie uns Cicero berichtet, ein Gedichte verfertigt. Das war nun, seiner Meynung nach, recht schön, und sollte ein öffentliches Zeugniß seiner ausnehmenden Geschicklichkeit seyn. Er hatte aber das Unglück, daß, ehe er es noch bekannt machen konnte, selbiges ihm, dieblicher Weise, entwendet wurde. Das Carmen kam öffentlich zum Vorschein, und wurde als ein rechtes Meisterstück gerühmet. Darüber wurde er in einen bestialen Zorn gebracht. Er suchte seinen Dieb. Er ging hin, und verfluchte ihn bey des Orts Obrigkeit. Dieser läugnete. Diagoras deferirte ihm den Eyd. Diesen Schwur der Plagiarius glücklich ab, und wurde alles fernern Anspruchs gerichtlich erlassen, Diagoras hingegen mit keiner Klage abgewiesen, und noch darzu in die Unkosten verdammet. Das war nun, seinen Gedanken nach, eine Himmelschreyende Sünde. Da sollte gleich Feuer vom Himmel fallen, und diesen meynwidigen Menschen, samt denen ungerechten Richtern, von dem Angesichte der Erden vertilgen. Und da dieses nicht augenblicklich erfolgte, so mußte der Himmel selbst herhalten. Er stieß die bestialen Verwünschungen und Flüche aus. Der Schluß davon war dieser: Es ist kein Gott, es ist keine göttliche Vorsehung! Und warum denn nicht, erboster Diagora? Darum, weil der meynwidige Dieb meiner Ehre und meines Glücks

-ungelstraft dahin gehet. ich aber den meiner Unschuld und gerechten Sache keine Hülfe finden kan. Ist das nicht ein schöner Grund, warum Diagoras auf einmahl die Gottheit aus der Welt verbannt, ja ganz und gar vernichtet? Er war ein gedebnter Sklave, und erwieß sich auch, in dem ganzen Handel, als einen Sklaven seiner stürmischen Affecten. So eine tadel Ursache er zu fürnen hatte, so tadel und richtig ist auch der Schluß, den er im Zorn, wider Gott und seine Gerechtigkeit, machet. Iason, beym Tragödien-Schreiber Seneca, machet es nicht viel klüger. Die Medea, wie die Fabel haben will, hatte dem guten Manne alle seine Kinder getödtet, und nachdem sie solche getödtet hatte, so flohe sie, über Hals und Kopf, davon. Zuß dahin hatte Iason noch immer gute Gedanken von Gott gehabt, so bald ihm aber das böse Weib solch Unglück angerichtet hatte, und ungestraft davon kam, so gab er auch auf einmahl allen Gottesdienst auf, und schrie der Kinder-Mörderin mit vollem Halse, und in der äußersten Seimmigkeit, nach:

Testare nullos, qua veheris, esse Deos, das ist:
Du, die du ein solches erdbrechliches Unrecht begangen hast, und glücklich davon kommst, du bist ein offenkundiger Zeuge, und ein klarer Beweis, daß keine Götter sind. Aus diesen und dergleichen Exempeln siehet man gar deutlich, daß, an dieser Art der Verlaugnung Gottes und seiner Regierung unter denen Menschen, mehr eine Menge durch einander laufender ungestümmer Leidenschaftern, als Ueberzeugung und Einsicht, Theil zu haben pflege. Das ist es, was die heilige Schrift lazet: Weil nicht bald geschiehet ein Urtheil über die bösen Werke, dadurch wird das Herz der Menschen voll, böses zu thun. Ps. L. Sal. VIII. v. 11. Cotta war, bey Cicero, ein klein wenig geruhiger Gemüthes zu seyn, und von der Sache mit reiferer Ueberlegung zu urtheilen: jedoch sind auch seine Gedanken und Aussprüche von Affecten nicht frey. Er ist ungehalten dar-
über,

über, daß seine Land-Leute und Anverwandten kein besseres Glück, im Handel mit ihren Feinden, gehabt haben. Er liebet jene allein für tugendhaft, die hingegen für Rüstthäter, an, da doch jene nur etwas weniger lasterhaft gewesen sind, und was er an ihnen als eine sonderbarer Tapferkeit rühmet, weiter nichts als Verwegenheit, oder doch nur ein guter Schein der Tugend und Treue, war. Weil er nun dieselbigen, nach solchem Vorurtheile von ihren guten Eigenschaften und Verdiensten, eines bessern Glücks werth zu seyn erachtete, und es ihnen gleichwohl widerwärtig erzwang, so mußte gleich die adreliche geringste Verleumdung angeklaget und verdammet werden, mithin ließ dieses Urtheil wider Gott ebenfalls aus Uebereilung her, und solche Uebereilung hatte Eigenliebe, Hochmuth, Eitelkeit, Haß und Neid, zum Grunde. Es veroffenbaret sich, in diesem ganzen Handel, die Unarth und Blindheit des menschlichen Hergens, nur gar zu sehr. Man will haben, und hält es für gerecht und billig, daß eine grobe Mißhandlung, so gleich auf frischer That, mit Rache und Strafe vom Himmel angesehen, ein gutes Werk aber, wenn es schon vielleicht dem Grunde nach lauter Gerechtigkeit ist, augenblicklich, und vor aller Welt Augen, belohnet werde. Geschiehet dieses nicht, so schreiet der rachgierige und eingebildete Mensch über Ungerechtigkeit, und opfert die unlingbarste Warheiten seinem blinden Eigensinne auf. Was kan oder wohl unbilliger und unweiser seyn, als ein solches Verfahren? Die weisesten unter denen Heiden haben dafür gehalten, es sey allemahl rathamer, daß man nicht so gleich im Zorn zusahet, und das verübte Unrecht, auf frischer That, bestraffe. Sie haben auch selbst diese Regel der Klugheit, in dergleichen Fällen, beobachtet. Plato, da er von seinem Bedienten gredlich beleidiget, und zum Zorn gereizet wurde, ließ eine Zeit lang steben, und sube wart gleich mit Schlägen in denselben hinein, damit er die Tugend der Lang-
mu-

müthigkeit beweisen, und seinen Belaidiger, zur beyl-
 samen Erkenntniß seines Vergebens, bringen möchte.
 Ob nun gleich, von Seiten des heiligen Gottes, gar
 nicht zu befürchten ist, daß er etwan, im Zorn, sich
 überheilen, und, in der Strafe, zu viel thun möchte,
 so kan es ihm doch keines weges zur Last gelegt werden,
 wann er, mit Bestrafung des Unrechtes, einigen Auf-
 schub machet, da man ja überhaupte solchen Aufschub
 als ein Werck der Weisheit und Güte denen Menschen
 anzupreisen pfleget. Wie denn Plato selbst wohl er-
 kannt hat, daß Gott durch solche Langmuth allerdingß
 eine seiner Majestät höchst anständige, und denen Men-
 schen sehr zuträglich, Güte, an den Tag lege,
 derentwegen die Menschen τὴν ἐλεῖν πρότυπον καὶ
 τὴν ἀλλοτρίαν, das ist, seine Sanftmuth und seinen
 Verzug mit der Strafe sich billig zur Nachfolae vorzu-
 stellen hätten, wie mit mehrern aus des Plutarchi
 schönem Buche de his, qui sero puniuntur a Numi-
 ne, zu ersehen ist. Es haben daher die Menschen gar
 keine hinlängliche Ursache, verrathen vielmehr ihren
 großen Unverstand, und blinden Affect, wenn sie so
 gleich zusahren, und aus den eine Zeit lang außerblei-
 benden Straf-Gerichten Gottes über die Bösen alle
 göttliche Providens in Zweifel ziehen. Lento gradu
 ad vindictam sui divina procedit ira, sed tarditatem
 gravitate compensat, sagt ein vernünftiger Heyde,
 Valerius Maximus, das ist: Der göttliche Zorn
 gehet mit langsamten Schritten zur Rache, erleget aber
 nachhero solche Langmüthigkeit, wenn sie nicht gebüh-
 rend erkannt werden wollen, mit desto größerm Ernst
 und Strafe. Kan doch Eotta selbst, im angeführten
 Buche des Ciceronis, diese Werheit nicht laugnen,
 und muß zugesichen, daß endlich noch einigen Böse-
 wichtern ihr verdieneter Lohn widerfahren ware, ob er
 gleich meinet, es ware besser gewesen, wann sie eher
 wären zur Strafe gezogen worden, damit sie nicht so
 viel Unheyl hätten anrichten können, da er doch hätte

be-

bedenken sollen, daß die göttliche weise Vorsehung öfters die Gottlosen darum länger leben läßt, damit durch dieselben, als durch Werkzeuge, andere gestraft werden, wie solches Plutarchus in dem angeführten Buche gar wohl erkannt hat. Claudianus handelte, in diehm Stücke, vernünftiger, als Corra und seines gleichen. Er sah, daß Ruffinus die größten Ungerechtigkeiten ausübte, und ihm nicht allein alles für genossen hinausging, sondern auch Ehre und Glück, in großer Maasse, wiederfuhr. Darüber wurde er stutzig, und fing an, über Gottes gerechte Regierung, und ob wohl gar ein Gott seyn möchte, allerhand zweifelhafte Gedanken zu schöpfen. Er entdeckte, gleich im Anfange seines ersten Buches, wider Ruffinum diesen Kummer seines Herzens. Er schreibt:

Saepe mihi dubiam traxit sententia mentem,

Curarent superi terras, an nullus inesset

Rector, & incerto fluereut mortalia casu:

Das ist, ich habe öfters gezweifelt, ob gar ein Gott im Himmel sey, und ob nicht vielmehr alles in der Welt, nach einem blinden Glücks-Fall, ergehe. Als aber nach der Zeit das Blatt mit Ruffino sich wandte, und über denselben Unglück und Verderben kam, so fiel der Zweifel wieder hinweg, und die göttliche Providenz wurde, vor dem Richter-Stuhl seiner Vernunft, absolviert.

Abtulit hunc tandem Ruffini poena tumultum,

Abfolvitque Deos jam non ad culmina rerum

Injustos crevisse queror, tolluntur in altum

Ut lapsu graviore ruant. Claud. L. I. in Ruf. v. 20.

So übereilt die ersten Gedanken dieses heydnißschen Poeten waren, so vernünftig und bescheiden waren die letztern. Gott muß doch zuletzt, auch nach dem Urtheil der gesunden Vernunft, Recht behalten, wenn er schon anfänglich von denselben gerichtet und verdammet wird. Außer dem allen hat man nun (2) auch die Gedanken unsers Herrn Auctors hierbey wohl in Erwägung zu ziehen,

hen. Es laufen dieselbigen dahinaus. Daß die Gottlosen glücklich, die Frommen aber unglücklich sind, ist keine durchgängige Wahrheit. Es gehet denen Bösen wohl, und denen Frommen übel. Es ist wahr. Die Erfahrung lehret es. Aber es gehet doch nicht allen Bösen, und beständig, wohl, auch nicht allen Frommen, und beständig, übel. Es giebt Gottlose, denen es allerdings übel, es giebt Fromme, denen es allerdings wohl ergeht. Triumphiret das Laster, und wird die Unschuld unterdrückt, so geschiehet beydes vielmahls nur eine Zeit lang. Das Laster wird ofters, ebe man es sich verlihet, mit aller seiner Abscheulichkeit, und die Tugend, in ihrer herrlichen Gestalt, ans Licht gebracht. Die Lasterhaften müssen insgesamt, sie müssen aller Orten und allezeit, glücklich; die Tugendhaften müssen insgesamt, sie müssen aller Orten und allezeit, unglücklich seyn, wenn man daher etwas zuverlässiges, wider Gott und seine Vorsehung, folgern wollte. Und wenn dem auch also wäre, so würde doch diese Folgerung noch lange nicht richtig seyn, maassen erst dargethan werden müste, daß dieser Erdboden allein der Schauplatz, und dieses kurze Leben der Menschen allein die bestimmte Zeit sey, wo und in welcher das Gute belohnet, und das Böse bestraft werden müste, und daß demnach, außer diesem Orte, und außer dieser Zeit, weiter keine gerichtliche Entscheidung derer Dinge, mithin weder Belohnung noch Strafe, statt finde, auch nicht statt finden könne, wovon aber der Beweis nicht nur sehr schwer, sondern ganz unmöglich fallen wird, da vielmehr das Gegentheil, selbst denen Augen der bloßen Vernunft, als höchst wahrscheinlich einleuchten muß. Daher Plutarchus im oft angeführten Buche, aus der Unsterblichkeit der Seelen, die Gewißheit zukünftiger Vergeltung herleitet, und auf solche Weise die Vorsehung Gottes besetiget. Hiernechst muß (3) vornehmlich das, was man Tugend und Laster, auch was man Glück und Unglück, zu nennen pfle-

pflege, in Betrachtung gezogen werden. Die Menschen urtheilen beydes von Tugenden und Lastern, als vom Glück und Unglück, so verschiedentlich, daß, nach solchen verschiedenen Beurtheilungen, auch mancherley Schlüsse, bald für, bald wider die Sache Gottes, gemacht werden. Man sollte billig, wann zu bestimmen ist, ob jemand tugend- oder lasterhaft, und also eines Wohl- oder Uebelsstandes würdig sey? nicht nach dem, was in die Augen fällt, sondern nach der Verfassung seines Gemüthes, das Urtheil sprechen. Wie öfters geschieht es, daß jemand, um eines guten äußerlichen Scheins willen, für wahrhaftig fromm und ehrbar gehalten wird, der doch, in dem innersten Grunde seines Herzens, lauter böse Neigungen und Absichten, heget, von deren Vollbringung ihn entweder keine eigne Obmacht, oder die Furcht vor weltlicher Schande und Strafe, oder eine andere, eben so böse, oder wohl noch böfsere Absicht, zurücke hält. Eine solche Enthaltung von äußerlichen Wercken der Bosheit kan ja wohl itzme vor der Welt, auch dem Ruhe-Stande des gemeinen Wesens, nützlich seyn, aber nimmermehr eine wahre Frömmigkeit und Tugend genennet werden. Mancher enthält sich auch von gewissen Arten grober Mißhandlungen, nicht aus einer rechtschaffenen Verabscheuung derselbigen, oder aus einer rechtschaffenen Liebe zur Tugend, sondern weil er, nach der Beschaffenheit seines Temperaments, zu solchen Sünden-Arten eben nicht sonderlich geneigt ist, oder sonst dabey seine Rechnung nicht findet, da er wohl zu andern, eben so schweren, Vergehungen, die er aber meisterlich zu verbergen, oder zu beschönigen weiß, ungescheut angetrieben wird. Wenn nun ein solcher Mensch in der That für tugendhaft gehalten wird, und demselben gleichwohl mancherley Noth und Unglück begegnet, was ist leichter, als daß derjenige, der solcher Gestalt in seinen Gedanken sich irret, auch ein verkehrtes Urtheil über die göttlichen Verhängnisse spricht, und dafür halt,

geschähe diesem vermeynlich frommen Menschen zu viel. Er leide unschuldig. Es sollte ihm ungleich besser ergehen. Es lasse sich dieses ungleiche Schicksal mit der Güte und Gerechtigkeit Gottes gar nicht zusammen räumen! Da doch eben dieser verkehrte Urtheils-Sprecher ganz anders denken, und lauter göttliche Wahrheit und Gerechtigkeit wahrnehmen würde, wenn er die bösen Tücke des fälschlich für unschuldig gehaltenen Menschen wissen sollte. Gleicher Gestalt hat ein anderer die besten Absichten bey seinem Thun und Lassen, und es wird ihm nicht geglaubet, er verrichtet die unschuldigsten Handlungen, oder begehet die geringsten Fehler, und Haß und Reid machet dieselben zu grossen Laster-Thaten. Er soll und muß Unrecht haben. Stehet er nun etwan dabey in einem guten Wohlstande, so sähet der Unbesonnene gleich zu, und beschuldiaet Gott einer Ungerechtigkeit, ja lässt sich wohl gar den blinden Affect seiner Eigen-Liebe und Mißgunst so weit dahin reissen, daß er an Gott und göttlicher Providenz zu zweifeln beginnet. Kan aber wohl etwas ungerechter seyn, als ein solches unbesonnenes Urtheil? Und diese Unbesonnenheit im Urtheilen rühret sie nicht ursprünglich daher, daß man sich eine falsche Vorstellung von denen Tugenden und Lastern machet? Sollte man nicht daher entweder ganz und gar mit seinem Urtheile über die Verbängnisse Gottes anstehen, oder dasselbe mit aller möglichen Behutsamkeit abfassen? Geschähe dieses, so würde man die allgewaltige weise Regierung Gottes zwar bewundern, aber niemals tadeln, vielweniger etwas, derselben zum Nachtheil, sich in die Gedanken kommen lassen. Gleiche Bewandniß hat es mit denen Begriffen, die die Menschen sich vom Glück und Unglück zu machen pflegen. Wer Ehre, Reichthum und Wollust dieses Lebens für ein Glück, ja wohl für das größte Glück in der Welt, dagegen Verachtung, Armuth, Krankheit und Mangel leidlicher Ergötzungen, für ein Unglück, ja wohl für das größte Unglück hält, der wird auch mit der Vor-

sehung Gottes zufrieden, oder nicht zufrieden seyn, je nachdem er dieses Glück oder Unglück an die Menschen ausgetheilet findet: Wer siehet aber nicht, daß dieser Begriff vom Wohl- oder Uebelstande, im Grunde irrig ist, und daher zu vielen verkehrten Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen verleiten kan? Niemand kan, im eigentlichen Verstande, ein Glück seyn und heißen, als was das menschliche Gemüthe in eine wahre wohlgegründete Zufriedenheit setzt, oder setzen kan. Und nichts kan, im eigentlichen Verstande, ein Unglück genennet werden, als was dem Menschen die Ruhe des Gemüthes raubet, oder zu rauben vermögend ist. Die vernünftigen heidnischen Welt-Weisen haben also von der Sache geurtheilet. Es will sich auch nicht wohl anders urtheilen lassen. Wann die Gedanken und Begierden des Herzens ruhig sind, daß sie nicht mit einander streiten, sondern jene mit Erkenntnis der Wahrheit, diese aber mit Neigung und Liebe zu dem erkannten Gute beschäfftiget sind, und solchlich das gute geliebet und geübet wird, so ist dem Menschen wohl, und er hat Ursache, sich glücklich zu schätzen. Nun frage es sich, ob dieses Wohlsseyn der Seelen durch das Wesen dieser Welt gewürdet, oder auch nur erhalten werden kan? und ob, dem zu folge, solch Wohl der Seelen, durch den Mangel derer irdischen Güter zerstöret und geraubet werde? Und da sagen wir, daß weder das eine, noch das andere, seyn könne. Was unsere Seele wahrhaftig und beständiglich vergnügen soll, das muß auch an und für sich selbst ein wahrhaftiges, ein beständiges, und ein solches Gut seyn, das, weil es doch vornehmlich der Seelen zu statten kommen soll, nicht so wohl mit denen Sinnen des Leibes, als mit denen Kräften der Seelen, gefasset und genossen wird. Es muß immer zu haben, zu erhalten, und zu genießen seyn, daß es nicht heute da, und morgen weg ist, maßen alsdenn auch die darauf gegründete, und daher gezogene Vergnügung, zugleich mit hinweg fallen wurde. Nun sehe man doch einmal die so genannten Glück-Güter

dieses Lebens recht an, haben sie auch diese Eigenschaften und Kräfte an sich, daß sie das menschliche Herz von Grunde aus, beständig, und ohne Furcht eines betrübten Wechsels, befriedigen können? Ich meyne nicht. Alle Creatur Gottes ist ja wohl in sich etwas gutes und etwas unschuldiges, es sind daher die Güter dieser Welt gar nicht verwerflich. Sie dienen vielmehr, und sind nöthig zur Erhaltung unsers Leibes und Lebens, sie können auch dem Gemüthe eine ganz unschuldige Ergözung zuwege bringen, ja wenn sie recht betrachtet und gebührend angewendet werden, so können und sollen sie auch eine Anleitung zur Erkenntniß des Schöpfers, mithin auch zu dem eigentlichen wahren Vergnügen der Seelen seyn. Doch dieses letztere ist nicht sowohl eine von ihnen selbst herfließende Kraft und Wirkung, sondern eine süße Frucht der darüber angestellten vernünftigen Betrachtungen. An und für sich selbst können sie nur denen Sinnen des Leibes angenehme Empfindungen machen, und zur Erhaltung dieses leiblichen Lebens, auch desselben Gemächlichkeit, das übrige beitragen. Zum wahren Seelen- Wohl können sie schlechterdings keinen sichern Grund abgeben. Denn sie sind, ihrer Natur und ihrem Wesen nach, unbeständig und veränderlich. Sie verlieren, zu gewissen Zeiten, und unter gewissen Umständen, als z. E. wenn der Mensch krank ist, ganz und gar, wenigstens zum Theil, ihren Gekchmack. Endlich, und wenn es mit dem Menschen zum Sterben kommt, so entziehen sie sich demselben, mit allen ihren Gebräuchen und Nuzungen, gänzlich und auf einmahl. Wie elend muß da derjenige Mensch daran seyn, der sich im Leben mit weiter nichts, als mit diesen vergänglichem Dingen, zu schaffen gemacher hat? Woran will sich die vom Leibe geschiedene arme Seele halten, da sie außer dem Stande alsdenn gesetzt ist, dieser sinnlichen Dinge weiter zu gebrauchen und zu gemessen? Das eigentliche rechte Seelen-Gut kan kein anders, als das höchste, das ewige und unveränderliche Gut, das ist, Gott seyn.

seyn. Wer Gott hat, und mit ihm in Vereinigung steht, der hat wohl, was ihn ewiglich erfreuen kan und soll. Der Weg zum Besiz und Genuß dieses ewigen und unendlichen Guts kan wohl kein anderer seyn, als das gebührende Verhalten nach Gottes Willen. Dieser Wille Gottes kan mit zuverlässiger Gewisheit, durch keine Vernunft ausfindig gemacht werden, daher man denselben in dem Worte göttlicher Offenbarung zu suchen und zu lernen hat. Nur der, der nach Gottes Willen wandelt, ist des höchsten Gutes, und des damit verknüpften wahren Seelen-Vergnügens fähig und theilhaftig. Auch schon ein Vernunft-mäßiges, tugendhaftes inn- und äußerliches Bezeigen führet eine süsse Ruhe in die Seele ein. Weilen aber die Vernunft weder den rechten Grund, noch die benötigte Kraft, Gott recht gefällig zu werden, anzuweisen und ertheilen kan, so ist auch das von einem bloß natürlichen Tugend-Wandel herrührende Seelen-Vergnügen um so viel mangelhafter und schwächer. Es sey nun das Vergnügen von welcher Art es wolle, so ist es wahr, es kan dasselbige, durch sinnliche unangenehme Empfindungen des Leibes zwar gestöhret und in etwas unterbrochen, aber doch nicht völlig vertilget werden. Vielmehr weiß selbst ein vernünftiges, Wahrheit- und Tugend-liebendes Gemüth, zumahl wenn es auf die Wege der weisen Regierung und Führung Gottes acht hat, solche widrige, den Leib betreffende Unfälle, zu einer Quelle des Trostes und anderweiten Vergnügens, zu machen. Wann dieses seine Wichtigkeit hat, wie ich glaube, daß man dieselbe zugehen wird, so kan man, eigentlich zu reden, einen Gottlosen gar nicht glücklich, und einen Frommen gar nicht unglücklich, nennen. Der Gottlose, eben deswegen, weil er gottlos und lasterhaft ist, kan des wahren Glücks, als welches, aus dem Wandel in der Wahrheit und Tugend, entsteht, nicht einmahl fähig seyn. Ehre und Hochachtung aber, wie sie in sich keine wahre Glückseligkeit, und nur ein Werk der Einbildung ist, so

hat der Lasterhafte, wenn er noch so hoch erhoben und verehrt würde, derselben mit Rechte sich nicht anzu-
maassen, weil die Ehre nur denen Tugenden und Ver-
diensten, nicht aber denen Lastern, gebühret. Reich-
thum und alle übrige Güter dieser Welt, wie bereits ge-
zeigt worden, sind noch weniger aufgelegt, der Seelen
ein wahres Vergnügen zu verursachen, und so mögen
sie auch einen, den Lastern ergebenen, Menschen gar
nicht glücklich machen, da er zumahl derselben misbrau-
chet, und, wider die Absicht Gottes, zum Bösen anwen-
det. Ist der Lasterhafte, im Besitz und Genuss dersel-
ben, lustig und guter Dinge, so ist seine Lust ein bloß
sinnliches Vergnügen, und mehr eine unvernünftige ge-
fährliche Sicherheit, als eine wohlgegründete heilsame
Zuversicht, zu nennen. Denn das bringet überhaupt
der Sünden Natur und Wesen mit sich, daß sie nicht al-
lein kein wahres Heil und Wohl in die Seele führet, noch
führen kan, sondern dagegen lauter Unheil und Verder-
ben nach sich ziehet. Sünde und Unrecht ist eine Ab-
weichung von dem höchsten Gute, von dem höchsten Lichte
und Rechte. Wie ist es möglich, daß in solcher Abwei-
chung etwas gutes liegen, oder aus derselben etwas gu-
tes heraus kommen könne? In so weit also der Mensch
von diesen Quellen alles Heils und Wohls abweicht, ge-
het er auch in Finsterniß, in Verstockung und in Ver-
derben ein. Der Lasterhafte hat nur lieb die Welt, und
was in der Welt ist. Er suchet in der eiteln Ehre, in
dem ungewissen Reichthum, in denen sinnlichen, ja öf-
ters an sich selbst sündlichen Lusten und Wollüsten dieses
Lebens, das Vergnügen seines Herzens. Dieß sind
der Haupt-Zweck seines Sinnes und Willens, seines
Thuns und Lassens. Er wendet alle Mittel und Wege
an, derselben theilhaftig zu werden, und zu genießen.
Daher kan es nicht fehlen, er muß viel Böses thun, um
zu seinem Zweck zu gelangen, weil diese Dinge, durch
gute und erlaubte Mittel, sich gar selten, und zum Theil
gar nicht erhalten, und besalzen lassen. Daher, und
weil

weil der Mensch verkehrt handelt, indem er sich das Vergnügliche, es sey von was für Art es wolle, zu seinem letzten Endzwecke vorstellt, und aber denselben zu erreichen es eine gar schwere, wo nicht gar vielmals unmögliche Sache ist, so kan es nicht fehlen, es muß das Herz mit allerhand unruhigen Gedanken, unreinen Begierden, verwegenen Entschlüssen, anglistichen Sorgen, zweifelhaften Hoffnungen, und andern heillosen Bewegungen, unablässig angefüllt und beschäftiget seyn. Wer wollte aber sagen, oder sich nur einbilden, daß eine solche Verfassung des Herzens Ruhe und Vergnügen mit sich führen, oder nach sich ziehen könne? Geleget auch, er erbälte keinen Endzweck, wird denn wohl des Denkens, Wünschens, Begehrens, Sorgens und Hoffens damit ein Ende seyn? Wird nicht die Sorge für die Erhaltung, Bewahrung, und Vermehrung dessen, was man mit Kummer und Noth erlanget hat, eben so viel, und noch wohl mehr peinliche Bemühungen erfordern? Sollte nun vollends das erlangte, und eine Zeitlang besessene vermeinte Glück wieder verlohren gehen, welches nur allzuleicht geschehen kan, auch täglich zu geschehen pfleget, welchen Sturm derer widerwärtigsten Leidenschaften wird alsdenn das arme Herz ausstehen müssen? Es mag also der Gottlose das, was er wünschet, haben, oder nicht haben, so ist er übel dran. Seine sündliche Neigungen strafen sich selbst ab, und sind eine immerwährende Quelle des Mißvergnügens und Elendes. Nicht zu gedenken, daß gewisse Arten der Bosheit nicht allein das Herz in eine bittere Unruhe setzen, sondern auch den äußerlichen Wohlstand des bürgerlichen Lebens, und die Gesundheit des Leibes jämmerlich zerstöhen. So ist er allenthalben unglücklich und elend. Es trifft da ein, was die H. Schrift sagt: Das die Albern gelüftet, tödtet sie, und der Ruchlosen Glück bringet sie um. Prov. I, 32. und was El. 48, 22. gelaget wird: Die Gottlosen haben keinen Frieden. So wie ein frommer und tugendhafter Wandel, seiner wesentlichen

Bekchaffenheit nach, eine süße Vergnügung im Herzen, und das tröstliche Zeugniß eines guten Gewissens, zuwege bringt, wie der Poet sagt:

Ipsi quidem virtus sibiinet pulcherriima merces,
das ist: die Zuversicht, wenn sie auch von denen vergänglichsten irdischen Gütern entblößet seyn sollte, ist ihr selbst der schönste und süßeste Lohn; Eden so ist ein laßterhafter Wandel, wenn man auch die ausdrücklichen gewislich zu erfolgenden Strafen und Plagen Gottes hierbey nicht in Anschlag bringen wollte, dennoch ihm selbst eine gewisse Rache und Strafe. *Maxima peccati poena est, peccasse,* sagt Seneca, die größte Strafe der Sünden ist sündigen und gesündigt haben. Der Schluß von alle dem ist dieser: Es mag ein Gottloser nach seinem inn- und auß-rlischen Zustande betrachtet werden, so ist er, im eigentlichen Verstande, nicht glücklich, sondern unglücklich. Seine Gottlosigkeit ist an sich lauter Missethat und Unheil, und so kan sie auch, durch eine notwendige Folge, anders nichts als Unglück und Verderben würcken. Seine Ehre und Herrlichkeit aber, sein Reichthum und Vermögen, seine sinnliche Lust und Wollust, die er für sein Glück und Wohlfeyn hält, ist nur, wie unser Mutor redet, ein falscher Anschein, und ein eifler Schatten, der verschwindet, ja oftmahls der Strick, der ihn fället, und der Weg, der ihn ins Verderben leitet. Daber der Mensch niemahls fürchtbarer seyn sollte, als wenn es ihm in seinen Sünden wohl ergebet. Was nun aber das Unglück derer Frommen anbelangt, so läßt sich aus dem, was von dem falschen Glück derer Gottlosen beygebracht worden, mit leichter Mühe schließen, daß alle ihnen zustößende widrige Zufälle eigentlich für sie kein Unglück, sondern vielmehr etwas gutes sind. Sie haben den Grund und den Quell des rechten Wohlfeyns in sich, nemlich in ihrer Liebe und Übung des Guten. Das widrige, so ihnen begegnet, erinnert sie ihres noch mancherley unvollkommenen Zustandes, sie lassen sich solches also zu mehrern

Eifer, in Verabscheuung des Bösen, und in Vollbringung des Guten, erwecken. Sie wissen, quod virtus sine adversario marcescit, daß Tugend, ohne Widerwartigkeit, schlaff und welck wird. Sie sehen die Leiden dieser Zeit als einen Wegstein an, daran sie ihren Verstand und ihre Tugend schärfen, als einen Schau-Platz, darauf sie ihre guten Eigenschaften verzeihen und üben, als einen Wegweiser, der sie in die Betrachtung der Nichtigkeit aller irdischen Dinge, und in die Wahrnehmung der zwar unbegreiflichen, doch allzeit weisen, heiligen und guten Regierung Gottes, hinein fñhret. Sie erkennen und erfahren je länger je mehr, daß denen, die Gott lieben, alle, auch die widrigsten Dinge, zum Besten dienen. Welches auch schon Seneca in gewisser Maasse erkannt hat: Boni, sagt er, quicquid evenit, in suum colorem trahunt, das ist, fromme und redliche Gemüther ziehen alles, was ihnen begegnet, zu ihrem Ruh und Frommen. Wann wir nun alles dieses zusammen nehmen, so fehlt es so viel, daß das Glück der Gottlosen, und das Unglück derer Frommen ein Beweis wider Gott und seine heilige Providenz sey, daß vielmehr das würckliche Daseyn des allerheiligsten, allerweisesten, und allergütigsten Gottes von vernünftigen Gemüthern daraus ersehen, und befestiget wird. Ob es gleich freylich bey dem bleibet, was wir gleich Anfangs erinnert haben, daß die Frage, cur malis bene, & bonis male, warum es denen Bösen wohl, und denen Frommen übel ergebe, am allervölligsten, und zur vollkommenen Rechtfertigung Gottes, aus der heiligen Schrift, beantwortet werden kan und muß.

§. LXX.

Daher, daß ich dencke, mache ich den deutlichen Schluß, daß ich eine vernünftige Seele habe; und eben so deutlich kan ich daher, daß ich, nach eigenem Gefallen, etwas thue oder lasse, den

Schluss ziehen, daß ich ein freyes Wesen bin. So ist nun die Freyheit ein Vermögen zu wählen, oder eine freywillig bestimmte Neigung zum Guten oder zum Bösen, weher eine gute oder eine böse Handlung, und das, was man Tugend oder Laster nennt, entsteht. Sollten nun die Laster schlechterdings nicht bestraft werden, so ist es wahr, das wäre Ungerechtigkeit, sollten sie aber nur auf der Erden ungestraft bleiben, so wäre diß ein Geheimniß. Doch wir wollen mit dem Atheisten sehen, daß auch dieses eine Ungerechtigkeit ist. Ungerechtigkeit ist eine Verneinung, und ein Mangel der Gerechtigkeit. Demnach setzt eine jedwede Ungerechtigkeit Gerechtigkeit voraus. Gerechtigkeit überhaupt ist eine Uebereinstimmung mit einer souveränen oder allerhöchsten Vernunft. Ich frage aber, wenn ist es denn wohl nicht vernünftig gewesen, daß das Böse nicht bestraft werde? ich meyne alsdenn, da das Drey-Eck weniger, als Drey Winkel, hatte. Nun ist alle Uebereinstimmung mit der Vernunft eine Wahrheit. Diese Uebereinstimmung, wie nur gesagt werden, ist allezeit gewesen, so ist sie denn eine von denjenigen Wahrheiten, die man ewige Wahrheiten zu nennen pfleget. Diese Wahrheit ist übrigens einweder gar nicht, und kan gar nicht seyn, oder sie ist der Gegenstand und das Object eines verständigen Wesens? Sie ist eine ewige Wahrheit, so ist auch diß verständige Wesen ewig. Und dieses verständige ewige Wesen ist Gott.

Wir wollen den vielen kurzgefaßten Gedanken des Herrn Authoris pro Anmerkungen moßen. Die er-
 111

Sie soll den Ursprung des Bösen, die andere den ander-
 weiten hinreichenden Beweis für die Existenz Gottes, be-
 treffen. Was das erstere anbelangt, so ist es zwar ei-
 gentlich des Herrn de la Bruyere Werk in diesem s.
 nicht, daß er den Ursprung des moralischen Uebels un-
 tersuche und bestimme; er giebt uns aber doch, gleich-
 sam im Vorberathen, die rechte Quelle an, wo solcher
 Ursprung zu suchen und zu finden ist. Da wir nun vor-
 her beides von denen natürlichen Unvollkommenheiten,
 als auch von denen in der Welt vorkommenden unnatür-
 lichen, oder so genannten Straf Uebeln, in etwas geban-
 delt, auch haben nicht nur nichts wider Gott, sondern viel-
 mehr alles für Gott und seine Ehre gefunden haben, so will
 nun auch nöthig seyn, daß des Sünden Uebels, als der
 ursprünglichen Quelle alles Straf Uebels, gedacht, und
 die Unschuld Gottes gerettet werde. Denn wenn Gott
 an dem Sünden Uebel, das ist, an Sünde und Unrecht,
 keine Schuld hat, wie er dessen keine hat, und schlech-
 terdings keine haben kan, so wird er auch um desto mehr
 rein bleiben, und rein bleiben müssen, wenn er, um des
 dem ersten Ansehen nach, gar ungleich ausgeheiltem
 Glück und Unglück halber, von unbefonnenen Gemü-
 thern gerichtet werden will. Daß Sünde und Unrecht
 in der Welt sey, und von denen Menschen nur allzu-
 leicht begangen werde, brauchet keines Erweisens. Die
 Sache redet selbst, und einem jedweden kan dessen sein
 selbstleugenes Gewissen das unabweisbarste Zeugniß geben.
 Wer dieses von sich, oder wohl gar auch von andern
 läugnen wollte, der müßte gar keinen Begriff von dem,
 was wahr oder falsch, recht oder unrecht ist, und selb-
 stlich gar keine Vernunft haben. Wenn nun dieses, daß
 es allerdings, bey uns und andern, Abweichungen von
 denen Gesetzen gebe, von keinem vernünftigen Menschen,
 ja von keinem Atheisten, abgelaugnet werden kan, als
 welcher letzterer nur allzu sehr über Ungerechtigkeit klagen-
 er, und daher eine Sache wider Gott haben will; so
 wird ferner ein jedweder, der da etwas unrichtiges, ja

maß mit Verstand und Willen, begehrt, den sich selbst wahrnehmen, und wenn er nicht wider das Urtheil seines eigenen Gewissens reden will, bedenken müssen, daß er zu der auferstehenden sündlichen Handlung, weder von außen, noch von innen, gedrungen werden sey, sondern sich selbst, nach einem Gutbedunken und Belieben, dazu entschlossen und determiniret habe, mithin der eigentliche Ursprung und Quell des beangeneigten Urtheils in ihm selbst zu finden sey. Daber er sich auch zu der darauf gerichteten Strafe in keinem Gewissen, verbunden erwachten muß, und würdlich bereutwogen, und zwar von rechenwegen, gestrafet werden kan. Verhält es sich nun mit denen Sünden, die wir selbst begeben, also, daß wir nemlich die eigentlichen Urheber derselben sind, so deucht mich, man könne mit Rechte schließen, daß es, mit der allerersten Sünde, die in der Welt zum Vorschein gekommen, sich eben also verhalten haben müßte, und daß dieselbe nicht von außen hinein, sondern von innen heraus gekommen, und demnach, in dem Schoße des mit Verstand und freyen Willen begabten Wesens, entstanden sey. In der Welt finden wir, nach der bloßen Vernunft, keine andere Creatur, die da sündigt, und sündigen könne, als den Menschen. Denn was die Engel anbelangt, so lautet alles, was die Vernunft von ihrer Erlebung und Beschaffenheit sagen kan, auf keine unsehbare Gerechtigkeit, sondern auf lauter Muthmaßung, und wanns doch kommt, auf eine bloße Wahrscheinlichkeit, hinaus, und also liest sich auch von denselben sündigen, oder unsündigen Zustände, nichts gewisses herbringen. Daß aber Gott, eben deswegen, weil er Gott ist, gar nicht sündigt, und schlechterdings nicht sündigen, noch an der Sünde irgend einen Theil haben könne, versichert sich von selbst, und wird hiervon nicht unten noch etwas mehrers gedacht werden. Gleichem nach wird man wohl in Verantwortung der Frage, den Ursprung des Bösen betreffend, des dem Menschen befohlen haben, und mit

mit unserm Subject denselben in der menschlichen Freiheit, oder, besser zu reden, in dem Mißbrauch der menschlichen Freiheit, suchen müssen. Der Mensch besitzt allerdings eine Freiheit. Man hat dieses aus der Erfahrung. Unser Acter schließt mit Noth, daß, wie man aus dem Vermögen zu denken, und aus der in uns vorgehenden wirklichen Handlung des Denkens, unwiderprechlich abnehmen könne, daß unsere Seele ein Geist sey, man, eben mit solcher Gewisheit, aus unserm freiwillig beliebten Thun und Lassen, den Schluß zu ziehen habe, daß wer mit einer Freyheit begabet ist. Ja eben die vernünftigen Gedanken der Seele sind, wenn ich so reden mag, die Wurzel der Freyheit, und die Freyheit selber nothwendig Verstand und Erkenntniß voraus. Denn die Freyheit ist, so zu sagen, ein Gemenge von Würdungen des Verstandes, und des Willens. Wo ein vernünftiges Erkenntniß ist, da wird etwas als wahr, oder falsch, als gut oder böse, als recht oder unrecht, als nützlich, oder schädlich, erkannt. Das Erkenntniß einer Sache findet nicht so geschwinde in unserer Seele statt, daß nicht so gleich eine Bewegung in dem Willen entstehen, und das Erkannte entweder gebilliget, belibet, gerühmet, und gelübet, oder gerühmet, verabscheuet, gebisset, und vermieden werden sollte. Obgleich diese Bewegung oder Hineigung des Willens einmahl starker, als das andere mahl, sich werden zu lassen pflegt. Wobey denn der Mensch immer die Freyheit bedacht, zu wehlen, und zu verwerfen, was ihm beliebt, je nachdem er sich die Sache als annehmlich, oder als verwerflich, vorstellt, es mögen nun solche seine Vorstellungen richtig, oder unrichtig seyn. Wo demnach Vernunft ist, da ist auch Freyheit, und wo Freyheit ist, da ist auch Vernunft: daher man von denen unvernünftigen Thieren nicht sagen kan, daß sie Freyheit haben, und nach Freyheit handeln, weil in ihnen keine Vernunft ist, und alles, was sie vornehmen, nur nach Instinct

Nach sinnlichen Empfindungen, Begierden, und Ver-
 abtheilungen, geschieht. Der Mensch hat Verstand,
 und also auch Freyheit. Stellet er sich, in seinen Ge-
 danken, etwas als erlaubt, oder wohl gar als schick-
 termaß an, so treibt, möglich und bestimmt vor, das
 doch in sich unstatthaft, weil, unange, schädlich und
 verwerflich ist, welcher unrichtige Begriff, durch seine
 eigne Schuld, in ihm eingeprägt wird, und entweicht auf
 einem Kanale gewisser Aufmerksamkeit, oder daher
 rührt, weil er sich durch die Einlichkeiten dahin reizen,
 und von fernern neuen Nachdenken abhalten läßt; so ist
 dieses kein ein Fehler, und eine Abweichung von dem
 Gehe der Wahrheit, vermöge dessen er die Sache nicht
 anders, als sie ist, ansehen, und schätzen sollte. Durch
 solche unrichtige Urtheile des Verstandes wird der Grund
 zu verkehrten Sorengungen des Willens, und folglich
 auch zum Mißbrauche der Freyheit, gelegt. Denn
 wann er das, was böse und schädlich ist, als gut und
 nützlich, und das, was gut und nützlich ist, als böse
 und schädlich, ansehet und hält, so hat er, der wesent-
 lichen Beschaffenheit des Willens zu feige, unrichtiger
 Falsch und Verleumdung darzu, oder empfindet Ekel und
 Mißgehen darüber, worauf er sich denn, nach der ihm
 berechnenden Freyheit, dahin determinirt, und das-
 jenige erwehlet, was er, nach seiner eignen Ein- und
 Macht, für das beste zu seyn, erachtet. Da es denn
 nur allgernein geschieht, daß er das, was er, von
 ruhigem Gebrauch seines Verstandes, für recht und
 gut erachtet und deswegen gebilliget und belohet hat,
 zu einer andern Zeit, und wenn sinnliche, ei fern an-
 genehme, oder widerige, Empfindungen die Thüren des
 Verstandes beschleien, und das Gemüthe in Unruhe
 setzen, mit ganz andern Augen ansehet, und es wohl
 gar für etwas böse und schädliches achtet. Gleich ver-
 abtheilt und hüllet, auch wohl gelüdet und das ent-
 gegen gesetzte würdige lobet, unter dem sinnlichen
 Za.

Wohin des Guten, erreicht und verbringt. Da
heißt es denn mit Recht:

Vides meliora, proboque,

Deteriora sequar. Das ist:

Ich seh' und billige, was besser ist, ent. und recht.

Als lange die Versuchung währt und den Lusttag
zieht.

Wird der Verstande Tage durch Sinnlichkeit
gerühret.

Es wird das Ich kind. als etwas ent. brühet.

Es ist demnach der Ursprung des sinnlichen Urtheils,
oder der Sinne, nicht in dem Willen allein, auch nicht
allein in dem Verstande, sondern in beiden Kräften
der Seele, oder, besser zu reden, in dem unwillkürlichen
rechten Gebrauch beider beiden Seelen-Kräfte, ja so-
fort, da denn die sinnlichen Beschaffenheiten vernunftlich
mit in Anschlag gebracht werden müssen, als welche
genügsam die nächste Schranken zu diesem Rath-
brauche zu sein pflegen. Es kan zwar der Mensch
von andern unmittelbar per Sinne veranlaßt, und
gerührt werden, es kan aber doch bemerken, eben dar-
um, weil er ein freies denkendes Wesen ist, natürlichster
Weise, nicht primar, oder mit Nothwendigkeit darzu
genöthigt, daß er ohne erwähltes Verstandes und Schan-
den Urtheil, und daß, was er, seiner Erkenntniß und
Gewichte nach, für wahr, für gut, für recht, für nüt-
zlich, für rationell, und für thöricht hält, solches nicht
mehr dafür, sondern für falsch, für böse, für unrecht,
für schädlich und verwerflich, halten müßte. Er kan,
durch äußerliche Gewalt, daß und daß zu thun,
oder zu lassen, aber innerlich darzu gezwungen wer-
den, daß er daß, was gebietet, in seinem Herzen
für recht ansehe und halte. Schmeichelt es, daß er auf
andere Schanden und Schwächen kommt, so ge-
schehet es durch die reine Kraft seines Verstandes, und
nicht der eignen Zerknirschung seines Willens. Er ist und blei-
bet demnach, in alle Wege, die eigentliche Ursache,
und

und die urfprüngliche Noth eines Irrthums und seiner
sündlichen Vergehungen. Alles die könnte und sollte nun
wohl anzu seyn, den lieben Gott, von aller Ibelthet-
mung und Schuld der Sünden, frey zu sprechen, und
dagegen den Menschen, sothanen Uebels halber, allein
in Anspruch zu nehmen. Jedoch weil man, arbeits-
samer Seins, und sonst, der gerechten Sache Gottes ein-
mahl Feind ist, und gern etwas wider ihn haben will,
so muß sich Gott, so zu reden, recht vor's Gerichte so-
dern, und zur Rechenschaft ziehen lassen. Er soll Rede
und Antwort geben, warum er den Menschen so, und
nicht anders, gemacht, als daß er fallen können, war-
um er die erste Sünde zugelassen, und warum er nicht
solchen Sünden-Fall verhindert habe, welches ihm
doch, als einem allmächtigen Gott, ganz was leichtes
müßte gewesen seyn? Da nun Gott, keiner Seits,
solches nicht gethan habe, so gewinne es ja allerdings
das Ansehen, als ob er es entweder nicht account, oder
nicht gewollt hätte, welches beydes seiner Ehre und Un-
schuld nachtheilig ist. Alle diejenigen, die also den-
ken und sprechen, wissen nicht, was sie sagen, oder
sagen. Hatten sie nur einen rechten Begriff von dem,
was Gott ist und heisset, und behielten sie solchen Be-
griff nur immer vor Augen und im Herzen, so würden
sie auf dergleichen göttlicher Majestät nachtheilige Ge-
danken, und Fragen, nicht verfallen. Denn da Gott
das allervollkommenste, mithin das allerweisseste, das
allerheiligste und das allergütigste Wesen ist, so brin-
get es auch dieses kein Wesen schlechterdings mit sich,
daß, in und an ihm, gar keine Art der Sünde stat
finden könne. Könnte Gott irren, und eine Sache an-
ders ansehen, und beurtheilen, als sie, ihrer Natur
nach, anzusehen, und zu beurtheilen ist, so wäre Gott
nicht der allerweisseste. Könnte er etwas billigen, lie-
ben, wollen, weihen und vollbringen, das in sich zu
mißbilligen, zu hassen, und zu verwerfen ist, so wäre
er nicht der allerheiligste. Sollte er aber kein vernünft-

tiges Geschöpf, vor Irrthum und Sünde verwahren, und ohne Nachtheil seiner hohen göttlichen Eigenschaften, mit größern Vollkommenheiten ausrücken können, und thäte es gleichwohl nicht, so wäre er nicht der allergütigste. Kurz, wenn Gott selbst sündigen, oder die Sünde bey andern gut heißen, oder nur mit gleichgültigen Augen ansehen könnte, so würde er sein eignes allervollkommenstes Wesen läugnen, und aufhören, Gott zu seyn. Dieses vorausgesetzt, wie es, nach dem Begriffe von Gott, vorausgesetzt werden muß, so ist es eine ebnumögliche Sache, daß Gott an dem, was Sünde ist und heißet, auch nur die allergeringste Schuld haben könne, vielmehr hat man in der Frage, woher die Sünde ursprünglich gekommen sey? entweder keine Unreinheit zu bekennen, und von aller Untersuchung des Ursprungs abzusehen, weil man doch, in dem bloßen Lichte der Vernunft, denselben nicht völlig entdecken kan, oder man muß die Sache also entscheiden, daß die Schuld der Creatur allein bemessen, der Schöpfer aber außer allen Anspruch gelassen werde. Es ist wahr, die Welt, in so weit sie eine Menge, und ein Zusammenhang von Geschöpfen Gottes ist, so ist sie ein Werk der Hande Gottes. Gott ist, im recht eigentlichen Verstande, der Herr über die Welt. Er hat Himmel und Erde, und alles, was darinnen ist, erschaffen, er erhalt auch ein jedwedes in seinem Wesen, Würden, und Seyn. Der Mensch ist, unter allen sichtbaren Geschöpfen, das edelste, und demnach ist er ein besonderes vortreffliches Werk, ja ein rechtes Meisterstück und Eigenthum seines Gottes. Weil Gott die Welt, und alles, was darinnen ist, geschaffen hat, und noch erhalt, so kan in und mit der ganzen Welt, auch sonderlich in und mit dem Menschen, nichts vorgehen, es muß dem allwissenden Schöpfer und Erhalter aller Dinge wissend seyn, ja es muß alles, was dergleichen verachtet, entweder von ihm selbst, oder durch seine Zulassung geschehen. Nun ist Sünde und Unrecht

in der Welt, und sonderlich in und an dem Menschen. Sünde und Unrecht ist eine Abweichung von dem, was recht und gut ist, kan daher weder ewig, noch auch etwas erkbaffenes, oder dem Geschöpfe wesentlich eigen seyn. Denn alle Creatur, in so fern sie eine Creatur ist, ist gut, und in ihrer Art etwas vollkommenes. Es ist also die Sünde etwas fremdes, und gehöret nicht mit zu dem Wesen des Geschöpfes. Sie ist *τετρατάβητος*, etwas, so neben eingeschlichen, und unrechtmäßiger Weise zum Vorschein gekommen ist. Dieses aber, und daß die Sünde in die Welt gekommen ist, kan ohnmöglich ohne Gottes Vorwissen, und wenn ich so reden mag, ohne seine Genehmigung, geschehen seyn. Denn wenn die Sünde auch noch so etwas geringes wäre, da sie doch etwas hochwichtiges, und die Quelle so vielen Unheils ist, so liesse es sich doch mit der Ober-Herrschaft Gottes, die ihm eigenthümlich über die Welt zusiehet, nicht zusammen räumen, wenn etwas in die Welt gekommen, oder in derselben entstanden wäre, davon er nichts gewußt, oder solches nicht zugelassen hätte. So ist nun die Sünde, zwar ohne Gottes Zuthun, jedoch nicht ohne sein Vorwissen und Zulassen, in der Welt vorhanden. Es sey ferne, daß wir sogleich zusähen, und solche Ein- und Zulassung der Sünde dem allerbedeutlichsten Gott zur Last legen sollten, vielmehr muß uns der eben fest gesetzte Begriff von Gottes unendlicher Vollkommenheit auf die Gedanken bringen, daß solche Zulassung des Bösen mit denen hohen Eigenschaften Gottes, nicht nur nicht streite, sondern noch darzu denekselben anständig und gemäß sey. Denn Gott mag entweder selbst etwas thun, oder etwas geschehen lassen, so verhält er sich dabey, wie es einem allervollkommensten Wesen eignet und gebühret, das ist, er handelt niemahls ohne Ursache und Absicht. Was er thut, und was er geschehen lasset, ist allemahl loblich und gut. Die Ursachen und Absichten, so er dabey hat, wenn er sie gleich nicht vollständig eingusehen vermögen, können nicht anders,

ders als vollkommen heilig, gerecht und gut, und also kan dasjenige, was er thut oder geschehen läßt, nicht anders, als ebenfalls gut, und nach allen ihm vorurtheillichen Umständen, vollkommen gut, oder das beste seyn. Ob wir nun gleich die Tiefen der göttlichen, bey Zulassung des Bösen, geführten heiligen Absichten, nicht ergründen können, und uns damit begnügen lassen müssen, auch gar wohl begnügen lassen können, daß wir überhaupt wissen, und es in der täglichen Erfahrung also finden, wie Gott nichts thut, und nichts geschehen läßt, welches nicht gut sey, und, unter der Hand seiner allweisen Regierung, zu einem guten Ende hinaus schlaege: so finden wir doch, in dem Weten und in der Natur des Menschen, hinlangliche Ursachen, warum Gott, seiner wesentlichen Heiligkeit und Güte unbeschadet, das Böse zulassen können, ja zulassen müssen. Gott hat die Welt, und in derselben vernünftige Creaturen, nemlich die Menschen, hervor gebracht, welche ihn, den Schöpfer, aus der Betrachtung der sichtbaren Welt, erkennen, und, solchem Erkenntniß gemäß, verehren und bedienen sollen. Dem zu Folge mußte der Mensch nicht nur eine vernünftige Seele, und in derselben Verstand und einen freien Willen, sondern auch einen mit sinnlichen Gliedmaßen beabten Körper haben. Diese beyden in wesentlicher Vereinigung und Gemeinschaft stehende Theile, die vernünftige Seele, und der organische Körper, machen das Weten des Menschen aus. Keines von beyden kan weg seyn, wenn der Mensch ein Mensch bleiben soll. Weilen nun der Mensch eine Creatur ist, und in Ewigkeit eine Creatur bleiben wird, so muß er auch die allgemeinen Eigenschaften einer Creatur überhaupt an sich haben, das ist, er muß etwas zufälliges, etwas veränderliches, etwas endliches, und in allen seinen Kräften eingeschränkter seyn. Wäre dieses nicht, so wäre er keine Creatur, sondern etwas geistliches, ja Gott selbst. Es haben also beydes die Kräfte seiner Seelen, als die Kräfte seines Leibes, ihre Schran-

den, so daß selbige in gewisser Maasse erweitert, und auch, unter gewissen Umständen, verringert werden können. Daß es sich nunmehr mit dem Menschen also verhalte, lehret einen jedweden seine selbst eigene Erfahrung. Daß er aber auch in dem Stande der Unschuld, und wie er zuerst aus denen Händen seines Schöpfers hervor gezaugen, ebenfalls gewisse Grenzen, in Ansehung seiner Leibes- und Seelen-Kräfte, gehabt habe, und daß er auch dereinst im Stande der ewigen Seligkeit ein solches endliches, und immerfeet, obgleich alsdenn nur zum Guten veränderliches Wesen behalten werde, daran läßt uns die Beschreibung, welche der heilige Geist in seinem Worte von diesem des Menschen zwiefachen Zustande giebet, im geringsten nicht zweifeln, maassen derselbe, nach Gottes Wort und Willen, in der Erkenntniß und Uebung des Guten, immer hatte wachsen und zunehmen solten, so wie er, nach seiner Wiedervereinigung mit Gott, nicht allein hier auf Erden, sondern auch dereinst im Himmel, solche eben dieselbigen göttlichen Woesen, in Ewigkeit wachsen und zunehmen wird. Da nun solcherart der erschaffene Mensch eines eingeschränkten Wesens war, und, als eine Creatur, nothwendig seyn mußte, so war es auch möglich, daß er sich falsche Vorstellungen von Dingen mache, oder die ihm beywohnende richtige Beurtheilung aus der Acht lassen, dem Urtheile der Sinnen mehr, als dem Urtheile der Vernunft, Gehör geben, und also auf verkehrte Weisungen geraten, keine Arbeit misbrauchen, und, nach dem Mißbrauche der Arbeit, in sündliche Handlungen abgehen konnte. Die Möglichkeit zu sündigen, oder daß eine vernünftige Creatur auf Irthum und Sünde geraten könne, liegt in dem Wesen einer solchen Creatur. Denn eine absolute Unmöglichkeit zu seyn und zu fallen, ist nur eine Eigenschaft Gottes, welche Eigenschaft keiner bloßen Creatur mitgetheilt werden kan. Daß aber der Mensch nothwendig hatte fallen müssen, ist gar keine Folge seines Wesens. Sondern wäre er außer aller

Schuld.

Schuld. Denn wie das Wesen eines Dinges nothwendig ist, so führt auch das, was aus dem Wesen, als eine wesentliche Eigenschaft, fließet, eine solche Art der Nothwendigkeit mit sich. Er hätte ja eben sowohl in dem anascharischen guten Gebrauche seines Verstandes und freien Willens, auch aller seiner Sinnen, fortzufahren können, wie er davon eigenwillig abschieden, und in einen schändlichen Mißbrauch eingegangen ist, zumahl, wie die, durch göttliche Offenbarung, erhaltene Nachricht von dem Sünden-Falle des ersten Menschen besaget, Gott an sich gar nichts ermanen lassen, was zur Erhaltung des Menschen im Guten, und zur Verhütung der Sünde, von einem heiligen, gütigen und weisen Gott erfordert werden konnte. Sprichst du, warum hat denn aber Gott den Sünden-Fall nicht vielmehr, nach seiner unumschränkten Rache, verhindert, als daß er denselben zugelassen, und dadurch so viel Unheil und Verderben über den armen Menschen ergehen lassen? so wisse, daß diese Frage gewislich eine Art der Vermessenheit mit sich führt, die dir, als einem Menschen und noch dazu sündigen Geschöpfe, gar nicht anstehen will. Bist du ein rechter Kenner und Verehrer deines Gottes, wie du es seyn sollst, so wirst du, in allen deinen Gedanken und Fragen über Gott und göttliche Dinge, die Wahrheit zum Grunde legen, daß Gott die Heiligkeit und Unschuld selber sey, und daß er zu alle dem, was er thut und zuläßt, keine, obgleich unbegreifliche, doch allemahl heilige und gute Ursachen und Endzwecke habe. Dein Unverstand und übriges Unvermögen muß der Ehre deines Gottes gar nicht zum Nachtheil gereichen. Wisse aber auch, daß man in dieser Sache nicht Neß und alken auf die Allmacht Gottes, oder auf das, was Gott thun könne, zu setzen habe, sondern auch keine übrige hohe göttliche Eigenschaften, und was er nach denenselben für das Beste erachte, zugleich mit in Betrachtung geben muß. So hätte Gott der Herr freylich die Sünde in der Welt verhindern können, wenn er, nach seiner

bloßen allmächtigen Kraft, verfahren, und entweder den Menschen gar aus der Welt hinweg lassen, oder, nach dem gehörenden Falle, wiederum vernichten, oder ihn seines Verstandes und freyen Willens berauben wollen. Daß Gott dieses hätte thun können, wer wollte daran zweifeln? Ob das aber ein Werk seiner Weisheit, Güte, Treue und Wahrheit gewesen wäre, ist eine andere Frage. Der Mensch sollte mit da seyn, vermöge des Endzwecks, den Gott bey Erschaffung der Welt vor Augen gehabt. Er sollte ein Mensch seyn und bleiben, und folglich den freyen Gebrauch seines Verstandes und Willens haben. Diesen freyen Gebrauch seiner Vernunft mußte er auch mitten unter denen Versuchungen ungefränkt behalten. Hätte nun der Mensch außer der Möglichkeit zu sündigen gesetzt seyn sollen, so hätte ihm Gott keine Freyheit nehmen, mithin auch keine Vernunft, als die Quelle der Freyheit, zerstören, und also aus dem Menschen einen Unmenschen machen müssen. Da nun aber dieses mit der Wahrheit, Weisheit und Güte Gottes gar nicht zu vergleichen ist, so konnte er nicht anders, er mußte dem Menschen seine Freyheit, mithin auch den eigenwilligen Mißbrauch der Freyheit, und dadurch die Sünde zulassen, wenn anders der Mensch ein Mensch verbleiben, und als ein Mensch thun und lassen sollte. Gnug, daß Gott an dem Menschen die Hergelende Kraft seines Wortes, in wie weit nemlich mit verfahren einem vernünftigen Gemüthe bezukommen gewesen, nicht unbezeugt gelassen, und auch hierdurch sich außer aller Schuld gesetzt hat. Zu alle dem kommt vornehmlich anoch dieses, daß, da er als ein weiser, gütiger und getreuer Gott, das Böse nicht verhindern können, sondern zulassen müssen, er um desto lieber in die an sich selbst unschuldige Zulassung gewilliget habe, weil er vorher gesehen, wie er das, ohne sein Zuthun vorhandene, und von ihm nur zugelassene Böse, zu einem guten Endzwecke also lenken könne und wolle, daß dadurch seine heilige Ehre herrlich geoffenbaret, und das

das durch die Sünde angerichtete Unheil wieder gut gemacht werden möge. Die Sünde, als Sünde, kan nichts gutes wirken, und also, eigentlich zu reden, kein Mittel und Weg zum Guten werden, sie hat aber doch mit ihren kläglichen Folgen den allgütigen Gott veranlaßt, daß er der sündigen, und der Sünde wegen verlohrenen Menschen, sich erbarmet, und in Christo, dem Erlöser von Sünden, einen bewährten köstlichen Grund zu allerley geistlichem Segen in himmlischen Gütern, ge-
 V
 leget hat. So herrlich nun, aus dem Werke der Erlösung durch Christum, die Ehre beydes göttlicher Heiligkeit und Gerechtigkeit, als göttlicher Liebe, Güte, Gnade und Barmherzigkeit, nicht weniger die Ehre göttlicher Weisheit, Allmacht, Treue und Wahrheit, sich zu der Menschen Heil und Seligkeit veroffenbahret; so wenig hat man es dem großen Gott zur Last zu legen, daß er das Sünden-Übel zugelassen hat, da er dasselbige, ohne einmahl auf die darauf erfolgte große Offenbarung seiner Ehre und Herrlichkeit zu sehen, nicht süglich verhindern können. Es ist wahr, wäre keine Sünde in die Welt eingegangen, so würde sehr viel, ja alles Unglück und Verderben hinweg geblieben seyn, es ist aber auch dieses gewiß, daß die unaussprechlich großen Reichthümer und Schätze derer unzehligen Gnaden- Wohlthaten Gottes, die wir nach unsern gegenwärtigen Umständen heiliglich verwundern, und seliglich genießen können, noch mehr aber in der Ewigkeit verwundern und genießen sollen, alsdenn nimmermehr zum Vorschein gekommen seyn würden. Wer nun ausmachen will, welches von beyden besser sey, ob dieses, daß die Sünde zugelassen, und nicht mit Gewalt verhindert worden? oder dieses, daß der Mensch an seiner Freyheit, zu thun und zu lassen, was ihm gut geducht, zwar gekränkelt worden, aber doch sodenn ohne Sünde geblieben wäre? Wer, sage ich, diese Frage, welches von beyden das beste sey? entscheiden will, der muß im Stande seyn, die Sünde samt allen und jedweden betrübten Früchten

der Sünde, so zu reden, in eine Waagschaale, und als denn alles das Gute, welches, nach dem erbarmenden Rath und Willen Gottes von unserer, als verlobnter Menschen, durch Christum wieder herzustellen den Seligkeit, gleich nach dem Sünden-Falle, hervor gekommen ist, und bis in die Ewigkeit hinein kommen wird, in die andere Waagschaale zu legen, und zu bestimmen, ob das Böse vor dem Guten, und das Unheil vor dem Heil und Wohl, oder dieses vor jenem, den Ausschlag gewinne? Ja! es müßte ein solcher auf's genaueste wissen, was in dem Falle, wenn der Mensch, nicht durch Versuchung des Teufels, sondern bloß und allein durch eigne Schuld, welches ja bey ihm eben so leicht, und vielleicht noch eher, als bey dem Teufel, hätte geschehen können, geschehen wäre, sowohl von Seiten des gerechten Gottes, als von Seiten des solchergestalt ungleich schwerer gefallenen Menschen, erfolget seyn würde. Weilen nun kein Mensch, weder das eine noch das andere zu bewerkstelligen, vermögend, sondern dieses alles lebhaftig ein Werk des allwissenden Gottes ist, und aber der Sünden-Fall, ohne dem freyen Wesen der vernünftigen Creatur, ja ohne dem göttlichen Wesen selbst, Eintrag zu thun, bloßerdings nicht verwehret werden können, sondern zugelassen werden müssen; so deuchte mich, es will uns armen schwachen Menschen nichts besser eignen und gebühren, als daß wir in aller Demüthigung des Herzens glauben und bekennen, Gott habe, warum er das Böse zugelassen, gleichwie seine heilige und gerechte, also auch seine gute und heilsame Ursachen und Absichten gebahr, und müßte ihm, als dem allweisen Gott, doch wohl am besten wissend gewesen seyn, was bey solcher hochangelegenen Sache das beste, zu thun und zu lassen, und folglich sowohl zur Verherrlichung seines hochheiligen Namens, als zum Ruh und Frommen seiner Völkere, das allerrathsamste gewesen sey; wenn wir schon die Tiefen des Reichthums bey der Weisheit und der Erkenntnis Gottes nicht ergründen oder einsehen können. Müßten doch
auch

auch nicht alle hierunter geführte Absichten Gottes so gleich, und vor unsern Augen, offenbahr gemacher werden. Je weitausschender jemandes Verstand und Klugheit ist, desto weiter erstrecken sich ofters seine Abichten, und er thut igo, oder läset etwas geschehen, daren die eigentliche Ursache, warum er es gethan, oder warum er es geschehen lassen, wohl erst nach vielen Jahren sich zu Tage leget. Wie manches hat unser lieber und weiser Gott, nach denen Geschichten der H. Schrift, bey denen heiligen Alt-Vätern und sonst verhänget, welches anfänglich gar seltsam scheinen mögen, nachdem aber die wahre Meynung und Absicht Gottes, obwohl vielmahls allererst nach etlichen hundert Jahren, kund geworden, so hat man auch die Sache mit desto größerer Verwunderung der Weisheit, Güte und Treue Gottes ansehen müssen. Es mag auch hier, und da die Rede von der Zulassung des Bösen ist, in gewisser Maaße heißen, wie unser Heiland zu Petro sprach: Was ich igt thue, das weißt du nicht, du wirst es aber hernach erfahren. Aufmercksame und Gottliebende Gemüther erfahren täglich, wie alles, was Gott thut, und alles, was er, auch durch böse Menschen, von Sünden und sündlichen Wercken, geschehen läset, wohl gethan und wohl geschehen sey, und singen und sagen daher mit getrostem Muthe: Was mein Gott will, das geschehe allezeit, sein Wille, auch sein zulassender Wille, ist der beste. Können nun fromme Herzen schon hier, in dem wunderbahren Rath und Willen Gottes, sich zufrieden geben, da sie die besondern heiligen Endwecke Gottes noch nicht so deutlich erkennen, so werden sie gewißlich, in der seligen Ewigkeit, allererst mit völliger Gewisheit erkennen, und mit innigster Herz-vergnügender Ueberzeugung erfahren, daß des Herrn Rath, gleich wie überhaupt, also auch sonderlich in Zulassung des Bösen, Falls, zwar wunderbarlich, doch herrlich, und göttlicher Majestät vollkommen anständig gewesen sey. In welcher, mit lebendiger Erfahrung verknüpften, anschauenden Er-

Kenntniß der Wege, und Werke Gottes, ein nicht geringes Stück des zukünftigen allerfertigsten Vergnügens in und an Gott, besteben wird. Aus alle dem, was bisher beygebracht worden, laßet sich endlich auch die in diesen Tagen, mit vielem Eifer, und Ernst, getriebene Frage: Ob diese Welt die beste sey? beurtheilen. Man ist eben daher auf diese Frage verfallen, weil in der von Gott erschaffenen Welt viel Böses zu finden ist, und es daher das Ansehen gewinnen wollen, als ob die mit so vielem Sünden-Uebel verknüpfte Welt gar nicht gut, vielweniger unter allen möglichen Arten der Welt die beste genennet werden könnte, welches denn aber der allerböschsten Güte Gottes nicht wenig zum Nachtheil gereichen würde, als welcher eine solche Welt, darein viel Böses eingegangen ist, welches, daß es in dieselbe eingehen werde, Gott gleichwohl vorher gesehen hat, dem ungeachtet vor allen andern zur Würcklichkeit kommen lassen, und also das Geringere dem Bessern, oder wehl gar das Böse dem Guten vorgezogen hätte. Beyde Theile, sowohl diejenigen, die diese Frage bejahen, und daß diese Welt allerdings die beste sey, behaupten; als auch diejenigen, die diese Frage verneinen und bestreiten, haben bey ihren Bemühungen eine gute Intention, und suchen die Unschuld Gottes in Sicherheit zu stellen. Jene geben vor, und vernehmen, mit allem Rechte, vorgeben zu können, daß, obgleich in der Welt viel Böses, gleichwohl aber ohne alls würckliche Zuthun Gottes, durch eigne Schuld der Creatur, entstanden sey, und von ihm, als einem weisen Gott, zugelassen werden müssen, welches er noch dazu zu einem guten Endzwecke zu dirigiren, und nach solcher Direction unendlich viel Gutes zu verschaffen wisse, in solcher Betrachtung Gott dennoch das Beste erwöhlet habe, und also diese Welt, des darin befindlichen Bösen ungeachtet, die beste sey, weil sonst Gott dieselbe nicht würde haben würcklich werden lassen, als der allemahl das Beste liebet und thut, auch das, was, nach allen Umständen

und

und Verhältnissen, das Beste ist, geschehen läßt. Diese hingegen stehen in Sorgen, daß der allerheiligste Gott nicht wenigstens per indirectum, zum Liebhaber und Urheber der Sünde gemacht werde, wenn man sagen wollte, daß er, bey Erschaffung der Welt, kein Wesen mit auf die Sünde, und auf das, aus der Sünde, wider derselben Natur und Wesen, hervor zu bringende Gute, gerichtet, und folglich die Sünde als ein Mittel zur Offenbarung seiner Ehre angesehen und gebraucht hätte, wodurch aber die Unschuld Gottes nicht wenig gekränkt wurde. Daher wollen sie lieber sagen, daß diese Welt, als ein Geschöpf Gottes, zwar gut, aber, von wegen des darinnen entstandenen, und immer fortwährenden, Bösen, ebenfalls etwas Böses, am allerwenigsten die beste Welt sey. Jene sehen, bey Behauptung ihrer Meinung, nicht so wohl auf das Böse, wie es an und für sich beschaffen ist, und vor Augen liegt, als vielmehr auf das Gute, das nach dem Sünden-Fall, durch die allweise und Erbarmungs-volle Fügung Gottes, in Christo, zur Tilgung der Sünde, und alles aus der Sünde herrührenden Unheils, entsprungen ist, und vornehmlich in der Ewigkeit, nach seinem völligen Umfange, erkannt, und genossen werden wird: daher sie auch, zu ihrem Behuf, unter andern hieher gehörigen wohlgemeynten Aussprüchen einiger Väter, und selbst unsers seligen Lutheri, die Worte aus einem alten lateinischen Christlichen Ofter-Gesänge anzuführen wissen:

O certe necessarium Adæ peccatum,

Quod Christi morte deletum est!

O felix culpa, quæ talem ac tantum

Meruit habere Redemptorem! Durch welche Worte gewißlich die Sünde nicht gebilliget, viel weniger entschuldiget, oder wohl gar zur Gerechtigkeit gemacht, sondern nur Gottes Gnade und Erbarmung in Christo gepriesen wird, als wodurch das, was in Adam verderbet worden, wieder gut gemacht, und
un-

umgleich mehr Heil zuwege gebracht wird, als etwan durch die Sünde Unheil gekommen ist, weiln ja, wo die Sünde mächtig ist, und alle ihre heillose Kraft verzeiget, Gottes Gnade in Christo noch viel mächtiger ist, und überflüssig mehr Heil und Wohl angedeyen lässet. Auf dieses Heil und Wohl richten diejenigen ihre Augen, die diese Welt, der in ihr befindlichen Sünde ungeachtet, dennoch für die beste halten. Auf der andern Seite, im Gegentheil, siehet man mehr auf das vorkommende Böse, als auf das in Zeit und Ewigkeit zu genießen, und zu hoffen habende Gute. In welcher Betrachtung, und wenn man bloß dabeu, wie es in dieser Zeit um der Sünde willen ausübet, bestehen bleibet, die Welt freylich eine ganz andere, und recht schlimme Gestalt gewinnet, so daß man, in solcher Absicht, selbige ohnmöglich aut, und noch weniger die beste nennen kan. Meines Erachtens würden die Vertheidiger der besten Welt, so gar anstößig und gefährlich zu seyn, nicht scheinen, wenn sie nur eines andern Ausdrucks, an statt des Wortes Welt, sich zu gebrauchen belieben möchten. Denn es ist doch eine ausgemachte Sache, daß das Wort Welt, nach der heiligen Schrift, und sonderlich nach der Uebersetzung unsers seligen Lutheri, gar keinen vorthelhaften Begriff im Munde führet, vielmehr, an denen mehresten Orten, als so etwas, dafür man sich zu hüten habe, vorgestellt wird. Es ist, und auch nicht unrecht, dieser unangenehme Begriff von der Welt, in unserm Evangelisch-Lutherischen kleinen Kinder-Catechismo, wie auch in sehr vielen Christlichen Kirchen-Gesängen, enthalten, da der Welt immer zu in der Gesellschaft des Teufels, der Sünde, des Todes, und der Hellen, gedacht wird. Man ist von Kindes Beinen an einer solchen Idee von der Welt gewohnt, die allemahl etwas widriges und gefährliches in die Gedanken bringet. Man pflegt, ja man ist, nach Anweisung heiliger Schrift, genehmiget, auf der Sankel, und in Büchern vom wahren Chri-

Christenthum, auf die Verläugnung und Verschmähung der Welt, anzufragen. Selbst diejenigen, die diese Welt, als die beste, erkennen und achten, halten es, in ihren Predigten, und Predigt-Büchern, eben so, und nicht anders. Wenn nun andere kommen und sagen, diese Welt ist nicht allein gut, sondern die allerbeste Welt, so muß man nothwendig, bey erster Anhörung dieser neuen Sprache, stutzig werden, zumahl wenn man die Sache nach dem einmahl gefaßten ungütigen Begriffe von der Welt, und dem Wesen der Welt, beurtheilen will. Der einfältige Christ kan dabey nicht anders denken, als daß man ihm die Welt nicht mehr Gallen bitter, sondern süße machen, und die Verläugnung der Welt gar aufheben, dagegen die Liebe und Lust der Welt, als nöthig und nützlich, anpreisen wolle. Dieses aber ist die Meinung derer, die von der besten Welt reden, ganz und gar nicht. Sie wollen dem wahren Christenthum gar keinen Eintrag thun, vielmehr Gründe an die Hand geben, wie man, in allen Vorfällen, auf die Regierung Gottes sehen, und derselben sich in kindlicher Demuth unterwerfen müsse. Sie reden von der Welt, und daß sie die beste sey, unter einem ganz andern Begriffe. Sie verstehen, durch die Welt, nicht etwa nur das vor Augen schwebende Welt-Gebäude, mit seinem Zuhör, auch nicht allein das Wesen und den sogenannten Lauf der Welt, wie es vom Anfang her gegangen ist, und bis ans Ende dieser mühseligen Welt gehen wird, sondern sie verstehen den ganzen Inbegriff und Zusammenhang aller, außer Gott, befindlichen Dinge samt allen denjenigen Verbindungen, Verhältnissen, Zuständen, und Folgen, die diese Dinge insgesamt hier in der Zeit haben, und dort in der Ewigkeit, so viel die vernünftigen Geschöpfe anbetrifft, haben werden. Und so sagen sie nun, dieser Zusammenhang, diese Reihe und Folge der Dinge, sey, obgleich nicht vor denen Augen unsern engen Verstandes, doch nach denen Ein- und Absichten Gottes,

die

die beste, weil er sie sonst nicht würde haben wirklich werden lassen. Sie wollen demnach, meines Ermessens, weiter nichts, als dieses sagen: Alles das, was Gott, außer sich, gethan hat, noch thut, und in Ewigkeit thun wird, und alles, was er gehoben lassen, noch gehoben lassen, und in Ewigkeit gehoben lassen wird, ist und bleibet, in denen allerheiligsten Augen Gottes, nach allen Umständen, das beste. Weil nun alles diß mit einander in einer gewissen Verbindung stehet, und sie eine solche Verbindung eine Welt zu nennen pflegen, so sagen sie, ihrem Begriffe von der Welt zu folge, daß diese Welt, das ist, diese Verbindung derer Dinge, die beste sey. Wird die Sache in solchem Verstande genommen, so sehe ich eben nicht, warum man den Ausdruck, diese Welt ist die beste, nicht sollte gelten lassen. Diejenigen, die denselben, als irrig und gefährlich, verwerfen, sind gehalten, zu zeigen, daß die von Anfang her vorgewesene, und bis in die Ewigkeit hinein, in Ansehung derer Engel und Menschen, fort-dauernde Verknüpfung derer Dinge, nicht die beste sey, und demnach müssen sie das Ganze mit allen seinen Theilen, samt allen dabey vorkommenden Verhältnissen und Umständen, aufs genaueste übersehen, beurtheilen, und so denn erweisen können, daß allerdings eine bessere Verknüpfung derer Dinge möglich gewesen sey, dagegen der andere Theil dieser Last überhoben ist, indem er die unumstößliche Wahrheit, daß alles, was Gott wirklich werden lassen, denen Ein- und Absichten Gottes nach, das beste sey, in seinem Urtheil von der Welt, das ist, von alle dem, was, außer Gott, in Zeit und Ewigkeit, seine Wirklichkeit erreicht, zum Grunde legt. Weilen nun kein menschlicher Verstand dieses Ganze mit allen seinen Theilen, und derselben gegeneinander habenden unendlichen Verhältnissen, übersehen, viel weniger aus einander legen, und nach dem wahren Werth der Sache ein Urtheil fällen kan, so wäre wohl, bey der Frage von der besten Welt, das allerbeste Mit-

tel,

tel, und der allerhöchste Weg, wenn man mit einem heiligen Apostel die Hand auf den Mund legte, und sich nur damit vergnügte, daß man die Tiefe des Reichthums beyde der Weisheit und der Erkenntniß Gottes, so wohl als die Unbegreiflichkeit seiner Wege, und die Unerforschlichkeit seiner Gerichte, in aller Demuth, Verwunderungs-voll verehere. Die vier und zwanzig Ältesten, die dorten vor dem Stuhl Gottes liegen, und in tiefer Ehrerbietigkeit sprechen: Herr, du bist würdig, zu nehmen Preis und Ehre, und Kraft, denn du hast alle Dinge geschaffen, und durch deinen Willen haben sie das Wesen, und sind geschaffen, Apoc. IV. 10. 11. Diese müssen wohl am besten einsehen und verstehen, daß Gott, in Erschaffung der Welt, und auch bey der Zulassung des Bösen in der Welt, sich so verhalten habe, daß ihm derentwegen der allerhöchste Ruhm und Preis gebühre, und daß es folglich von ihm nicht besser habe mit der Welt gemacht werden können. Werden wir einmahl, nach Gottes gnädigem Willen, in die Gesellschaft dieser vollkommen weisen und gerechten Seelen gelangen, so werden wir auch mehrere Einsichten in die Wege, Werke, und Zulassungen Gottes bekommen, und mit völliger Ueberzeugung wahrnehmen, daß die Welt, die Gott zur Würdlichkeit gedeihen lassen, der in ihr gewesenen Sünden ungeachtet, dennoch unter allen erwanigen möglichen Verknüpfungen, die allerbeste gewesen sey.

Nun wollen wir, ebangeiziger Maassen, noch eine kurze Anmerkung, betreffende den sinnreichen Beweis unsers Auctors für die Existenz Gottes, hinzu thun. Der Heißt sagt: Es ist in der Welt mehr Böses, als Gutes. Das Böse bleibt ungestraft. Diese Nichtbestrafung des Bösen ist eine Ungerechtigkeit. Darum ist keine Providenz, darum ist kein Gott. Denn wenn ein Gott wäre, so würde, ja so könnte er das Böse nicht so ungestraft dahin gehen lassen. Nun ist, wider diesen

Ein-

Eimurf, bereits oben, das Verdächtige hergebracht worden, und könnte es dabei sein Verwenden haben; es gehet aber doch der Herr de la Bruyere allhier noch einen andern weiten Weg, diese arbeitsüßige Meinung zu bestreiten, so, daß er den vermeynten starken Geist mit seinen eignen Waffen wieder, und darnieder leget. Außer dem, daß es falsch ist, wenn gesagt werden will, es werde das Böse gar nicht bestraft, indem ja noch immer der Ausspruch des heydnißischen Poeten eintrifft:

Raro antecedentem scelerum

Deseruit pede poena claudo, das ist, die göttliche Strafe kommt, auf vorbergegangene Missethaten, gemeiniglich als ein hinkender Borbe hinten drein; und wenn auch das Böse nicht so gleich, oder in diesem Leben gar nicht bestraft werden sollte, so gehöret dieses, mit dem Auctor zu reden, unter die Geheimnisse der göttlichen Regierung, außer dem, sag ich, muß die vorgeführte Ungerechtigkeit selbst, wider den Atheisten, zeugen und die Gerechtigkeit Gottes aufrichten. Die Ungerechtigkeit setzet ja eine Gerechtigkeit voraus. Gerechtigkeit ist und heisset alles das, was mit der vollkommensten Vernunft übereinstimmt. Wenn nun der Atheist, bey dem Glück derer Bösen, über Ungerechtigkeit schreiet, und dieses als eine Klage wider Gott anbringen will, so bezeuget er, es sey recht und billig, daß das Böse gestraft werde. Es ist demnach dieses, daß das Böse gestraft werden müsse, eine Wahrheit, welche die Feinde aller göttlichen Wahrheit nicht allein gerne zugestehen, sondern auch, wiewohl aus einer bösen Absicht, behaupten. Nun fragt es sich, wenn denn dieses, daß Bosheit strafbar sey, zu einer Wahrheit geworden sey? Antwort: niemahls. Denn was einmal Wahrheit und Gerechtigkeit ist, das ist es von Ewigkeit her gewesen, und kan es in Ewigkeit nicht aufhören zu seyn. Gott selbst kan das, was einmahl Wahrheit ist, nicht heute oder morgen, und nunmehr zur Unwahrheit machen, und für einen Irrthum

er.

erklären. Eine jedwede Wahrheit ist etwas unveränderliches. Drum sagt unser Heiland, der Mund der Wahrheit, daß eber Himmel und Erde vergehen würden, als daß ein Wort, welches lauter Wahrheit ist, Vergang nehmen könnte. Denn Himmel und Erde sind etwas zufälliges, daher auch etwas veränderliches, und können folglich wieder hinweg gethan werden; die Wahrheit aber ist etwas nothwendiges, daher etwas unveränderliches, und bleibet in Ewigkeit, was sie ist. Es gründet sich dieses auf die Nothwendigkeit des Wesens derer Dinge, und ist derentwegen die Meinung dererjenigen irrig, welche vergehen, daß eine Handlung allererst durch das befehlende oder gebietende Gottes gerecht, oder ungerecht, gut, oder böse, tugend- oder lasterhaft werde. Diese legen durch solche Lehre zur Ausübung des Guten, und Unterlassung des Bösen, einen schlechten Grund, ja sie treten der, von wegen unserer Sünden und verdienten Sünden-Estrafen, unumgänglich nothwendigen Gnugthung göttlicher unwandelbaren Gerechtigkeit allerdings zu nahe. Was wahrhaftig, was gerecht, was keusch, was eine Tugend, was ein wahres Lob ist, das wird nicht erst zur Wahrheit, zur Gerechtigkeit, zur Keuschheit, zur Tugend und zum Lobe, weil das Gesetz sagt, liebe dieses, woe dieses, vollbringe dieses, es ist verder schon, und ebe der ausdrückliche Wille des Gesetzgebers dazzu kommt, in sich etwas gutes, und daher zu lieben, zu thun und zu vollbringen, eben so wie das, was falsch, böse, ungerecht und lasterhaft ist, in sich also beschaffen ist, es mag durch ein besonderes Gesetz verboten werden, oder nicht. Durch das Gesetz wird Wahrheit und Tugend nur kund gemacht, eingeschärft, und der Mensch zu dessen Beobachtung sowohl, als zur Unterlassung des Gegentheils, desto nachdrücklicher verbunden, und, im Fall des Ubertretens, mit desto mehrerm Rechte bestraft. Cicero, in seinen Büchern von Gesetzen, hat von und wider hiervon schöne Gedanken. So schreibt er unter an-

dern L. II. de Legibus: Hanc video sapientissimorum fuisse sententiam, legem neque hominum ingenii excogitatum, neque scitum aliquod esse populorum, sed æternum quiddam, quod universum mundum regeret, imperandi prohibendique sapientia. Ita principem legem illam, & ultimam, mentem esse dicebant omnia ratione aut cogentis, aut verantis Dei. Diesemach ist es eine ewige unveränderliche Wahrheit, daß Sünde und Unrecht etwas böses, und daher auch zu bestrafen sey. Nun gehören Wahrheiten für den Verstand. Wenn gar kein Verstand irgendwo gefunden würde, so wären auch keine Wahrheiten. So nothwendig es ist, daß zweymahl zwey vier ausmache, und ein Driangel nicht mehr als drey Winkel habe, so nothwendig ist es auch, daß das Böse gebisset und bestrafet werde. Es gehöret demnach diese Wahrheit unter die ewigen Wahrheiten. Sind ewige Wahrheiten, so muß auch ein ewiger Verstand seyn, der diese Wahrheiten erkennet und fasset. Dieser ewige Verstand, diese independente souveraine Vernunft, dieser ursprüngliche Inbegriff aller Wahrheit ist Gott. Und demnach verweist uns der Atheist selbst, mit seinem Geschrey über Ungerechtigkeit, auf das nothwendige ewige Daseyn eines Gottes.

§. LXXI.

Die Entdeckungen derer verborgensten Lasterthaten, und welche die Schuldigen mit der größten, und aller nur möglichen Verschichtigkeit, denen Augen derer Menschen zu entziehen gesucht haben, sind nur allzuofters so leichte, und so ungewungen ersolaet, daß es allerdinges scheint, es könne niemand anders, als Gott allein, der Urheber von solchen Offenbarungen des Bösen seyn, und die Geschichte sind dißfalls allenthalben so häufig, daß,
wenn

wenn einigen belieben sollte, diese Begebenheiten einem blinden Ungefähr zuzuschreiben, sie selchem nach behaupten müssen, daß der blinde Zufall zu allen Zeiten zu einer Gerwohnheit worden ist.

Daß der heilige und gerechte Gott das Gute liebe und zu seiner Zeit belohne, aber auch das Böse hasse, und zu seiner Zeit bestrafe, läßt sich unter andern auch daher nicht undeutlich erschen, daß beides die Unschuld, als Missethat eines Menschen öfters noch hier auf Erden ans Licht hervor gebracht wird. Es sind deroletzen Offenbarungen gemeinlich mit solchen merkwürdigen Umständen verknüpft, daß man selbige ohnmöglich von einem blinden Glücks Felle verleiten kan, sondern einer geheimen allergerechtesten göttlichen Vorsehung zuschreiben muß. Je größer die Missethaten sind, welche die Menschen begeben, je geheimier suchen sie dieselben zu halten. Fragen sie gleich keinen Scheu vor Gott, so sind sie doch, bey allen ihrem thörichten Unternehmen, für ihre Ehre, für ihr Leben, und für ihren übrigen äußerlichen Wohlstand besorgt. Sie wollen nicht gern vor der Welt in Schande und Strafe gerathen, ob ihnen schon ihr Gewissen bezeugt, daß sie die schändlichsten und strafwürdigsten Handlungen begeben. Daher heiße es bey ihnen, si non caste, tamen caute. Sie wenden alle mögliche Vorichtigkeit an, ihre Missethatungen vor denen Augen und Ohren anderer zu verbergen. Es gelinget ihnen jezuweilen. Es weiß öfters, von ihrer verübten Lasterthat, außer ihnen selbst, kein Mensch das mindeste. Sie werden vielmehr nach wie vor für unschuldig gehalten. Es geben ihnen dabey noch dazu alles nach Wunsche, und da man um ihre Umstände nicht weiß, so geben sie auch ungestraft dahin. Ein anderer ist in der That unschuldig. Er hat aber das Unglück, daß er in den Verdacht einer verübten Missethat gezeget wird. Man verlägt es ihm nicht. Er muß wohl gar darüber die härtesten Schicksale erfahren.

Er stirbt darüber. Wie öfters aber trägt es sich nun auch zu, daß das, was im Finstern geschehen, und zu keines Menschen Wissenschaft gekommen ist, wider alles Vermuthen entdeckt, und dadurch zugleich die Unschuld eines andern ans Licht gebracht wird. Die daher zusammensammlende Umstände sind so merkwürdig, daß allerdings eine höhere heimliche Weisheit dieselbigen also eingerichtet, und die erfolgten Entdeckungen bewerkstelliget zu haben scheint. Das Urtheil, welches in solchen Fällen gemeinlich gefällt wird, giebt selches nicht undeutlich zu erkennen. Es hat, pflegt man zu sagen, sich doch recht wunderbarlich schicken müssen! Wer hatte das denken, oder sich nur einbilden sollen, daß es auf eine solche Weise heraus kommen würde? das ist noch kein Glück! das ist kein Unglück gewesen! Diese und dergleichen übliche Redens Arten, was führen sie anders, als die Verwunderung göttlicher allweisen Vorsehung im Munde? Glück und Unglück sind Wörter der Unwissenheit, und sind in der That nichts anders, als die Wege und Werke der Vorsehung und Schickung Gottes, welche die Menschen nicht gebührend einsehen können, und daher dasjenige, wovon sie die eigentlichen Ursachen nicht anzugeben wissen, entweder ein Glück, oder ein Unglück zu nennen pflegen. Je unverbessert und ungeistlicher die Berooffenbarungen in solchen Fällen zu seyn pflegen, je mehr Ursach hat man auch, die Gedanken von einem blinden Obngefähr fahren zu lassen, und den darunter verwaltenden Finger der göttlichen Schickungen zu bemerken. Die Geschichte aller Zeiten sind von unlaugbaren hieher gehörigen Exempeln voll. Wir wollen deren eines aus H. Schrift, und zwey andere aus heymischen Büchern kurtzlich beybringen. Was mit Joseph, dem Sohne Jacob, und seinen Brüdern vorgegangen sey, ist aus deren letztern Capiteln des ersten Buches Noths bekannt. Seine Brüder begriengen an ihm eine recht schändliche und höchst strafbare Verwahrlochung. So uncius sie anfänglich, und ehe es zur That

That kam, unter einander waren, so groß war nach-
 hero die Uebereinstimmung ihrer Gemüther, das ausge-
 übte Böse zu verschweigen, und dem alten blinden Vater
 einen blauen Dunst vor die Augen zu machen. Keiner
 verrath den andern, und sie wußten die bewiesne ganz
 außerordentliche Freileigkeit so meisterlich vor ihrem
 Vater zu verheimlichen, daß derselbe sie alle für unschul-
 dig, seinen Joseph aber für ermordet hielt. Etliche
 Jahre giengen dahin, sie gedachten an Joseph nicht mehr,
 und vermeyneten, derselbe würde entweder längst eines
 elenden Todes verfahren seyn, oder in der schweresten
 Dienbarkeit stecken. Ihr Gewissen schlieff. Land und
 Leute, wohin sie den Bruder verkauft hatten, waren
 zu weit entfernt, so hatten sie auch mit denen Imaeli-
 ten gar keine weitere Bekanntschaft, daß sie etwas hät-
 ten befürchten dürfen, es möchte ihr verrätherisches
 Verfahren noch einmahl an den Tag gebracht werden.
 Aber wie wunderlich mußte es sich doch finden, daß der
 ganze Handel, sowohl zur heilsamen Beschämung derer
 Schuldigen, als auch zum Troste beydes des alten Va-
 ters und des verkauften Sohnes, überhaupt aber zur
 sonderbaren Verherrlichung des göttlichen Namens, of-
 fenbahr werden mußte. Die Art und Weise, wie solche
 Offenbarung erfolgte, war gar nichts gezwungenes.
 Es mußte sich alles, so zu sagen, von selbst dazu schicken.
 Die Gelegenheit dazzu fehlte nichts weniger, als dieses,
 mit sich zu bringen. Jedoch eben auf solche Weise ver-
 fahret die göttliche Weisheit. Sie thut, wenn ich so
 reden mag, in ihren Unternehmungen keinen Sprung.
 Sie gebet Schritt vor Schritt. Sie verbindet Ursa-
 chen, Mittel und Absichten auf das geschicklichste mit
 einander. Und denn kommt aus dem Verfahren Got-
 tes unvermuthet so etwas heraus, daran vielleicht nim-
 mermehr kein Mensch gedacht hätte. In welchem Falle
 sodann die göttliche Vorsehung desto augenscheinlicher er-
 kannt wird, wenn auf einmahl, beydes die gedruckte Ur-
 schuld, als die eine Zeitlang frey ausgegangene Wisse-

that, entbedet rich. Joseph selbst gab solches, und wie Gott auch das Volk zu einem guten Aufsaage zu führen wolle, seinen Brüdern zu erkennen: Ihr gedachtet es hese zu machen, aber Gott gedachte es aut zu machen, daß er that, wie es ist am Tage ist u. Gen. L. 20. Weilen aber dieses Exempel bey Feinden Gottes und seines Wortes keinen Glauben findet: so schiet es auch disfalls nicht an auswärtigen Geschichten, deren Wahrheit man nicht wohl in Zweifel ziehen kan, wenn man nicht die Vermegenheit begeben, und alle historische wohlgegründete Erzehlungen läuagen will. Cicero, in seinem ersten Buche de divinatione, gedendet eines Traums, dessen Richtigkeit um so vielweniger zweifelhaft scheinen will, weil er sich, bey dessen Aufschreuma, auf die Stoischen Welt-Weisen beruft, als welche die Sache ebenfalls für wahr gehalten, und daraus einen sichern Schluß für die Gewisheit der göttlichen gerechten Vererbung, gezogen hätten. Zweem: gute Freunde aus Arcadien trafen mit einander. Sie gelangeten endlich in Mezara an, wechseltß sie, auf eine kurze Zeit, von einander spieden. Der eine lehrte den einem zu dem Bekannten des Orts, der andere aber in einem öffentlichen Gast hese ein. Nachdem sie beyde, ein jeder bey sich seiner Gelogenheit, die Abend Mahlzeit einzunehmen, und sich darauf zur Ruhe begeben hatten, so kam dem ersten, der in einem Privat-Hause logirte, im Schlafe vor, als ob der andere, der im Wirths-Hause zur Herberge war, vor ihm stübe, und ihn sehrwärtlich ersuche, daß er ihme doch zu Hülfe kommen möchte, weil sein Wirth ihn ermerden wollte. Jener wachte darüber voller Bestürzung auf. Er sprung aus dem Bette hervor, und war Willens, seinem Cameraden wider die angekündete Ermüdung beyzustehen. Er besann sich aber gar bald eines andern. Meynte, was er geschehen und gebüret hätte, wäre ein Traum, ein Bild ohne Wesen, ein Spiel der Phantasie. Legte sich dabey wieder nieder. Kaum war er wieder eingeschlummert, so kam

ihm kein Heil-Gefährde ausß neue, mit Blut jämmerlich bestrigte, vor die Augen, mit dem kläglichen Ansehn. weil er ihm im Leben nicht helfen wollen, so möchte er doch nun im Tode seiner sich annehmen. Sein Wirth habe ihn würdlich ermerdet, den entseelten Leichnam auf einen Wagen werfen, und mit Mist bedeckt. Er solle demnach vor anbrechenden Tage vor das Thor hinaus gehen, da er den Wagen noch antreffen, und bey angehaltener Durchsuchung den todtten Körper finden würde. Welches auch also erfolgte. Der Fuhrmann mit dem Wagen wurde angehalten, die verübte Mordthat entdeckt, die Sache der Obrigkeit angezeigt, und der Mörder zur wohlverdienten Strafe gezogen. Ich weiß wohl, daß die ganze Sache, als eine Traumeren, von denen mehrsten, sondersich von denen stark seyn wollenden Geistern, verlacht werden wird: es ist aber auch vordr erste gewiß, daß wir denjenigen Geschichtschreibern, die dieses, als wirklich geschehen, umständlich berichten, in andern Dingen Glauben stellen. Hiernächst haben auch die klügsten Herden Theils Träume so merkwürdig befunden, daß sie selbst ohnmächtig für ein bloßes Werk der Natur, oder für ein Spiel der Einbildungskraft ansehen könnten, sondern, nach genauer Untersuchung aller Umstände, eine darunter vorwaltende göttliche Erscheinung wahrnehmen müssen, wie denn besagter Traum, dessen Gewisheit wir als eine von glaubwürdigen Scriventen erzählte Geschichte voraus setzen, sehr schwerlich aus bloß natürlichen Ursachen herzuweisen seyn dürfte. Und wenn auch der Traum gar nichts göttliches mit sich führen sollte, so ist doch die geschehene Entdeckung des besagten Worts so sondersich, daß sie unmöglich für einen unzufälligen Zufall, wohl aber für eine göttliche aerechte Nothung, gehalten werden kan. Plutarchus in seinem schönen Buche, das er von denjenigen geschrieben hat, die ihrer Lasten Thaten baldt spät von Gott gestraft werden, subertriefersolchen viele andere Beispiele an, da siz, in mün-

derfamer Offenbahrung außgeübter Mißhandlungen, göttliche Rache augenfcheinlich zu erkennen gegeben hat. Unter andern ist merkwürdig, was er von einem Vater-Mörder, Namens Bessus, erzehlet. Bessus war ein ungeratener Sohn, und ging in seiner Bosheit so weit, daß er Hand an seinen Vater legte, und denselben ermordete. So erschrecklich diese That war, so blieb sie doch verschwiegen, und der Thäter kam nicht heraus. Da nun dem mörderischen Sohne diese That, seiner Meynung nach, so wohl gelungen, und auf ihn nichts zu bringen war, so fuhr er in seinem leichtfertigen Sinne, nach wie vor, fort. Das Gewissen schließ, und er war dabey lustig und guter Dinge. Aber das Gewissen schließ nicht immer. Es wachte auf, und stellte ihn die Abscheulichkeit des verübten Vater-Mordes, bey aller Gelegenheit, unter die Augen. Es trug sich zu, daß er einstmahls des Abends bey einigen seiner Freunde zu Gast war. Nicht weit von dem Orte, wo sie beyfammen, und lustig waren, hieng unterm Dache ein Schwalben-Nest, in welchem die Jungen, ihrer Gewohnheit nach, einmahl über das andere, anfangen zu schwirren. Ein jedweder Schall dieser Thierlein schien ihm ein Verräther seiner begangenen Mordthat zu seyn. Er ging demnach hin, nahm seinen Speiß in die Hand, stieß das Nest mit denen Jungen herunter, und tödtete sie. Die ganze Gesellschaft verwunderte sich über ein solches seltsames Unternehmern. Man fragte nach der Ursache, und da brach der Missethäter, in der Angst seines Herzens und Gewissens, hervor: ὁ γὰρ (ἐγὼ) με τὰς καταμαρτυρίας αὐτῶν ἰδὼν, καὶ καταβόων, ὡς ἀπειτανοτος τὸν πατέρα. Das ist: höret ihr nicht, wie diese Schwalben fälschlich wider mich zeugen, und ausschreien, daß ich meinen Vater ermordet habe. Jedermann wurde darüber in Verthörung gesetzt. Die Sache kam vor den König, und wurde, nach allen Umständen, untersucht. Man kam hinter den ganzen

Handel, und der eine geraume Zeit verborgen gewesen, und ungestraft gebliebene Vater-Mörder empfing endlich seinen verdienten Lohn. Wer siehet nicht hieraus die Wahrheit dessen, was Cäsar in seinem ersten Buche Cap. XIV. vom gallischen Kriege, dem Divico, einem helvetischen Abgesandten, zur Antwort gegeben: *Consuesset Deos immortales, quo gravius homines ex commutatione rerum doleant, quos pro scelere eorum ulcisci velint; his secundiores interdum res, & diuturniorem impunitatem concedere; es sey Gottes Art und Weise so, daß er diejenigen, die er ihrer Umhaten halber zur Strafe ziehen wolle, eine Zeitlang glücklich seyn, und ungestraft dahin gehen lasse. Was man ehedem zum Erweis der Unschuld, und zur Oeffenbarung derer Schuldigen, mit Aufhebung eines glühenden Eisens, oder da man die Hand in siedendes Wasser gesteckt, wie auch vermittelst eines Zweykampfs und sonst, für Proben gemacht, ist bekannter, als daß es hier angeführet werden dürfte. Aventinus in seinem vierten Buche de rebus Bojicis p. m. 417. seqq. führet dessen Exempel an, und erinnert, daß solche Proben in denjenigen Zeiten statt gefunden hätten, da die Leute frömmere, als zu seiner Zeit, gewesen wären, und es, in zweifelhaften Fällen, mehr auf den richterlichen Ausspruch der göttlichen Weisheit und Gerechtigkeit, als auf ihre eigne Einsichten und Meinungen, hätten ankommen lassen. Er führet auch, am gedachten Orte, umständlich an, wie man solchen Falls verfahren, und unter was für Gebeten und Ceremonien, solch Wasser und Eisen, consecrirt und zum heiligen Gebrauch gewidmet worden sey. Hätte es mit diesen vorgegebenen Feuer- und Wasser-Proben seine Richtigkeit, für welche wir doch nicht gut sagen mögen, so würde um so viel weniger an der, bey Entdeckung der Bosheit, und Unschuld, Theilnehmenden göttlichen Vergebung, zu zweifeln seyn. Es ist aber auch nicht nöthig, von solchen ungewissen Begebenheiten den Be-*

weiß für die Sache Gottes, herzuhoßen. Wer nur auf das, was täglich, aller Orten, im menschlichen Leben vorfällt, mit Fleiß Achtung geben will, der wird Gremel genug finden, wodurch die Wahrheit, daß Gott, bey Hervorbringung der Unsichtb. und gerechter Abndung des Bösen, seine Hand mit im Spiele habe, bestätiget wird. Wollte man solches alles einem ungesährten Glücks-Falle zuschreiben, so würden, mit unserm Auctor zu reden, dergleichen sonderbare Begebenheiten nicht so wohl ungesährte Zufälle, als vielmehr allgemeine und von je her durchgängig kundbare Gewohnheiten heißen müssen, wodurch aber der eigentliche Begriff eines ungesährten Zufalles aufgehoben werden, zugleich aber dieses folgen würde, daß solche durchgängige so genannte Gewohnheiten nothwendig einen Urheber haben müssen, und dieser ist kein anderer, als Gott. Wenn nun aber schon aus dieser in der Welt hier und da so sonderbarlich sich ereignenden Kundmachung des Guten und des Bösen die Hand einer weisen und gerechten Vorsehung wahrzunehmen ist, wie solche auch die vernünftigsten Heyden wahrgenommen, und dabey den Ausspruch: Profecto rebus mortalium Deus interest, wahrlich Gott hat bey denen Händeln derer Sterblichen seine Hand mit im Werke, gethan haben; wie viel herrlicher muß diese Wahrheit einem Menschen einleuchten, der die heilige Schrift annimmt, als welche bezeuget, daß der Tag des Herrn alles, was auf Erden verborgen bleibet, aus Licht bringen, und auch den verborgenen Rath derer Herzen offenbaren, auch den Unterschied des Guten und des Bösen, auf eine ausnehmende Art und Weise, kund machen werde?

6. LXXII.

Wenn du den Fall sehest, daß alle und jedwede Menschen auf Erden, ohne Ausnahme, gleichdurch im Ueberflusse sich befänden, und daß sie an nichts einen Mangel hätten, so mache ich das
her

her diesen Schluß, daß kein Mensch auf dem Erdboden im Ueberflusse sitzet, und daß es ihm an allen fehlet. Es giebt nur zwei Arten der Reichthümer, wohin die übrigen alle sich beziehen, nemlich Geld und Gut, oder liegende Gründe. Wenn nun alle reich sind, wer wird alsdenn das Land bauen, und wer wird in denen Bergwerken graben? Diejenigen, die von denen Erzh-Gruben abgelegen sind, werden darinnen nicht arbeiten, und diejenigen, so unbebauete und mineralische Gegenden bewohnen, werden auch daher keinen Nutzen ziehen können. Man wird auf die Handlung sich berufen, und man setze sie immerhin voraus. Allein wenn die Menschen alles voll auf haben, und niemand in solchen Umständen sich befindet, daß er durch Arbeit sein Brod suchen dürfe, wer wird alsdenn die Metalle, oder die ver- tauschten Waaren aus einem Lande in das andere schaffen? Wer wird Schiffe aufs Meer bringen? Wer wird sich die Mühe geben, und die selbstigen führen? Wer wird, des Handels halber, große und schwere Reisen anstellen? So wird es auch an der Nothdurft und an andern nützlichen Dingen fehlen, wenn keine Künste, keine Wissenschaften, keine Erfindungen, keine mechanische Arbeiten mehr seyn sollten. Ueberdies so sub- rodet diese Gleichheit der Reichthümer und Güter eine andere Gleichheit, in Ansehung des Standes und der Würden, ein. Sie verbannet alle Sub- Ordination, bringet die Menschen dahin, daß sie sich selbst bedienen müssen, und keiner von dem andern einer Beihilfe gewärtig seyn kan. Sie machet

chet die Geseze verächtlich und unnütze. Sie ziehet eine allgemeine Anarchie nach sich; sie bringet Vergewaltigung, Unrecht, Mord und Todtschlag, Straflosigkeit mit sich.

§. LXXIII.

Wenn du im Gegentheil sehest, daß alle Menschen insackant arm sind, so ist es umsonst, daß die Sonne über ihnen aufgehet und scheint, umsonst, daß sie den Erdboden erwärmt und fruchtbar machet, umsonst, daß der Himmel seine Flüsse über denselben ausgiesset; die Flüsse wässern denselben umsonst, und verursachen, in verschiedenen Gegenden, Fruchtbarkeit und Ueberfluß. Auch das Meer läset vergeblich seine tiefen Abgründe durchsuchen, vergeblich öffnen sich die Felsen und Gebürge, um in ihrem Schooße graben, und alle darinnen verschlossene Schätze heraus ziehen zu lassen. Wenn du aber fest sehest, daß unter denen Menschen in der Welt einige reich, und die andern arm und dürftig sind, so machest du nachher, daß die Noth die Menschen gemeinschaftlich zusammen bringet, sie unter einander verbindet, sie wieder vereiniaet. Diese dienen, gehorchen, erfinden, arbeiten, bauen, bessern; jene genießen, ernehren, helfen, beschützen, regieren. So ist die ganze Ordnung wieder hergestellt, und Gott wird darunter offenbahr.

Was der Herr Auctor in diesen beyden §§. von dem Unterschied zwischen Reiche und Arme, beybringt, gehet, so wohl als das vorbergehende, wider die Feinde der göttlichen Regierung, welche daher, daß in der Welt

Welt einige reich, die meisten aber arm und dürftig sind, den Schluß machen wollen, daß dieses eine Ungerechtigkeit, und daß also keine göttliche Vorsehung sey, da doch gerade das Gegentheil, aus solcher Ungleichheit, erblicket. Außer dem, daß, wenn die Menschen in der Welt durchgängig in einer vollkommenen Gleichheit stünden, keiner weder reich, noch arm, genennet werden könnte, maassen ja Reichthum und Armuth solche Wörter sind, da eines auf das andere sich beziehet, und jemand um so viel reicher ist, je mehr er, an zeitlichen Gütern, vor dem andern voraus hat, der andere aber um so viel armer geschaget wird, je weniger er von denen Lebensmitteln hat, die der Reiche, im Ueberflusse beüset, außer dem, sage ich, so könnte, wie unser Herr Lucius sehr artig gezeigt hat, bey einer solchen eingebildeten Gleichheit, es sey an Reichthümern und Gütern, oder an Armuth und Dürftigkeit, die menschliche Gesellschaft gar nicht bestehen, vielmehr würde die allerverderblichste Unordnung einreißen, und die Menschen ihnen selbst und andern zu einer unerträglichen Last werden. Nachdem nun kein Mensch des andern entbehren kan, und sie, bloß um deswillen, sich desto mehr, in Liebe, und gemeinschaftlichen Dienst-Erweisungen, zusammen thun, und zusammenhalten müssen, so tragt, zur Gründung und Befestigung des gesellschaftlichen menschlichen Lebens, dieses gewißlich ein Großes bey, daß Armuth und Reichthum, unter denen Einwohnern der Erden, vertheilet ist, und daher der Arme dem Reichen mit seinen Arbeiten, der Reiche dem Armen aber hinwiederum mit seinem Ueberflusse, zuflatten kommen muß. Ist es doch in der ganzen Natur also bewandt, daß immer eins dem andern zu Hülfe kommt, und dementwegen immer eins um des andern willen zugegen, auch eins von dem andern, der Starcke und der Schwache, der Große und der Kleine nach, und sonst, mannigfaltig unterschieden ist, ohne welchen Unterschied weder die Natur erhalten, noch das viele Gute für Men-

Menschen und Vieh, zuwege gebracht werden könnte. Wodurch die Welt ein herrlicher Spiegel der göttlichen Vollkommenheiten wird. Denn je mehr Mannigfaltigkeit in denen Dingen angetroffen wird, und je mehr das mannigfaltige zur Hervorbringung derer so wohl befondern, als allgemeinen heilsamen Endzwecke zusammen stimmt, desto mehr wird Gottes Allmacht, Weisheit, und Güte daraus erkannt und bewundert. Welches Erkenntniß Gottes und seiner allervollkommensten Eigenschaften, bey denen Menschen, entweder gar nicht, oder wenigstens in einem sehr geringen Maasse, erhalten werden würde, wenn sie nicht, durch Mangel, und Dürftigkeit gezwungen, die Creaturen sich zu Nütze zu machen, und derentwegen die in der Natur, und sonderlich in der Erden verbergene Reichthümer und Güter, zu entdecken, sich angelegen seyn lassen müssen. Welchen Nuz und Gebrauch der Creatur kein vernünftiger Mensch suchen, oder finden kan, daß er nicht zugleich unlaugbare Fustapfen des allweisen Schöpfers wahrnehmen sollte. Ja! wenn alle Menschen auf Erden reich und begütert seyn sollten, so müste entweder der Erdboden ungleich größer, oder die Anzahl der Einwohner ungleich kleiner seyn. Wir wollen setzen, es hätte ein jedweder Mensch sein eignes Haus, und dabey einen mäßigen Garten, oder etwas Feld, würde wohl der Erdboden so wie er iso beschaffen ist, hinlänglich seyn, daß so viele Millionen Menschen, die auf der Erden wohnen und leben, den benötigten Platz und Raum finden könnten? Und wer würde ihnen denn die Häuser und Ställe bauen, wenn ein jedweder für sich gnug, und mit seiner Hände Arbeit einem andern zu dienen, eben nicht nöthig hatte? Ist es aber nun nicht mehr zu verwundern, und als ein Werk Gottes anzusehen, daß, da der Erdboden in Vergleichung mit andern Welt-Cörpern, so gar groß nicht ist, gleichwohl auf demselben so ungezählig viele Menschen, und Thiere, nicht nur ihren Aufenthalt, sondern auch ein jed-

jedwedes, nach seiner Art, die benöthigten Lebens-Mittel finden? Es fehlet demnach so viel, daß der Unterscheid zwischen Reichen und Armen, der Weisen und gütigen Vorsorge Gottes im Wege stehen sollte, daß dieselbe vielmehr dadurch geoffenbahret, bestätigt, und verherrlichter wird. Es bleibet bey dem, was Salomon in seinen Sprüchwörtern Cap. XXII. v. 2. spricht: Reiche und Arme müssen unter einander seyn werden, durch mancherley Bedürfnisse, an und gegen einander gebracht, der Herr hat sie alle gemacht. Augustinus sagt an einem gewissen Orte: Dives & pauper duo quidem sunt contraria, sed summo sibi necessaria. Nullus indigeret, si invicem se supportarent; dives propter pauperem factus est, & pauper propter divitem. Das ist: Reiche und Arme sind zwo einander gerade entgegen stehende Dinge, die aber einander höchst nöthig, und unentbehrlich sind. Keiner würde Mangel haben, wenn sie sich unter einander wohl verstünden und verträgen. Der Reiche ist um des Armen, und der Arme um des Reichen willen, gemacht.

§. LXXIV.

Sehe das Ansehen, die Ergötzlichkeiten und den Müßiggang auf die eine Seite; die Unwürdigkeit oder Dependenz, die Sorgen und das Elend auf der andern Seite; entweder diese Dinge sind durch die Bosheit der Menschen von ihrer Stelle gerückt, oder Gott ist nicht Gott.

Mit diesen etwas kurzgefaßten, und daher auch etwas dunkeln Worten, will, meines Erachtens, der Herr de la Bruyere so viel sagen: es sey freylich nichts natürlicher, und der Sachen Beschaffenheit gemässer, als daß diejenigen, die in Autorität stehen, und darinnen sich erhalten wollen, andern Leuten, in gewisser Maasse, unterwürfig seyn, und von ihnen dependiren müß-

müssen, daß hiernächst sinnliche Vergnügungen und Erquicklichkeiten mancherley Sorgen und Bekümmerniß nach sich ziehen, und daß endlich Faulheit und Rußigaang Armuth und Elend zur Tochter habe. Wenn nun dieses nicht geschehe, wie denn das Gegenheil nur allzuofters sich eräuget, so sey dieses eigentlich nicht Gottes Werck, weil sonst Gott die natürliche Ordnung und Folge der Dinge zerstören, und also nicht Gott seyn würde, sondern es sey ein Werck der menschlichen Bosheit und Ungerechtigkeit, welches Gott weislich geschehen lasse, und also daher gar nichts, der Providenz Gottes zum Nachtheil, geschlossen werden könnte.

§. LXXV.

Eine gewisse Ungleichheit der Stände, wodurch die Ordnung und die Subordination erhalten wird, ist Gottes Werck, und setzt ein göttliches Gesetz voraus: Eine allzugroße Ungleichheit, und wie sie unter denen Menschen angetroffen wird, ist ihr, der Menschen, Werck, und *jus fortioris*, oder das Gesetz derer Stärckern. Alles, was auß äußerste gehet, oder alle Extremität, ist lasterhaft, und kommet von dem Menschen her: Alle Vergleichung oder Compensation ist gerecht, und kommt von Gott.

Gott ist ein Gott der Ordnung. In ihm selbst und unter denen hohen Eigenschaften Gottes befindet sich die allervollkommenste Ordnung und Uebereinstimmung, vergleichen auch, nach dem Worte der Offenbarung, unter denen dreyen Personen in der Gottheit gefunden wird. Alles, was von Gott sich beschreibet, wie es ein Spiegel seiner ewigen Kraft und Gottheit ist, so ist es auch allenthalben voller Ordnung. Man sehe das große Welt-Gebäude im Ganzen an, so wird man durch

durchgehends Ordnung, und folglich auch Schönheit, in und an demselben erblicken. Alles ist nach Maas, Zahl, und Gewichte gemacht. Man betrachte die Welt in ihren besondern Theilen, man nehme eine jedwede Art der lebenden Creaturen vor sich, und untersuche ihre Natur und Wesen, je weiter man, in solcher Untersuchung, kommt, je mehr Uebereinstimmung zu besondern und allgemeinen Absichten wird man entdecken. Dieses zeigt sich auf eine ganz ausnehmende Art in dem Werke unserer Erlösung durch Christum, und in dem vorgeschriebenen Wege des Heils, auf und nach welchem wir solcher Erlösung theilhaftig werden, und genießen sollen. Da offenbahret sich Gottes Weisheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit, Güte und Treue, Gnade und Wahrheit, in der allerherrlichsten Verbindung beydes zur Ehre seines Namens, als zum Heil und Wohl derer Menschen. Da ist in denen vorgelegten Heils- und Gnaden-Mitteln lauter Gott vollkommen anständige, und seiner Absicht gemäße Verfassung und Einrichtung. Die Mittel sind allerdings so beschaffen, daß sie zur Erlangung des Endzwecks, welcher der Seelen Seligkeit ist, vollkommen zureichend, kräftig, dienlich und beförderlich sind. Alles nun, was der Herr ordnet, und geordnet hat, das ist löblich und herrlich, beydes im Reiche der Natur, als im Reiche der Gnaden, und im Reiche der Herrlichkeit wird diese Wahrheit allererst recht erkannt und verherrlicht werden, Ps. CXI, 3. Wo Ordnung gefunden wird, da kan man auch sicherlich schließen, daß ein vernünftiges Wesen derselben Urheber und Erhalter sey. Und so kan man, aus der in und an der Welt befindlichen heilsamen Ordnung, gar wohl auf das Daseyn Gottes den Schluß machen, als welcher diese Dinge, die gar keiner menschlichen Gewalt unterworfen sind, nicht allein hervor, sondern auch in eine solche gute Ordnung gebracht hat. Die Ordnung in denen Dingen ist allemahl so beschaffen, wie es das Wesen und die Natur der Dinge mit sich bringet und leidet. Ue-

berhaupt zu reden, so gehöret nicht schlechterdings zu dem Wesen einer Ordnung, daß, unter denen in Ordnung stehenden Dingen, oder Theilen eines Dinges, das eine eher, das andere später, dieses höher, jenes geringer, eins schwächer, und das andere stärker, oder eins größer, und ein anderes kleiner sey. Es kan auch unter Dingen, die von gleicher Ehre und Würde, von gleicher Kraft und Gewalt, und überhaupt von gleicher Güte sind, eine Ordnung statt finden. Der ursprüngliche Quell und Inbegriff aller Ordnung, ich meyne, Gott selbst, ist dessen ein unwidersprechlicher Beweis. Alles was Gott ist und hat, das darf er nicht erst nach und nach werden oder erhalten; er ist und hat alles auf einmahl, und in der allerhöchsten Vollkommenheit. Diß bringet die Unendlichkeit seines Wesens so und nicht anders mit sich. Ob nun gleich in Gott, als einem Geiste, und einem uncörperlichen einfachen Wesen, gar keine Theile statt finden, und selbst keine hohe Eigenschaften, seine Gedanken, seine Reizungen, sein Verstand und sein Wille anders nichts, als Gott selbst sind; so können wir doch, nach der Schwäche unsers Verstandes, die göttlichen Vollkommenheiten uns nicht anders, als etwas mannigfaltiges und unterschiedenes vorstellen. Die Ordnung aber, und die allgeringste Uebereinstimmung, die wir in dem, was Gott und Gottes ist, bemerken, leidet schlechterdings keine Ungleichheit, oder irgend einen Vorzug des einen vor dem andern. So verschieden und mannigfaltig wir die Qualitäten und Eigenschaften Gottes ansehen, und so eine unauslöschliche Verbindung wir in und unter denenselben wahrnehmen; so ist doch da im geringsten nichts, das von dem andern, eigentlich zu reden, dependire, oder demselben unterwürdig sey, und es als keine wirkende hervorbringende Ursache anzusehen habe. Eine ganz andere Bewandniß hat es mit denen, ausser und durch Gott, existirenden endlichen Dingen. Diese sind, eben dieser ihrer Endlichkeit halber, eingeschränkt, und in ihren Schran-

Schranken veränderlich. Es ist da nicht alles, was sie seyn, haben und werden können, auf einmal. Es muß eins nach dem andern hervorgebracht werden. Da ist ein anders die Ursache, ein anders die Kraft und Wirkung. Das eine verhält sich als ein Mittel, das andere als ein Endzweck, und dieser Endzweck kan wieder ein Mittel zu einem anderweiten Endzwecke werden. Wenn nun unter solchen endlichen Dingen eine Ordnung und eine zu gewissen heilsamen Absichten abzielende Zusammenstimmung seyn soll; so ist es ohnmöglich, daß nicht eine merkliche, und eine solche Ungleichheit dabey sollte angetroffen werden, da immer eins von dem andern dependiret, eins oben, das andere unten stehe, eins vorher gehe, das andere folge, eins würcke, das andere leide, eins größer, edler und stärker, das andere kleiner, geringer und schwächer sey. So finden wir es durchgängig in der körperlichen großen Welt, so finden wir es insonderheit in und an der kleinen Welt uners Leibes. So ist es nun auch überhaupt mit allen menschlichen Gesellschaften bewandt. Es können dieselbigen ohne Ordnung nicht bestehen, vielweniger ihren eigentlichen guten Endzweck erreichen. Diese Ordnung aber ziehet nothwendig eine gewisse Ungleichheit nach sich. Es ist wahr, die Menschen haben alle mit einander einerley Ursprung. Sie sind eines Wesens. Sie haben eine und eben dieselbe Natur. So stehen sie auch in einerley Verhältnisse, beydes gegen Gott, als gegen sich selbst, daß sie nemlich, auf der einen Seite, Gott erkennen zu lernen und zu verehren, auf der andern Seite, ihre selbst eigne wahre Leibes- und Seelen-Wohlfahrt bestmöglichst zu besorgen, verbunden sind. In so weit sind sie einander alle gleich. Aber diese Gleichheit, die durch keine Art der Veränderung aufgehoben werden kan, nimmt doch zugleich eine gewisse Ungleichheit an, so bald man die Menschen, als Glieder einer gewissen Gesellschaft, betrachtet. Der allweise Schöpfer hat für gut befunden, es also einzurichten, daß die Menschen,

vermittelst anderer Menschen, gezeiget werden. Daher entsteht sogleich der Unterschied zwischen Eltern und Kindern. Die Eltern sind eher, als die Kinder. Die Kinder haben denen Eltern, nächst Gott, ihr Wesen, Leben und Seyn zu danken. Die Eltern können ihre Kinder, weil sie von ihnen herkommen, als ihr wahres Eigenthum erkennen und halten. Sie haben daher ein Recht an sie, und eine gewisse Gewalt über ihnen. Dß Recht und Gewalt gründet sich auf keinen Contract oder Vertrag, sondern auf die natürliche Dependenz und Abstammung derer Kinder von denen Eltern. Hierzu kommt noch dieses, daß, nach der weisen Einrichtung Gottes, die zur Welt gebornen Kinder ungleich mehr, und längere Wartung und Pflege gebrauchen, als etwan die Jungen derer unvernünftigen Thiere, ehe sie allein gehen, essen, sich ankleiden, oder sonst ihre Vernunft einiger maassen gebrauchen lernen. Wie nun solcherge-
 stalt die Eltern mit ihren Kindern sehr viel Mühe und Zeit haben müssen, ehe sie dieselben auf die Beine, und dahin bringen, daß sie sich allein versorgen können, so wächst auch auf solche Weise denen Eltern um so viel-
 mehr Recht und Herrschaft über ihre Kinder, denen Kin-
 dern aber auch um so vielmehr Verbindlichkeit zur Ge-
 gen-Liebe, zum Gehorsam und zur Dankbarkeit zu.
 Nimm diesen Unterschied, und diese Ungleicheit zwi-
 schen Eltern und Kindern, da das eine Theil befehle-
 t, bauet und besorgt, das andere Theil gehorchet, und mit
 sich handthieren läßt, hinweg, so wirst du den Grund
 aller übrigen Gesellschaften, ja aller menschlichen Wohl-
 fahrt, darnieder reissen. Eben dergleichen Ungleicheit
 ist in der ehelichen Gesellschaft sowohl, als zwischen Herr-
 schaften und Gefinde, unumgänglich nöthig, wenn an-
 ders die Verbindungen solcher Personen Bestand ha-
 ben, und für den einen und den andern Theil heilsam
 und erprießlich seyn sollen, obgleich diese Ungleicheit
 und Subordination größer oder geringer zu seyn pfleget,
 ja nachdem die schulbigen Verhältnisse derer in solchen
 Ge.

Gesellschaften stehenden Glieder beschaffen sind. Die eigentlich so genannten bürgerlichen Gesellschaften, da viele einzelne Personen zu guten gemeinschaftlichen Zwecken zusammen treten, und ein gemeines Wesen ausmachen, sind zwar von einer andern Art, als die Verbindungen zwischen Eltern und Kindern, und beruhen nicht, wie jene, auf einem unwandelbaren natürlichen Recht, sondern auf willkürlichen Einrichtungen und Verträgen. Wenn man aber den mannigfaltigen Vortheil in Betrachtung zieht, den dergleichen bürgerliche gemeinsame Verbindungen haben, oder wenigstens haben können und sollen, so muß man selbige, in dieser Absicht, und nach denen gegenwärtigen Umständen der Menschen, allerdings als etwas nothwendiges ansehen. Der Mensch ist von Natur verbunden, wird auch dazu von selbst angetrieben, seine Wohlfahrt des Leibes und der Seelen, so viel es sich nur immer thun lassen will, zu bewerkstelligen. Es wird aber der Mensch in solchen Umständen ans Licht der Welt gebracht, daß, wenn er nicht sogleich wieder sterben und verderben soll, ihm schlechterdings von andern Menschen Beystand und Hülfe geleistet werden muß. Ja! wenn derselbe keinen Umgang mit Menschen haben sollte, so würde er weder recht reden, noch seine Vernunft recht gebrauchen lernen. Er kan also der Hülfe anderer Menschen anfanglich ganz und gar nicht entbehren, und wenn er auch nachhero sich allein, ohne jemandes Beystand, übel und böse erhalten und fortbelfen möchte, so wird doch allemahl solche Erhaltung, und die Beförderung seiner sowohl geist- als leiblichen Wohlfahrt, ungleich besser von Ratten gehen, wenn er sich, auch bey andern Menschen, Rathe und Hülfe erholet. Da nun der Mensch solchergestalt seines Neben-Menschen entweder gar nicht, oder nicht wohl entrathen kan, er auch übrigens an demselben eben das Wesen und eben die Natur, damit er selbst versehen ist, antrifft, so ist er auch verbunden, andere Menschen zu lieben, und derselben ganze Wohlfahrt mit besorgen zu

helfen, so wie die Seinige ohne andere Menschen nicht wohl besorget und erhalten werden kan. Es hat es demnach die eigne Wohlfahrt der Menschen, und sonderlich der äußerliche Ruhestand, die Sicherheit und Bequemlichkeit dieses Lebens erfordert, daß die Menschen zusammen, und in gewisse bürgerliche Gesellschaften, oder in ein gemeines Wesen eingegangen sind. Diese zwar an sich willführliche, jedoch nach Beschaffenheit der Umstände, unumgängliche Verbindungen haben anders nichts, als die Erhaltung und Beförderung sowohl besonderer, als gemeiner Wohlfahrt und Sicherheit, zum Grunde und zur Absicht. Soll dieser Grund sicher seyn, und diese Absicht glücklich erreicht werden, so müssen auch hinlängliche und zur Erreichung des vorgesetzten Zwecks, dienliche Mittel und Wege vorhanden seyn. Diese können weder statt finden, noch in gebührende heilsame Uebung gebracht werden, wenn die Glieder des gemeinen Wesens keine Ordnungen, Gesetze und Rechte belieben, und zu derselben Festhaltung sich unter einander nachdrücklich verbinden sollten. Diese Ordnungen, Gesetze und Rechte werden, nach Erforderung der gemeinschaftlichen geist- oder leiblichen Wohlfahrt, Sicherheit und Bequemlichkeit bestimmter, und sind um so viel richtiger und heilsamer, je eher und besser sie in die Beförderung sothanen Wohlstandes einschlagen. Soll dieses geschehen, so ist unumgänglich nöthig, daß eine gewisse Herrschaft und Gewalt im gemeinen Wesen fest gesetzt sey, welche die Gesetze in ihrer Würde, Kraft und Gültigkeit anrecht erhalte, einen jedweden zur Beobachtung seiner ebbahenden Pflicht mit Nachdruck anhalte, das Gute in alle Wege fördere, die Bosheit hindere und strafe, und überhaupt für das gemeine Beste, welches, nach dem Grund-Satz der ebenabligen Römischen Staats-Befassung: *Salus Reipublicæ suprema lex esto*, der Grund, der Inhalt und der Endzweck aller Gesetze seyn muß, alle gehörige Sorge trage. Es mag nun diese Herrschaft und Gewalt einer einzeln Person, oder meh-

ren

rern Personen zugeeignet werden, so müssen in einer wohl eingerichteten Republic allemahl welche seyn, die da befehlen, ordnen und regieren, und wiederum andere, die da gehorchen, folgen, und sich in die Schranken ihres gebührenden Verhaltens bringen lassen. Dadurch entsteht nun zwar eine Ungleichheit unter denen Gliedern der bürgerlichen Gesellschaft, was die äußerliche Ehre und Würde anbetrifft; außer dem aber, daß in dem Haupt-Werke, und in so weit für die Wohlfahrt aller und jedweder gesörget wird, alle und jede einander gleich sind, so wird eben durch diese Ungleichheit die zum gemeinen Wohl erforderliche Subordination und Ordnung, wie unser Herr Auctor redet, eingeführet, befestiget und erhalten, und will daher eben so unentbehrlich seyn, als unmöglich es ist, daß ohne dieselbe der Endzweck des gemeinen Wesens, das ist, Wohlstand, Ruhe, Sicherheit und Bequemlichkeit, erlangt werden kan. Woraus ferner unser Herr Auctor mit Recht schliesset, daß eine solche notwendige und nützliche Ungleichheit ein Werk Gottes sey, und ein göttliches Gesetz, das ist, das Gesetz der Natur zum Grunde habe. Das Gesetz der Natur sagt: Alles, was der Absicht, in und zu welcher du in der Welt bist, genieß, und zu deren Erfüllung auf eine erlaubte Weise dienlich ist, das thue und vollbringe, und alles, was solcher Absicht zuwider läuft, oder mit denen dahin gehörigen rechtmäßigen Mitteln und Wegen streitet, das fliehe und meide. Die Absicht, in und zu welcher wir da, und in der Welt sind, ist keine andere, und kan auch keine andere, als diese seyn, daß wir eines Theils unsern Schöpfer erkennen, verehren, und ihm nach seinem Willen dienen, andern Theils unsere wahre Leibes- und Seelen-Wohlfahrt suchen, und bestmöglichst befördern sollen, welches letztere ohne das erstere nicht kan erhalten werden. Denn nur das bringet uns wahres Heil und Wohl, was zur Ehre und zum wahren Dienste Gottes gereichet, und das, was uns nach allen Umständen glücklich machet, gereichet auch

zu Gottes Ehre und Dienst. Was demnach unsern Zustand nach allen Umständen, das ist, in Abicht auf unsern Leib und Seele, und nicht nur gegenwärtig, sondern auch aufs zukünftige, vollkommener machet, das ist gut, und was unsern Zustand, nach allen solchen Umständen, unvollkommener machet, das ist böse. Das ist das Gesetz der Natur, und stießet aus dem innern Gehalt, und aus der wesentlichen natürlichen Beschaffenheit derer moralischen Handlungen her. Da nun die ganze Natur mit allen ihren natürlichen Kräften, Wirkungen und Folgen, Gottes Werk ist, so ist auch das Gesetz der Natur wirklich und wahrhaftig ein göttliches Gesetz, worzu der Mensch unauslöschlich verbunden ist, und noch mehr darzu verbunden wird, wenn Gott, durch eine besondere Offenbarung dasselbe kund machet, erklärt, und befestiget. Je mehr nun, durch die Verfassungen bürgerlicher Gesellschaften, beides die Ehre Gottes, und die Wohlfahrt der Menschen gesucht, befördert und erhalten wird, desto mehr wird nach dem göttlichen Natur-Gesetz gelebet, und desto deutlicher leuchtet Gottes Werk dabei hervor. Es wird daher der zum gemeinen Besten nöthige Unterscheid zwischen Obrigkeit und Unterthanen, mithin auch die dabei unvermeidliche Ungleichheit der Stände, ausdrücklich Gottes Ordnung genennet, Rom. XIII. Gleichwie aber in Gott nichts widersprechendes statt finden kan, so kan auch, in denen von Gott sich herschreibenden Werken und Ordnungen, durchaus kein wirklicher Widerspruch gefunden werden. Darum hebet eine göttliche Ordnung die andere nicht auf. Die Ordnung des Heils im Reiche der Gnaden thut denen ursprünglich, und dem Grunde nach, ebenfalls von Gott herrührenden Ordnungen in denen Reichen der Welt keinen Eintrag, befestiget vielmehr dieselben, und machet sie sowohl leichter, als vorthafter. Wird nun von dieser Ordnung abgegangen, will man die dabei unentbehrliche Ungleichheit nicht dulden, will der Mensch mit seinem Stande nicht zufrieden seyn,

wer.

werden die Befehle durchbrochen, und die einem jedweden obliegende Pflichten unterlassen, empöret sich der Untertban wider seinen Obern, oder mißbraucht der Obere seine Gewalt zum Nachtheil des gemeinen Wohls, und zur unbefugten Beeinträchtigung derer einem jedweden zustehenden Rechte, wird das Gute unterdrückt, und die Unschuld verfolgt, bleibt dagegen das Böse ungestraft, siehet ein jedweder nur auf das Seine, und nicht zugleich auf das, was des andern ist, ziehet also seinen Eigennus dem gemeinen Besten vor, oder wird sonst der heilsame Entweck des gemeinen Wesens, samt dem darzu nöthigen Verhalten eines jedweden Gliedes in demselben, aus den Augen gesetzt, wie es nur allzuofters unter denen Menschen herzugehen pfleget, so ist das, mit unserm Auctore zu reden, nicht Gottes, sondern der Menschen Werck, es ist nicht eine Frucht des göttlichen allgemeinen Natur-Befehls, sondern des so genannten Befehls und Rechts derer Starksirn. Es ist dieses wider die Meynung einiger so genannten starken Geister gesagt, welche mit ihren schädlichen Lehren das ganze göttliche Natur-Recht über einen Haufen stoßen, und dagegen, so viel an ihnen ist, eine Grundverderbliche Moral und Politic einführen. Der Atheist redet auch vom Befehl und Recht der Natur, er redet von Tugenden und Lastern, und will jene geübet, diese aber gelassen wissen. So redet er auch von der Nothwendigkeit eines bürgerlichen und gemeinen Wesens sowohl, als von denen dabey vorzuziehenden guten Anstalten, Ordnungen und Befehlen, wie denn Spinoza selbst, der unstreitig einer derer stärcksten Atheisten gewesen ist, eine so genannte Politic und Moral geschrieben hat. Aber eben diese doppelte atheistische Schrift leget uns deutlich vor Augen, was dieser grobe Gottes-Verläugner mit seinem Anhang für Grundstürzende und höchst gefährliche Begriffe von dem Rechte der Natur, und von dem, was gut und böse ist, geheget, und andern beizubringen gesucht hat. Wir wollen, zum Beweis dessen, eine Stelle von ihm

anführen. So schreibt er in tractatu Theologico-Politi. Cap. XVI. Per jus & institutum naturæ nihil aliud intelligo, quam regulas naturæ uniuscujusque individui, secundum quas unumquodque naturaliter determinatum concipimus ad certo modo existendum, & operandum, e. g. pisces a natura determinati sunt ad natandum, magni ad minores comedendum, adeoque pisces summo naturali jure aqua potiuntur, & magni minores comedunt; das möchte noch einiger Maassen hingehen, aber darauf schreibt er weiter: Quicquid itaque unusquisque, qui sub solo naturæ imperio consideratur, sibi utile, vel ductu sanz rationis, vel ex affectuum impetu judicat, id summo naturæ jure appetere, & quacunque ratione, sive vi, sive dolo, sive precibus, sive quocunque demum modo facilius poterit, ipsi capere licet, & consequenter pro hoste habere eum, qui impedire vult, quo minus animum expleat suum. Ingleichen: Ex quibus sequitur, jus & institutum naturæ, sub quo omnes nascuntur, & maxima ex parte vivunt, nihil nisi, quod nemo cupit, & quod nemo potest prohibere, non contentiones, non odia, non iram, non dolos, nec absolute aliquid, quod appetitus suadet, adversari. Hieraus ist klärtich zu erken, daß Spinoza, durch das Recht der Natur anders nichts versteht, als eine ungezähmte Freiheit zu thun, und zu lassen, was dem Menschen, nach seinen sinnlichen Vorstellungen, Lusten und Begierden, gut dünket, und wohl gefällt. Der bloße Eigennus, und noch dazu ein fleischlicher, in Vergnügung derer allerunordentlichsten Affecten, gefesteter Eigennus, ist die Regul und Richtschnur alles Thuns und Lassens. Was denselben befördert, wenn es auch lauter offenkabre Sünden seyn sollten, wie denn dergleichen Eigennus ohne Sünde nimmermehr erhalten werden kan, das ist erlaubt, recht, und gut, was demselben im Wege siehet, wird für schädlich, für

böse, für unrecht und für so etwas gehalten, daß man auf alle nur mögliche Art und Weise, durch List und Gewalt, aus dem Wege räumen soll. Das ist Spinozae Politic und Sitten-Lehre. Die Grund-Sage des Thomas Hobbes laufen ebenfalls dabinaus. Er legt überall den verkehrten Eigennus zum Grunde. Er sagt, die Menschen sind, von Natur, einander alle gleich. Das ist richtig. Er sagt weiter: Es hat demnach ein jedweder zu dem, was er zu seiner Erhaltung für dienlich erachtet, so viel Recht, als der andere. Das ist falsch. Denn was ein anderer bereits rechtmäßiger Weise an sich gebracht hat, daran habe ich, wenn es mir noch so nöthig und nützlich seyn möchte, kein Theil noch Recht, so hat man auch, bey seiner eignen Erhaltung, zugleich mit auf die Erhaltung anderer zu sehen, inmaßen ja keiner des andern, wie oben gezeigt worden, entbehren kan, und demnach seine Begierden also zu mäßigen, daß, nebst der unsrigen, zugleich die Wohlfahrt anderer, bestehen könne. Aus diesem falschen Grunde, und weil ein jedweder das, was ihm in seinen Kräften dienlich zu seyn scheint, ver-
 lange, und mit allem Rechte zu erlangen suche, fließet ein anderer irriger Satz, daß nemlich der natürliche Zustand der Menschen, und also das Recht der Natur, nichts anders als ein bellum omnium in omnes, das ist, ein kriegerischer, und ein solcher Stand sey, da jedermanns Hand wider jedermann ist, und es, mit Rechte, nach dem Sprichworte gehet: Wer den andern vermag, der stecket ihn in Sack. Das ist und heisset das jus fortioris, oder das vermeynte Recht des Stärckern, dessen unser Herr Auctor gedenket. Es schliesset zwar Hobbesius hieraus weiter, daß, um des beständigen Zankens und Streitens, ein Ende zu machen, die Menschen sich unter einander vergleichen, und, vermittelst solcher Vergleiche, Friede machen müssen. Diese Verträge aber zu halten, sey man, nicht von Gottes, oder seines natürlichen Befehles wegen,
 son

sondern um seines eignen Nutzens willen, verbunden. Daher, und so bald der Eigennutz in Gefahr komme, man, mit autem Zug und Rechte, von denen gemachten Verbindungen abgehen, und dieselben aufheben könne. Aus eben diesen unreinen Quellen fließt dasjenige her, was er der heiligen Schrift, und denen allgemeinen Natur- und Völker-Rechten zuwider, von denen Befugnissen einer jeden Landes-Obrikeit, in Absicht, auf das Interesse des Staats, vergegeben hat. Man findet einen ordentlichen Auszug dieser, und vieler anderer irrigen Lehr-Sätze, des Hobbesii, in Christian Kortholts Buche, de tribus impostoribus magnis. Nach diesen Lehren nun des Spinoße, Hobbesii, und anderer arbeitslichen Freudencker, von dem, was recht und unrecht, gut und böse, heilsam und schädlich ist, wird das ganze Recht der Natur, mithin der Grund so wohl einer gesunden Sitten-Lehre, als aller bürgerlichen Gesellschaft, und aller dadurch zu erhaltenden bürgerlichen Glückseligkeit, über einen Haufen geworfen. Wer diese Lehren annimmt, der muß entweder gar keinen Gott glauben, ja alle gesunde Vernunft bey Seite setzen, oder er muß Gott zu einem Urheber und Liebhaber aller Unordnung, aller Zerrüttung und alles Verderbens machen, welches denn eben so viel ist, als das göttliche Wesen zersöbren und in der That läugnen. Es sind demnach, damit wir zum Schluß kommen, und welches die Meinung des Freerischen Sages ist, gute und heilsame Ordnungen in der Welt, wann sich schon dabey einige Ungleichheiten finden, ein Werk Gottes, mithin auch ein Spiegel seiner weisen und gütigen Versehen.



Findet man an diesen Characteren und Vorstellungen einen Geschmac, so muß ich mich darüber wundern; und wenn man daran keinen Geschmac findet, so wundere ich mich auch.

Die

Dieses letzte Wort des Herrn de la Bruyere beziehet sich nicht allein auf dieses von uns übersehte und erläuterte Capitel wider die so genannten starken Geister, sondern auf das ganze erste Buch seiner Caractères, oder seiner Abbildung derer Sitten seiner Zeit. Er fällt, in diesem letzten Satze, ein, seiner Gewohnheit nach, sinnreiches Urtheil von seinen eignen Schriften. Es hat zwar diesem Ausruch, von einem heftigem Gegner, dem Herrn de Vigneul-Marville, dessen wir in der Vorrede gedanken werden, dem Herrn Auctor zur großen Last, und als eine hochmüthige Zweideutigkeit ausgelegt werden wollen. Es hat aber auch ein geklakter Verteidiger M. Coste, dem Herrn de la Bruyere, in einer besondern, meiner Edition benagdruckten Schuchschrift, das Wort gerechert, und dieses von ihm selbst über seine Gedanken, gesprochne Endurtheil, für unschuldig erklaret, wie auch wir dasselbe nicht anders, als unschuldig erklaren können. Es konnte dieser gelehrte und sinnreiche Franzose sich, mit Recht, in gewisser Absicht, den Beyfall seiner Leser versprechen, er hatte aber auch, in anderer Absicht, Ursache, an einer allzugeneigten Aufnahme seines Werkes zu zweifeln. In Betrachtung, daß er durchgehends das Wahre und Falsche, das Gute und Böse, das Nützliche und Schädliche, in seiner eigentlichen Gestalt, gründlich, lebhaft, sinreich, und in der lautern Absicht, die Ausübung der Frömmigkeit und Tugend zu befördern, vorgestellet habe, so konnte er nicht anders, als versichert seyn, es würden Wahrheit und Tugendliebende Leser, an keinem Vortrage, einen guten Geschmack finden, so daß es ihm, wenn derselbe nicht verursacht werden sollte, freylich nicht wenig Wunder nehmen mußte. Wenn er aber auch auf der andern Seite den Eigensinn, und die Verschiedenheit derer menschlichen Urtheile, und wie man vermuthet mit Wissen und Willen, sonderlich wenn Haß und Neid das Herz einnimmt, oder etwan das lasterhafte Geschwür

angegriffen wird, die Augen, vor dem Lichte der Wahrheit, zuschließet, in Erregung setz, so konnte er sich keine andere Rechnung machen, als daß sein Fuch und die darinnen belichte sarpische Schreid-Art, den vielen gar kein Gebär, noch weniger einen Gekhmack finden würde, welches ihn denn, in solcher Absicht, gar nicht wundern dürfte. Wir unsers Orts haben dögber durchgehends an denen so gründlichen, als sinnreichen Gedanken des Herrn de la Bruyere, sonderlich an denenjenigen, die er in dieser Ausführung von Gott, eröffnet hat, einen recht guten Gekhmack gefunden, hoffen auch, daß unsere teuriche Leser, obgleich nicht an unsern Anmerkungen, doch gewißlich an dem Vortrage dieses vorzüglichlichen Vortrags, einen angenehmen Gekhmack finden werden!

Anhang.

Wir haben oben p. 64. des Verweises für die Existenz Gottes gedacht, wie solchen der selige Herr D. Spener geführt, und an den frommen und gelehrten Theophilum Spizelum in Augsburg überschicket hat. Spizelius hielt diese Spenerische Demonstration beides von dem Daseyn Gottes, als von der Unsterblichkeit der Seelen, für so sinreich, gründlich, und zur heilsamen Ueberzeugung derer Atheisten dienlich, daß er dieselbe seinem Scrutinio Atheismi, und sonderlich dem an Herrn Anton Reiskern geschriebenen weitläufigen Briefe de Atheismo eradicando, ganz und gar bedrucken ließ. Es ist dieser Verweis wider die Gottes-Verläugner aus der rechten Quelle, nemlich aus der Contingenz, oder Zufälligkeit der Welt, und also aus dem principio rationis suffici-

cientis, das ist, aus der unlängbaren Wahrheit, daß alles, was da ist, Ursache und Grund seines Daseyns sowohl, als der Art des Daseyns, und zwar entweder in sich, oder außer sich, haben müsse, herzunehmen. Wie denn der selige Mann durchgängig nicht nur auf Reisen, sondern auch auf eine völlig zureichende Nation (*rationem plenam*) dringet, und da diese in und an der sichtbaren Welt nicht zu finden ist, so schließt er mit Recht, daß dieselbe in Gott zu finden sey, und daß also, weil die Körper, oder die Welt, ihren zureichenden Grund in sich selbst nicht haben, (*corpora sibi non sufficiunt*) noch haben können, nothwendig ein Gott seyn müsse, anderer Gestalt man immer *rationem rationis* zu fordern und zu suchen, und also ins unendliche fortzugehen hätte, ohne zu einiger Gewisheit und Ruhe zu kommen. Nachdem nun diese Art des Beweises von einigen, in den neuern Zeiten, als eine ganz neue Erfindung, angerühmet, und daß solche von unserm alten Gottes-Gelehrten nicht mit gleicher Schärfe und Gründlichkeit gebraucht worden, oder ihnen wohl gar unbekannt gewesen, vorgegeben werden wollen; so habe nicht unbedenlich zu sein erachtet, das Gegentheil mit dem Exempel eines großen Gottes-Gelehrten zu beweisen, und in dem Ende die Verfassung derer Spenerischen Vernunftschlüsse für die Existenz Gottes und Unsterblichkeit der Seelen, so wie selbige denn gedachten Spizelius, dessen Buch sich eben diß uenlich vergriffen hat, zu befinden ist, von Wort zu Wort anhero beizufügen. Es heisset aber zu Ende des

abgedachten an Reiserum gestellten Briefes p. 125. seqq. also :

Post-Scriptum.

Quum hanc adeo pridem a Celeberrimo D. D. PHILIPPO IACOBO SPENERO, Fautore & Amico meo observandissimo, accepi NATVRAE ADVERSVS ATHEOS CONFSSIONEM, ingeniose admodum conscriptam, pariter ac plurimum ad convincendos convertendosque Atheos conferentem, eam Tibi, VIR PRAECLARISSIME, Tuique similibus pietatis solidæ cultoribus, gloriæque divinx Vindicibus, gratissimam fore existimans, huic de ATHEISMO ERADICANDO EPISTOLAE duxi subjungendam.

CONFESSIO NATVRAE CONTRA
ATHEISTAS.

PARS I.

Quod ratio Phænomenorum Corporalium reddi non possit, sine incorporeo principio, id est,
D E O.

Divini ingenii Vir, Franciscus Baconus de Verulamio, recte dixit, philosophiam obiter libatam a Deo abducere, penitus haustam reducere ad eundem. Experimur hoc seculo nostro, feraci pariter scientiæ & impietatis. Cum enim, excultis egregie Mathematicis artibus, & rerum interioribus per Chemiam & Anatomiam tentatis, appareret, plerorumque rationes ex Corporum figura motuque velut mechanice reddi posse, quas Veteres vel ad solum Creatorem, vel ad nescio quas incorporeales formas, retulerant; tum vero ingeniosi quidam primum tentare cœperunt, possentque Phænomena naturalia, seu ea, quæ in corporibus apparent, salvari & explicari, Deo non sup-

supposito, nec ad ratiocinandum assumto: mox ubi paulum res successit (antequam scilicet ad fundamenta & principia venissent) velut gratulantes securitati suæ, perimature prodiderunt, se neque Deum, neque immortalitatem Animæ naturali ratione reperire, sed fidem ejus rei, vel præceptis civilibus, vel historiarum relationi deberi, ita censuit subtilissimus Hobbes, inventis suis meritis hoc loco sileri, nisi auctoritati ejus, in deterius valituræ, nominatim obviam eundem esset. Atque utinam non alii, longius progressi, jamque de Scripturæ S. autoritate, de veritate historiarum, de historiarum relatione dubitantes, Atheismum Mundo non obscure invexissent.

Hoc vero mihi admodum indignum visum est, animum nostrum, sua ipsius luce, id est, philosophia præstringi. Cæpi igitur ipsimet inquisitioni rerum incumbere, tanto vehementius, quanto ferebam impatientius, me maximo vitæ bono, certitudine scilicet æternitatis post mortem, & spe divinæ beneficentiæ in bonos & innocentes aliquando apparituræ, deici per subtilitates Novatorum.

Sepositis igitur præjudiciis, & dilata Scripturæ & Historiæ fide, anatomen corporum mente aggredior, tentaturus, an eorum, quæ in corporibus sensu apparent, rationem reddere possibile sit, sine suppositione causæ incorporalis.

Ac principio hodiernis Philosophis, Democriti & Epicuri resuscitatoribus, quos Robertus de Boyle corpusculares non inepte appellat, ut Galilæo, Baco, Gassendo, Cartesio, Hobbesio, Digheo, facile condescendendo assensus sum, in reddendis corporaliū phænomenorum rationibus neque ad Deum, neque aliam quamcunque rem, formamque aut qualitatem incorporalem, sine necessitate, confugiendum esse:

Nec Deus interfit, nisi dignus Vindice nodus incidere;

Ω

Sed

Sed omnia, quoad ejus fieri possit, ex natura corporis, primisque ejus qualitatibus, Magnitudine, Figura, & Motu, deducenda esse.

Sed quidli demonstrare, nec harum quidem primarum qualitarum originem, in natura corporis reperiri posse? Tum vero fatebuntur, ut spero, naturaliste nostri, corpora sibi non sufficere, nec sine principio incorporeo subsistere posse. Demonstrabo vero nec obscure, nec flexuose.

Si scilicet qualitates istæ ex definitione corporis deduci non possunt, manifestum est, eas in corporibus sibi relictis existere non posse. Omnis enim affectionis ratio, vel ex re ipsa, vel ex aliquo extrinseco, deducenda est. Definitio autem corporis est spatium inexistere. Et omnes homines illud dicunt corpus, quod in spatio aliquo reperiunt, & contra, quod corpus est, in spatio aliquo reperiunt. Constat hæc definitio duobus terminis, spatio & inexistencia.

Ex Spatii Terminio oritur in corpore magnitudo & figura. Corpus enim eandem statim magnitudinem & figuram habet cum spatio, quod implet. Sed restat dubium, cur tantum potius & tale spatium impleat, quam aliud, & ita cur, exempli causa, sit potius tripedale, quam bipedale, & cur quadratum potius, quam rotundum. Cujus rei ratio ex corporum natura reddi non potest, eadem enim materia ad quamcunque figuram, sive quadratam, sive rotundam, indeterminata est. Quo igitur tantum responderi possunt, vel corpus propositum quadratum fuisse ab æterno, vel ab alterius corporis impactu quadratum factum esse, siquidem ad causam incorpoream confugere nolis. Si dicis: ab æterno fuisse quadratum, eo ipso rationem non assignas, quidni enim ab æterno potuerat esse Sphæricum? æternitas quippe nullius rei causa intelligi potest. Sin dicis alterius corporis motu quadratum factum esse,

esse, restat dubium, cur figuram talem vel talem ante motum illum habuerit; & si iterum rationem refers in motum alterius, & sic in infinitum, tum per omne infinitum, responsiones tuis novis quaestionibus prosequendo, apparebit, nunquam materiam deesse quaerendi rationem rationis, & ita *rationem plenam* redditam nunquam esse. Apparebit igitur, ex natura corporum, rationem certæ in iis figuræ, & magnitudinis, reddi non posse. Diximus definitionem corporis duas habere partes: Spatium & inexistentialitatem; sed ex voce spatii oriri magnitudinem aliquam, & figuram, sed non determinatam; ad terminum vero inexistentialitatis in illo spatio pertinet motus, dum enim corpus incipit exilire in alio spatio, quam prius, ex ipso movetur. Sed re accuratius perpenſa, apparebit, ex natura quidem corporis oriri mobilitatem, sed non ipsum motum. Eo ipso enim dum corpus propositum est in spatio hoc, etiam esse potest in alio æquali & simili prioris, id est, potest moveri. Nam posse esse in alio spatio quam prius, est posse mutare spatium, posse mutare spatium, est posse moveri. Motus enim est mutatio spatii. Actualis autem motus ab inexistentialitate in spatio non oritur, sed potius, corpore relicto sibi, contrarium ejus, nempe permanſio in eodem, seu quies. Ratio igitur motus in corporibus, sibi relicta, reperiri non potest. Frustraneum igitur est illorum effugium, qui rationem motus sic reddunt: Omne corpus vel motum esse ab æterno, vel moveri ab alio corpore contiguo & moto. Nam si dicunt, corpus propositum motum esse ab æterno, non apparet, cur non potius quieverit ab æterno, tempus enim, etiam infinitum, ausa motus intelligi non potest. Sin dicunt, corpus propositum moveri ab alio contiguo & moto; idque iterum ab alio, sine fine, nihilo magis rationem reddiderunt, cur moveatur primum & secundum & tertium, vel quotumcunque, quamdiu

non reddidere rationem, cur moveatur sequens, a quo omnia antecedentia moventur. Ratio enim conclusionis tam diu plane reddita non est, quam diu reddita non est ratio rationis. Præsertim cum hoc loco idem dubium sine fine reflet.

Satis igitur, opinor, demonstratum esse: determinatam figuram & magnitudinem, motum vero omnino illum in corporibus sibi relictis esse non posse. Tacebo hoc loco, quia altioris indaginis res est, ne causam quidem consistentiæ corporum hactenus ab ullo, ex ipsa corporum natura, redditam esse. A consistentia autem corporum est (1) quod corpus grande parvo impellenti non cedit, (2) quod corpora, aut partes corporum sibi invicem coherant, ex quo oriuntur qualitates istæ tactiles, quas vulgo secundas vocant, nempe soliditas, fluiditas; durities molliities; glabrities, asperitudo; tenacitas, fragilitas; friabilitas, ductilitas, malleabilitas, fusibilitas, (3) quod corpus durum, corpori non cedenti impingens, reflectitur. Breviter a consistentia tria sunt: Resistentia, coherentia, reflexio. Quarum rationem qui ex materiæ figura, magnitudine, & motu, mihi reddiderit, eum ego magnum philosophum libens fatebor. Unica prope via apparet, nempe corpus ideo corpori impellenti resistere, & ipsum repercutere, quia ipsius partes in superficie insensibiliter in occursum ejus moveantur. Sed supponamus, corpus impingens non ea linea, qua partes corporis impellenti occursum sunt, sed alia, obliqua fortasse incidere, eo ipso omnis statim reactio, resistentia, reflexio cessabit contra experientiam. Sed coherentiæ ratio a reactione, & omnino motu, plane reddi non potest. Nam si chartæ partem impello, pars, quam impello, cedit, ideo aliqua reactio, & motus resistentiæ fingi non potest. Sed non cedit sola, sed reliquas partes sibi adhaerentes simul aufert. Sane

ve.

verum est, & rationem habet, quod olim Democritus, Leucippus, Epicurus, & Lucretius, hodie sectatores eorum Petrus Gassendus & Ioh. Chrysof. Magnenus prodiderunt: omnem in corporibus coherentiæ causam esse naturaliter figuras quasdam implicatorias, nempe, hamos, uncas, annulos, eminentias, breviter, omnes duorum corporum curvaturas vel stationes sibi invicem insertas. Sed hæc ipsa instrumenta implicatoria solida, & tenacia esse necesse est, ut suum faciant officium, & corporum partes contineant. Sed unde ipsis tenacitas? An hamos hamorum supponemus in infinitum? Sed quæ dubitandi ratio in primis erit, ea & in secundis, & tertiis, erit sine fine, ad has difficultates acutissimis istis philosophis nihil aliud superfuit, quod responderent, quam ut supponerent in ultima corporum resolutione infecabilia quædam corpuscula, ipsi Atomos vocant, quæ variis suis figuris varie combinatis, varias corporum sensibilibus qualitates efficiant. Sed in illis ultimis corpusculis nulla apparet ratio coherentiæ, & infecabilitatis. Reddidere aliquam veteres, sed ita ineptam, ut ejus recentiores pudeat. Scilicet partes Atomorum ideo coherere, quia nullum intercedat vacuum, ex quo sequitur, omnia corpora, quæ se semel contigerunt, inseparabiliter ad atomorum exemplum coherere debere, quia in omni contactu corporis ad corpus nullum intercedit vacuum. Quæ perpetua coherentiæ nihil est absurdius, nihil ab experientia magis alienum. Recte igitur in reddenda Atomorum ratione confugiemus ad Deum denique, qui ultimis istis rerum fundamentis firmitatem præstet. Et miror, neque Gassendum, neque alium inter acutissimos hujus sæculi philosophos, præclaram hanc demonstrandæ divini existentie occasionem animadvertisse. Apparet enim in extrema corporum resolutione, Dei auxilio naturam carere non posse.

Cum autem demonstraverimus, corpora determinatam figuram & quantitatem, motum vero illum habere non posse, nisi supposito Entre incorporali, facile apparet, illud Ens incorporale pro omnibus esse unicum ob harmoniam omnium inter se, præsertim cum corpora motum habeant, non singula a suo Entre incorporali, sed a se invicem. Cur autem Ens illud incorporale hanc potius, quam illam magnitudinem, figuram, motum, eligat, ratio reddi non potest, nisi sit intelligens, & ob rerum pulchritudinem sapiens, ob earum obedientiam ad nutum, potens. Tale igitur Ens incorporale erit Mens totius Mundi Rectrix, id est, DEVS.

P A R S II.

Mentis humanæ immortalitas continuo forite demonstrata.

Mens humana est ens, cujus aliqua actio est cogitatio. Ens, cujus aliqua actio est cogitatio, ejus aliqua actio est res immediate sensibilis sine imaginatione partium.

Cogitatio enim est res (1) immediate sensibilis, mens quippe se cogitantem sentiens sibi immediata est (2) cogitatio est res sensibilis sine imaginatione partium. Hoc experienti clarum est. Cogitatio enim est hoc ipsum nescio quod, quod sentimus, quando sentimus nos cogitare. Quando autem, verbi gratia, sentimus, nos cogitasse de Titio, non solum sentimus nos Titii imaginem, quæ sane partes haber, habuisse in animo, quia hoc non sufficit ad cogitationem.

Habemus enim imagines in animo, etiam quando de iis non cogitamus; sed sentimus præterea, nos illam Titii imaginem advertisse, in qua advertentiæ ipsius imaginatione nullas partes deprehendimus.

Cujus aliqua actio & res immediate sensibilis sine imaginatione partium,

Ejus

Ejus aliqua actio est res sine partibus.

Nam quale quid immediate sentitur, tale est. Erroris enim causa est medium, quia si objectum sensus esset causa erroris, semper falso sentiretur; si subjectum, semper falso sentiret.

Cujus aliqua actio est res sine partibus, ejus aliqua actio non est motus.

Omnis enim motus habet partes per demonstrata Aristotelis, & omnium confessionem.

Cujus aliqua actio non est motus, illud non est corpus.

Omnis enim corporis actio est motus. Omnis enim rei actio est essentiae variatio.

Corporis essentia est, esse in spatio, existentiae in spatio variatio est motus.

Omnis igitur corporis actio est motus.

Quicquid non est corpus, non est in spatio.

Corporis enim definitio est, esse in spatio.

Quicquid non est in spatio, non est mobile.

Motus enim est mutatio spatii.

Quicquid non est mobile, est indissolubile.

Dissolutio enim est motus secundum partem.

Omne indissolubile est incorruptibile,

Corruptio enim est dissolutio intima.

Omne incorruptibile est immortale.

Mors enim est corruptio viventis, seu dissolutio ejus Machinae, per quam quid apparet se movere.

Igitur

MENS HUMANA EST IMMORTALIS,
quod erat demonstrandum!



Anderer Abschnitt

von

der Religion.

Capitel I.

§. I.

Es giebt zwei Arten von Leuten, die verschiedentlich von der Religion urtheilen. Einige machen sich von derselben einen so natürlichen Begriff, daß sie alles, was sie mit ihrer Vernunft nicht erreichen können, zum Aberglauben rechnen. Diese Leute haben eigentlich gar keine Religion, sie glauben nichts, sie wollen nichts glauben. Sie sind entschlossen und bereit, allem, was man, zu ihrer Ueberzeugung, vorbringen möchte, eine hartnäckigte Ungläubigkeit entgegen zu setzen; Sie sollten Wunder und Zeichen sehen, und dennoch von ihrer Hartnäckigkeit nicht abgebracht werden.

Dieses erste Capitel von der Religion ist das andere in dem andern Tomo derer de la Bruyereschen Sittenlehren. Was er in denen vorbergehenden gründlichen Beweisen von der Existenz Gottes wider die Atheisten beygebracht, wird hier zum Theil erläutert, und noch mehr befestiget. Alles gehet dahin, daß die schlechte und Grund böse Sache des Unglaubens gezeigt, dagegen die gute und Grund-feste Sache Gottes und göttlicher Dinge behauptet werde. Wobey der Herr Auctor

abermals, wie durchgängig in seinem ganzen weitläufigen Werke, die deutlichsten Proben einer ihm eigenenthümlichen scharfsinnigen Gründlichkeit an den Tag gelegt. Wir unser Orts werden in dieser und der folgenden Abhandlung in unsern Anmerkungen um so viel kürzer seyn, weil das mehrtheil bereits in dem ersten Abschnitte erinnert worden, der Herr Auctor auch allhier nicht, wie dorten, mit ordentlichen Demonstrationen beschaffet ist. Er fängt von denen zu reden an, welche auf verschiedene Art verkehrt von der Religion denken und sprechen. Er rechnet zuerst diejenigen dahin, welche in Religions-Sachen weiter nichts für wahr und glaublich halten, als was sie mit ihrer Vernunft völlig einsehen und begreifen können, seltsam dasjenige als verwerflich ansehen, und zum Aberglauben verweisen, was die Einsicht und den Begriff ihrer Vernunft übersteiget. Die also in Sachen, die Religion betreffend, verfahren, werden überhaupt Naturalisten, auch insonderheit Rationalisten, genennet. Herr Walch in seiner Historisch- und Theologischen Einleitung in die Religions-Streitigkeiten Parte V. Cap. VII. §. XXXIX. seqq. hat dieselbigen in verschiedene Classen eingetheilet, auch wider ihre falsche Lehr-Sätze verschiedenes mit vieler Gründlichkeit beigebracht. Die Vernunft ist eine edle Gabe Gottes, eine ausnehmende, ja die vornehmste Zierde des Menschen, und selbst in der Religion unentbehrlich. Denn ohne die Vernunft wären wir schlechterdings gar keiner Religion fähig, weil nur die vernünftige Creatur Gott erkennen, und ihm gefällig dienen kan. Wenn nun die Vernunft in ihren Schranken bleibet, und nur das zu beurtheilen und zu richten sich unternimmt, worüber sie, nach ihren endlichen Kräften, zu erkennen berechtigt und vermögend ist, so kan durch dieselbe allerdings viel Gutes geschaffen werden. Wenn sie aber, in Sachen, den Gottesdienst betreffend, und also in göttlichen Dingen zur Richterin gesetzt werden will, so wird sie über die von Gott, und durch ihr eignes

Wesen, ihr gesetzte Gränzen herausgeführt, und da kan sie alsdenn wohl nichts anders, als lauter Unsin, anrichten. Da sonst die in ihren Schranken bleibende Vernunft von selbst auf Gott führt, und die Unbegreiflichkeit seines Wesens unweigerlich zugesiehet; so wird hier, da man nichts einräumen will, als was man vollständig begreifen kan, die Vernunft, oder vielmehr dieser Mißbrauch der Vernunft, zu einer Quelle des Unglaubens und der Atheisterei. Denn wenn alles, was unsern Begriff übersteiget, zum Aberglauben gerechnet, und demnach, als irria und falsch, verworfen werden soll, wie es die blinden Rationalisten haben wollen, Gott aber eines unbegreiflichen Wesens ist, und wenn er es, in Ansehung unsrer, nicht wäre, auch nicht Gott seyn würde, so müssen diese Vernünftler entweder gar keinen Gott glauben, oder sie müssen, in ihren Gedanken, sich einen solchen Gott machen, den sie selbst übersehen können, der also geringer ist, als sie selbst sind. Dergleichen elender Begriff von Gott in der That anders nichts, als eine Verläugnung Gottes ist. Es sagt daher der Herr Auctor mit Recht, daß solche Leute gar keine Religion haben, weil sie in der Religion gar nichts unbegreifliches wollen gelten lassen, da doch, wie bereits oben bemercket worden, und weiter unten mit mehrern angemercket wird, die wahre Religion unmöglich ohne Geheimnisse seyn kan. Es nennet daher die H. Schrift die Heyden, die auch alles mit ihrer Vernunft ausmachen, und weiter nichts, als was sie mit derselben begreifen konnten, zulassen wollten, Leute ohne Gott, und also auch ohne Religion. Eph. II. 12. Wie diejenigen, die zwar zur christlichen Religion sich bekennen, aber alle Glaubens-Lehren nach dem Maasß-Stabe ihrer Vernunft messen und schägen, hierbey zu rechte kommen, und die unvermeidliche Auflage, daß sie solcher Gestalt ebenfalls ohne Religion und Glauben sind, von sich ablehnen wollen, ist nicht wohl abzuweichen. Der Vernunft das Richter-Amt und eine Meisterschaft in Glaubens-Sachen ein-

räumen, heist, wie unser Auctor urtheilet, so viel als nichts glauben, auch nichts glauben wollen. Solche blinde Anhänger der Vernunft setzen sich außer allen Stand, von der seligmachenden Wahrheit überzeuget zu werden. Sie setzen allen überzeugenden Beweisbüchern einen hartnäckigten Unglauben entgegen, und denken, je weniger sie von solchen Dingen glauben, die sie nicht mit Augen sehen, und nicht mit Händen greifen, desto vernünftiger handeln sie, da sie doch, auf solche Weise, die größte Unvernunft an den Tag legen. Diese ihre hartnäckigte Ungläubigkeit hat dieses Vorurtheil zum Grunde: Alles, was ich nicht begreifen kan, das ist irrig und falsch, das bin ich zu glauben nicht verbunden. Wo dieses Vorurtheil herrschet, wie wollen da Vernunft- oder Schrift- mäßige Beweis Gründe für die Wahrheit derer Geheimnisse, Eingang finden? Wunder und Zeichen dürften also, mit unserm Auctore zu reden, nicht vermögend seyn, den Unglauben zu brechen, als lange dieses Vorurtheil seinen Platz behält. Denn da würden solche blinde Verehrer der Vernunft entweder alle Wahrheit der Wunder-Werke schlechthin läugnen, oder, obgleich ohne gnugsamen Grund, für Kräfte und Würdungen der Natur ausgeben, oder, wenn sie ja die Wahrheit und Richtigkeit derselben vor Augen sähen, dennoch verthan, und noch Rechte überseyn zu haben, vermeynen, wenn sie allen gemachten gründlichen Vorstellungen weiter nichts, als das hartnäckigte, und ihrer Einbildung nach, einem starken Geiste überaus wohl anstehende Wort entgegen setzten: Ich glaube es nicht, ich kan und mag es nicht glauben. Und warum denn nicht? Antwort: Es kommt mit meinem Glaubens-Grunde nicht überein, nach welchem ich nichts gelten lasse, als was ich mit meinem Verstande völlig einsehen, und die eigentliche Art und Weise, wie diß und jenes möglich sey, vollständig begreifen kan. Solches Glaubens, oder solches verharteten Unglaubens, mochten zum Theil die Einwohner von Capernaum seyn, wel-

welche, aller von Jesu verrichteten unsäugbaren Wunderwerke ungeachtet, dennoch in ihrem Unglauben beharrten. Daber auch der weise Heyland, deme die Härtnäcigkeit ihrer Herzen nicht unbekannt war, für rathfamer hielt, von fernermweiterer Verrichtung derer Wunderwerke abzusehen. Durch welche Unterlassung wunderthätiger Werke ihnen allerdings eine Wohlthat erwiesen wurde, maassen sie sonst, und wenn vor ihren Augen immer Wunder geschehen, und sie gleichwohl dadurch nicht anders Sinnes worden wären, mit Recht ihre Schuld und Verdammniß noch größer gemacht hätten. Conf.

Esche Kinder des Unglaubens mochten auch die fünf Brüder des reichen Mannes seyn, die allem Ansehen nach keine Auferstehung der Todten, und weiter nichts geglaubet haben, als von dessen Wahrheit sie, durch das Zeugniß und Gefühl ihrer leiblichen Sinne, überführt worden. Daber der Schlemmer in der Hölle dafür hielt, wenn sie, die zurückgebliebenen fünf Brüder, nur etwan einen von ihren verstorbenen Freunden, oder sonst jemand Bekanntes, sollten lebendig aus dem Grabe wieder kommen sehen, so würden sie auch der Wahrheit, daß die Seele unssterblich, und eine Auferstehung der Todten, folglich auch ein ewiges Wohl und Weh zukünftig sey, einen ungezweifelten Befall geben. Er mußte aber hören, daß, wenn auch ein solches Wunder und Zeichen vor ihren Augen geschehen sollte, sie dennoch nicht glauben, vielmehr bey ihrem hartnäckigten Vorfasse, nichts zu glauben, verbleiben würden. Sehr wohl schreibt Clericus in seinen Anmerkungen über Luc. XVI. 30. On ne peut pas l'etonner, que Notre Seigneur introduise Abraham disant, qu'un Juif, qui n'ecoutoit pas Moïse, ni les Prophetes, n'ecouterait pas même un Mort resuscité. Plutôt que de se rendre a ses avertissements, il diroit, que l'on a fait ressusciter ce Mort par Magie, que c'est un Spectre, & mille autres choses de cette Nature: parce qu'il ne consulteroit,

roit, que sa passion, qui lui faisoit deja violer des Loix, de la justice des quelles il ne doutoit pas. Das ist: Man darf sich nicht verwundern, daß unser Herr und Heyland den Abraham also redend einführet, daß ein Jude, der Moses und die Propheten nicht höret, auch einem, der von den Todten auferstünde, kein Gebet geben würde. Vielmehr und anstatt seiner Nachrichten Glauben beizumessen, würde er sagen, daß man diesen Todten durch Zauberey auferwecket hätte, daß es ein Gespenst wäre, und tausend andere dergleichen Dinge. Maßen derselbe nur seine Visionen oder seinen fleischlichen Sinn und Willen zu Rathe ziehen würde, als wodurch er bereits zur Uebertretung dererjenigen Gesetze verleitet werden, an deren Gerechtigkeit er gar nicht zweifelte. Es sind auch, überhaupt zu reden, die Wunder- Werke gar nicht das eigentliche Mittel zur Befehrung und zum Glauben, sondern es sollen nur die Menschen dadurch aufmerksam gemacht, und dahin geleitet werden, daß sie die Lehren, zu deren Bestätigung die Wunder- Werke aefchaben, als göttlich erkennen, und also als göttliche Wahrheiten annehmen möchten. Denn Gottes Wort, und die darinnen enthaltende kräftige seligmachende Wahrheiten sind es, durch deren überzeugendes Erkenntniß das Herz gläubig, und seliglich geändert werden muß. Das H. Evangelium ist eine Kraft Gottes, selig zu machen, alle die daran glauben, Rom. I. 16. Wie nun aber die so genannten Rationalisten der Sachen zu viel thun, so thun andere derselben zu wenig, und verfallen dadurch sowohl, als jene, im Werke der Religion, auf mancherley verkehrte Gedanken und verführische Wege. Von diesem ist die Rede in dem folgenden Sage.

§. II.

Die andern lassen sich, durch ihre Schwäche, dahin reissen, und verachten die heiligen Dinge, aus keiner andern Ursache, als weil sie selbige
von

von denenjenigen verachtet sehen, die man starke Geister nennet. Der Frey-Geist (*le libertin*) glaubt, guten Grund vor sich zu haben, wenn er sich mit dem bösen Exempel anderer bedecken kan. Er halt sich das Unrecht zu gute, welches jene ungestraft begehcn.

Jene fehlen, weil sie aus ihrer Vernunft gar zu viel machen, und das Reich der Wahrheit, nach denen Grängen ihrer Einsichten, abgemessen und bestimmt wissen wollen; diese fehlen, weil sie ihre Vernunft gar nicht gebrauchen, und das Verhalten anderer, zum Regelmaaß ihres Verhaltens, in Glaubens- und Lebens-Sachen, annehmen. Jene verachten, verlachen, und verwerfen die Geheimnisse des Glaubens, weil sie derselben eigentliche Beschaffenheit nicht begreifen können, diese thun dergleichen, aber aus einem andern, obgleich eben so falschem Grunde, nemlich derentwegen, weisen gewisse Leute, von denen sie die Einbildung haben, daß sie, vor andern, Verstand, Einsicht, und Klugheit besitzen, von diesen heiligen Dingen der Religion wenig oder nichts halten, ja ihr Gespötte darüber treiben, und in der Kunst, nichts zu glauben, alle ihre Ehre setzen. Das ist eine große Schwachheit des Verstandes, und noch eine größere Verderbniß des Willens. Es zeigt einen schwachen Verstand an, wenn man alles ohne gehörige Prüfung annimmt, und warum man etwas glaube oder nicht glaube, keinen andern Grund, als diesen, der und der glaubet, redet und thut also, anzugeben weiß; Es ist aber auch mit dieser Schwäche des Verstandes eine schändliche Unart des Willens vergesellschaftet. Man halt diejenigen, die heilige Sachen zum Besten haben können, für Leute von großem Verstande und von ungemeiner Klugheit, man möchte auch gern für verständig und klug gehalten seyn. Man meynet, es sey schon genug, den Ruhm besonderer Vernunft und Klug-

Klugheit darvon zu tragen, wenn man nur dieser vermeinten starcken Geister Sprache und übrige Aufführung annehme. Man redet demnach, man thut und laßet, was man diese reden höret, und was man sie thun und lassen siehet. Also liegt hier nicht allein Unwissenheit und Vorurtheil, sondern auch ein thörichter Hochmuth zum Grunde. Was kan nun aber wohl unverständiger und thörichter seyn, als das Exempel anderer zur Richtschnur seiner Gedanken, seiner Reden, und aller seiner Handlungen machen? Non exemplis vivitur, sagt Cicero in einem gewissen Briefe, sed regulis: Vernünftige Leute richten sich, in ihrem Leben und Wandel, nicht nach anderer Beyspiel, sondern nach Gesetzen und Rechten. Eines andern Exempel kan nur alsdenn zum Vorbilde unsers Thuns und Lassens, sicherlich aufgestellt werden, wann man entweder weiß, daß desselben Lehre, Leben und Wandel vollkommen heilig und rein ist, wie man von unserm Jesu, und von ihm allein, weiß, daher man auch mit Recht auf sein Exempel, als das allervollkommenste Muster der Wahrheit und Tugend, gewiesen wird, oder wenn man findet, daß sein Verhalten der Vorschrift derer Gesetze gemäß ist, in welchem Falle man jedoch nicht sowohl darum etwas thut oder laßet, weil man einen andern es thun oder lassen siehet, als vielmehr darum, weil dergleichen Verhalten von denen Gesetzen erfordert wird, in welcher Absicht unser Thun und Lassen auch allemahl vernünftiger heraus kömmt. Am allerwenigsten aber hat man sich in Glaubens-Sachen, und im Werke unserer Seligkeit, nach andern zu richten. Es soll und muß ein jedweder seiner eignen Meinung gewiß seyn, wie auch der Gerechte seines Glaubens leben wird, und eines andern Glaube, im Haupt-Werke, mir weder etwas helfen noch schaden kan. Inzwischen giebt es immer Leute, welche von der Religion, und von dem, was in der Religion wahr oder falsch ist, nicht nach eignen Einsichten, sondern nach einem blinden Hörensagen urtheilen, wodurch sie sich selbst

muß.

mußwillig binter das Licht führen, und des heilsamen Erkenntnisses der Wahrheit berauben. Wenn die Phariseer, zu denen Zeiten Christi, und da es auf die Wahrheit der Lehre, und derer Wunderwerke Christi ankam, zu dem Volke sich vernehmen ließen: Glaubet auch irgend ein Oberster oder Phariseer an ihn? Sondern das Volk, das nichts vom Gesetze weiß, ist verflucht, Joh. VII. 43. 49. So drungen sie dem Volke ihre, und anderer Autorität, als eine unfehlbare Glaubens-Regul auf, und stellten schon zu ihrer Zeit die Person derer starken Geister recht meisterlich vor. Es ist auch kein Zweifel, es werden viele, durch ihre Schwäche, sich dahin reißen lassen, und bey sich gesprochen haben: Das sind doch große Männer, Männer von ungemeinem Verstande, sie haben die Schlüssel der Erkenntnis und des Himmelreiches! Was die sagen, das muß wahr, was die thun und lassen, das muß recht seyn! Solchergestalt verachteten und verlachten sie die allerheiligsten Lehren Jesu und seiner Apostel, bloß derentwegen, weil sie dieselbigen von denen vermeynten starken Geistern verachtet und verworfen sahen, gehörten folglich zur Classe derer verkehrten Religions-Verächter, deren Herr de la Bruyere in diesem §. gedenket. Solchenmach ist die Vernunft, nicht an und für sich selbst, sondern in ihrem Mißbrauche, und wenn sie entweder zu hoch gespannt, oder zu schlaff gelassen wird, eine Feindin der wahren Religion. Hingegen als lange die Vernunft Vernunft bleibet, so wird sie sich an der Unbegreiflichkeit Gottes und seines Wortes gar nicht stoßen, vielmehr dieselbe, als etwas von Gott und göttlichen Dingen unabtrennliches, erkennen und annehmen. Wozu im folgenden mehrerer Grund angegeben wird.

§. III.

Wenn der Mensch das begreifen könnte, was er siehet, so möchte er immerhin an Dingen zweifeln,

sehn, die er nicht siehet. So aber ist auch die allgeringste Sache ein Abgrund der Dunkelheit, darinnen seine Vernunft sich verlieret. Wir sind Zeugen von einer unendlichen Menge solcher wunderbaren Dinge, die wir nicht ergründen können. Die Sonne giebt uns ihr Licht, und mäßiget auch zugleich die Hitze ihrer Strahlen; die Erde schenket uns Früchte im Ueberfluß, und sorget für unsere Nothdurft; das Meer befänstiget seine Wellen, um uns einen sichern Weg in fremde Länder zu eröffnen; die Luft verursachet Winde, zu unserm Vortheil; der Himmel läßt seinen Regen herab fallen, was können wir antworten? Hat wohl irgend ein sterblicher Mensch, bis auf diese Stunde, die wahre Ursache von dieser so regelmässigen Abwechselung der Tage und der Nächte, hat jemand den eigentlichen Ursprung der Ebbe und der Fluth, völlig entdeckt oder begriffen? Alles dieses hält den Lauf unserer Betrachtungen an! Da wir nun diese Dinge einzusehen nicht vermögend sind, so wollen wir gleichwohl die Gerichte Gottes ergründen! Wir fordern von ihm, seiner Aufführung halber, Rechenschaft! Seine Weisheit soll unsere Zweifel beantworten.

So unbillig verfährt die Creatur mit ihrem Schöpfer! So schändlich verräth der Mensch beydes seine Blindheit, als seine Ungerechtigkeit, wenn er Gott nicht will seyn lassen, was er doch ist, und in Ewigkeit bleiben wird, nemlich ein in seinem ganzen Wesen, in allen seinen Wegen, und in allen seinen Gerichten, unbegeißelter Gott. Der in seinen Gedanken eule Mensch will einen Gott, und eine Religion, ohne alle Geheimnisse,

haben, da doch nicht allein die *H. Schrift*, sondern auch ein jeder Stern am Himmel, ein jeder Tropfen Wasser in der Luft, ein jedes Blatt auf dem Baume, ja ein jeder Blut-Tropfen in seinem Leibe, ihm zurufet: Rom. XI. O welche Tiefe des Reichthums bey des der Weisheit und der Erkenntniß Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte, und unerforschlich seine Wege! Als lange der Mensch in der Welt, und in denen Werken der Natur, etwags unbegreifliches antrifft, so ist er, mit keinem Schein des Rechens, befugt, über Unbegreiflichkeit in und an dem Schöpfer der Welt sich zu beschweren. Daß aber auch die allergelehrtesten, und in Erkenntniß natürlicher Dinge geübteste Welt-Weisen viele Geheimnisse der Natur eingestehen müssen, davon haben wir bereits oben etwas hergebracht, und wollen ist, nach Veranlassung des vorhabenden Sages, noch eins und das andere hinzu thun. Der Herr Auctor heisset uns unsere Häupter aufheben, und die Sonne, mit ihren Kräften und Wirkungen, in Betrachtung ziehen. Die Sonne leuchtet und wärmet. Sie verur- sacht, wenn ihre Strahlen, vermittelt derer Brenn- Spiegel und Brenn-Gläser, dichter zusammen gebracht werden, Feuer und Brand, und überhaupt solche Ver- änderungen, dergleichen sonst das Feuer zu verursachen pfleget. Man schließt daher, daß die Sonne ein wirk- liches Feuer seyn, und rings herum über und über bren- nen müsse. Man habe zu diesem Schlusse noch so viel Grund und Recht, es kommt doch weiter nichts als eine bloße Wahrscheinlichkeit, und gar keine ausgemachte Wahrheit heraus. Daß der Sonnen Körper einige Ei- genschaften des Feuers an sich habe, wissen wir aus der Erfahrung. Daß derselbe aber ein wirkliches Feuer sey, können wir mit keiner Gewißheit behaupten. Stahl und Stein bringen auch Funken hervor, und legen Feu- erfangende Dinge in Brand und Flamme. Gleichwohl ist weder der Stahl, noch der Stein, ein wirkliches Feuer. Und da die Sonne ein so ungeheurer Körper

ist, was mag denn wohl die Materie seyn, die dieses erstaunlich große Feuer unterhält und nabret? Wo ist der Heerd, darauf dieses Feuer ruhet? Woher rühret es denn eigentlich, daß dieser eben so liebliche, als erschreckliche Feuer-Klumpen, unserer Erden einnahl näher, als das andere kommt? auch, in dieser Näherung und Entfernung, die allergeaußte Ordnung beobachtet, so daß man, nach solchem ordentlichen Stande der Sonnen, beydes die Länge als die Kürze des Tages und der Nächte, außs genaueste und ohnfehlbarlich bestimmen kan? Was ist wohl die wahre eigentliche Ursache, daß, wenn die Sonne einen gewissen Punct erreicht hat, sie nicht ein Haar breit weiter fortrücket, sondern umkehret, und es Jahr aus Jahr ein so, und nicht anders, hält? Es ist wahr, man weiß, nach allen dreyen, die Verfassung derer großen Welt-Körper betreffenden, Systematibus, oder Lehr-Begriffen, von allem dem gar verständliche Ursachen anzugeben: allein eben deswegen, weil die Sachen sich auf dreyerley Art erklären und verstehen lassen, so ist alles, was disfalls getaget wird, nur eine Hypothesis, eine philosophische Meynung, ein solcher Erweis, der weiter nichts, als ein: es kan seyn, im Munde führet. Wie es aber eigentlich um die Sache bewandt sey, das weiß bis auf diese Stunde noch kein einziger Mensch. Je vernünftiger also ein Welt-Weiser handeln will, je mehr wird er sich von selbst beschneiden, daß ihme am Himmel; und sonderlich in Ansehung der Sonnen, noch gar vieles, wo nicht das allermeiste, verborgen und unbegreiflich ist. Aber nicht allein das, was droben in der Höhe ist, und geschieht, sondern auch selbst dasjenige, was vor unsern Augen liegt, und was in unsere Ohren, ja in unsere Hände fällt, eröffnet uns, wie unser Auctor redet, unergründliche Tiefen der Dunkelheit, darinnen unsere Vernunft sich eher verlieret, als daß sie der Dinge eigentliche Bewandniß entdecken sollte. Wie die Winde in der Luft, aus Veränderung des Wogerechten Standes, oder des

Gleichgewichts der Luft, erzeugt werden, wie es daher komme, daß dieselben bald schwächer, bald stärker geben, ingleichen was für mannigfaltiger Nutzen, durch die Winde, auf dem Erdboden gekhasset werde, dickes und dergleichen wird, in denen Natur-Lehren, mit vieler Gründlichkeit erweislich gemacht. Allein so vielgründliches dikkfalls beygebracht, und so begreiflich die Sache dadurch gemacht wird, so bleibt doch auch gar vieles übrig, das noch lange nicht in sein gehöriges Licht gesetzt ist. So lässet es sich z. E. gar wohl begreifen, daß, wenn die Luft, in einer gewissen Gegend, durch die Sonnen-Hitze oder Wärme verdünnet und ausgebreitet, oder aber durch aufsteigende oder fallende starke Dünste verdickt, und dadurch ihr Wazerechter Stand gehoben wird, daß, sage ich, die Luft sedenn mit Gewalt in solche Gegenden dringet, wo sie den wenigsten Widerstand findet, und solchergestalt Wind erregt. Allein wie aus dieser Ursache solche gewaltige Winde entstehen können, die die stärksten Bäume aus der Erden heraus, und die festesten Häuser von dem Grunde hinweg reißen, und öfters ganze Tage und Nächte, ja ganze Wochen hinter einander anhalten, das will daher noch nicht völlig begreiflich zu seyn scheinen. Öfters entsethet in der Gegend, wo man sich befindet, ein unermuteter starker Wind, und man kan nicht die geringste Veränderung in der Luft, was derselben Verdünnung oder Verdickung anbelanget, wahrnehmen. Öfters wird die Gewalt des Windes mitten in seinem Laufe angehalten, und die Luft ist da, wo er aufhöret zu wüten, von eben der Bekkassigkeit, als sie da ist, wo er die gewaltsamsten Umsürungen verursacht. Was ist es denn nun, das die in heftige Bewegung gekete Luft auf einmahl zur Ruhe bringet, was ist es, das dieselbe plöglch wieder aus der Ruhe heraus khet? Wenigstens, und wenn die Stillung der Winde von dem wieder hergestellten Gleichgewichte der Luft herrührete, solte man meynen, es müßten die Winde gleichwie noch und noch, und mit zunehm-

menden Graden der Gewalt, entstehen, also auch nach und nach, und so, daß man die Verringerung derer Grade der Gewalt mercklich empfinden könnte, wieder aufhöret. So aber wird die Lust vielmals eben so plötzlich bereit, als plötzlich dieselbe wiederum also ruhet, daß man vom Wunde nicht das geringste mehr höret, noch sieht. Kommt nun hierzu, daß man nimmermehr den eigentlichen Punkt des Dorns, wo, noch auch den eigentlichen Grad, in und mit welchem der Wind wehet entsteht, so wenig als den Ort und den Grad, wo und nach welchem er aufhöret, bestimmen kan, so ist wohl nicht zu laugnen, daß auch, in Betrachtung des Windes, noch manches unaußgemacht ist, und man wohl dem Ausdruche unsers Heilandes Recht geben muß: Der Wind bläset, wo er will, und du hörest sein Säulen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt, und wohin er fährt. Joh. III, 8. Man gehe, aus unserm Lust-Kreise, mit seinen Augen und Gedanken herunter auf die Erde. Man betrachte mit unserm Auctore die verschiedenen Früchte auf den Feldern und in denen Gärten. Man sehe zu, ob alles bloß und entdeckt vor unsern Augen sey? Man wird gewißlich aus einer Geheimniß-vollen Tiefe in die andere geführt werden. Man nehme einen Baum, wie er im Frühlinge voller Blüten, oder im Herbst voller Früchte da steht. Die Art des Baumes ist, denen Blüthen, denen Knospen, denen Blüten und denen Früchten nach, von andern Arten der Bäume mercklich unterschieden. Lieber! woher kommt denn dieser so mannigfaltige Unterschied? Warum hat das Blatt eben diese, und keine andere Zeichnung? Warum ist es an dieser Art der Bäume wie ein rund, als spitzig? Warum ist die Blüthe des Apfelbaums nicht ganz und gar weiß, sondern mit der rothen Farbe gemischt? Woher hat die Frucht eben diesen Geschmack, den eine andere nicht hat? Warum ist die Frucht rund, da sie anderswo länglicht, oder wohl gar in etwas eckigt ist? Du antwortest: Eine jedwede

Pflanze, und also auch ein jedereder Baum hat seinen besondern inneren Bau, oder seine besondere innere Structur. Die Wurzel in des Baumes liegen und verbreiten sich in dem Schooße der Erden. Die Erde enthält viele Feuchtsigkeiten in sich. Doch Feuchtsigkeiten sind nicht von einerley Art, sondern, nachdem sie mit irdenen, schwefelichten oder andern Theilen vermischt, und gleichsam geschwängert sind, auch in verschiedenen Wirkungen aufgelöst. Die äußersten Enden derer Wurzeln sind mit kleinen Ründlein oder Oeffnungen versehen. In diese treten die Feuchtsigkeiten ein, und steigen durch die Wurzeln in den Schaft und in die Zweige hinauf. Weilen aber, wie gesagt, der Baum seine besondere Structur hat, und die Röhren, die Adern, und alle übrige Gefäße desselben verschiedentlich beschaffen sind, so können nicht alle und jedwede, sondern nur solche Feuchtsigkeiten, vermuthlich der Wurzel, in den Baum kommen, welche sich für die eigentliche Beschaffenheit des Baumes eignen, welche denn weiter, nach der besondern Natur der mäßigen Einrichtung des Baums, also geordnet, zubereitet, und gleichsam aufgearbeitet werden, daß die Blätter, die Blumen, die Früchte, und in denselben die Farbe, der Geruch, die Gestalt, und überhaupt alle Eigenschaften des Baums von dieser Art erzeugt werden. So wissen uns die Naturkundschaft den Wachsthum derer Pflanzen, und was dem anhangig ist, auf eine gar deutliche Art und Weise, zu erklären. Es ist alles gut, und richtig. Man hat auch den Hloß und die Gestalt aller derer mit Dank zu erkennen, welche die Anatomie der Pflanzen untersucht, und so genau, als es sich nur immer will thun lassen, vor Augen gelegt haben. Allein, beydem allen ist doch noch vieles darüber verborget geblieben, dessen eigentliche Beschaffenheit man noch nicht entdecket hat. Man sage mir doch einmal, wie denn die innere Structur eines Apfel-Baums von der and der Art eigentümlich beschaffen sey, und beschaffen seyn müsse, damit

mit dieß und keine andere Früchte, dieß und keine andere Früchte erzeugt werden können? Man erläubet mir doch wezweilen der unsterbliche wesentliche Unterschied der einen Art von der andern Art Räume besteht? Man mache mir doch beutend, von was für einer Natur und Beschaffenheit die Geschlechter seyn, und was für Veränderungen sie leiden müssen, wann dieß Farbe, oder dieser Geruch an der Blume, dieß Geschmach an der Frucht heraus kommen soll? Wird man wohl dieß, und viele andere Umstände mehr so auff keine dringen, und in ein kleines Licht setzen können, daß gar kein Zweifel, keine Dunkelheit, und nichts, das nicht völlig zu begreifen sey, übrig bleibt? Ich halte nicht. Wird es also nicht am besten gethan seyn, wenn man dieß Dinne, als Geheimnisse der Natur, zugestehet, und auf die Frage, wie es eigentlich damit mache? die Antwort ertheilet: Ich weiß es nicht. Der Herr Natur gedendet endlich, zum Beweis seines Ranges, der Erde und Himm. Daß dieß Bewegung des See-Wassers, da dasselbe des Tags herumgeht an denen Ufern aufsteiget, und in die Höhe tritt, nicht anders, als wie die Gewässer in denen Flüssen anzuwachsen pflegen, herumgeht abet auch wieder abnimmt, und an denen Ufern wieder zu fließen kommt, auf Art und Weise, wie das Wasser in denen Flüssen herumgeht abnimmt und fließet, eine der allermunderbarsten Begebenheiten in der Natur sey, müssen nicht die geschicktesten Forscher der Natur parselen. Es sind aber auch die verschiedenen Benennungen, welche die Gelehrten von diesen Phänomenen legen, und nach welchen sie dasselbe erklären wollen, ein klarer Beweis, daß die Sache noch zur Zeit unter die Geheimnisse der Natur gehöre. Die Nachrichten von der Sache kömmt, und von denen haben verkommen den Umständen, sind, nach dem Gehörten derer hören, und in Untersuchung natürlicher Dinge geschickten Welt Weisen, noch sehr mannichfalt, und keineswegs mit gangbaren übereinstimmenden Observationen versehen.

hen: wie will man denn, da man die Sache selbst noch nicht recht weiß, die wahren Ursachen wissen können? Ob auch gleich, beläge derer mehresten hiervon gegebenen Nachrichten, diese verantwärtliche Bewegung des Wassers sich gemeinlich nach dem Monden richtet, und daher, es sey aus einer vermeinten magnetischen Kraft, oder aus einem, vermittelt der Luft, bis auf das Wasser in der See erstreckten gewaltigem Drucke des Monden Körpers, sothane Ebbe und Fluth einiger maassen begreiflich gemacht werden kan; so lauset doch alles auf pur lautere Mutmaßungen, und wann es hoch kommt, auf einige Wahrscheinlichkeit hinaus. Was die Ursache eigentlich sey, weiß man nicht, und stehet dahin, ob dieselbige jemahls mit Gewisheit werde entdeckt werden. Solchemnach zeigen uns Himmel, Erde, Luft und Wasser viele Dinge vor, deren würdliches Daseyn wir zwar nicht läugnen, aber die eigentliche Art und Weise, wie sie da sind, und wie sie geschehen, nicht völlig einsehen, oder begreifen können. Nicht zu gedenken, daß wir an uns selbst, sowohl was Leib und Seele an sich selbst, als was die genaue Vereinigung und Gemeinschaft zwischen diesen beyden wesentlichen Theilen anbetrifft, ein Geheimniß finden, das uns zu hoch ist, und das wir nicht begreifen können. Zu was Ende aber wird denn alles dieses beygebracht? Zu keinem andern Ende, als daß denen Feinden derer Geheimnisse in der Religion einteleuchten möge, wie thöricht und unrecht ihr Verfahren sey, wenn sie von keiner andern zum Gottesdienst gehörigen Lehre etwas wissen, oder zulassen wollen, als welche sie mit ihrem Verstande völlig ein- ja übersehen können. Sie müssen in dem Reiche der Natur Geheimnisse zugeben, denn wenn sie solche nicht zugestehen wollten, so würden sie nur eine noch größere Blindheit und Hartnäckigkeit verrathen, warum wollen sie denn dergleichen nicht im Reiche der Gnaden gelten lassen? Je mehr eine Sache von Gott zeuget, zu Gott führet, und mit der Kraft Gottes ausgerüstet ist, desto mehr muß sie Verdam-

maale

maale des unbegreiflichen Gottes an sich haben. Die Welt ist ein Spiegel Gottes. Gott ist ein unbegreifliches Wesen. So würde denn die Welt kein Spiegel des göttlichen Wesens seyn, wenn sie nicht auch hier und da etwas in unsern Augen unbegreifliches in sich enthalten sollte. Und demnach kan kein menschliches Auge die Welt, eben deswegen, weil sie Gottes Werk ist, ja nicht das kleinste Theilgen der Welt, völlig, und nach allen Umständen, durchschauen. Die Religion zeigt uns die Art und Weise, wie wir unserm Gott rechtschaffen, und auf eine ihm gefällige, uns aber in Zeit und Ewigkeit gekannte Weise, dienen können und sollen. Sie muß daher von Gott gründlichen und auch zuverlässigen Unterricht haben. Sie muß hinlängliche Mittel und Wege, wie man zu Gott kommen und selig werden möge, anweisen. Diese Mittel, wenn anders der Endzweck dadurch erreicht werden soll, müssen mit einer Herzenskenden göttlichen Kraft versehen seyn, es müssen überhaupt in der wahren seligmachenden Religion göttliche Lehren vorkommen: ist es nun wohl möglich, daß, da in denen göttlichen Natur-Werken die Geheimnisse, wenigstens in Ansehung unsers schwachen Verstandes, unvermeidlich sind, und in der That allenthalben gefunden werden, daß, sage ich, von denen göttlichen Gnaden-Werken, die doch ungleich mehr Göttliches, als jene, mit sich führen, alles Unbegreifliche hinweg seyn solle? Kan wohl etwas vernünftiger seyn, als daß man, in Betrachtung seiner so eingeschränkten mangelhaften Erkenntniß in natürlichen Dingen, sich gar nicht verwundere, wenn man in Gott und göttlichen Dingen nicht alles völlig erkennen und begreifen kan? Sollten nicht die verdeckten Wege und Werke der Natur uns dahin führen, daß wir die unerforschlichen Wege und Werke Gottes, in Wiederherstellung unsers Heils, in Demuth verwunderten, anstatt, daß wir die Verwearenheit begehren, und an derselben Unbegreiflichkeit Anstoß nehmen sollten? Können wir nicht, mit allem Rechte, zufrieden seyn,

daß wir wissen, die Sache, die uns, nach göttlicher Offenbarung, zu glauben vorgelegt, und unter Verheißung einer ewigen daher zu hoffenden Glückseligkeit, angerathen wird, habe in sich nichts widersprechendes, und sey daher nichts unmöglichen; so sey auch an der Wahrheit und Richtigkeit eines solchen Geheimnisses, mit Grunde, nicht zu zweifeln, weil eben die Beweisführer, die uns die Göttlichkeit der heiligen Schrift vor Augen legen, zugleich die Richtigkeit derer darinnen deutlich enthaltenen Glaubenslehren bezeugen? Was die eigentliche Art und Weise, wie die Sache verfaßt ist, anbelanget, so ist solches zu wissen, und begreifen zu können, gar kein Werk der Nothwendigkeit. Denn nicht die Wirklichkeit, wie etwas das, was es ist, eigentlich sey, sondern der rechtmäßige Gebrauch desselben, gereicht zu unserm Nutzen und Frommen. Es fehlet daher so viel, daß es einem vernünftigen Menschen zur Schande gereichen sollte, wenn er, in Religionssachen, seine Vernunft unter dem Gehorsam des Glaubens gefangen nimmt, daß es ihm vielmehr eine besondere Ehre ist, also von Gott und seinem Worte zu denken, und zu reden, wie es eines Theils der Majestät des Schöpfers, andern Theils der Niedrigkeit und Ohnmacht des Geschöpfes, anständig ist. Waren doch unsrer Verfahren, die alten Teutschen, in ihrem blinden Heydenhum bessern Sinnes gegen Gott, als viele so genannte Christen heutiges Tages sind, maachen Tacitus von jenen in dem Buche, das er von ihren Sitten und Gebräuchen geschrieben hat, bezeuget, daß sie dafür gehalten hätten, sanctius ac reverentius esse de aetis Dei credere, quam scire, daß ist, es sey anständiger und ehrerbietiger, daß man, was Gott, und Gottes Werke anbetrifft, glaube, als daß man davon eine genaue Wissenschaft haben wolle. Hieher gehören die schönen Worte Bernhardi in Serm. de coena Domini: *Expetunt mysteria simplicem creditorem, arguunt impium discessorem: Ea ideo credi*
opor-

oportet simpliciter, quod investigari non potest utiliter, das heißt: Die Geheimnisse wollen einen solchen Menschen haben, der einfältig glaubet, und nicht einen gottlosen und verwegenen Gröbler. Daber muß schlechterdings geglaubet seyn, was nicht, mit Ruseu, untersucht und ergründet werden kan. Iosephus Scaliger, der sonst in Untersuchung der Sachen und Ursachen, keinen Fleiß gespahret hat, hielt es doch nicht allein für recht und billig, sondern auch für eine Art der Weisheit, daß man, mit seiner Veranunst, in die göttlichen Geheimnisse, nicht allzutief sich hinein wage. Leibniz, in seinem Discours de la conformité de la Foy avec la Raison, süßet wider Baylen, folgende Verse von demselben an:

Ne curiosus quare causas omnium,
Quæcunque libris vis Prophetarum indidit
Astrata cælo, plena veraci Deo:
Nec operta sacri suppara silentii
Irrumpere aude, sed pudenter præteri.
Nescire velle, quæ Magister optimus

Docere non vult, erudita inscitia est. Das ist, Gröble nicht, vorwitziger Weise, in die Ursachen und eigentliche Beschaffenheit der in heiliger Schrift geoffenbahrten göttlichen Geheimnisse, sondern betrachte dieselben mit einer heiligen schamhaften Verwunderung, und wisse, daß, was der allerweiseste Lehrer nicht geoffenbahret hat, auch nicht wissen wollen, eine gelehrete Unwissenheit ist.

§. IV.

Der Mensch hat höchst unrecht, wenn er alles das für unmöglich hält, was nicht aus seinen ohnmächtigen Händen hervor gehet. Ist ihm denn nicht genug, daß er weis, wie der Stimme des Ewigen nichts widerstehen kan, und wie der, dessen geringste Werke lauter Meisterstücke sind,

sind, solche gar wohl habe hervor bringen können, ohne sich verbindlich zu machen, dieselbigen völlig zu essenbahren?

Nur das ist unmöglich, oder kan nicht seyn, auch nicht gehoben, was einen wörtlichen Widerspruch in sich enthalten, und mit andern unlöslichen Wahrheiten schlechterdins nicht bestehen kan: d hingegen alles das möglich ist, oder seyn und ackheben kan, was dergleichen Widerspruch nicht mit sich führet, und daher mit andern löslichen Wahrheiten gar wohl bestehen mag. Alles, was möglich, oder unmöglich sey, zu wissen, und einzusehen, ist nur ein Werk eines unendlichen allwissenden Verstandes, und also das, was möglich ist, zur Wirklichkeit bringen zu können, ist nur das Werk einer mit unendlichen allmächtigen Kraft gewaffneten Hand. Nur Gottes Verstand durchschaut das ganze Reich des Möglichen, und des Unmöglichen. Nur seine Hand vermag das Mögliche wirklich zu machen. Denn was in sich unmöglich ist, das erkennt auch das unbetrüglige Auge Gottes, als unmöglich, und ist daher gar kein Object seines Willens, Wirkens, und Schaffens. Da nun zum Erkenntnis dessen, was möglich, oder nicht möglich sey, ein unendlicher Verstand erfordert wird, welche Unbesonnenheit ist es doch, wenn der Mensch alles das für unmöglich halten will, was er mit seinem Verstande nicht übersehen, und mit seinen Händen nicht bewerkstelligen kan? Wie klein würde der Inbegriff des Möglichen, und wie ungleich kleiner der Bestand des Wirklichen seyn, wenn beides nach unserm Verstande und Vermögen bestimmt werden sollte? Wäre, außer uns, gar nichts Wirkliches vorhanden, so würden wir vielleicht gar nicht wissen, was möglich, oder unmöglich sey? So aber können wir sicherlich schließen, daß alles, was wirklich da ist, auch in sich möglich seyn müsse, und da pflegen wir denn nach dem, was wir wirklich finden,

den, oder uns sonst als eine Wahrheit bekannt ist, zu urtheilen und zu folgern, was etwa noch auf eine andere ähnliche Art möglich sey. Nun aber wissen wir nicht einmal alles das, was wirklich ist, wie wollen wir denn wissen können, was in allen Fällen und Umständen, möglich sey? Gott hat ja nicht alles Mögliche wirklich werden lassen, und wenn auch alle mögliche Dinge, in ihrer Wirklichkeit vorhanden wären, welches doch nicht ist, so wäre es doch eine unmögliche Sache, daß wir alles diß sollten in unsern Verstand fassen können. So wenig wir aber alle Arten der Möglichkeit zu erkennen vermögen, so wenig mögen wir auch sagen, was nicht möglich, oder etwas als sich widersprechendes sey. Wir können wohl überhaupt begreifen, wie das Unmögliche beschaffen seyn müsse, daß nemlich dabey etwas zugleich bejahet und auch zugleich verneinet werde, und daß es also sich selbst zerstöhre und aufhebe, folglich auch nicht seyn könne. Wenn aber von besondern Fällen die Rede ist, da man zwar die Sache, als existirend, zugeben muß, aber die Art und Weise, wie sie existiret, nicht begreifen kan, ja wohl gar ein anscheinender Widerspruch sich hervor thun will; so ist es eine Uebereilung, wenn man schliesset, das kan ich nicht begreifen, das hat mit denen mir bekannten Wahrheiten und Wirklichkeiten keine Gleichheit, darum ist es unmöglich und falsch. Solcher Gestalt würden wir unsern Verstand zum Grenzstein aller Erkenntnis setzen, ja zum höchsten Verstande machen. Gott, der alles, was möglich ist, vollkommenlich durchschauet und weiß, und der auch allen möglichen Dingen die Wirklichkeit und Existenz geben kan, der kan folglich auch überschwinglich mehr thun, als wir, und das es, und wie es möglich sey, verstehen. Wenn wir nun in der heiligen Schrift unterrichtet werden, daß etwas wirklich vorhanden sey, und wir an solcher Wirklichkeit nicht zweifeln können, weil un widersprechlich zu erweisen ist, daß die Schrift Gottes Wort, und dem-

nach

nach eine jede darinnen geoffenbahrte Lehre Wahrheit sey, so sollen wir also schließen, das ist etwas würdliches und eine Wahrheit, daher ist es auch etwas mögliches. Kan ich die Art der Möglichkeit, oder wie es das sey, was es ist, nicht völlig einsehen, so ist es doch dem allwissenden Gott durchaus bekannt, der es würdlich gemacht hat. Daß er mir die eigentliche, und so zu reden ursprüngliche Beschaffenheit der Sache nicht angezeigt hat, darzu ist er keines weges verbunden, und er ist darum solches zu thun nicht schuldig, weil solches zu wissen, nach denen gegenwärtigen Umständen, weder nöthig noch nützlich ist. Bey solchen Gedanken behält Gott recht in seinem Worte, und die Vernunft bleibt auch in ihren gehörigen Schranken.

§. V.

Gott hat uns, um unserer Schwachheit zu schonen, selbst unbegreiflich gemacht, damit wir nicht murren möchten, wenn wir ihn nicht begreifen können. Der ungläubige Mensch urtheilet ganz anders von der Sache. Die Stimme der Propheten, die Erleuchtung und folgsame Fäßigkeit derer Demüthigen, die beredte Sprache derer Wunder-Wercke, übersühren ihn gar nicht.

Je mehr Ähnlichkeit das Geschöpf mit seinem Schöpfer hat, desto deutlicher leuchten auch an demselben, wie in einem Spiegel, die Eigenschaften Gottes hervor, und also muß sich sodann auch die Unbegreiflichkeit in einem höhern Grade hervor thun. Eine jedwede Creatur ist, so zu reden, ein sichtbarer Ab- und Ausdruck des unsichtbaren Gottes. Je vollkommener ein Geschöpf, in seiner Art, ist, desto mercklicher zeigen sich an demselben die Spuren der schöpfenden Hand Gottes. Gott ist ein unbegreiflicher und Geheimnisvoller

ler Gott. Fürwahr du bist ein verborgener Gott, (κατακρυβες ein in lauter Geheimnissen gleichsam eingehüllter Gott) du Gott Israel, Ies. XLV, 15. So ist denn kein Wunder, wenn auch denen Werken seiner Hände etwas unbegreifliches anklebet. Der Mensch ist das Meisterstück der Hände Gottes. ΕΤΕΡΩΤΕΡΟΝ Ο ΘΕΟΣ Α ΠΑΝΤΩΝ ΑΡΧΕΤΕΤΩ ΧΡΗΜΕΝΟΣ ΕΑΥΤΩ sagt Clemens Alexandrinus L. V. Stromat. Das ist, Gott hat dem Menschen, nach aller Kunst, gefertigt, und dargu sich selbst zum Muster und Vorbilde gebraucht. Die heilige Schrift giebt uns hiervon umständlichen Bericht. Ob nun gleich das Ebenbild Gottes durch den Sünden-Fall verlohren gegangen, so enthält doch das Wesen des Menschen, als welches durch die Sünde nicht aufgehoben ist, auch nicht aufgehoben werden konnte, annoch viele deutliche Merckmaale des eben so unbegreiflichen, als allweisen, allgütigen, und allmächtigen Gottes. Die wesentlichen Theile des Menschen sind Leib und Seele. Wir haben eine Seele, und können aus denen Kräften und Geschäften der Seele, mit Gewißheit, schließen, daß sie ein Geist sey. Haben wir denn aber auch von dem Wesen eines Geistes einen völligen Begriff? Ist uns, außer seinen Kräften und Wirkungen, daß er nemlich das Vermögen zu denken, zu überlegen, zu urtheilen, zu erkennen, zu wollen, und zu wählen habe, wohl etwas weiter bekannt? Das Wesen eines Geistes überhaupt, und das Wesen unserer Seelen insonderheit, ist uns größten Theils ein Geheimniß. Wir denken, und sind uns dessen bewußt, daß wir Gedanken haben. Wer ist aber von allen Welt-Weisen im Stande, auf eine rechte begreifliche Art, darzutun, wie ein Gedanken in der Seelen entsteht, und wie der, welcher ihn vorhanden ist, ananblichlich sich wieder verzehret, und ein anderer an dessen Stelle tritt, der mit dem ersten gar keine Aehnlichkeit hat? Daß Gedanken da sind, wissen wir, wie sie aber da sind, wissen wir nicht. Gleiche Be-

wand:

wandniß hat es mit unserm Leibe. Wir haben aus der beständigen Erfahrung, daß der Leib mit der Seelen auß aller genaueste vereinigt ist. Es gehet keine Empfindung in denen sinnlichen Gliedmaassen des Leibes vor, daß nicht zugleich eine Veränderung in der Seelen, obgleich ofters ganz unvermerckt, vorgehen sollte. Und wenn die Seele etwas, mit aller Kraft, durch den Körper verrichtet wissen will; so entstehen auch Bewegungen in denen Gliedern des Leibes, welche dem Willen der Seelen gemäß sind. Wie aber das eine und das andere eigentlich zugebe, ist, biß auf diese Stunde, vor unsern Augen, ein Geheimniß. Wir haben oben, bey der Betrachtung des Auges, verschiedenes angemerckt, das noch nicht deutlich erwiesen worden. Dergleichen Dunkelheiten finden sich bey allen übrigen sinnlichen Empfindungen. Wir wollen nur noch etwas vom Geschmack gedenken. Das Vermögen zu schmecken, und durch den Geschmack die Nahrungs-Mittel prüfen zu können, ist wohl eine recht große und süße Wohlthat Gottes. Der Geschmack wird, vermitteltst der Zungen, bewerkstelliget. Die Zunge ist auch also beschaffen, daß, aus derselben Structur, gar wohl zu begreifen ist, wie die Speisen und Getränke geschmecket werden können. Die Zunge hat nicht nur verschiedene Häute, sondern ist auch durchaus mit vielen Nerven versehen, welche sich, hin und wieder, als Zweige und kleine Nessellein verbreiten, endlich in kleine Warzlein, oder in papillos, hin aus laufen. Diese papillæ nervæ, oder diese kleine in und unter der äußersten Zungen-Haut häufig liegende Nerven-Warzlein dienen, allem Ansehen nach, vornehmlich zum Geschmack. Denn wenn die Speise in ihre salzigte, oder andere schmackhafte Theile, durch den Speichel, aufgelöst wird, so werden von solchen Sorten auseinander gelösten Theilgen gedachte Warzensförmige Nerven berührt, und in denselben eine, der Beschaffenheit der Speisen, gemäße Veränderung, durch die verschiedene Veränderungen

aber

aber verschiedene Arten des Geschmacks, verursacher. Hiermit mag es nun wohl überhaupt seine gute Richtung haben, und läßt sich daraus die Möglichkeit des Schmeckens, auch des Unterschiedes bey demselben, gar gut begreifen. Allein wie vieles lauffet auch dabey mit unter, davon wir gar keinen deutlichen Begriff haben. Man weiß noch nicht einmahl, ob es bloß und allein die kleinen Salz-Theilgen sind, wodurch der Geschmack verursachet wird, oder ob noch andere Materien, wie es denn gar vermuthlich ist, in denen schmackhaften Körpern befindlich sind, welche mit zu dem Geschmacke dienen. Außer dem aber sage mir doch jemand, was diejenigen Theilgen, sie mögen endlich eines salzigen, oder andern Wesens seyn, eigentlich für eine Figur, Größe, Bewegung, oder sonst für eine Beschaffenheit haben müssen, Kraft welcher ein süßer, oder ein saurer, oder ein butterer Geschmack entstehen soll, inaleichen was in einem, oder dem andern Falle, für Veränderungen in der flüssigen Materie derer Zungen-Nerven vorachen, und wie dadurch die verschiedenen, mit dem Geschmack verbundene, angenehme, oder widerwärtige Empfindungen erfolgen können? Die Sache und das es geschiehet, wissen und erfahren wir, die Ursache und wie es eigentlich geschiehet, wissen und erfahren wir nicht. Wir mögen also mit Recht sagen, daß wir auch dafsals, nicht allein mit Augen sehen, sondern so gar mit der Zungen schmecken, beydes wie freundlich, als wie unbegreiflich der Herr unser Gott sey. Pf. XXXIV, 9. Der Mensch ist also, wie unser Auctor redet, vor seinen eignen Augen, etwas unbegreifliches. David seines Orts erkannte diese Wahrheit auch, und je mehr er den Ursprung und die Beschaffenheit des menschlichen Wesens untersuchte, je mehr Geheimnisse der wunderlichen Güte, Macht und Weisheit seines Gottes eröffneten sich denen Augen seines Laids und Gemüthes: Ich dancke dir darüber, daß ich wunderbarlich gemacht bin, wunderbarlich sind deine Werke,

und das erkennet meine Seele wohl, Pf. CXXXIX, 14. Dieses Erkenntnis derer wunderbaren und Geheimnißvollen Werke Gottes an dem Menschen machte den frommen David demüthig vor Gott, und leitete ihn dahin, daß er, in Betrachtung der an ihm selbst sich veroffenbarenden Wunder, an denen unbegreiflichen Geheimnissen des Wesens und Willens Gottes, um desto weniger einigen Anstoß nahm, vielmehr, zum Preis seines Gottes, und zum demüthigen Geständnis seines Unvermögens, sich vernehmen ließ: Wie köstlich sind vor mir, Gott! deine Gedanken? Wie ist ihrer so eine große Summe? Sollte ich sie zählen, so würde ihrer mehrer seyn, denn des Sandes, v. 17. 18. Es fehlet demnach so viel, daß ein vernünftiger Mensch an denen in Gott, und in der von Gott zu unserer Seligkeit geoffenbahrten Religion, vorkommenden Geheimnissen, sich steigen, oder wohl gar daher Ursache zum Unglauben nehmen sollte, daß er vielmehr, nach dem Exempel Davids, sich selbst, und wie wunderbarlich er gemacht sey, wohl erkennet, die Tiefen der Gottheit willig und gern zugestehet, und in der Hochschätzung derer Geheimnißvollen Gedanken, Rathschlüsse, Wege und Werke Gottes, sein Veranlaßen setzt. Je mehr der Mensch sein selbst eignes Wesen forscher und kennet, je weniger wird er sich berechnigen lassen, über die Unbegreiflichkeit Gottes, oder über die Geheimnisse der Religion einige Klage zu führen. Er wird vielmehr also schließen: Ich finde in und an mir selbst hier eine Tiefe, und da eine Tiefe, die ich mit meinen Sinnen und Gedanken nicht erreichen kan, da ich doch ein endliches Wesen, und gegen Gott gar nichts zu rechnen bin, wie mag ich denn immermehr im Stande seyn, den unendlichen Gott zu begreifen, und wie ist es möglich, daß sein allerheiliger Rath und Wille, von meiner und anderer Menschen Seligkeit, so gar nichts unbegreifliches mit sich führen sollte? Würde ich, wenn in der Religion, in und nach welcher ich selig werden soll, gar keine Geheimnisse ge-

fin-

funden würden, und alles nach denen Begriffen meiner Vernunft eingerichtet wäre, würde ich nicht, mit allem Zug und Rechte, zweifeln können, ja zweifeln müssen, ob eine solche Religion auch Gottes, und nicht vielmehr ein bloßes Menschen-Werk sey? Ich finde Gott in der ganzen Natur als einen unbegreiflichen Gott, so muß mir gewiß kein geoffenbahrtes Wort ungleich mehrere Geheimnisse von ihm entdecken! Diese Geheimnisse sollen mich nicht stugig, nicht vorwitzig, vielweniger gottlos, sondern gläubig, demüthig, gehorsam, dankbar, und nach dem seligen Anschauen Gottes begierig machen! Die Stimmen der Propheten und anderer heiligen Männer, an deren gebahren göttlichen Eingebung, und daher fließender unfehlbaren Gewißheit ihrer Lehre, das herrliche Seelen-Heil, dessen die Gläubigen und Demüthigen zu allen Zeiten theilhaftig worden, und die Vortreflichkeit derer vielen Wunder-Werke, welche die heiligen Bücher zur Befestigung ihrer Geheimniß vollen Glaubens-Lehren, unlängbarlich verrichtet haben, vermag, zur Gründung und Befestigung meines Glaubens ungleich mehr, als das unwernünftige Geschrey derer Vernünftler, mehr, als die blinde Hartnäckigkeit derer starken Geister, und mehr, als alle Einwürfe des Unglaubens.

S. VI.

Was ist weiter nöthig? Soll Gott auf die Erde herab steigen, um unsere Hartnäckigkeit zu besiegen? Gott ist dithfalls unsern Gedancken zuvor gekommen, und unser Glaube ist dadurch nichts stärker. Ein Gott-Mensch! ein gereuzigter Gott! ein todter Gott! Siehe! das sind Geheimnisse unsers Glaubens, und siehe! das sind gleichwohl, wenn ich es sagen darf, die Verwüster unserer Ungläubigkeit.

Wunder-Werke sind solche Begebenheiten, die, nach dem ordentlichen Laufe der Natur, nicht erfolgen, sondern durch Gottes außerordentliche unmittelbare Kraft und Macht bewerkstelliget werden. Die ganze Natur ist Gottes Werk, und wie sie ursprünglich von Gott herkommt, so kan sie auch, in ihrem Wirken und Seyn, ohne Gottes erhaltende und regierende Kraft, nicht einen Augenblick bestehen. Es gehet in der Natur nicht die allergeringste Veränderung vor, daß Gott nicht davon wissen, nicht solches für genehm halten, nicht mit seiner ewigen Kraft und Gottheit dabei wirklich einfließen, und alles nach seinem Rath und Willen regieren sollte. Weil nun die Natur ein Werk der göttlichen Macht und Weisheit ist, so läßt sich leicht begreifen, daß, als lange Gottes Absichten durch den ordentlichen Lauf der Natur erreicht werden können, er solchen Lauf nicht hemmen, und nach seiner außerordentlichen Macht handeln werde. So ofte also Gott Wunder-Werke entweder selbst gethan, oder durch andere thun lassen, so muß das, was Gott gewollt, durch die bloßen Kräfte der Natur, nicht möglich, oder wenigstens zu der Zeit, und an dem Orte, nicht zu erreichen gewesen seyn. Daher auch alle diejenigen Wunder-Werke, die uns die H. Schrift erzehlet, und an deren Richtigkeit wir mit keinem Schein des Rechtsens zweifeln können, nichts anders, als eine größere Offenbarung der göttlichen Herrlichkeit, und eine nähere, oder leichtere Beförderung der menschlichen Wohlfahrt und Seligkeit, zur Absicht gehabt haben. Wären die Menschen nicht so karrnackigt und so tragen Hergens, dem, auf glaubwürdige Art und Weise, geoffenbahrten Rath und Willen Gottes Gehorsam zu geben, so würde es gar keiner Wunder-Werke bedürfen. So aber hat Gott, um ihres Hergens Hartigkeit willen, und damit dieselbe desto eher gebrochen werden möchte, für gut befunden, seine Wahrheit immerzu mit Wundern und Zeichen zu bestärken, daher man auch solche Wundervolle Werke Gottes nicht anders, als

Wun-

Wirkungen und Beweisthümer seiner überschwenglichen Liebe, Güte, Gnade und Barmherzigkeit anzusehen hat. So oft nun Gott Wunder-Werke auf Erden verrichtet hat, oder verrichten lassen, so oft ist er mit unserm Auctore zu reden, gleichsam vom Himmel herab gestiegen, um den hartnäckigten Unglauben der Menschen zu besiegen. Vernünftige Heyden sind, bey Berechnung solcher Wunder, ebenfalls auf solche Gedanken gekommen. Als Paulus zu Lystra einen von Mutterleibe an lahmt gewesenen erwachsenen Menschen, aus göttlicher ihm mitgetheilten Kraft und Macht, durch ein-einsiges Wort gesund machte, daß der Lahme folglich aufspringen, und als ein anderer gesunder Mensch wandeln konnte; so haben die Einwohner von Lystra wohl, daß dieses nicht bloß Menschen-Werk, sondern Gottes Werk wäre, und sprachen daher voller Verwunderung: Die Götter sind den Menschen gleich worden, und zu uns hernieder kommen. Apostel Gesch. XIV, 11. Unter die größten Wunder, die jemals geschehen sind, gebühret ohnstreitig die Menschwerdung, die Creusigung, und der Tod des Sohnes Gottes. Diese Wunder- und Geheimniß-volle Begebenheiten haben nicht nur dieses mit allen andern Wundern gemein, daß dadurch die Ehre Gottes aufs herrlichste geoffenbahret, und die Wahrheit seines Wortes auf das kräftigste versiegelt worden, sondern haben auch dieses vor allen andern voraus, daß sie der eigentliche Grund unserer Erlösung und Seligkeit, mithin Haupt-Articul unsers Christlichen allein seligmachenden Glaubens sind. In der Wahrheit derselben hat man gar nicht zu zweifeln. So gewiß erwiesen werden kan, daß die H. Schrift Altes und Neues Testaments Gottes Wort sey, so unfehlbar gewiß ist es auch, daß Gottes Sohn Mensch worden, und daß er den Creuzes-Tod erlitten habe. Allein ist auch wohl jemals eine Wahrheit unserer Christlichen Religion von derselben Feinden so heftig angefochten, ja so bitterlich verspottet worden, als eben diese große Heils- und Gnaden-

Wahrheit? Haben diejenigen, die sich zwar Christen nennen, aber mehr ihre Vernunft, als die H. Schrift zur Regel und Richtschnur des Glaubens setzen, irgend worüber mehr Aufhebend, als eben über diese allerheiligste Geheimnisse des Glaubens, gemacht? Hier, schreiben sie, werden die offenbaresten Unvereinlichkeiten als Glaubens-Articul vergeleat! Hier soll man glauben, was zu glauben unmöglich und abgeschmackt ist! Hier muß man mit schließenden Augen blind seyn, und alle Vernunft ausziehen! Gott soll ein Mensch seyn, Gott soll gelitten und Blut vergossen haben, kan etwas mehr allen gefunden menschlichen Begriffen entgegen laufen, als ein solches Vorgeben? Paulus zu seiner Zeit hatte es eben mit solchen Leuten zu thun, denen ein gereusigter Heyland, und daß man an einen solchen glauben, und durch den Glauben an ihn selig werden sollte, lächerlich, ja recht thöricht und abgeschmackt vorkam, 1 Cor. I, 23. Lucianus, der Spötter, würde es noch endlich haben gut seyn lassen, daß die Christen ihren Jesum, als einen Gott, anbeteten, und nach dessen Lehren glaubten und lebten; so bald er aber hörte, daß derer Christen Herr und Meister gereusiget sey, so fieng er an darüber zu lachen, und denselben für einen Betrüger zu halten. Οὗτος μὲν, schreibt er in seinem Buche vom Tode des Peregrini, τὰς Ἑλλήνας ἀπαρνήσαντα (οἱ χριστιανοὶ) τὸν δὲ ἀνσκολοτιζόμενον δι᾿ ἑαυτὸν Σοφιστὴν αὐτῶν προσκύνῳσι, καὶ κατὰ τὰς ἐκείνου νόμους βιώντι, das ist: Die Christen verläugnen die heidnischen Götter, aber diesen ihren am Pfahl geforderten oder gereusigten Verführer und Betrüger beten sie an, und leben nach seinen Befehlen. Wer siehet nicht hieraus, daß dieser böshafte Religions-Spötter vornehmlich an der Creusigung Christi sich geküßet, und es für etwas höchst ungereimtes angesehen habe, daß die Göttheit und Menschheit in einer Person beisammen stehen, und daß solche Person, zum Heil der Menschen, gereusiget seyn solle? Es ist aber aller dieser Widerspruch

derer Feinde des H. Evangelii ein ganz unvernünftiges Geschrey. Sie geben Ungeräumtheiten vor, wo keine sind, und handeln selbst auf das allerungeräumteste. Es ist wahr, die Menschwerdung Christi, des Sohnes Gottes sowohl, als sein Leiden und Sterben, ist ein Geheimniß, ein kündlich großes Geheimniß, jedoch auch ein Geheimniß der Gottseligkeit. Gleichwie nun alle Geheimnisse überhaupt in sich etwas mögliches sind, und nichts widersprechendes haben, anderer Gestalt sie gar nichts wahrhaftes seyn würden; also findet dieses auch bey der Person unsers gecreuzigten Erlösers statt. Wenn wir vorgäben und lehren, daß Gott, als Gott, auch ein Mensch, und daß der Mensch, Christus Jesus, als Mensch, auch Gott sey, ingleichen daß Gott, als Gott, und nach seiner göttlichen Natur, gelitten, Blut vergossen, und den Tod geschmecket habe, so wären dieses freylich solche Dinge, die einen würcklichen Widerspruch mit sich führten, einander von selbst zerhöhrten und aufhüben, folglich unmöglich wahr seyn könnten. Solchen Falls würde unser Glaube abgemachet seyn, und der Ungläubige mit Recht unserer Religion spotten können. So aber wird, nach der H. Schrift, nicht gelehret. Diese bezeuget durchgängig, daß Gottes Sohn die Menschheit, oder menschliche Natur, nicht in sein göttliches Wesen verwandelt, sondern an sich genommen, in dieselbe sich gleichsam eingekleidet, und mit ihr persönlich sich vereinigt habe. Woher denn die allergenaueste Vereinigung und Gemeinschaft, auch gemeinschaftliche Theilnehmung an beyderseits Handlungen, zwischen beyden Naturen, entstehet. Daber hat zwar die Person dieses großen Gott-Menschen und Mittlers gelitten, und den Creuzes-Tod erduldet, wodurch auch solch Leiden und Sterben von einer göttlichen Kraft, und verdienstlich seyn können, es ist aber doch bey dem allen die Gottheit in ihrer unwandelbaren, und alles Leidens schlechterdings unfähigen Natur ungekränkt geblieben, maassen Christus in und nach dem Fleische, jedoch in un-

zertrennlicher Vereinigung derer beyden Naturen alles
 diß gelitten hat, wie die H. Schrift, so oft sie von Je-
 su Leiden und Tod redet, sehr mercklich und auß genau-
 erke anzeigt. Ist denn nun dieses alles etwas unmög-
 liches? Ist es denn in sich etwas widersprechendes, daß
 Gott und Mensch in einer Person vereinigt sey, daß die
 in die Einheit der Person des Sohnes Gottes aufge-
 nommene menschliche Natur von aller Sünde befreiet,
 daß das, was der einen Natur eigenthümlich zustehet,
 der andern eigen gemacht, und demnach alles Thun und
 Lassen der ganzen Person, mit Recht, bezeuget wer-
 de? Muß uns nicht die Möglichkeit dessen beareistlich
 seyn, wenn wir nur auf unser selbst eignes Wesen, und
 auf das genaue Band der Vereinigung zwischen unsern
 beyden wesentlichen wesentlich von einander unterbie-
 denen Theilen, Leib und Seele, acht haben wollen?
 Liegt aber in der Sache selbst kein wahrhafter Wider-
 spruch, so sind wir auch keinesweges befugt, dieselbe in
 Zweifel zu ziehen, vielweniger, als ungeräumt und lä-
 cherlich, zu verlachen, ob wir gleich die eigentliche Art
 und Weise, wie Gott Mensch worden, und im ange-
 nommenen Fleische gelitten habe, nicht begreifen kön-
 nen, und es also als ein Verehrungs-würdiges Geheim-
 niß anerkennen müssen. Enug, indem der ewige Sohn Got-
 tes in der Fülle der Zeit im Fleische geoffenbaret und ge-
 tödter, aber auch wieder auferwecket worden, so ist Gott,
 nach dem Ausdrucke unsers Aucloris, auf eine ausneh-
 mende Art vom Himmel herab auf die Erde gesunken,
 und hat nichts unterlassen, was zur Wiederherstellung
 unsrer Seligkeit, wie auch zur Brechung alles hartna-
 ctigen Unglaubens, nöthig seyn können. Wer nun, bey
 allen diesen unläugbaren Wundern der Wahrheit und
 Güte Gottes, noch ein ungläubiges Herz behält, der
 handelt, bey aller seiner vermeynten Vernunft, unver-
 nünftig und thöricht. Dagegen denemenigen, die durch
 Gottes Wort sich unterrichten, und von der Wahrheit
 überzeugen lassen, der Menschgewordene und getreue:

te Gottes Eohn lauter göttliche Kraft und göttliche Weisheit, zugleich auch die ursprüngliche Quelle aller wahren Seligkeit und Gottseligkeit ist.

S. VII.

Derjenige Welt-Weise, der da glaubt, daß die Vernunft der Gränz-Stein aller Dinge ist, der zweifelt noch, ob er die seinige an Gott aufopfern solle. Er sähe gern, daß Gott entweder nicht so viel Wunder gethan, oder, da er sie gethan hat, daß er ihm die geheimen Ursachen davon entdecket hätte. Er wolle lieber bey der göttlichen Providenz eine eingeschräncktere Gewalt, oder, bey seiner Vernunft, eine weitere Einsicht haben,

Daher, daß man den Unterscheid zwischen dem Gesetz und dem Evangelio, der Gebühr nach, nicht in acht genommen, sind, zu allen Zeiten, in der Kirche, große Mißbilligkeiten entstanden; und daher, daß man Vernunft und Offenbarung nicht gehörig unterschieden, und ein jedes in seinem wahren Werth gelassen hat, ist Unglauben und Atheisterey entstanden. Vernunft und Schrift sind beydes edle Gaben Gottes. Bleiben sie beyde in ihrer Ordnung, und ein jedes, so zu reden, an seiner Stelle, so bietet eins dem andern die Hand, und ist ohnmöglich, daß das eine zur Vernichtung des andern gereichen könne. Wenn aber die Vernunft den Meister spielen, und allen Dingen Maas und Ziel setzen will, so kan daher nichts anders als Irrthum, Verwirrung, und Unsug erfolgen. Da müssen die Begriffe von Gott, und der Religion, nothwendig sehr klein, sehr mangelhaft, und elend seyn. Da muß es einem Welt-Weisen, der die Vernunft zum Maasstab, und Grenzmaabe aller Wahrheit setzet, nicht anders, als ungelogen fallen, wenn er noch andere Wahrheiten

eingestehen soll, die er doch nicht begreifen kan. Da wollte er lieber, daß Gott nicht so ein großer Gott, und sein Wort nicht mit so vielen Geheimnissen angefüllt, oder wenigstens seine Vernunft, mit tiefern Einsichten besaßet wäre. Und da, wie Cäsar an einem Orte do bello Gallico sagt, libenter homines, quod volunt, credunt, die Menschen das, was sie wünschen und wollen, auch leicht und gern glauben: so ist es, bey solchen blinden Verehrern ihrer Vernunft, eine ganz leichte, ja fast unvermeidliche Sache, daß sie alles, was ihre Vernunft übersteiget, mithin alle Geheimnisse Gottes und der Religion in Zweifel ziehen, oder wohl gänzlich verläugnen. Aus diesem Grunde hat Tertulianus dergleichen Welt-Weisen, mit allem Recht, patriarchas omnium haeresium, die Väter aller Ketzer und Ketzereien, genennet. Man lasse Gott Gott, Christ Christ, und Vernunft Vernunft seyn, so wird die Vernunft nimmermehr Gott und seinem Worte widersprechen, sondern denen göttlichen Aussprüchen willig sich unterwerfen, und zum Glauben mehr beförderlich, als hinderlich seyn.

§. VIII.

Der demüthige Christ betet beydes das, was er begreift, und das, was er nicht begreift, an. Er weiß, daß dieses Leben der Ort der Finsterniß ist, daß nur allein in dem andern Leben die Dessen werden hinweg gezogen, die Schatten vertrieben, die Wahrheiten in ein helles Licht gesetzt seyn.

Wir haben zwar von Glaubens-Sachen, ja von keinem einzigen Dinge in der Welt, einen ganz vollständigen Begriff. Es ist aber doch von dem, was zum Dienste Gottes, und zur Erlangung unserer Seligkeit gehöret, immer eins deutlicher, als das andere, geoffenbahret, und also eins vor dem andern begreiflicher,

der, je nach dem es, zur Seligkeit, zu wissen, mehr oder weniger nöthig und nützlich ist. Alles, was uns, zur Seligkeit, zu wissen schlechterdings nöthig gewesen, ist uns auch, im Worte Gottes, mit solcher Deutlichkeit entdeckt, und vorgelegt, daß wir gar wohl begreifen können, wie und wodurch wir von Sünden und allem Uebel, erlöst werden, wie und in welcher Ordnung wir der geschehenen Erlösung, samt aller damit verknüpften Heils-Güter, theilhaftig werden und genießen, und wie wir also zu Gott kommen und ewig selig werden können und sollen. Das ist auch allerdings genau nach unsern istsigen Umständen. Was die hiedien vorkommende Geheimnisse anbetrißt, so ist gar nicht noth, daß uns derselben eigentliche Beschaffenheit vorgezeigt werde. Was der Herr zu seinen Jüngern sprach: ich habe euch noch viel zu sagen, ihr könnet es aber jetzt nicht tragen Joh. XVI, 12. das wird überhaupt, in Ansehung derer Geheimnisse, zu uns allen gesagt. Gott, dem unsere Leibes- und Seelen-Kräfte, besser, als uns selbst, bekannt sind, der weiß auch am besten, wie viel Licht des Erkenntnisses unsere blöden Augen vertragen können. Einem Gemüthe solche Wahrheiten zur Untersuchung, oder zur Erlernung vorlegen, welche es gar nicht verstehen oder fassen kan, ist von Seiten dessen, der es thut, weder Weisheit, noch Wohlthat, und muß einem solchen schwachen Gemüthe mehr zur Bekämung, und zum Verdruß, als zur Ehre und zum Vergnügen, gereichen. Da nun Gott, mit Lehre und Unterricht von solchen Wahrheiten uns verschonet hat, die wir, theils von wegen der Sache selbst, theils und hauptsächlich von wegen unsers engen Verstandes, nicht begreifen können, so haben wir diesen Mangel göttlicher Offendbarung allerdings für eine Weisheit und Wohlthat Gottes anzusehen, an statt daß wir darüber sehr sein sollten, daß uns die eigentliche Verwandnis derer göttlichen Geheimnisse unaufgedeckt geblieben ist. Dapier denn ein demüthiger Christ, nach dem Urtheil

theil unsers Herren Auctors so wohl das, was er von Gott und göttlichen Dingen begreift, als auch das, was er nicht begreift, jedoch für eine göttliche Heilswahrheit halten muß, mit gleicher Ehrerbietigkeit ansethet, auch beides als einen Bewegungs-Grund zur Verherrlichung seines Gottes gebraucht. Er bedenkt und weiß, daß hier gar nicht der Ort ist, da alles ins velle Licht gesetzt werden könne, oder müsse, daß hier auch das allerbeste Wissen doch nur Stückwerk sey, welches dort allererst aufhören, und mit Vollkommenheit abgewechselt werden wird, daß wir ist durch einen Spiegel in einem dunkeln Welt, dort aber von Angesicht zu Angesicht sehen werden, daß demnach unsere igeige Erkenntniß von denen Geheimnissen des Reiches Gottes, mehr eine bildliche, als eine anschauende Erkenntniß ist, und daß, wenn es vom Glauben zum Schauen kommen wird, auch die Einsichten unsers Verstandes in die Wege und Werke Gottes, ungleich tiefer, weitläufiger, und völliger seyn werden. Welche in der Ewigkeit zu erwartende Vollkommenheit des Erkenntnisses nicht so wohl in Absicht auf die Sache, die erkannt und verstanden werden soll, als vielmehr in Absicht auf unsern Verstand, zu nehmen ist, welcher so viel Licht empfangen wird, als er in Ewigkeit wird fassen können. Denn Gott gewislich, auch in der Ewigkeit, vor denen Augen seiner Creatur, ein unbegreiflicher und unendlicher Gott, so wie die Creatur, aller empfangenen Herrlichkeit und Seligkeit ungeachtet, ein endliches Wesen verbleiben wird. Der selbige Scriber in seinem Seelen-Schase P. V. Cap. IX. §. 14. von der zukünftigen Herrlichkeit und Seligkeit der gläubigen Seelen, redet hiervon also: Sie möchte nun jemand sagen: Wie kan ein Mensch den unendlichen Gott sehen, und zwar vollkommenlich? ich antworte: Wenn gelaget wird, wir werden den dreyeinigen, herrlichen, und seligen Gott sehen vollkommenlich, so muß das Wort nicht auf Gott gezogen werden, als wenn wir

wir auf den Boden oder Grund der Majestät und Herrlichkeit Gottes, und seines göttlichen Wesens leben würden; denn auch die Cherubim und Seraphim, mögen die ganze Tiefe der Gottheit nicht ergründen, sondern sie werden uns vorgestellt, daß sie ihr Antlitz mit ihren Flügeln vor dem Angesichte des glorwürdigen Gottes verdecken, anzudeuten, daß sie alle Herrlichkeit und Klarheit des ewigen und unbegreiflichen Gottes nicht ganz begreifen können; sondern das Wort vollkommenlich gehet auf uns, und deutet an, daß wir so viel von Gott, in Gott, und an Gott schauen werden, daß wir darum volles Gnügen, und die völlige vollkommenste Seligkeit haben werden. Welches er nachher weiter mit denen spirituellen Gleichnissen erläutert. Aus diesem Grunde, daß Gott ein in alle Ewigkeit unbegreiflicher Gott, und das Geschöpfe eines endlichen, und daher immer mehrerer Vollkommenheiten fähigen Wesens ist, läßt sich auch begreifen, daß in der Ewigkeit ein Wachsthum gleich wie an der Erkenntnis, also überhaupt an der Herrlichkeit und Seligkeit statt finden wird. Man kan es an dem Exempel der heiligen Engel abnehmen. Diese sehen allezeit das Angesicht Gottes, des himmlischen Vaters, und genießen daher einer völligen Seligkeit. Bey dem allen aber werden ihnen doch, so zu reden, stündlich und augenblicklich, immer neue Reichthümer der Weisheit und Erkenntnis Gottes, mithin auch immer neue Quellen des himmlischen Vergnügens in Gott, aufgeschlossen, wann ihnen, denen Herrschaften in dem Himmel, die in keiner Kirche sich vereinfachende mannigfaltige Weisheit Gottes, ebenfalls kund gemacht wird. Eph. III, 10. Daber sie auch, mit Demuthsvoller Lehrbegehrtheit, in die Geheimnisse des Reiches Christi hinab schauen. 1 Pet. I, 12. Welche ihre süße Bemühungen gewißlich nicht ohne Frucht seyn, sondern mit einer immer mehrern Erkenntnis, folglich auch immer neuern Seligkeit, werden bekehret werden. Wer wollte nun wohl preiseln, daß

nicht die seligen Menschen, auch in diesem Stücke, denen Gnaden Gottes gleich seyn werden? Was welcher Ursachen willen sie denn der Seligkeit nimmermehr überdrüssig, oder ihnen, so zu reden, die Zeiten lang werden können, werden der selige Thron am angeführten Orte Cap. XI. §. 30. von der seligen herrlichen Wohnung im Himmel, ebenfalls, seiner Art nach, gründlich und lüthlich, gehandelt hat. So gewiß es aber ist, daß in der seligen Ewigkeit die Schuppen der Laster und Sünden gänzlich hinweg fallen, die Dämonen hinweg gejagen, die Schatten vertrieben, und die Wahrheiten in das herrlichste Licht werden geleitet werden; so ungewiß ist es dagegen, ob noch in dieser Welt ein *seculum majoris revelationis*, eine Zeit größerer und außerordentlicher Offenbarung eintreten werde, wie von einigen, aber ohne gegründeten Grund aus H. Schrift, vergangen werden wollen. Dieses Vergessen, weil es kein zuverlässiges Wort Gottes vor sich hat, gebietet unter die Dinge, die mehr zu wünschen, als zu hoffen sind.

§. IX.

Der Auctlose (*impius*) ist ein Mensch, der sich eine Ehre draus macht, daß er ohne Religion lebet. Rede mit ihm von Gott, er höret dich nur *lalsumnia* an. Die Kirche ist kein ordentlicher Sammel-Platz, da plaudert er, da lachet er, da nimmt er Dinge vor, welche man kaum in einer Gesellschaft, darinnen das allerstrengeste Wesen zugelassen ist, verstanden würde. Er hat und empfindet so wenig Ehrfurcht vor dem Angesichte dessen, den man dabeist anbetet, als ob es eine Schande wäre, in seiner Gegenwart sich zu erweiden. Daher neiget er, unter einer großen Leichtsinigkeit, den Kopf, und lässet sich nur mit dem einen Knie auf die Erde nieder. Man höret ihn

ihn niemahls reden, daß er nicht dabey fluchen und schwören, nicht über heilige Dinge worten, nicht das, was er nicht weiß, verlästern solte. In denen Fest-Tagen stiftet er, mit Veranügen, die schändlichsten Zusammenkünfte, und machet die größten Debauchen. Er würde errotten, wenn man ihn in denen Gottes-Häusern sehen sollte, vielmehr hält er es für rühmlich, mit mehreren Gottlosen seiner Art, einen Ort auszufuchen, wo er seine teuflische Erfindungen füglich zu Markte bringen, und gütlich machen kan.

Hier und im folgenden sahet Herr de la Beuvère die Eigenschaften und Kumpfschen beider derer Gottlosen und Heuchler, als derer so genannten starken Götter, das ist, derer Gottes- und Religions-Epötter, an. Der heilige Apostel Petrus hat solches schon zu seiner Zeit gethan, wenn er 2 Petr. III. nicht nur der Epötter, sondern auch solcher Epötter, die nach ihrem eignen Willen wandeln, also gebenedet, daß er die Eiferer dadurch schrecke und strafe, die Frommen und Glaubwüthen aber stärke und tröste. Da nun nicht allein zu Petri, sondern auch bereits zu Davids Zeiten, so wohl Nachföler, als Epötter, in der Kirchen Gottes, beklommen gefunden wurden; also steht es noch igo an solchen Verächtern Gottes, und seines Wortes, nicht. Was insunderheit die Nachföler und Heuchler derer ersten, in Ansehung des öffentlichen Gottesdienstes, anbetrifft, so hat uns selbst der Gottselige Ertzher in seinem Ertzen-Schone P. III. Cap. XXIII. von der gläubigen Ertzen Aufrechtheit, Keuschenheit, und Wahrheit p. m. 399. sehr mit eben den Worten, als Herr de la Beuvère, bezeugen: „Des Contemps, Hreut er, wol es so die Götter, rechneten ist, hat er, der Nachföler und Heuchler, sich sein perlich an, und bringet die früh Stunde mit Freuden zu, aber geht hin zum Beand: eher Wermuth-Wein,

„Wein, scherzet, schwaget, lachet, kommt endlich, wenn die Predigt angehet, in die Kirche, höret die Stunde dem Prediger zu, es sey denn, daß ihm ein sanfter Schlaf ankommt, welchen er nicht veräumen mag. Zuweilen fladdern die Augen herum, und sehen nach der Eitelkeit, das Herz walle auch wohl, und schweifet außer der Kirchen umher, und wandelt seinem Geiste oder Wollüsten nach, es ist bey ihm keine sonderliche Ehrerbietigkeit und Andacht, er soll mit seinem Nachbar von zeitlichen Dingen in der Kirchen schwagen, als in der Schencke. Bannß aus ist, so eilet er aus der Kirchen, er siehet der Verrichtung des hochwürdigen Abendmahls mit keinem gottseligen Nachdenken zu, er genießt es nicht im Glauben, er danket seinem Erlöser nicht für sein Leiden und Sterben, und heiliges vergossenes Blut, er betet nicht für seine Mitchristen, die zum hochwürdigen Abendmahl gehen, weil er meynt, es sey eine schlechte Sache, die er und ein jeder wohl kenne: Er dencket auch dem nicht nach, was er gehört hat, sondern vermeynet, er habe seinem Christenthum Gnuge gethan, daß er in der Kirchen gewesen, und ist denn ferner darauf bedacht, wie er, nach eingenommenen Mittags-Mahl, die übrige Tages-Zeit in allerley Lust und Zeit-Vertreib wolle hinbringen. So machen es die Gottlosen und Heuchler, wie die betrübte Erfahrung aller Orten bezeuget. Ganz anders und besser verhalten sich, gleichwie überhaupt, also auch sonderlich in Absicht auf den öffentlichen Gottesdienst, die von Herren Gottesfürchten, und Frommen. Wir wollen abermals hiervon gedachten Herrn Scrivern reden lassen. „Sind sie, spricht er in eben dieser Predigt S. 15. p. m. 849. „die Gläubigen und Frommen, in der Kirchen, sie suchen nicht das Ansehen vor denen Leuten, sondern Gott sich zum Opfer, das da lebendig, heilig, und ihm wohlgefällig ist, darzu stellen. Beugen sie ihre Knie? sie beugen auch den Sinn, und legen

„gen ihr Herz in Demuth dem gecreuzigten Herrn Je-
 „su zum Füßen: Heben sie ihre Augen auf gen Him-
 „mel? so heben sie das Herz auch zugleich mit auf:
 „Seuffzen sie? es gehet von Grund des Herzens: Ein-
 „gen sie? sie singen und spielen auch dem Herrn in ih-
 „ren Herzen. Hören sie die Predigt? sie trachten das
 „Wort in einem feinen (ehrlichen, aufrichtigen) Her-
 „zen aufzunehmen, und zu bewahren, es vergnügt sie
 „nicht der Schall in die Ohren, nicht die Beredsamkeit
 „und die äußerlichen Gaben des Predigers, sondern sie
 „begehren die Kraft des Wortes, und die Bewegung
 „des heiligen Geistes, an und in ihrem Herzen zu em-
 „pfinden: Ihr einziges Absichten hierbey ist, immer
 „frömmere, heiligere, gottseligere zu werden, und Gott
 „in Heiligkeit und Gerechtigkeit zu dienen &c.

§. X.

Der so genannte starke Geist ist mehr als
 gottlos. Er hat gar keine Religion. Nicht so
 plump und ungeschliffen ist er, als der Libertin.
 Man kan ihn viel besser leiden, man höret ihm so
 gar mit Aufmerksamkeit zu. Durch seine ge-
 schickte, aber schädliche, Eckerz: Reden greifet
 er andere an, ohne ihm selbst Fort zu thun. Die
 Frömmigkeit, die heiligen Gebräuche und Sachen,
 die Geheimnisse sind für ihn eine Materie, darü-
 ber er Kurzweile treibet. Er schreibt alles dem
 Laufe der Natur zu, und da er solchen Lauf der
 Natur einem allerhöchsten independenten Wes-
 sen zuschreiben sollte, so leitet er selbigen von einem
 blinden Zufalle, von einem unvermeidlichen Ver-
 händnisse, von einer gewissen Nothwendig-
 keit her, von welcher er keinen Ursprung zulaf-
 sen will.

Von diesen vermeyntlich starken Geistern ist bereits oben p. 1. seqq. eines und das andere angemercket worden. Worauf wir uns allhier beziehen wollen, so wie wir uns dort, auf diese und folgende Stellen des Herrn Auctoris, bezogen haben. Außer dem hat der Herr Abt Mesheim die kahlen Einwurfe, und unvernünftigen Spöttereyen dieser ungläubigen Geister, samt ihren eigentlichen Quellen, und unseligen Früchten, auf das ordentlichste angezeigt, aber auch auf das gründlichste und lebhafteste widerlegt im andern Theile seiner heiligen Reden, und daselbst in der vierten Rede, von der eben den Thöricht der Religions-Spötter über 2 Pet. III, 3.

§. XI.

Derjenige ist in seinen (des starken Geistes) Gedanken schwach, * der eine Unsterblichkeit der Seelen glaubet. Wessen uns der Glaube gründlich versichert, ziehet er in Zweifel. Der Religion legt er den Namen einer politischen Klugheit bey. Vermeynestu ihn, durch das Ansehen der heiligen Schrift, auf andere Gedanken zu bringen, oder irre zu machen? so ist sein principium, daß er die Schrift nicht annimmt. Diese Propheten, spricht er, diese Apostel waren eben solche Leute, wie wir sind, soll man sich denn mehr nach ihnen, als nach tausend andern, richten, die verschiedentlich von der Religion geurtheilet haben? Halt, Ruchloser, hier halte ich dich? nicht also: sie waren keine solche Männer, wie wir. Sie hatten ein demüthiges Herz, einen erleuchteten Verstand, ein reines Gewissen. Du steckst in lauter Finsternissen, du urtheilst nach Vorurtheilen, du bist in deine eigne Irrungen verliebt. Der Unterscheid ist sehr groß.

Die

* Die vorgegebene Gemüths-Stärke derer, die der Religion, und folglich auch der Unsterblichkeit der Seelen hohnen, ist weiter nichts als eine Macht der Finsterniß. Daher sehen sie alles mit verkehrten Augen an. Was bey ihnen Verstand, Scharfsinnigkeit, und Großmuth heisset, das ist in der That Unverstand, Zornigkeit, und Niederträchtigkeit. Was könnte wohl der vernünftige Mensch für einen edlern, großmüthigern, und keinem ganzen Wesen anständigern Gedanken in seiner Seelen begen, als wenn er glaubt, daß ein Gott, daß er von Gott zur Ewigkeit erschaffen, daß seine Seele unsterblich, und einer ewigen Belohnung oder Bestrafung fähig ist? zumahl er, welches zu glauben, die trüftigsten Bewegungs-Gründe vor sich hat? Dagegen was kan niederträchtiger heraus kommen? Was kan den Menschen mehr entmenschen, und in die Gemeinschaft eines andern Thieres setzen, als wenn er jene edelmüthigen Begriffe fahren lästet, und seine Seele für etwas sterbliches halt? Cicero und Seneca waren ohnstreitig weise Männer von großem Verstande, und von einem recht starken Geiste. Beyde aber hielten es sich nicht nur für keine Schande, oder Schwachheit, sondern für den größten Ruhm, und für das vernehmste Stück ihrer Glückseligkeit, daß sie von der Unsterblichkeit der Seelen eingenommen waren. Jener spricht in Catone: Si in hoc erro, quod animas hominum immortales esse credam, libenter erro. Nec mihi hunc errorem, quo delector, dum vivo, extorqueri volo. Sin mortuus, ut quidam minuti philosophi censent, nihil sentiam, non vereor, ut hunc errorem meum mortui philosophi derideant. Das ist, wann ich darinnen irre, daß ich die Seelen der Menschen für unsterblich halte, so will ich gern irren, auch diesen süßen Irrthum, so lange ich lebe, nur nicht aus dem Herzen reißen lassen. Selbst ich aber, nach dem Tode, wie einige kleine Welt-Weisen vorgeben, keine Empfindung mehr haben,

so befürchte ich gar nicht, daß man mich, dieses Irrthums halber, verlassen werde. Er hält also diejenigen, die die Unsterblichkeit der Seelen lehren, für Philosophos minutos, das ist, für niedertrachtige und sehr geringe Welt-Weisen, die Meinung von der, nach dem Tode, in Ewigkeit fortdauernden Seele aber für höchst-vernünftig, großmüthig, und vortheilhaft. Seneca hatte von einem guten Freunde einen Brief, und in demselben einige Etwas-Gründe wider der Seelen Unsterblichkeit, empfangen. Dadurch wurde er zwar in seinen aus der Betrachtung der Unvergänglichkeit der Seelen herfließenden süßen Gedanken in etwas irre gemacht, er ging aber bald wieder in seine vorige Meinung ein, und bezeugte, daß die Idee einer unsterblichen Seele das Eigenthum derer großmüthigen Männer sey, wie aus seinem hundert und anderten Briefe zu ersehen ist. Als lange darnach Cicero und Seneca für gelehrte, für kluge, und selbst des Hof-Lebens nicht unkundige Welt-Weisen werden gehalten werden, so lange wird auch die Meinung, daß die Seelen der Menschen unsterblich sind, für die Würdung eines hohen und in der That starken Geistes, die entgegengekehrte irrige Meinung aber für etwas niederträchtiges und elendes angesehen werden müssen. Man hat aber auch hier, an dem Exempel dieser beyden vortreflichen Welt-Weisen, des Ciceronis und des Seneca, beyläufig wahrzunehmen, wie wenig die Vernunft, selbst wenn sie am gründlichsten urtheilet, in Sachen, den Zustand der Seelen, nach dem Tode, betreffend, es zur ungezweifelten Gewißheit bringen kan. Es mochten sich immer bey der Erkenntnis des einen so wohl, als des andern, einige Zweifel mit ein. Es mochte ihnen, über die Unsterblichkeit der Seelen, nur einiger maassen ein Scheinbarer Einwurf gemacht werden, so wurden sie stugig. Man denke nur nicht, daß die vor gelassene Vernunft heutiges Tages mehr Licht und Kraft besitze, als ihr zu denen Zeiten der alten griechischen und römischen

schen Philosophen bezugnehmend. Es ist wahr, ein
 Christlicher Welt-Waise was die Existenz Gottes, samt
 denselben hohen Eigenschaften, wie auch das göttliche
 Wesen, und die daher fließende Unsterblichkeit der See-
 len, mit lauter unwiderstehlichen an einander hangen-
 den Gründen zu erwägen. Hatte er aber nur nicht,
 von Kindheit an, diese große Wahrheiten, bey der
 christlichen Religion, gelernt, und ins Herz gefasset,
 es würde ihm gewislich mehr Mühe kosten, um zu einer
 überzeugenden Erkenntnis dieser Dinge, von selbst, und
 durch eigene Einsichten, zu gelangen. Vielleicht dürfte
 es mancher nicht einmahl so weit bringen, als es Ci-
 cero, und Seneca, in diesem Stücke gebracht haben.
 Da es nun aber ein köstlich Ding ist, das das Herz,
 in Erkenntnis dieser und anderer hochwichtigen Wahr-
 heiten, feste werde, welches aber nicht anders, als
 durch die Gnade geschehen kan, wie der Apostel bezeuget
 Ebr. XIII, 9 so kan man auch hieraus verstehen,
 wie unumgänglich nöthig uns eine göttliche Offenbar-
 ung gewesen sey, wenn wir anders von Gott so wohl,
 als von dem Zustande unserer Seelen nach dem Tode,
 etwas gewisses erkennen sollten. Da nun die heilige
 Schrift dieses Wort der göttlichen Offenbarung ist,
 so wird auch in derselben durchgängig die Unsterblichkeit der
 Seelen vorgetragen, und als ein kräftiger Bewegungs-
 Grund, zur Gottesfurcht, und Tugend, vor Augen
 gelegt. Fürchtet euch nicht vor denen, sagt unser Hei-
 land, die den Leib tödten, und die Seele nicht mögen
 tödten; fürchtet euch aber vielmehr für den, der Leib
 und Seele verderben mag in die Hölle. Matth. X, 28.
 Da haben wir ein recht deutliches Zeugnis von der See-
 len Unsterblichkeit. Denn wann keine feindliche Ge-
 walt derselben verkommen, vielweniger sie aufräumen
 und vernichten kan, so muß sie nicht allein, in ihrem
 Wesen, unauf löslich, und unzerstörlich, sondern auch
 unsterblich seyn, und seltsam, wenn schon der Leib ge-
 tödtet und vernichtet wird, dennoch überleben, be-

stehen, und in Ewigkeit fort dauern, weil wir nirgendß finden, daß Gott dieselbe wiederum in ein nichts verkehren wolle, vielmehr allenthalben in seinem Worte das Gegentheil, und daß die Seelen der Menschen, nach dem Absterben des Leibes, entweder ewige Pein, oder ewiges Leben haben sollen, bezeuget wird, wie denn auch dieser Ausspruch, daß Gott Leib und Seele verderben könne zu der Hölle, nicht von einer gänzlichen Vernichtung des Leibes und der Seelen, sondern von deren Reinigung, um der beharrlichen Sünden willen, zu verstehen ist.

§. XII.

Ist wohl in der Sprache dieser vermeynten starken Geister, welche in der That nichts anders, als honnette Atheisten sind, Treu und Glauben zu finden? Um dieses recht sagen zu können, so möchte ich gern ein Zeuge von ihren Gedancken in der Stunde des Todes seyn. Wenn sie keine Religion glauben, warum nehmen sie ihre Zuflucht zum Sacrament? Wenn sie dafür halten, daß die Seele mit dem Körper stirbt, warum erzittern sie? Warum rufen sie einen Gott an, den sie niemahls bekennet haben? Die allerunruhigsten, wenn es zum Sterben kommt, sind diejenigen, die bey gesunden Tagen alle Bewegungs-Gründe zum Unglauben, oder nichts zu glauben, herbey gesucht haben. Du wirst deren keinen finden, der nicht vor dem herannahenden Tode erschrecke. Es sey drum, spricht der Atheist in seiner Verweisselung, ist ein Gott, so werde ich verdammt: ist kein Gott, so wird es sehr viel Narren geben. Allein dieser starke Geist bedencket nicht, daß er der größte Narr von der Welt seyn wird.

Bildab von Euach im XVIII. Cap. Hiobs, 14. nennet den Tod $\epsilon\tau\epsilon\lambda\alpha\iota\sigma\mu\epsilon\sigma$ den König, oder Fürsten der Schrecknisse, und sicher, mit diesem Ausdrucke, beydes auf die unvermeidliche Gewalt des Todes, als auch auf die Zersreyungen und Schrecknisse des Gemüthes, welche derselbe, bey seiner Annäherung, zu verursachen pfleget. Aristoteles nennet den Tod, wie bekannt $\tau\alpha\upsilon\tau\omega\varsigma\ \tau\omega\upsilon\ \sigma\kappa\epsilon\lambda\epsilon\varsigma\ \sigma\kappa\epsilon\lambda\epsilon\upsilon\sigma\alpha\tau\alpha\iota$, das schreckliche unter allen furchtlichen Dingen. Dieser flagirische Welt-Weise hatte von Gott, und der Unsterblichkeit der Seelen eben nicht die besten Gedanken, und mag daher mit Recht unter die starken Geister des griechischen Alterthums gerechnet werden. Vielleicht ist diese seine Beschreibung des Todes aus eigener Erfahrung geflossen, und es ihm so, wie allen starken Geistern, ergangen, daß, da er sonst über Gott und göttliche Dinge nur gelachet, eine ernstbaste Vorstellung des Todes sein Gemüth in die äußerste Bestürzung gesetzt, aber auch hierdurch, wider seinen Willen, von der Wahrheit dessen, woran er zweifelt, überführet hat. Zwar der Tod ist an sich selbst, und wenn er, ohne Absicht auf seine Folgen, betrachtet wird, etwas fürchterliches. Er trennet das so genaue Freundschaftsvolle Band zwischen Leib und Seele. Er setzet diese beyden wesentlichen Theile des Menschen in einen von dem vorigen gewaltig unterschiedenen Stand. Den Leib, daß der Umlauf des Geblüths und aller Lebens-Säfte gänglich gehemmet, der Gebrauch aller Sinne und Liebmaagen aufgehoben, und dagegen Fäulniß und Verwesung über alle in- und äußerliche Theile geführt wird; die Seele, daß sie, vermittelst derer sinnlichen Werkzeuge des Leibes, keine Empfindung mehr hat, daß sie von dem Beisitz und Genuß alles dessen, was sie in der sichtbaren Welt Liebes gefunden hat, hinweg muß, daß sie des so ehlen, so bereimwilligen, und so brauchbaren Werkzeuges, das sie an ihrem Körper gehabt hat, und dessen sie sich, zur Bewerksstelligung ihres Willens, mit

so angenehmer Herrschaft bedienen können, auf einmahl beraubet wird. Hierzu kommt noch dieses, daß der Tod zum ätern nicht nur die vorgehabten wichtigsten, auch wohl heilsamsten Rathschläge und Unternehmungen stöhret und vernichtet, sondern auch unter denen schmerzhaftesten, langwierigsten und abscheulichsten Krankheiten sich einzufinden pfleget. Da nun der Mensch von Natur Lust und Liebe zum Leben hat, auch solche Begierde zur Unsterblichkeit, mitten unter denen kümmerlichsten Umständen behält, und derentwegen alles das, wodurch sein Körper verleset, oder sein Leben gefährdet werden kan, verabscheuet, hingegen dasjenige wünschet und begehret, was zur Erhaltung seines Leibes und Lebens dienlich ist, ob er gleich, nach denen verkehrten Vorstellungen, und daher rührenden unordentlichen Reizungen, gleichwie in andern, also auch in diesen Fällen, des rechten Weges verfehlet; so darf man sich gar nicht verwundern, wenn die Annäherung des Todes Furcht und Bangigkeit über den Menschen bringt, und auch wohl bey denen tugendbafteften Gemüthern einen Schauer erwecket. Diese Todes-Furcht muß allemahl größer und ängstlicher seyn, nachdem der Mensch, seines geführten Lebens halber, ein böses Gewissen, und daher nach dem Tode und in der Ewigkeit nicht das Beste zu gewarten hat. So unvermeidlich nun aber, dieser und anderer Ursachen wegen, die Schrecknisse des Todes sind, so können doch dieselbigen denen so genannten starken Geistern, bey ihrem schauerhaften Sterbe-Bette, gar nicht zu staten kommen. Sie erschrecken, wenn der Tod bey ihnen anklopfer. Die Exempel, deren wir sogleich gind und das andere anführen wollen, legen solches zur Einnahme an den Tag. Wollten sie diese Jammer-volle Zerkrennungen ihrer Sinne und Gedanken damit entschuldigen, daß die Furcht vor dem Tode etwas natürliches, oder die Frucht eines bösen Gewissens wäre, so würden sie wider sich selbst reden, und ihre eigne im Leben gezeigte Lehr-Säge verdammen, die sie doch bis an den letzten

ten Augenblick ihres Lebens behaupten, ja mit ihrem Tode gleichsam versiegeln wollen. Vor dem Tode sich fürchten, heisset ja bey ihnen eine Schwachheit des Verstandes, und eine Niederträchtigkeit des Willens. Die empfindlichsten Schmerzen des Leibes verachten, und dem Tode mit unerschrockenem Muthe entgegen treten, ist nur, ihrem Vorhaben nach, die Eigenschaft solcher großen und starken Geister, dergleichen sie seyn und heissen wollen. Das Gewissen ist, in ihren Gedanken, ein Hirn-Gespinnst, und daher lachen sie über desselben Regungen, und die sich unter einander entschuldigende und verdamnende Gedanken des Herzens. Wenn es nun mit solchen Leuten zum Tode gehet, so müssen sie entweder, ihren bey gefündten Tagen vergegebenen Lehren zu Folge, vor dem Tode auch nicht einmahl eine saure Mine machen, und es sich gleich viel seyn lassen, ob sie leben oder sterben; oder, wenn sie in der Stunde des Todes Zittern und Zagen ankommt, mit Herz und Mund bekennen, daß ihre Lehr-Sage falsch gewesen, daß solch ein Gott, daß das Gewissen eine geheime Stimme Gottes, daß die Seele unssterblich, und daß nach dem Tode eine ewige Vergeltung zu erwarten sey. Es sind demnach die atheistische Verachtungen des Todes gar kein Werk der Vernunft, sondern die Frucht einer verderbten, und dabey stolzen Einbildung, welches die im Tode sich äussernde Bestürzungen zur Gnüge an den Tag legen. Drelincourt in seinem schönen Buche, welches er *les Consolations de l'ame fidele contre les frayeurs de la mort*, Tröstungen einer gläubigen Seele wider die Schrecknisse des Todes, nennet, L. I. Cap. I. schreibt hiervon fast eben so, wie unser Herr Auctor: Je sai bien, s'écrit il, qu'il y a des Athées, qui parlent de la mort avec un extreme mepris, & qui font ouverte profession de n'en avoir point de peur. Mais elle a des aiguillors cachez dans leurs propres entrailles, dont elle les pique en de pit qu'ils en ayent. Elle a des frissonnemens & des horreurs, dont

dont elle les gene & les bourelle, lors qu'ils s'y attendent le moins. La plus part de ceux profanes, qui se vantent hautement de ne point craindre la mort, & qui s'en moquent avec insolence, lors qu'ils la croient fort loin, sont les premiers a palir a sa rencontre, a decouvrir leur lachetè, & a temoigner leur desespoir. Que s'il y en a, qui en rient, ce n'est, qu'en apparence, ou seulement du bout des levres &c. das ist: Ich weiß wohl, daß es Arbeitern giebt, welche von dem Tode nicht anders, als mit der äußersten Verachtung reden, auch öffentlich vergehen, daß sie vor demselben ganz und gar keine Furcht hätten. Aber es hat derselbe seinen Stachel in ihren eigenen Eingeweiden verläcket, mit welchem er sie sticht, ungeachtet des Widerwillens, den sie darüber empfinden. Er führet Schauer und Schrecken bey sich, wenn er sie soltert und quälet, wenn sie dessen sich am wenigsten versehen. Die meisten von diesen Ruchlosen, die sich mit vieler Verwegenheit rühmen, daß sie vor dem Tode sich nicht fürchten, und denselben trotziglich verlachen, wenn sie ihn noch weit entfernt zu seyn glauben, sind die ersten, die bey dessen Annäherung erblasen, ihre Feilschaft verrathen, und ihre Verzweiflung bezeugen. Sollte es anzu geben, die im Tode lachen, so geschähe solches nur zum Schein, und mit denen Lippen, wie ein neugeböhmes Kind, welches zu lachen scheint, wenn es die schmerzhaftesten Empfindungen hat. Oder wie diejenigen, die von dem Kraut gegessen haben, welches, nach Aussage ihrer Naturkundigen, im Munde Lachen verursacht, indem es seinen Gift zum Herzen führet, und die Nerven-Gäfte tödtlich verdirbt. Nun ist es wahr, es hat Leute gegeben, welche bey ihrer Gottlosigkeit ohne alle Furcht-Bezeugung, und ohne die geringste schreckhafte Regung ihres Gewissens, gestorben sind; allein an statt, daß diese Furchtlosigkeit eine wahre Großmuth und Standhaftigkeit sollte gewesen seyn, so ist es mehr eine blinde Tollkühnheit, oder eine viebi-

sche

kei Kaserer zu nennen, da sie nicht anders, als etwa ein aufgebracht's Schwein in das Eisen des Fängers, mit blinder Wuth, hinein rennet, also selbst den Tod, mit einer mehr als unmenschlichen Zübllosigkeit, ausgestanden haben. Was die alten Stoischen Welt-Weisen von einer, in Noth und Tod, zu bezeugenden gänzlich Unempfindlichkeit gelehret, und zum Theil mit ihrem Exempel bezeuget haben, ist ebenfalls mehr Unvernunft und Einbildung, als Wahrheit und wahre Tapferkeit gewesen. Le Stoicisme, sagt unser Herr de la Bruyere, Tom. I. Cap. XI. est un jeu d'esprit, & une idée semblable a la Republique de Platon. Der Stoicismus ist ein Spiel der Gedanken, und eine mit der Platonischen Republic übereinkommende Idee. Daß nun aber, zu dieses gelehrten Moralisten Zeiten, in Frankreich ein großer Vorrath von solchen starken, aber atheisistischen Geistern, vorhanden gewesen, die die Gottheit und Unsterblichkeit der Seelen gelaugnet, und gleichwohl im Tode eine mehr als natürliche Furchtsamkeit zu erkennen gegeben, lässet sich aus seinen vorhabenden Worten ganz klärlch ersehen. Spizelius, der mit dem Herrn de la Bruyere in einem Jahre gebohren worden, und also zu gleicher Zeit mit demselben gelebet und geschrieben, hat in seinem Scrutinio Atheismi aus glaubwürdigen Scribenten erwiesen, daß Frankreich in und vor der Zeit, an solchen Leuten von verkehrten Sinnen, über alle Maassen fruchtbar gewesen sey, so gar daß die Anzahl derselben sich in die 60000 und noch weiter erstrecket, welche gleichsam zu ihrer Lösung das Wort: Mens perit & corpus, die Seele stirbt und verdirbt so wohl, als der Körper, im Munde geführt. Da wird es nun, bey einer so großen Menge, auch nicht an solchen Exempeln gefehlet haben, deren letzte Todes-Stunden der voriaen Lehr- und Lebens-Art, schnurstracks entgegen gewesen sind. Benedictus Spinoza mag vor andern in diese Classe gesetzt werden. Dieser war, wie bekannt, ein hartnäckiger Feind von Gott, und der Un-

Unsterblichkeit der Seelen. Gleichwohl melden die meisten Lebens-Beschreibungen von ihm, daß er in denen letzten Stunden seines Lebens gar sehr mit Furcht und Zweifel befallen worden, daß er auch ausdrücklich befohlen, man sollte, wann es mit ihm zum Sterben gehen würde, keinen Menschen, am allerwenigsten einen Geistlichen, zu ihm zu lassen, aus Besorge, er möchte etwa eine Schwachheit begehen, und ein Wort, das mit seinem atheistischen Lehr-Beariffe nicht überein käme, von sich hören lassen. Zwar berichtet Herr Colerus im Leben Spinoza Cap. XIV. daß er dßfalls, auch anderer, den Tod Spinoza betreffender, und hin und wieder vorgegebener Umstände halber, nichts gewisses habe erfahren können, ob er gleich den Wirth und die Wirthin selbst, bey welchen dieser Atheist im Hause gewesen, und welche zu seiner Zeit noch gelebet, diesswegen gefragt hätte. Es konnte aber auch wohl seyn, daß Spinoza dieses sein Verlangen nicht eben dem Wirth, als welcher bey desselben Tode nicht zugegen, und in der Kirchen gewesen, sondern einem andern, und vielleicht dem Medico, Ludwig Webern, den er bis an sein Ende bey sich gehabt, eröffnet, von dem es nachhero andere gehöret, und der Welt bekannt gemacht haben. Eben dieses, daß nemlich Spinoza kurz vor seinem Ende mit vielen ängstlichen Zweifeln angefochten worden, und durchaus keinen Prediger zu sich lassen wollen, bekräftiget der Verfasser derer sogenannten Jüdischen, und nunmehr Cabbalistischen Briefe. Diese Französische Briefe sind ein Werk, welches theils wegen der reinen, lebhaften und angenehmen Schreibart, theils wegen vieler die Historie, Critique, auch in gewissen Stücken die Sitten-Lehre betreffenden gründlichen Anmerkungen, bisher großen Beyfall gefunden hat, und derentwegen in verschiedene Sprachen übersetzt worden ist. Es kan aber auch nicht gelaugnet werden, daß dieser ungenannte Brief-Steller durchgängig einen der H. Schrift, und unserm allerheiligsten christlichen Glauben, nicht wenig

ger denen Vätern der ersten, und verschiedenen großen Lehrern der heutigen Kirche, höchst nachtheiligen Naturalisimum ohne Scheu zu erkennen giebt, auch wohl aus keiner andern Ursach, unter der Person eines Juden, und igt eines Tabbalisten, geschrieben hat, als daß er desto freyer über und wider das Christenthum seine Gedanken auslassen könnte, daher diese wöchentliche Blätter mit vieler Behutsamkeit gelesen seyn wollen, und von einem, der in der christlichen Religion nicht fest gesetzt ist, lieber gar nicht gelesen werden möchten. Unterdessen muß man ihm doch das Zeugniß geben, daß er die Wahrheiten der natürlichen Religion aufrichtig verträgt, und gründlich behauptet. So handelt er in dem 25ten Tabbalistischen Briefe von der Unsterblichkeit der Seelen, und führet obgedachtes von dem Spinoza mit an, da er denn von der Sache also urtheilet: *Spinosa prenoit en vain ces precautions. Il sentoit, malgré lui, des preuves de cette immortalité, qu'il avoit combattue, & son doute étoit la première peine de ses opinions*, das ist, es war umsonst, daß Spinosa diese Vorsicht gebrauchte. Er fühlte, wider seinen Willen, die Beweisstrücker von dieser Unsterblichkeit der Seelen, welche er bestritten hatte, und sein Zweifel war die erste Strafe seiner irrigen Meinungen. Es will zwar der Epicurische Poet Lucretius die Furcht und Angst vor dem Tode nicht als einen Beweis-Grund, daß die Seele unsterblich sey, sondern als eine solche Sache ansehen, wodurch die Unsterblichkeit der Seelen bestritten und über einen Haufen geworfen werde: Er schreibt L. III. de Nat. Rerum also:

- - - Quodsi immortalis nostra foret mens,
Non jam se moriens dissolvi conquereretur,
Sed magis ire foras, velleinque relinquere ut
anguis

Gauderet, prælonga senex aut cornua cervus.
Das ist: Wann unsere Seele unsterblich wäre, so würde sie sich über den Tod, und daß sie vom Leibe getren-

trennet werden soll, gar nicht beklagen oder betrüben, vielmehr froh seyn, daß sie aus dem Gefängniß heraus, gehen, und ein altes Kleid, wie etwa die Schlange ihren Balg, oder der Hirsch sein Geweihe, ablegen könnte. Es antwortet aber obgedachter Auctor, in dem angeführten Briefe, auf diesen Einwurf, mit solchen Worten, welche denen Gedanken unkers Herrn de la Bruyere vollkommen ähnlich sind; „Die Furcht,“ schreibt er, welche die Seele, indem sie den Körper verlassen soll, von sich blicken läßt, ist ein inneres Gefühl, welches ihre Unsterblichkeit kläglich an den Tag „leget. Sie fürchtet sich als denn vor einen Uebergang,“ den sie zu anderer Zeit als ihren Untergang ansah. „Eine angebohrne, und an ihr Wesen gebundene idee“ von ihrer Ewigkeit läßt sich merken und empfinden. „Ein solcher, der in seinem Leben sich einbildete über-“ zeugt zu seyn, daß die Natur seiner Seelen im Mute „bestehe, und folglich vergänglich sey, fanget an in der“ Stunde des Todes zu zittern, und erkennet, wie wenig er seiner Meinung versichert gewesen. Die falschen Vernunft-Schlüsse, die betrügerischen Einbildungen, die vermeynten großen Wahrscheinlichkeiten verschwinden: es bleibt nichts als das Andenken der verübten Laster, und die Furcht vor der Strafe, übrig. „Diesen Ausspruch beweiset er nachhero mit dem Exempel des Spinoza. Thomas Hobbes kan auch, in diesem Stücke, zum mercklichen Beyspiel dienen. Er mag mit Recht unter die Zahl derer siard seyn wollenden Geister gerechnet werden. Aber sein Gewissen überzeugte ihn, sonderlich da er sterben sollte, von der Wahrheit dessen, was er im Leben verlachtet hatte. Mehr gemeldter Verfasser der philosophischen, historischen, und critischen Correspondence, wie eigentlich sein Werk genennet wird, gedenket desselben in dem 4tten Briefe, und bezeuget von ihm, „Daß er des Nachts in eine solche Angst und Furcht gerathen, daß“ er auch nicht allein in einer Kammer schlafen mögen. „Des

„Des Nachts habe er geglaubt, daß es unzeitige Geister gäbe, und am Tage habe er wider die Existenz Gottes geschrieben. Sonne und Mond hätten die Glaubens- Articul seiner Religion geordnet und eingerichtet. Von sechs Uhr des Morgens an bis um acht Uhr des Abends sey er ein Atheist gewesen, so bald aber die Finsternisse des Nachts eingebrochen, so hätten dieselbigen den Glauben von Gott in sein Gemüth wiederum zurück geführt.“ Dieser abwechselnde Widerspruch derer Gedanken, der sich sonderlich gegen das Ende seines Lebens geäußert hat, wie aus seinen Lebens-Beschreibungen bekannt, ist derselbe nicht ein unwidersprechliches Zeugniß für die Wahrheit Gottes, und daß die Seelen der Menschen unsterblich, folglich einer ewigen Belohnung, oder Bestrafung anständig seyn müssen? Herr Tenzel, in seinen monatlichen Unterredungen vom Jahr 1689. Morath Det. p. m. 990. seqq. bestärket nicht nur das, was wir von Spinoza, und seinen letzten ängstlichen Gedanken beygebracht, mit dem Zeugnisse des Herrn von Sectendorf in seinem Christen-Staat; sondern führet auch, aus Theodori Under-Encks närrischen Atheisten, ein hieher gehöriges überaus merkwürdiges Exempel von einem französischen Ritter an, welcher zwar ein Mann von großem Verstande, und ziemlicher Gelehrsamkeit, aber dabey ein Erg Atheist, gewesen, endlich aber in eine Krankheit, und zugleich in eine solche Unruhe des Gemüthes verfallen, daß er, voller Verzweiflung, doch mit völligem Verstande, bekennet, es sey ein Gott, die Seele sey was unsterbliches, und er fürchte sich auf eine recht peinliche Art vor dem Gerichte Gottes, auch zuletzt in sehr bedenkliche Worte ausgebrochen, welche weil sie zu unserm Vorhaben überaus dienlich sind, und unsers Auctors Gedanken gar sehr bestätigen, wir ganz hersetzen wollen: „Wenn der Mensch, sprach dieser verzweifelte Atheist, von dem Augenblicke seiner Geburt an wissen könnte, was man ein wenig vorher empfand,

„det,

„det, ehe man keinen Geist aufgiebet, und in was für
 „einen schmerzlichen Zustand das Gewissen gebracht
 „wird, so würde von vorerwähntem eins geschehen: entwe-
 „der würden alle Menschen von der Wiegen an beschren-
 „zu sterben, oder auf eine solche Weise zu leben, daß sie
 „keine Furcht haben möchten, ihren Stand, in dem Au-
 „genblick des Todes zu verschlimmern. Aber weil ihnen
 „keine Ermahnungen dienen, noch die Exempel sie
 „bewegen, so geschieht es dannenhero, daß, wenn sie
 „der Tod überfällt, sie auf eine solche Weise erschrecken
 „werden, daß sie oftmahls ihre Tage in Verzweiflung
 „vollenden, und ihre Gebühet, ihr Leben, ihre Sitten,
 „und Freunde verfluchen. Unter denen, welchen es al-
 „so gehet, bin ich einer. Ich habe mir niemahls kön-
 „nen einbilden, daß das Gesicht des Todes so ein er-
 „schreckliches Ding sollte gewesen seyn, wie es ist. Mit
 „dem, was man davon sagte, habe ich anders nicht,
 „als mit ungeheuren Fabeln oder Phantasien gehan-
 „delt. Ich habe die Religion, das Paradies und die
 „Hölle, eine menschliche Erfindung und politische
 „List genennet, die Leute in Ordnung zu halten.
 „Es ist mir eins als das andere gewesen, die wahre oder
 „die falsche Religion, was von dem Himmel oder von
 „der Hölle gesagt worden. Mit einem Wort: Ich ha-
 „be gar nichts geglaubt, aber igt fange ich an zu glau-
 „ben, halte aber nicht dafür, daß es ein rechtmachen-
 „der und heilsamer Glaube sey. Nein! es ist ein Glau-
 „be, wie die Teufel haben, welche wissen, daß ein Gott
 „sey, aber dafür erjüttern. „Hierauf sehet Herr Zen-
 „zel sein Urtheil bey, und spricht: „Hieran sollten bil-
 „lig sich adliche und unabliche Personen spiegeln, und nicht
 „so in den Tag hinein leben. Es wäre wohl zu wün-
 „schen, daß nur in Frankreich solche Athesen, oder
 „Esprits forts wären, aber es bezeugt nicht nur die täg-
 „liche Erfahrung, sondern auch die nachdenkliche Vor-
 „rede des Herrn Seckendorfs über seinen Christen-
 „Staat, daß derselben mehr als zu viel in Deutschland
 „am

anzutreffen. „ Inzwischen so groß die Anzahl solcher rohen Leute auch mitten in der Christenheit seyn mag, welche mit jenen im Buche der Weisheit Cap. II sprechen: Es ist ein kurz und mühselig Ding um unser Leben, und wenn ein Mensch dahin ist, so ist es gar aus mit ihm x. Das Schnauben in unser Nasen ist ein Rauch, und unsere Rede ist ein Fünklein, das sich aus unserm Herzen regt. Wenn dasselbe verloschen ist, so ist der Leib dahin, wie eine Loder Asche, und der Geist zerfladdert, wie eine dünne Luft: so müssen sie doch vielmals, besage der anaeführen, und vieler anderer Exempel, noch in der letzten Todes-Noth ein Zeugniß wider sich selbst ablegen, und eben so wie jene Cap. V für Angst des Geistes, klagen: Wir haben des rechten Weges gefehlet, und das Licht der Gerechtigkeit hat uns nicht gekleinet, und die Sonne ist uns nicht aufgegangen. Wir haben eitel unrechte und schädliche Wege gegangen, und haben gewandelt wüste Umwege, aber des Herrn Weg haben wir nicht gewußt. Gleichwie nun aber diese und andere peinliche Schrecknisse des Todes kein bloßes Werk der Natur, sondern notwendige Folgen eines bösen Gewissens, und heilsame Vor-Empfindungen nach dem Tode zu erwartender Straf-Gerichte sind; so können auch dieselbigen durch keine Kräfte, oder Mittel der Natur und Vernunft gehoben, und zur Beruhigung des Gemüthes aus dem Wege geräumt werden. Der Tod ist unvermeidlich. Es lebt kein Mensch, der nicht sterben müsse. Wir fangen von dem ersten Augenblicke unsers Lebens an zu sterben. Unser Leben ist ein Zusammenhang von Noth und Elend. Der Tod ist also kein Unglück, sondern eine Wohlthat zu nennen, weil er dieses an einander hängenden Jammers ein Ende macht. Andere, die in Ehre, in Reichthümern und Gütern sitzen, die alles vollauf haben, müssen auch sterben. Den Tod verachten, und wenn er kommt, standhaft erdulden, ist eine Großmuth, eine ausnehmende Tugend, eine Eigenschaft starker Seelen. Was nicht

zu ändern stehet, ist mit Geduld und ohne Widerwillen, zu ertragen. Das Aendern im Leben verrichteter guter Handlungen machet, daß man den Tod nicht scheuen darf. Diese und dergleichen Tröstungen ertheilet die Vernunft wider die Schrecknisse des Todes. Sind aber wohl dieselben so beklaglich, daß sie das Herz in der Stunde des Todes beruhigen, und wider alle Furcht und Gefahr in Sicherheit setzen können? Nichts weniger. Vernünftige Heyden haben selbst die Unzulänglichkeit dieser Trost-Gründe eingesehen und erfahren. Plinius der Jüngere hatte, durch den Tod des Corellii Rufi, einen vornehmen Gönner, getreuen Rathgeber, und guten Freund verloren. Dieser hatte sich das Leben selbst genommen. Darüber wurde seine, des Plinii, Betümmerniß und Traurigkeit noch größer. Er suchte sich selbst, bey solchem Leidwesen, aufzurichten und zu trösten. Er suchte zu solchem Ende alles hervor, was nur einiger maassen seinen Schmerz zu lindern vermögend zu seyn schien. Aber alles vergebens! Er entdeckte den Kummer seines Herzens einem andern guten Freunde, dem Caeslrio Tironi, und bat denselben inständigst, er möchte ihm doch mit Rath und Trost an die Hand gehen, aber ja mit denen gemeinen ihm selbst vorher wohl bekannten Trost Mitteln nicht aufgezogen kommen. Proinde, schreibt er L. I. Ep. XII. adhibe solatia mihi, non hæc: *Senex erat, infirmus erat, (hæc enim novi) sed nova aliqua, sed magna, quæ audierim nunquam, legerim nunquam; nam quæ audivi, quæ legi, sponte succurrunt, sed tanto dolore superantur.* daß ist: Stehe mir mit Tröste bey, aber sprich nicht etwas zu meinem Troste: Er war alt, er war immer kränklich und schwach, denn das weiß ich, sondern neue, sondern recht große und starke Trost-Gründe, die ich noch niemahls gehöret, noch niemahls gelesen habe, mußt du vordringen. Denn die ich sonst gehöret, die ich selbst gelesen, fallen mir von selbst bey, werden aber durch die Größe des Schmer-

gens

gens übermältiget. Wann nun Plinius, ein vornehmer und gelehrter Römer, in dem ganzen Vorrathe seiner Vernunft, und in allen Schriften derer hochwunderlichen Weisheit, keinen zureichenden Trost über dem Absterben eines guten Freundes finden konnte, wie vielweniger mag die Vernunft wider die Schrecknisse eines frühen Todes etwas gründlich und bewährtes aufbringen können? Man mag allen solchen aus der Quelle der Vernunft hergeleiteten Tröstungen mit Recht die Worte Hiebs entgegen setzen, mit welchen er seine Freunde, die ihm, in seinem Elende, mit ihren Zusprüchen mehr beschwerlich als tröstlich waren, zurucke wies: Euer Bedachtmiß wird verleihet werden der Nische, und euer Nische wird wie ein Leinen-Hause seyn, oder, wie es nach der heiligen Sprache heißen möchte, *tes memoires, eures memoires*, eure Erinnerungen sind lauter Sprüche, oder Verfluchungen der Nische, die ohne Saft und Kraft ist, *tes memoires* Eure vermeinte hohe und starke Gedanken sind Einbildungen, und einer von Leim zusammengefüget und erhaltenen Hütte gleich, die wider Wind und Wetter nicht bestehen kan. Cap. XIII, 12. Wann die Seele vor den Schreckungen des Todes vollkommenlich gesichert seyn, und über dieselben siegen soll, so muß sie, mit einer ungezweifelten Gewisheit, überzeugt seyn, daß ihre im Leben begangene Mißhandlungen ihr weder zur Schuld, noch zur Strafe, angerechnet werden können noch sollen, sie muß unfehlbarlich wissen, daß sie in der Ewigkeit an Gott keinen erzürnten strengen Richter, sondern einen verführten liebevollen Vater finden werde, und daß sie selbslich den Tod für kein Unglück, sondern für eine Wohlthat, für keinen Schaden und Verlust, sondern für lauter Vortheil und Gewinn, für keine eigentliche Beraubung des Lebens, sondern für einen Uebergang in den Reim und Genuß eines ewigen seligen Lebens, anzusehen habe. Eine solche dreifache Verthesung kan nirgends anders, als aus dem vollgültigen

Verdienste Christi, des alleinigen Erlösers von Sünde, und Sünden-Noth, beraubt werden. Nur der durch Christum im Glauben Gerechte ist in seinem Tode getroff, Prov. XIV, 32. Nur der kan sagen, Sterben ist mein Gewinn, der da im Geist und in der Wahrheit sagen kan: Christus ist mein Leben, Phil. I, 21. Daber ist die *indevagin*, oder daß man für dem Tod nicht erschrecken dürfe, sondern, mitten in denselben schauerhaften Umständen, beherzt, ja freudig und getroßt seyn könne, eine Sache, die nur allein bey der Christlichen Religion statt findet, welches denn auch zugleich ein neuer und unwiderprechlicher Beweis für die Wahrheit derselben ist. Aus eben diesem Grunde beweiset auch der selige Scriber die Göttlichkeit des Christlichen Glaubens, und spricht Tom. V. Cap. I. §. 74. unter andern hievon also: „Es versuche es die Welt, und nehme alle ihre Weisheit, Beredsamkeit, Wollust, Freude, Reichthum, Ehre und anderes mehr zu Hülfe, ob sie damit ein erregtes Gewissen und beängstigtes Herz trösten kan? Es treten auf die Welt-Weisen, Gelehrten, Erfahrenen u. aus dem Heyden. Türken, Judenthum: Es treten auf die überflugen Armeen mit allen ihren sinnreichen herrlichen Einfällen, welche sie sonst so meisterlich wider das Wort der Wahrheit zu gebrauchen wissen, und trösten einen Menschen im Todes- oder anderer großen Noth! Es ist ihnen unmöglich: Denn aus denen dürren Sand Bergen kan man kein Wasser schöpfen, und von denen Dornhecken kan man keine Feigen oder Trauben lesen. So können es auch die Jüdischen Rabbinen, der Türken Mufti, und der Heyden Weisheit-Lehrer, der Chineser Confucius und ihre Hoxions, der Japaneser Bonzes, der andern Indianer Braminen, ja Plato, Aristoteles, Zeno, Socrates oder Epicurus versuchen, ob sie dergleichen etwas jünge bringen können. Aber das Christenthum u.

§. XIII.

Lieber! höre noch einen andern eingebildeten Vernunftspruch dieses starken Geistes an. Du, tugendhafter Mensch, du glaubest einen Gott, weil du eine Vergeltung für deine gute Werke erwartest. Dein Urtheil ist interessiert und eigennützig, ich verwerfe es! Wie! würde ich diesem Gottlosen antworten, sollte ich mich wohl lieber für dich und deine Meinung erklären? Du glaubest keinen Gott, weil du dich für die Bestrafungen deiner Mißhandlungen fürchtest. Ist es nicht viel besser und billiger, daß ich es mit jenem Frommen halte?

Der Fromme und Tugendhafte glaubet einen Gott, nicht deswegen, weil er gern eine Belohnung seiner Frömmigkeit und Tugend haben möchte, sondern, weil er diese Wahrheit: Es ist ein Gott, nicht nur außerhalb in der ganzen Natur, sondern auch in dem innersten Grunde seines Herzens und Bewußtseins, mit unauslöschlichen Buchstaben, eingezeichnet findet, und daher einen Gott glauben würde, wenn er auch gar keine Vergeltung von demselben, weder in der Zeit, noch in der Ewigkeit, zu erwarten haben sollte. Daß eine Sache nützlich ist, beweiset noch nicht, daß dieselbe wirklich vorhanden sey, so wenig als daher, daß etwas schädlich ist, geschlossen werden kan, daß eine solche schädliche Sache auch nicht existire, oder irgendwo gefunden werde. Da nun aber der Atheist selbst, durch diesen denen Tugendhaften gemachten Ein- und Vorwurf, zugestehet, daß das Daseyn eines Gottes nützlich, und zur Ausübung der Tugend beförderlich seyn würde, so muß er es wenigstens für höchst vernünftig halten, daß der Mensch wünsche, es möchte ein Gott seyn, und da dem Menschen, die Existenz Gottes zu glauben, so viel un-

widerstehliche Tönes-Gründe vor Augen liegen, so kan er es ihm gar nicht verhanden, warum er einen Gott anbetet. Dessen würdichstes Verhandensgen nicht nur nöthig, sondern auch über alle Maassen gewislich und gut ist. Denn so bald man erkennet, daß Gott ist, und daß er das allerhöchste und allerweltlichste Wesen ist, so erkennet man auch, daß er nöthwendig ein Befraßer des Bösen, und ein Verzeher des Guten seyn müsse, maassen es eine Eigenschaft des Göttlichen, das ist, des unendlich vollkommenen Wesens ist, das Böse zu hassen und zu bestrafen, das Gute hingegen zu billigen, zu lieben und zu belohnen. Der Apostel sehet ebenfalls dieß beyde Begriffe von Gott neben einander. Wer zu Gott kommen will, der muß glauben, daß er sey, und daß er auch denen, die ihn hassen, ein Verzeher seyn werde. Hebr. XI. 6. So unmöglich es nun ist, daß das Vergeltungs-Recht von dem Willen Gottes getrennet werden könne, so unmöglich ist es auch, daß ein Kenner und Verehrer Gottes, bey der Bekämpfung seiner Freymüthigkeit und Inzucht, nicht zugleich ein solches Augen-Merk auf seinen selbst eignen Nutzen und Freymen haben sollte, welches ihm aber gar nicht als ein sündlicher Eigennutz aufgesetzt werden kan. Wir haben Gott zu ehren und zu lieben, nicht von unserm Nutzen, oder des von ihm zu erwartenden Gnaden Lobens wegen, sondern um Gottes willen. und weil er das allerhöchste, das allerweltlichste, und das allerhöchste Gut, mehr an und für sich selbst, und noch über alles, freilich auch über uns, zu ehren und zu lieben ist. Es hat aber auch der Mensch zu sich selbst eine natürliche Liebe. Er findet, nach dem Frische der Felle, seine Wohlthaten zu belohnen, und seinen Schaden zu verhindern. Er liebet daher alles dasjenige, was zur Erhaltung seiner Wohlthaten nöthig ist, oder seyn kan. Doch natürliche Liebe ist in zweyer Maasse, der Grund unserer Freundschaft, und die Ursache, warum uns Götter vergelten, unsere Handlungen und jugendliche, und ent-

noth Strafen oder Belohnungen gartheilt werden können. Das Christenthum, und die in Christenthum erlerbte Eitliche-Belohnung, hebet diese natürliche Liebe ein wenig gar nicht auf, es beunget selbst nur in die rechte Ordnung, und zeigt, daß je mehr und je gründlicher ein Mensch sich selbst und innerlichen Glückseligkeit liebet, je mehr er auch sich selbst, das ist, seinen inneren Eigensinn, Facultäten, eigene Ehre, Eigennutz, und andere Werthe seines fleischlichen Hertzens, verliessen müsse. Daher auch Gott in seinem Wort, dendes mit seinem Sohne, als mit seinem Evangelio, und mit allen daher fließenden heilsamen Befehlen und Verordnungen, auf diese im Menschen unablöslich angehängte Eitliche Liebe sich beziehet, und ihn, zur geordneten Betrachtung seines heilsamen Nachs und Willens, vornehmlich auf dem Grunde zu demogen setzen, weil ein solcher Gehorsam dem Königen selbst zum geistlichen und ewigen Besten gereichen werde. Da heist es: Thou dost, so wird du leben. Luc. X, 28. Da wird das von Befolgung geistlichen Worts zu erwartende Gute voran, und denn die geistliche Förderung darauf gesetzt: Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist, und was der Herr von dir fordert. Mich. VI, 8. Solchemnach wird die Eitliche Liebe im Menschen von Gott nicht allein durch das Gehör der Natur, sondern auch durch das Wort der Offenbarung, fest gesetzt und bekräftiget. Wie könnte es nun wohl dem Herrn missfallen, wenn wir ihme Ehre, Gehorsam, Liebe und Dank erwiesen, und, bey solcher Erweiterung unserer Schuldigkeit, vornehmlich auf seine allerböchste in sich selbst Eke- und Lebenswürdigste Vollkommenheit, aber auch zugleich auf seine eben so unendliche Güte, und das daher zu hoffen habende Heil und Wohl, unsere Augen richten, mithin zugleich unsern Ruh und Frommen, und was zu unserm Frieden dienet, in Betrachtung ziehen. Es ist ja die Beförderung der Ehre Gottes, und die Beförderung unserer eignen Wohlthaten so genau zusammen verknüpft,

den, und so fest in einander gegründet, daß keins ohne das andere seyn kan. Wer Gottes Ehre sucht und fördert, der sucht und fördert sein eigen Bestes, weil es nur denen Verehrern und Liebhabern Gottes wohl ergehen soll. Wer nun sich selbst rechtthaffen liebet, und seine wahre Seligkeit besorgen will, der muß nothwendig zu Gott hin, nach seinem Wert und Willen sich richten, und demnach Gott über alles lieben und ehren. Je mehr nun ein solcher Mensch erkennet und erfahret, daß er ohne Gott nichts ist, nichts hat, nichts vermag, desto mehr wird er auch erkennen, daß Gott, als der Vater alles Lichts, und die ursprüngliche Quelle aller guten und aller vollkommenen Gaben, um sein selbst willen, zu lieben und zu verehren sey, welche schuldige Verehrung und Liebe Gottes gleichwohl allemahl um desto willkürlicher, von Seiten des Menschen, erfolgen wird, je redlicher er für seine Wohlfahrt und Seligkeit besorget ist, weil das letztere ohne das erstere nicht statt finden kan. Diejenigen also, welche auf eine vollkommen reine Liebe gegen Gott andringen, und den allergeringsten Gesuch eignen Vortheils und Gewinns von derselben schlechterdings ausgeschlossen wissen wollen, fordern etwas unmögliches, und scheinen weder von der Natur Gottes und seines Wortes, noch von der Natur des Menschen, gnugsame Kenntniß zu haben. Furcht ist nicht in der Liebe, sagt der Apostel, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus, 1 Joh. IV. 18. Daß dieses von einer knechtischen Furcht zu verstehen sey, versteht sich von selbst. Denn eine kindliche Furcht verträgt sich nicht allein mit der Liebe gegen Gott recht wohl, sondern ist auch von derselben eine wesentliche unzertrennliche Eigenschaft. So mag man nun auch mit allem Rechte sagen, der Gesuch eines knechtischen Lohns ist nicht in der Liebe und in dem Dienste Gottes, wird vielmehr von demselben gänzlich ausgeschlossen, wenn der Gottesdienst rechter Art seyn soll. Gleichwie aber Eltern gar wohl leiden können, daß sie von denen Kindern, um der empfan-

pfangenen und noch zu erwartenden Vortheile und Wohlthaten willen, geliebet werden; so kan auch mit der Liebe Gottes die kindliche Absicht auf eine väterliche Vergeltung gar wohl bepfammen stehen. Diß war der eigentliche Verstand von dem bekannten Sage des Antigoni Sochazi, eines frommen und gelehrten Juden, welcher immer zu sagen pflegte: Man solle nicht denen Knechten gleich seyn, die deswegen ihren Herren dienen, daß sie einen Lohn dafür bekämen, sondern vielmehr den Knechten folgen, die zwar dienen, aber nicht um Lohns willen. So unschuldig dieser Ausspruch gewesen, und so wenig er dem von Gott zu erwartenden ewigen Gnaden-Lohne im Wege steht, so übel wurde derselbe von seinen beyden unartigen Schülern, dem Sadoe und Baithos, ausgelegt, und dahin gedeutet, es wäre nach diesem Leben gar kein Lohn zu hoffen, und sey daher weder eine Unsterblichkeit der Seelen, noch eine Auferstehung der Todten zu glauben. Woher denn die gottlose Secte, und von gedachtem Sadoe der Name der Sadducäer entstanden ist, welche man mit Recht die starcken Geister des Judenthums nennen mag. Es sind aber ohnstreitig diese ungerathene Schüler eines in diesem Punct rechtsschaffenen Lehr-Meisters, zu einem solchen falschen und recht atheistischen Schlusse, mehr durch ihren fleischlichen Sinn und Willen, als durch den Lehresag ihres Meisters, verleitet worden. Denn da sie, die Sadducäer, sonst die fünf Bücher Moses für eine göttliche Schrift, und also für die Regel und Richtschnur des Glaubens und Lebens, erkennen und annehmen, so hätten sie aus denselben die Wahrheit, daß Gott den Gehorsam seiner Kinder, nicht allein in der Zeit, sondern auch in der Ewigkeit, gnädiglich belohnen wolle, mit leichter Mühe ersehen können. Wenn Gott der Herr zu Abraham spricht: Ich bin dein Schild, und dein sehr großer Lohn, Gen. XV, 1. so erblicket aus allen Umständen, daß das erste Wort der Verheißung, ich bin dein Schild, auf dieses Leben,

und das andere Wort, ich bin dein großer Lohn, auf das andere und ewige Leben, gebe. Es war ja Abraham schon vorher reich an Vieh, Silber, Geld, Knechten, und andern zeitlichen Gütern. Drum kan der Herr, mit dieser nachdrücklichen Verheißung, zeitlichen Reichthum, den er ihm über den vorigen einzuwenden wollen, nicht gemerret haben. Es lässet auch solches der Ausdruck, dessen sich Gott bedienet, gar nicht zu. Es ist ja Reichthum und zeitliches Gut war ein Segen Gottes, aber doch nicht Gott selbst. Gott aber selbst wollte des Abrahams Lohn, und sehr großer, das ist, der vollkommenste und allerhöchste Lohn seyn. Wie sollten aber die vergänglichen Güter dieser Welt, die ein erleuchtetes und gläubiges Herz für was sehr geringes und gar nicht für seinen Lohn und Schatz halt, zu der Ehre kommen, daß sie ein sehr großer Lohn genennet wurden? Es hat demnach Gott sich selbst, seinem treuen Knechte, zur völligen Genießung, und zu einer ewigen und seligen Gemeinschaft, versprochen, und, daß er mit seiner ganzen Seligkeit sein Lohn seyn und bleiben wolle, die Verheißung gegeben. Weil nun kein Mensch in diesem Leben solchen sehr großen Lohn zu fassen, zu besitzen, und v. l. zu genießen vermag, so verspricht Gott dem Abraham, und allen seinen getreuen Liebhabern, hiermit den himmlischen ewigen Gnaden Lohn. Wer also, mit Abraham, vor Gott wandelt und fromm ist, der hat auch die unfehlbare Verheißung, daß Gott sein Schuld in diesem, und sein sehr großer Lohn, in jenem ewigen Leben seyn wolle, und seyn werde. Woraus man kläglich ersehen kan, daß die Sadducäer mit ihrem Unglauben denen Schriften Moïse, die sie doch als heilig und göttlich erkannt wissen wollten, ausdrücklich widersprochen haben, und daß überhaupt in denen Schriften Alten Testaments nicht, wie einige, selbst unter denen Christen, vermerket haben, bloß irdische und auf dieses Leben abzielende, sondern
auch

auch geistliche und auf ewige und himmlische Güter hin-
auslaufende Verheißungen enthalten sind.

§. XIV.

Wosern der Atheist, und alle diejenigen, wel-
che die Religion bestreiten, nur noch ein gutes Le-
ben führten, und nicht auf solche Abwege ver-
fielen, von denen auch der bloße Wohlstand uns ab-
hält, vielleicht entschuldigte ich sie, ob sie gleich,
im Grunde, ganz und gar keine Entschuldigung
haben. Aber findet man wohl solche, die der Ehr-
barkeit und Tugend nicht abgesaget haben?

Die Atheisterei führet an und für sich selbst nicht
schlechterdings ein auch äußerlich ruchloses und laster-
haftes Leben mit sich. Es findet zwar bey derselben
keine wahre Tugend statt, weil es an der rechten Quelle
der Tugend, nemlich an der Erkenntniß, Furcht, und
Liebe Gottes ermangelt, so fehlt es auch einem Atheisten
an denen wahren, und vor allen andern kräftigen Be-
wegungs-Gründen und Hülfsmitteln zu einem tugend-
haften Wandel, als welche aus Gott und seinem Wor-
te, ingleichen von der Unsterblichkeit der Seelen, und
von denen in der Ewigkeit zu erwartenden Belohnun-
gen und Strafen, hergenommen werden müssen; und
ist daher ein Atheist ungleich weniger, als ein anderer,
zur Tugend aufgelegt und geschikt. Bey dem allen
aber folget noch nicht, daß einer, der keinen Gott glau-
bet, auf einmal alle Ehrbarkeit und Tugend aufge-
ben, und in allen Sünden, Schanden und Lastern dahin le-
ben müsse. Außerdem, daß selbst der Atheist ein natürli-
ches Gesetz erkennen, auch zu demselben sich verbunden
achten muß, ob er gleich den wahren Urheber der Na-
tur, und derer natürlichen Gesetze, welcher Gott selbst
ist, nicht erkennen will, außer dem, sage ich, kan er
sich gar wohl von gewissen groben Lastern enthalten,
weil

weil er, vermöge seines Temperaments, nicht sonderlich zu denselben angetrieben wird, so können auch die Furcht vor der öffentlichen Schande und Strafe, der Ehrgeiz, eigenes Interesse, andere fleischliche Absichten mehr, bey demselben Bewegungs-Gründe abgeben, daß er von außen eines stillen, ehrbaren, und tugendhaften Wesens sich befleißiget. Wie es denn desfalls zu keiner Zeit an Exempeln gefehlet hat. Die stärksten Atheisten sind, dem Scheine nach, die strengsten Leute gewesen. Des epicurischen lateinischen Poeten, Lucretii, des Iulii Caesaris Vanini, und vieler anderer zu g. Schweigen, so ist von Spinoza bekannt, daß er einen überaus eräusslichen Lebens-Wandel von außen geführt, ob er gleich im Herzen alle Gottheit und alle Unsterblichkeit der Seelen geleugnet, auch solche grundtätigen Irrthümer in seinen Schriften ungeschweuet vorge-tragen hat. Bayle, der sein arbeitsches Systema deutlich entdecket, und gründlich widerlegen hat, findet gleichwohl vieles an ihm, in seinem dictionnaire art. Spinoza, zu rühmen. Spinoza, schreibt er, ne juroit jamais. Il ne parloit jamais irreveremment de la Majesté divine. Il assistoit quelque fois aux predications, & il exhortoit même les autres a estre assidus aux Temples. Il ne se soucioit ni de vin, ni de bonne-chere, ni d'argent. Ce qu' il donnoit a son hôte, qui estoit un peintre de la Haye, estoit une somme bien modique. Il ne fongoit, qu' a l'estude, & il y passoit la meilleure partie de la Nuit. Sa Vie estoit celle d' un solitaire. Das ist: Spinoza schwur niemahls. Er sprach niemahls unehrerdietig von der göttlichen Majestät. Er trohnte ja zu weilen denen Predigten bey, und vermahnte so gar andere, fleißig zur Kirchen zu gehen. Er achtete weder Wein, noch gutes Essen, noch Geld. Was er seinem Wirth, der ein Mahler im Haag gewesen, gegeben, war eine sehr mäßige Summe. Er dachte nur auf das Studiren, und verbrachte damit einen guten Theil der Nacht.

Noch. Sein Leben war eingezogen, und der Lebens-
Art eines Einsiedlers gleich. Der obgemeldte Verfaß
für derv catholischen Briefe führt ihn mit dem spa-
nischen Jesuiten, Mariana, im Reiche der Todten re-
dend ein, und urtheilet dahin, daß dieser, durch seine
im Buche de Rege & Regis institutione, vorgetra-
gene bößartig-fädeliche Lehr: Sage, z. e. daß es gar
wohl erlaubt sey, einen kaiserlichen, oder tyrannischen
König, ums Leben zu bringen, und daß diejenigen, die
solches thaten, als Helden, im Fall aber, daß sie bey
ihrem Verhaben unglücklich wären, als Gott und Men-
schen annehmliche Opfer, angesehen werden müßten, weit
mehr Ansehn, als jener, angerichtet hätte. Dem sey
nun wie ihm wolle, so ist unkers Auctoris Sag, daß
alle Atheisten ein ruchloses und schändliches Leben füh-
ren, nicht durchgängig in der Wahrheit gegründet.
Sie sind aber deswegen im acrivasten nicht zu ent-
schuldigen, weil ihr Herz grundböse ist, und weil sie,
im Verstand und Willen besser seyn könnten und sollten,
so werden sie auch am Tage des Gerichtes ἀπολογη-
ται, ohne alle Entschuldigung seyn. Rom. I. 20. Un-
erdersen ist ihre verstellte bürgerliche Ehrbarkeit und
Tugend desto gefährlicher, und gereicht ihnen zu desto
mehrerer Verantwortung, weil viele unverschämte Her-
gen dadurch verführt, und zur Genußhaltung ihrer
Lehren geneiget werden.

§. XV.

Ich habe mir noch nicht einbilden können,
daß es rechte Atheisten gäbe. Die Thoren, lesen
wir bey dem Propheten, Ps. XIV. 1. sprechen in
ihren Herzen: Es ist kein Gott, das heißt, der Gott-
lose wünschte, daß gar kein Gott seyn möchte.
Sein Geist bestreuet, wider seinen Willen, die
Wünsche seines Herzens. Alles widersehet sich
seinen falschen Meynungen. Wann er, durch
seu

seine Befähigkeit, das Daseyn eines Gottes vernichtiger, so siehet er nach der Zeit nur allzuklärlich, daß er sich betrogen hat. Allein was für eine erschreckliche Sache ist es doch, seinen Irrthum nicht eher, als in dem Augenblicke, da man den Zorn des Himmels empfindet, abschwören wollen! Wie schrecklich ist es, nur alsdenn einen Gott zugestehen, wenn er sich als den Richter der Gottlosen, und als einen unerbittlichen Rächer ihrer Gottlosigkeit, darstellt.

Ob es, wie unser Herr Auctor in seiner Sprache redet, veritable, daß ist, solche Atheisten gebe, und geben könne, welche sich im Ernst bereben, und in ihrem Herzen völlig überzeugt zu seyn vermeynen, daß kein Gott sey, auch, bey solchem Un glauben, gar keinen Widerspruch ihres Gewissens empfinden? ist eine Frage, über welche unter denen Gottes-Gelehrten, und Christlichen Welt-Weisen verschiedentlich, in denen neuern Zeiten, gestritten worden. Diejenigen, so die natürliche Erkenntniß Gottes im Menschen läugnen, bejahen diese Frage, und geben vor, daß nicht nur einzelne Personen, sondern ganze Völker gefunden würden, welche gar keinen Gott glaubten, und von dem Sage: Es ist kein Gott, eine ungezweifelte Ueberredung hatten. Allein gleichwie es eine sowohl in der Vernunft und Erfahrung, als vornehmlich in der H. Schrift fest gegründete Wahrheit ist, daß der Sag: Es ist ein Gott, in aller vernünftigen Menschen Herzen von Natur offenbahr sey, auch, so bald nur Himmel und Erde in eine aufmerksame Betrachtung gezogen wird, dem Gemüthe einleuchte; also glauben wir mit dem Herrn de la Bruyere nicht, daß es dergleichen Gottes-Verlaugner gebe, noch geben könne, die beharrlich, die ganze Zeit ihres Lebens, ohne alle Unruhe ihres Herzens, und ohne allen Widerspruch des Gewissens, der ungezweifelten Meynung sind, es sey kein

kein Gott. Es siehet ja in keines Menschen Macht und Willen, daß er das Erkenntniß und Urtheil des Verstandes, nach eigenem Gefallen, zurück halte und verbinde, oder umkehre und verändere. Der Gedanke aber, es ist ein Gott, ein allerhöchstes Wesen, eine göttliche Providenz, kan ohnmöglich aussen bleiben, wenn er nur über die ihm vorkommende Dinge vernünftig denken will. Das Gewissen ist eine solche heftige Kraft der Seelen, die sich, wider alles Vermuthen, und wider den Vorfas und Willen des Menschen, reget, und vermittelst eines bald zu seiner Beruhigung, bald zu seiner Bestrafung gesprochenen Urtheils veroffenbahret. So kan und mag ein atheïstischer Geist sich zwar vernehmen, er wolle sich selbstig einbilden, es sey mit aller Gottheit nichts, er mag auch wohl eine Zeit lang die Wahrheit durch Unge- rechtigkeit, wie der Apostel Rom. I, 18. rehet, auf- und zurück halten, oder gleichsam ersticken, auch solche Zeit über allerdings in denen Gedanken stehen, er habe Recht, und seine Meynung sey nicht ohne Grund; er wird aber doch, mit allem seinem hartnäckigem Vorsatze, und mit allen seinen Einbildungen und eingebildeten Vergewisserungen, es nimmermehr dahin bringen können, daß nicht jezuweilen der Gedanke, es könnte doch wohl ein Gott seyn, vielleicht ist ein Gott, ja es ist ein Gott, in ihm entstehen, und dadurch sein Herz unruhig und zweifelhaft gemachet werden sollte. Geschiehet es nicht eher, so geschiehet es gewislich in Noth und Tod, wie der Herr Auctor bemercket, und die obangeführten Exempel zur Gnüge bestätigen. Daher denn unser Herr de la Bruyere die Worte Davids im 14ten Psalm mit Recht von dem gottlosen Sinn, Wunsch und Willen des- rer Lasterhaften erkläret. Denn daß in anangeführter Schrift-Stelle die Rede nicht eigentlich von denen, in recht scharfen Verstande, also genannten theoretischen oder speculativischen Urtheilen sey, sondern von dem natürlichen Verderben des Menschen, mithin von der in allen Natur-Menschen befindlichen, und sich immerzu re- gen-

genden Feindschaft wider Gott, getrebet werde, ist aus dem ganzen Zusammenhange des Psalms, wie auch aus dem Zeugnisse des H. Apostels Rom. III. zu ersehen, obgleich allerdings auch die vorerwähnten sowohl, als diejenigen practischen Gottes-Verläugner mit eingeschlossen sind, die zwar wohl mit dem Munde bekennen, es sey ein Gott, solche Wahrheit aber im Herzen verabscheuen, und mit ihrem gottlosen Leben in der That verläugnen, wie sie Paulus beschreibet, Tit. I, 16. Nun finde zwar nicht, daß Geier, Gessner, Selnegger und Arnd, die Worte Davids, von dem gottlosen Wunsche, daß doch kein Gott seyn möchte, ausdrücklich erkläret hätten; es ist aber doch diese Erklärung weder denen Gedanken dieser vor-
trefflichen Ausleger des heiligen Psalm-Buches, noch auch dem Wort und Sinne des H. Geistes, zuwider. Die Redens-Art *וְאֵין אֱלֹהִים* im Herzen sprechen, lässet sich gar wohl von dem Wunsche, Willen und Verlangen des Herzens verstehen. David selbst giebt diesem Ausdrucke einen solchen Verstand, wann er Ps. CXXXIX, 11. spricht: *וְאֵין אֱלֹהִים - אֵין אֱלֹהִים* spräche ich, das ist, dächte, wünschte, verlangte und begehrte ich, daß die Finsterniß mich decken und verbergen möchte, so muß die Nacht auch Licht um mich seyn, und ich mag vor denen allsehenden Augen Gottes nicht verborgen bleiben können. Matth. XXIV, 48. heisset es von dem bösen Knechte: *ἐν τῇ ἐν τῇ καρδίᾳ αὐτοῦ: ἡρῶναι ὁ κύριος μὴ ἔλθῃν*. So jener, der böse Knecht, wird sagen in seinem Herzen: Mein Herr kommt noch lange nicht. Dieses Sprechen im Herzen des bösen Knechts zeigt gewißlich nicht allein eine verdammlische Sicherheit, sondern auch zugleich ein gottloses Wünschen und Begehren an, daß doch der Herr entweder gar nicht, oder doch noch lange nicht kommen möchte! Wie nun aber die Menschen immer gern das, was sie wünschen und wollen, in der That also zu seyn vermeynen, in solchem Falle aber einen sehr übereilten und falschen Schluß machen; so glaube auch der Aepfel, der gern süße,

sahe, daß kein Gott wäre, nach solchem seinem recht unvernünftigen Wunsche gnugamen Grund zu haben, sich und andere zu bereben, es sey in der That und Wahrheit so, wie er wünschet und begehret. Es spricht nemlich dieser Thor, wie in seinem Herzen, also auch ofters mit dem Munde: Es ist kein Gott, welcher Ausspruch aber auf anders nichts, als auf einen verkehrten Sinn und Willen des Herzens, mithin auf lauter Thorheit und Unvernunft, beruhet. Was übrigens die oben gedachte Frage: Ob es wirklich solche beharrliche, und außer allen Widerspruch ihres Herzens und Gewissens gesetzte Atheisten gebe, anbelanget, so findet man von denen darüber geführten Streitigkeiten, wie auch von der irrigen Meynung, daß ganze Atheistische Völker gefunden würden, Nachricht, auch verschiedene gute Erinnerungen in Herrn D. Walchs Hist. und Theol. Einleitung in die Religions-Streitigkeiten u. P. V. Cap. VII. §. 2. seqq.

§. XVI.

Ich glaube einem solchen Menschen gar nicht, der Zeit seines Lebens den Glauben an und von einem Gott verrißet, und ich werde auf das stärkste von der Wahrheit meiner Religion überzeugt, wenn ich sehe, daß die allgottlohesten Menschen zuletzt, und im Tode, einen Gott zu Hülfe rufen.

Was der Herr Auctor hier und im folgenden, theils von dem in der Stunde des Todes geänderten ungläubigen Sinne einiger Atheisten, theils von dem uneligen und höchst unvernünftigen Scherz und Gespötte derer Sterbenden beybringt, haben wir bereits oben mit einigen Anmerkungen erläutert.

§. XVII.

Nach allen denen Ueberzeugungen, die wir von unserer Religion haben sollen, weis ich nicht,

E

wie

wie sich Leute von einer so fest gesetzten Gottlosigkeit finden können, daß sie, selbst in dem Augenblicke des Todes, mit ihrem irreligiösen Wesen, gleichsam Parade machen, und sich damit viel wissen. Sollte es wohl möglich seyn, daß sie, durch alle die schrecklichen und schauerhaften Umstände, so diese letzte Stunde mit sich führt, nicht in Verwirrung gesetzt würden? Ich kan, ungeachtet aller verstellten Sicherheit, die sie von außen an den Tag zu legen sich bemühen, dennoch nicht glauben, daß ihre Seele in einer wahren Zufriedenheit sich befinde. Diese äußerliche Stille ist falsch, diese Unersehroffenheit betrüglich. Wenn auch der Geist weiter nichts, als nur die ordentlichen Schrecknisse des Todes auszuhalten hätte, derer traurigen Erinnerungen des vergangenen, und derer noch erschrecklichern Folgen aufs zukünftige, nicht zu gedenken, so deucht mich doch, daß allein dieser Anblick des Todes auch die unbeweglichste Standhaftigkeit wankend machen, und in Verwirrung bringen soll.

S. XVIII.

Ich habe in dem christlichen Socrate des Herrn von Balzac eine Geschichte gelesen, die mich selbst ganz unruhig gemacht hat. Ein ausländischer Prinz, sagt er, war tödtlich krank, da kam derjenige protestantische Theologus, der sonst vor ihm zu predigen pflegen, mit noch zwey oder drey andern seiner Glaubens-Genossen, ihn zu besuchen, und bat denselben auf das inständigste, daß er doch eine Art seines Glaubens-Bekämpfnisses ab-

ablegen möchte. Der Prinz antwortete ihm lächelnd: „Mein lieber Herr, es ist mir viel zu verdrießlich, ihrem Verlangen ein Gnügen zu thun. Sie sehen, daß ich nicht im Stande bin, viel Worte zu machen: Ich will ihnen nur kürzlich sagen, zweymahl zwey ist vier, und zweymahl vier ist acht, der dort, mein Herr, auf einen Mathematicum, der mit zugegen war, mit dem Finger weisende, wird euch noch andere Punkte unsers Glaubens erklären können.“ Ist nicht in diesen Worten etwas recht ungeheures enthalten? Ist dieses Blindheit, oder Tapferkeit des starken Geistes? Ist es Unempfindlichkeit, oder Prahlen? daß ein Mensch in solchen Gedanken dahin stirbt! daß er sterbende es für eine Ehre hält, die Wahrheit der Zahlen zu wissen und zu glauben! daß er keinen andern, als diesen Glauben hat! Weil er denn so gut weiß, daß zweymahl zwey vier, und zweymahl vier acht ausmachet, so wird er Zeit genug haben, die Jahre einer unglückseligen Ewigkeit aus- und zusammen zu rechnen.

§. XIX.

Ist es wohl in der letzten Todes-Stunde Zeit davon, daß man Pöffen treibe? Kurzweil und Scherz, schicken sie sich wohl irgendwo weniger, als dahin? Haben wir vergessen, daß dieses derjenige Augenblick ist, den Gott sich selbst vorbehalten hat, um derer Gottlosen zu lachen und zu spotten?

Eines andern, in seinem Unglück, spotten und lachen, ist ein Laster, und eine Art der *επιχαλμαρίας*, oder

der Schaden: Freude. Eine solche Verlachung ist ein aus Haß und Freude zusammengefügter und gemengter Affect, da dem andern sein Unglück gegönnet, Vergnügen darüber geschöpft, und durch Lachen, oder andere Freudens Bezeugungen an den Tag gelegt wird. Nun werden dem Herren, unserm Gott, in der H. Schrift nicht allein mancherley menschliche Affecten zugeschrieben, sondern es wird auch dieses von ihm gesagt, daß er über dem Unglück derer Gottlosen sich freue, und, so zu reden, lustig mache. Der im Himmel wohnet, lachet ihrer, (derer wider Gott und sein Wort mit Lehr und Leben tobenden ruchlosen Menschen,) und der Herr spottet ihrer, Pf. II, 4. und im ersten derer Sprüchwörter v. 24. sqq. wird Gott selbst also redend eingeführet: Weil ich denn rufe, und ihr weget euch, ich recke meine Hand aus, und niemand achtet drauf, und lasset fahren alle meinen Rath, und wollet meine Strafe nicht: So will ich auch lachen in eurem Unfall, und euer spotten, wenn da kommt, das ihr fürchtet. Gleichwie aber überhaupt menschliche Leidenschaften, von Gott, als dem allerreinsten und aller sinnlicher Vorstellungen und Empfindungen, folglich auch aller daher rührenden Affecten: voller Bewegungen, schlechterdings unfähigem Geiste, nicht anders, als nach menschlicher Weise gesagt werden können, auch daher auf eine göttlicher Majestät anständige Weise erkläret und verstanden werden müssen; also hat man insonderheit bey solchen Gemüths: Bewegungen, die an und für sich selbst lasterhaft sind, dergleichen die Schaden: Freude, und die daher entstehende Verlachung anderer ist, auf das behutsamste zu denken und zu reden, wenn dergleichen etwa von Gott gesagt werden will. Weil nun, über anderer Unglück und Verderben sich innerlich freuen, oder wohl gar äußerlich spotten und lachen, in sich etwas sündliches ist, so kan diese sündliche Art des Vergnügens in und bey Gott schlechterdings nicht statt finden. Gott hat keinen Gefallen am Tode des Gottlosen, er suchet viel

vielmehr treulich und von ganzem Herzen aller Menschen Bestes. Es ist ihm auch, nach menschlicher Weise zu reden, ein Leiden, wenn er seine Geschöpfe, die Werke seiner Hände, und sonderlich den zu seinem Bilde erschaffenen Menschen, im Unglück und Verderben sehen soll. Gott, als das allerheiligste Wesen, hat an nichts, als an sich selbst, und an alle dem, was seinen göttlichen Vollkommenheiten gemäß ist, oder nahe kommt, Vergnügen und Wohlgefallen. Sünde und gottloses Wesen gefällt ihm nicht, und kan ihm auch nicht gefallen. Was nun von der Sünde und Gottlosigkeit herkommt, als Tod und Verderben, ist ebener Maassen kein Vorwurf seines göttlichen Beliebens, Vergnügens und Wohlgefallens. Wenn er nun gleichwohl derer Gottlosen in ihrem Unglück spottet, und daran sich vergnügt, so geschieht solches gar nicht um solcher ihrer Gottlosigkeit, oder derer dadurch verursachten Bestrafungen halber, sondern von wegen seiner hierbey sich veroffenbarenden Heiligkeit und Gerechtigkeit. Daß das gottlose Wesen derer Menschen in Zeit und Ewigkeit bestraft werde, ist ein Werk des allerheiligsten und allergerechtesten Willens Gottes. So oft er nun das Böse bestraft, so beweiset er seine Heiligkeit und Gerechtigkeit, erblicket folglich in denen Strafen derer Gottlosen sein eigen Werk, und da er in sich selbst das allvergnügteste und allfertigste Wesen ist, so kan ihm ein Werk seiner unwandelbaren Gerechtigkeit nicht anders als gefällig und erfreulich seyn. Der Gottlose hat Gott und sein Wort verachtet, verspottet und verlacht, was ist gerechter und billiger, als daß er, nach dem gerechten Straf-Gerichte Gottes, wiederum in der Verachtung, und als spöttlich und auslachenswürdig darge-stellet werde? Die Kuchlosen, im Buch der Weisheit Cap. V. müssen solches selbst, mitten in ihrer Schande und Strafe, als recht und billig erkennen. Dieses Werk göttlicher Gerechtigkeit äußert sich insonderheit vielmahls an denen Gottlosen in der Stunde ihres To-

deß, da sie ohne alle Erbarmung, Hüffe und Trost gelassen werden, nicht als ob Gott ihnen diese Wirkungen seiner Liebe, Güte, Gnade und Barmherzigkeit schlechterdings nicht gönnen oder geben wolle, sondern weil sie derselben, durch ihre beharrliche Verachtung und Verachtung derer Gnaden-Mittel, sich selbst unsäglich gemacht haben, und demnach mit allem Rechte vor Gott, vor denen Engeln, und vor denen Gott und sein Wort liebenden Menschen, zu Spott, und, so zu reden, zum Gelächter werden müssen. Lutherus Tom. II. Jen. lat. f. 10. n. mercket nicht uneben an: Deum dici irridere impios, quando pro sua iustitia efficit, ut impii in promeritis, quas sustinent, pœnis, irridendi & subfannandi omnibus objiciantur, daß von Gott gesagt werde, er lache und spotte derer Gottlosen, wann er, nach seiner Gerechtigkeit, machet, daß sie bey Einfindung derer wohlverdienten Strafen und Plagen, allen andern zum Schau-Spiel und zur Verachtung, dargestellt werden. Was kan nun aber wohl unvernünftiger heraus kommen, als in der Stunde des Todes, und da man, so zu sagen, an dem Rande der Ewigkeit stehet, mit dem Tode, und mit denen großen Folgen des Todes, Hossen-Werck treiben wollen? Kan etwas mehr der eingebildeten Stärke des Geistes zurider seyn, als ein solches Beginnen? Wenn irgend eine Zeit zu ernsthaften Beschäftigungen anzuwenden, sollten es nicht vor allen andern die letzten Augenblicke des Lebens seyn? Sollte da nicht dafür gesorget werden, daß, durch ein wahrhaftig bußfertiges Rückkehr zu Gott, das im Leben verübte Böse wieder gut gemacht, und da man sonst seines Gottes nur gespottet, derselbe als ein heiliger, langmüthiger, gnädiger und barmherziger Herr erkenne und verehret, und man also nicht, durch seinen gerechten Zorn, zu Schande und Spott gemacht, sondern zu Gnaden und Ehren aufgenommen werden möge?

§. XX.

Nichts soll behutsamer, als die Gelegenheit, von heiligen Dingen zu reden, gebrauchet werden. Es ist eine Schande, gar keine Religion zu haben, es ist lächerlich, solchen Unglauben als ein öffentliches Sieges-Zeichen aufzurichten, und sich damit viel zu wissen. Heimlich und bey sich selbst hat der Gottlose Gewissens-Bisse, öffentlich und vor andern kan er daraus gewißlich sich keine Ehre machen.

§. XXI.

Stilpon antwortete seinem Schüler, dem Crates, sehr weislich, als dieser ihn fragte: Ob auch die Götter an denen Anbetungen derer Menschen einen Wohlgefallen hätten? Frage mich, sprach er, hierüber, wann wir allein seyn werden! Hatte derselbe von seinen Gottheiten nicht die besten und ehrerbietigsten Gedanken; so hielt er es doch nicht erlaubt zu seyn, solches öffentlich an den Tag zu legen, oder er machte, aus einer allzusorgsamten Zärtlichkeit, ein Geheimniß daraus, indem es nicht nöthig ist, daß Unwissende an Dingen Theil haben, die ihren Verstand weit übersteigen.

§. XXII.

Man soll das, was man von gewissen Religions-Puncten dencket, nicht in Gegenwart solcher Leute eröffnen, die entweder durch unsere schlimme Meinungen verderbet, oder durch unsere ausgekünstelte Gedanken, wo nicht in Unglauben, doch wenigstens in Zweifel gestürzt werden können. Indem ich aber dieses sage und sehe, so sehe man

sich wohl für, daß man ja nicht denke, als ob ich die Freyheit, in Glaubens-Sachen, nach eiqnem Gefallen, den richterlichen Ausspruch zu thun, bil-
 ligen, oder befestigen wollte. Ich schelte nur die Unverständigen, die von unsern Geheimnissen, ohne alle Ehrerbietigkeit, reden, oder diejenigen Ge-
 lehrten, die, ganz zur Unzeit, ihre Scharfsinnig-
 keit beweisen.

Ein vernünftiger Mensch, noch mehr ein rechtschaf-
 fener Christ, gebrauchet überhaupt, im Reden, alle
 mögliche Behutsamkeit und Vorsicht. Es hat sich mit
 der Rede unsers Mundes eben so, wie mit allen übr-
 igen Handlungen. Etwas ohne rechtmäßige Ursach und
 Absicht thun, oder lassen, ist Unvernunft und Thorheit,
 und wer etwas redet, das nicht nur nicht nuzet, und
 taugt, sondern noch darzu ärgerlich oder schädlich ist,
 der handelt ebenfalls unvernünftig und thöricht. Dar-
 um wird ein Weiser allemahl nach Iacobi apostolischem
 Rath Iac. I, 19. schnell zu hören, und langsam zu re-
 den seyn. Er wird die Umstände der Zeit, des Ortes,
 der Personen, zu und mit welchen, und der Sache,
 wovon er reden will, in gehörige Betrachtung ziehen,
 damit, wie aus allen seinen Handlungen, so auch aus
 seinen Worten, Verstand und Weisheit hervorleuchten
 möge. Ein Christ weiß außer dem, und glaubt, daß
 er, nach seines Heylandes Aussprüche, von einem jed-
 weden unnützen Worte dereinst Rechenschaft zu geben
 habe. Wie sollte er nicht mit Furcht und Zittern sei-
 nen Mund aufthun, damit ihm: ja nicht ein unnützes,
 noch weniger aber ein schand- und schädliches Wort ent-
 fahren möge. Was wahrhaftig, was gerecht, was
 keusch, was lieblich, was wohl lautet, was eine Tu-
 gend, was ein Lob, ist, dem denkt er nach, und solche,
 und keine andere Gedanken, wird er auch mit Worten
 zu erkennen geben. Wenn nun eine solche kluge Für-
 sich.

Nichtigkeit überhaupt, bey dem Gebrauch der Zungen, nöthig ist, und von vernünftigen und christlich gesinnten Gemüthern in alle Wege beobachtet wird; wie ungleich nöthiger will dießelbige alsdenn seyn, wenn die Rede von Gott und göttlichen Dingen ist? Kan wohl ein Mensch mit Ernst an seinen majestätischen Gott denken, daß nicht seine Gedanken voller Furcht, Ehrerbietigkeit, und Demuth, seyn sollten? Gewislich diese in Herzen sich regende tiefe Ehrfurcht vor Gott muß noch lebhafter und empfindlicher werden, so oft der Mensch sich unterwindet, von Gott, und von Sachen Gottes, vor, mit, und zu andern ein Wort zu sprechen. Diese mit Furcht besetzte Ehrerbietigkeit vor Gott muß noch höher steigen, und noch weit größere Voracht nach sich ziehen, wenn von Geheimnissen des Glaubens geredet werden soll. Was man mit seinem Verstande nicht begreifen kan, davon hat man entweder gar nicht, oder, ohne alle Leichtsinnigkeit, und nicht anders, als mit der äußersten Behutsamkeit, zu sprechen, damit weder Gottes hohe und unbegreifliche Majestät beleidiget, noch ein anderer in denen von Gott begenden ehrerbietigen Gedanken irre, oder wohl gar davon abwendig gemacht werde. Unser Erlöser selbst hat die Geheimnisse seines Reiches, mit der allerweisersten Behutsamkeit, vorgetragen. Wie wußte er nicht denen unwissenden und einfältigen Hörern seines Wortes die allerwichtigsten Grund- und Glaubens-Wahrheiten, unter lauter annehmlichen Bildern, und Gleichnissen, bekannt, und gefällig zu machen? Wie wußte er nicht, wenn er mit seinen Jüngern allein war, und keine widrige, oder wohl gar ärgerliche Erklärung seines Wortes, wie etwan vor denen Ohren eines ganzen gang ungleichen gesinneten Volkes, zu befürchten hatte, die heilwärtigen Geheimniß vollen Lehren von seiner Person und von seinem Amte, frey und ganz unverblümter Weise, heraus zu reden? und wenn er ihre Herzen zur gebührenden Aufnahme großer Wahrheiten noch nicht hinlänglich ge-

schickt befand, so hielt er, bis auf eine bequemere Zeit, damit zurück: ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen. Joh. XVI, 12. Seine Apostel folgten ihm, in solcher heiligen und weisen Vorsicht, getreulich nach. Er lehrte solches von ihnen, wann er ihnen die Erinnerung: Habt Salz bey euch, ertheilte, und sie hiedurch, unter andern, auch zu einem, nach aller christlichen Weisheit und Klugheit ein gerichtetem Vortrage derer Geheimnisse des heiligen Evangelii, anermahnete. Die Apostel des Herrn haben solche, im Denken, und Reden von Gott, und seinem Worte, höchstnützbare Vorsicht ihren Zuhörern ebener maassen angepriesen und eingeschärft. Eure Rede, schreibt Paulus an die Colosser, Cap. IV, 16. sey allezeit lieblich und mit Salz gewürzet, daß ihr wißet, wie ihr einem jeglichen antworten sollt. So jemand redet (von denen mancherleyen Gnaden Gottes v. 10.) daß ers rede als Gottes Wort (wie 1. Cor. 14, 7-12) Daß, daß er bedenke, er habe es mit denen Rathschlüssen, Willens-Regnungen, und Ausdrücken Gottes zu thun, und daher so rede, daß dieser heilige Rath, Sinn, und Wille Gottes, in seinen Worten enthalten, ausgedrucket, und denen, die es hören, auf eine Gott geziemende Weise, bekannt gemacht werde:) Schreibt Petrus an die Christen insgemein 1. Pet. IV, 11. Wie genau man diese christlich vernünftige Vorsicht, in der ersten Christenheit, beobachtet, wie man die Geheimnisse des Glaubens nicht allen und jedweden, ohne Unterscheid, entdeckt, sondern denen im Glauben noch nicht Befestigten und Unmündigen, nur Milch, denen Befestigten und Starcken hingegen auch starke Speise, gegeben. Wie man Kinder, und andere zum Erkenntniß und Gebrauch derer hohen Geheimnisse, und Geheimniß-vollen Sacramente in der christlichen Religion, noch nicht gnugsam zubereitete Christen, von Anbörung und Beschauung solcher heiligen Dinge, so gar abgehalten, und wie vorsichtiglich man sonst unter einander, und

sonderlich im Umgange mit denen Ungläubigen, von denen Grund Lehren des allerheiligsten christlichen Glaubens, geredet habe, ist aus denen Schriften dererjenigen, die uns das erste Christenthum beschrieben und abgebildet haben, zur Genüge bekannt. Wenn nun aber, nach unserm Auctoris Ausdruck, die Beschränkung von heiligen Dingen zu reden, wohl menagiret, und auf das Bedürfnis in acht genommen werden soll; so hat es damit gar nicht die Meinung, als ob die christliche Religion, mit ihren Glaubens- und Lebens Lehren, etwas das Licht scheute, und mit der Sprache nicht heraus wollte. Das Christenthum ist Wahrheit, und diese Wahrheit kan und muß, wider alle ihre Feinde, bestehen. Sie braucht, zu ihrer Aufrechterhaltung, keiner Verstellung, Arglist, und Kunst. Die heiligen Apostel, und andere treue Bekenner und Zeugen derselben, haben sie, zwar mit aller Vorlicht und Sorgfältigkeit, jedoch auch mit aller Dreusigkeit und Offenherzigkeit, schrift- und mündlich, bezeuget, hätten auch immermehr so freudig und getrost davon reden können, wenn sie nicht von dem, was sie vorgetragen, eine überzeugende ehnsehlbare Gewißheit gehabt hätten. Ganz anders war es mit der Verheimlichung der Geheimnisse des heydnißlichen Götzendienstes bewandt. Da hielt man auch mit Offendbarung der eigentlichen Beschaffenheit der Sachen zurück, aber leblich aus Arglistigkeit, und in der Absicht, damit der gemeine Mann nicht hinter das Geheimniß der Bosheit, und Betrügereyen kommen möchte. Denn Aberglaube, und Unwissenheit ist zu allen Zeiten die vornehmste Stütze derer falschen Religionen gewesen. Daher waren auch die heydnißlichen Oracula und Priester, in allen ihren Aussprüchen, zweydeutig, damit sie, wenn die Sache etwas anders, als man vermuthet hatte, aussiel, ihre gegebene Antworten, nach eiguem Gefallen, erläutern, und also bey Ehren bleiben konnten. Der Poet sagt hierzu:

Am-

Ambage nexa Delphico mos est Deo
 Arcana tegere. Das ist: Des Gottes zu Delphis
 Weise ist, keine Geheimnisse, durch zweideutige tief ver-
 steckte Ausprüche zu verkieren. So gar konnten sich
 vernünftige Männer unter denen Heiden, bey Pfleugung
 ihres priesterlichen Amtes, des Tadelns nicht enthalten,
 und mußten sich nur in acht nehmen, daß selches nicht
 von dem Volke gemercket wurde, wie aus des Cice-
 ron's Büchern de divinatione zu ersehen ist. Eine
 solche Bewandniß hat es mit denen Geheimnissen des
 Christlichen Gottesdienstes gar nicht. Dieß sind nicht,
 wie jene, Betrügereyen und Erfindungen müßiger Köpfe,
 sondern von dem wahren und lebendigen Gott geoffen-
 bahrte Lehren und Wahrheiten. Gleichwie aber die
 Wahrheit überhaupt nicht allezeit, und aller Orten,
 nützlich eröffnet werden kan, und es, in gewissen Fällen,
 thunlicher ist, daß dieselbe verschwiegen, oder nur zum
 Theil in ihrem Lichte dargestellt werde; also können
 sich auch Umstände ereignen, da es besser ist, von Re-
 ligions- und Glaubens-Sachen gar nicht zu reden, als
 durch eine unzeitige daher genommene Rede, der Wahr-
 heit selbst Nachtheil und Schaden verursachen. Ha-
 ben doch so gar die alten griechischen Welt-Weisen, zum
 Theil, beyin Vertrage ihrer natürlichen Wissenschaften,
 diese Behutsamkeit gebrauchet. Pythagoræ Schüler
 mußten fünf ganger Jahr lang schweigen, damit sie die
 Lehren ihres Meisters vorher recht einnehmen, und so
 denn mit Verstande davon reden konnten. Welches
 fünfjährige Stillschweigen *εἰρησμός* genennet wurde,
 wie uns Gellius davon mehrere Nachricht giebet. Wie
 einige Welt-Weisen Griechenlandes ihre Schüler in *σω-
 τήριον* und *ἐξωτερικόν* eingetheilet, und einige *intra
 velum*, andere *extra velum* unterrichtet, und also
 nicht allen alles vorgetragen haben, ist aus denen Ge-
 schichten der alten Welt-Weisheit bekant. Betraf nun
 die Sache vollends Gott und göttliche Dinge, so haben
 auch einige hierbey aufs bedachtigste sich verhalten.
 Du

Die Antwort des Stilpo auf die Frage des Crates, wovon unser Auctor gedenket, bestrittet dieselb. Wie wollen wir nicht für eine gewisse Wahrheit sagen, daß gedachte Antwort aus einem wahren Excess für die Heiligkeit und Heiligkeit des göttlichen Wesens vergessenen sey. Herr de la Bruyere ist selbst darüber noch zweifelhaft. Es war öfters unter solchen wohlklingenden Aussprüchen nichts, als Atheismus verbergen. Man hat noch ein dergleichen Exempel. Simonides war, nach Ciceronis Urtheil, ein angenehmer, gelehrter, und vernünftiger Poet. Hiero, sein König, und der mit ihm vertraulich umzugehen pflegte, fragte ihn einmahl: quid & qualis esset Deus? Wer und was Gott wäre? Der Philosophus that sich darüber einen Tag Bedenken aus. Da dieser Tag verbey war, und er abermahl um die Sache gefragt wurde, so that er um zwey Tage, und nachdem der Tyrann jedenn seine Frage an ihn wiederholte, so verlangte er gar drey Tage. Endlich, und als Hiero fragte, was denn, bey solcher wunderlichen Verzögerung, endlich aus der Sache werden sollte, so besam er zuletzt die Antwort: Quo fortius Deum considero, tanto mihi res videtur obscurior: je länger ich Gottes Wesen betrachte, je dunkler kommt mir die ganze Sache vor. Nun mögen Stilpon und Simonides, von Gott und seinem Wesen, bey sich geglaubt haben, was sie nur immer gewollt; so war es doch von dem einem so wehl, als von dem andern, eine große Klugheit, daß sie in ihren Reden von Gott eine gewisse Art der Ehrerbietigkeit und Demuth an den Tag legten, und wenn sie ja vielleicht im Grunde des Herzens anders nichts als Atheismus waren, gleich wohl solche ihre Atheismus vor andern zu offenbaren, und dadurch Uergerniß anzurichten, Bedenken trugen. In welchem Falle sie gewiß mehr Verstand bewiesen haben, als manche, selbst unter denen Christen, befindliche so genannte starke Geister zu beweisen pflegen, welche sich eine Ehre daraus machen,

wenn sie, mit Hund und Wank, wider die anbetend nöthige Gerechtigkeit streuen, oder wankend von denen heiligen Dingen der Religion verächtlich, schmeichlich, und feil ansehnlich, reden können. So unvernünftig aber duseit ist, so nöthig will es ihm, daß ein Christ von Gott, und seiner Religion, mit aller nur möglichen Schutzhaft rede, damit er nicht durch einen ungewissen, oder leichtgläubigen Vertrag der Wahrheit, seiner guten Sache mehr schade, als auf und festsetze, ecket den Leuten, die ihn hören, mehr Scherz als Verstand, als Nuth und Bessere. Dabey gehen die guten Erinnerungen des Herrn Luther die er so wohl denen Anwesenden und Zuhörern, als denen Gesagten und Gehörten ertheilt. De Deo loqui sine lumine, nesci esse, von Gott ohne geschicktes Licht der Erkenntnis, und Wissen, reden, ist unrichtig, und eine schändliche Verachlung, was einer von des Pythagoras himmlischen Lehr-Gründen. Ein Weis nicht zu seiner Zeit (צדק לא יבן עץ ein Weis in seinen geistigen Schranken und terminis sprechen) ist wie quibant Verste in silbernen Schalen. Prov. XXV, 1. Dagegen ein Weis, zumahl von Gott und göttlichen Dingen, zur Unzeit, und außer dem Circul der erforderlichen Klugheit, sprechen, trägt vielmehr, als sonst einer süßen Frucht der Weisheit, lauter bittere Sand-Steine vor.

6. XXIII.

Vornehmlich hat man diese verführige Zurückhaltung bey Weibes-Personen wohl in acht zu nehmen. Diese sind von Natur neugierig. Sie wollen alles wissen, machen Einwurfe, fordern Erklärungen, widerlegen die Principia und ersten Grund-Sätze, wollen sich durchaus nicht überführen lassen. Also, der du ein neuangehender Theologus bist, * laß ja nicht mehr in die Winkel und

und Gassen herum, mit einer leichtfertigen Artigkeit eine Frage aufzuwerfen und zu handeln, von welcher deine und meine Eitelkeit abhänget. Man verlangt von dir, du sollst sagen, was du von der ** Gnade hältst, schreibe ja entweder stille, oder rede davon nicht anders, als ein Mensch, der wirklich in der Gnade steht.

* Hatt ein gleiches finden wir a Tim. III, 5. 6. 7. wo steht von solchen Bekennern des Christlichen Namens berichtet wird, die zwar den Schein eines gewissen Wissens haben, aber desselben Kraft verliessen, und daher zu machen sind, die auch hin und her in die Häuser klopfen, und unverschämte Gemüther auf ihre Seite, und in ihre Reue setzen. Ingleichen werden der Apostel solcher neugierigen, vorwitzigen, und durch mancherley nicht getriebenen Weisheit, die unermüdet lernen, und doch niemals zur Erkenntnis der Wahrheit kommen, vielmehr der Wahrheit widerstehen.

** Hiermit zeigt der Herr Vater vornehmlich auf die zu seiner Zeit, zwischen denen Judenten, und Jansenisten, mit vieler Heftigkeit, getriebenen Streitigkeiten, von der nachmentigen, jansenischen, und kräftigen Gnade Gottes im Werke menschlicher Belehrung und Erleuchtung. Denn, die Judenten, hielten, und halten es mit dem Ludovico Molina, der, wie bekannt, in des Lehrer *de auxilio gratiae*, und von dem freyen Willen des Menschen, dem Pelagio bald übergeben und alle denen Kräfte des Menschen in seinem Verstande, Willen und Handlungen hat; doch aber, die Jansenisten, hielten und halten es noch mit Cornelio Jansenio, der des Augustini Meinung, in einem bestimmten, unter dem Titel: *Augustinus, contra ipeyrenum* Tracte, behauptete, und demnach den Menschen *semper* widerstand war. Was nun für Folge und Frucht solches diesen beyden Parteien in Branderach von der Zeit

Zeit an gestritten, ingleichen was für Mittel und Wege, so wohl von Seiten des päpstlichen Stuhls, als auch von Seiten des französischen Hofes, zur Beilegung solcher Streitigkeiten, von Zeit zu Zeit vorakbret worden, das ist aus denen Kirchen-Geschichten neuerer Zeit zur Gnüge bekannt. Wie es nun aber bey solchen öffentlichen Religions-Streitigkeiten gemeinlich berzugehen pfleget, daß, wenn sie nicht mit aller theologischen Moderation, und Klugheit, geführt werden, selbige zu vielen und großen Aergernissen hinaus schlagen, so möchte es vielleicht zu denen Zeiten des Herrn de la Bruyere ebenfalls mit dem Streite, von der Gnade Gottes, also ergehen. Man redete von der Sache, bey aller Gelegenheit. Es war dieß in allen Zusammenkünften und Besprächen das erste und das letzte. Da unterstund sich mancher von einem Lebrpunct zu reden und zu urtheilen, der über allen seinen Begriff ging, und davon er nicht die geringste Erfahrung hatte, wodurch denn freylich mehr Unheil und Aergerniß, als Erbauung, und Nutzen, gestiftet wurde. Derowegen gab unser Herr Auctor, zu seiner Zeit, den nöthigen und recht heilsamen Rath, daß, wenn die Materie von der Gnade Gottes zur Seligkeit vorkäme, man entweder schweigen, oder als ein solcher Mensch davon reden sollte, der solche Heils-Gnade suchet, oder dieselbe besinet und genießet. Dieser wohlgemeynte gute Rath möchte wohl auch in jener Zeit, bey denen in der Kirche erwaltenden Streitigkeiten, in acht genommen werden, da mancher, wenn von dem Werke der Pietat, von Haltung der Gebote Gottes, von der Gegenwart, oder Abwesenheit der guten Werke im Werke der Rechtfertigung eines armen Sünders vor Gott, und andern dergleichen das Christenthum betreffenden Fragen, die Rede ist, ob er gleich keinen besondern Verus dazu hat, bey aller Gelegenheit, in allen und jedweden Gesellschaften, also darüber ins Gelack hinein schreyet, daß er eines Theils eine große Leichtsinigkeit

und

und Unvorsichtigkeit, andern Theils ein unbeherrschter Herr, an den Tag gelegt, aber auch dadurch nur Aergerniß giebt, und sonst der Wahrheit nachtheilig ist. Pauli Ausspruch von ihm selbst soll billig allen denenjenigen, die von Gott und göttlichen Geheimnissen reden wollen, zur Regel und Richtschnur dienen, wie und zu was Ende sie reden sollen: Ich durfte nicht etwas reden, wo dasselbe nicht Christus durch mich wirkte, die Heyden zum Gehorsam zu bringen, durch Wort und Werk, Rom. XV, 18.

§. XXIV.

Ein Christ, der seine Religion nur immer zum Besten haben, und darüber janken will, kommt mir noch viel strafbarer vor, als ein Atheist im Herzen. Dieser glaubt gar keinen Gott; aber er sagt es doch nicht. Jener glaubt einen Gott, aber er macht, daß andere in der Ungewisheit, wie auf denen Wellen, hin und her getrieben, und zur Keheley verführt werden.

§. XXV.

Was ist gewöhnlicher, als daß man der Moral eine Maske umlegt, und mit der Religion sein Spiel hat? Es giebt in der Kirche, wie in der Welt, Neulinge, die ihre Meinungen zur Mode, und gangbar machen wollen, ob sie gleich selbst zuerst, wie seltsam und wunderbarlich ihr Vornehmen sey, erkennen.

§. XXVI.

So viele verschiedene Meinungen über einen Punct aus der Moral dienen zu weiter nichts, als daß sie demjenigen Punct befestigen, den die Religion billiget. Man würde ofters nicht wissen, welches Theil das beste wäre, wenn dasselbe nicht

mit Hartnäckigkeit bestritten würde, und sodenn nicht ein verborgenes, vom Himmel verliehenes, Licht das schlimme Theil einsehen und erkennen ließe. Man handle nur in Aufrichtigkeit und Lauterkeit des Herzens. Man folge nicht seiner Neigung zu einem unsterblichen Namen, wenn die Wahrheiten über den Begriff menschlichen Verstandes sind. Man folge auch nicht derjenigen Meynung, die man zu einer muthwilligen Unwissenheit trägt, wenn die Wahrheiten wider unsere Leidenschaften streiten; so wird man mit leichter Mühe die Auflösung derer Widersprüche finden, welche die Vernunft zu treffen, und derselben wehe zu thun, schienen.

Als in der christlichen Gemeinde zu Corinth die Evangelische Wahrheit von Widersagenden gewaltig bestritten, und dadurch mancherley Unfug angerichtet wurde, so schrieb der heilige Apostel: Es müssen Kotten (Spaltungen und Ketzereyen) unter euch seyn, auf daß die, so rechtschaffen unter euch sind, offenbahr werden, 1 Cor. XI, 19. Die Nothwendigkeit solcher Kotten und Trennungen rühret gar nicht von einem unveränderlichen göttlichen Rathschlusse her, und ist daher nicht schlechterdings also unumgänglich, daß das Gegenheil, oder der Mangel derer Kotten-Geister, und derer durch selbige erregten Spaltungen in der Kirche, gar nicht möglich sey, die Umstände möchten auch beschaffen seyn, wie sie immer können und wollen. In eben dem Verstande, wie es heisset, es müssen ja Aergernisse kommen, Matth. XVIII. und es ist unmöglich, daß nicht Aergerniß komme, Luc. XVII, 1. wird auch gesagt, es müssen Kotten in der christlichen Kirche seyn. Wären nur die Menschen alle fromm und gottesfürchtig, wie sie, nach Gottes Wort, seyn sollten, so würden weder Aergerniß

se im Leben, noch Kegereyen und Secten in der Lehre, seyn. Nachdem aber so viele Menschen böse und gottlos sind, daß sie mehr Lust haben zur Lüge, als zur Wahrheit, 2 Theß. II, 10. und also der Wahrheit nicht gehorchen wollen, so ist es, bey solchen Umständen, eine unmögliche Sache, daß nicht dergleichen Irrungen entstehen, und mitten unter dem Weigen Unkraut und bittere Früchte aufwachsen sollten. Wie aber der allweise und gütige Gott das Unheil, so ohne sein Rathum, durch der Menschen Bosheit, vorhanden ist, immer zu einem guten Endwecke, und denen Seeligen zum Beilen, zu lenken weiß; so müssen auch dergleichen Streitigkeiten wider die Wahrheit, wider ihre Natur und Wesen, etwas gutes schaffen, maßen dadurch und darey die rechtschaffenen im Glauben offenbarer und bewäbrer, auch von denen Heuchlern und Irrglaubigen merklich unterschieden werden. Es ist von je her also ergangen, daß, je mehr die Wahrheit bestritten und verfolget worden, je mehr hat sie Licht, Kraft und Befestigung erhalten, so daß die bestbäsesten Feinde der Wahrheit zu allen Zeiten wider ihren Sinn und Willen, derselben Beförderer haben werden müssen. Das ist es, was unser Herr de la Bruyere haben und sagen will.

§. XXVII.

Der Unterschied in denen Meynungen, anstatt daß er eine Begierde, sich von der Wahrheit recht zu unterrichten, oder unterrichten zu lassen, erwecken sollte, machet gemeinlich nur falsche Einbildungen und Vorurtheile rege, maßen man solchen Unterschied nicht sowohl mit Augen eines Zeugen, der die Wahrheit suchet, als mit Augen eines Spectateurs und bloßen Zusehners betrachtet, der sich ehrgieriger Weise zum Etweds-Richter über die Schicksaale dieser verschiedenen Meynungen aufwirft.

P 2

§. XXVIII.

§. XXVIII.

Wir empören uns wider Wahrheiten, deren wir gar nicht unkundig seyn, oder die wir gar nicht läugnen können, und verwerfen diejenigen, die dem Interesse unserer verderbten Eigen-Liebe nicht gelegen sind.

§. XXIX.

Weder durch die überzeugende Aussprüche derer ersten Kirchen-Väter, noch durch die herrliche Kraft derer Wahrheiten des heiligen Evangelii sich bewegen lassen, hilf Himmel! welche Unbeweglichkeit, welche Härte und Verstockung ist diß?

§. XXX.

Die Gelehrten, man verstehe mich nur recht, haben weniger Religion, als die Ungelehrten und Einfältigen. Je mehr sie leben, je mehr sie leben und einsehen wollen; je mehr sie entdecken, je mehr zweifeln sie. Und wenn sie verwegen genug sind, auch die unerforschlichen Rathschlüsse Gottes ergründen zu wollen, so verschangen und entschuldigen sie sich immer mit denen vermeinten delicates Widersprüchen ihrer Vernunft. Beides die grobe Unwissenheit, als die allzuspitzfindige Wissenschaft, ist in Sachen, die Religion betreffend, schädlich. Wenn man gar nichts weis, so widerlegt man nichts, daher entsteht der Aberglaube. Will man alles ergründen, so glaubet man schwerlich etwas, daher entstehen gottlose und atheistische Zweifel.

Die Gelehrten haben es mit Unternehmung der Wahrheit zu thun. Wie nun die Quellen des Erkenntnisses

und der Wahrheit unterschieden sind, so haben auch Gelehrte solchen Unterschied wohl zu merken, und sich zu hüten, daß sie nicht alle und jedwede Wahrheiten aus einer und eben derselben Quelle herzuleiten suchen. Sozuzumache Wahrheiten lassen sich nicht aus der bloßen Vernunft, sondern aus göttlicher Offenbaruma, erkennen und beweisen. Sie enthalten Geheimnisse, und können, da sie eine so hochwichtige Sache, als der Dienst Gottes, und das Glück der Erlösung und Seligkeit ist, betreffen, ohne Geheimniß nicht seyn. Solche Geheimnisse zu ergründen und vollkommenlich einzuknden, ist keine menschliche Vernunft im Stande, weil sie sonst nicht mehr etwas menschliches, sondern etwas göttliches seyn würde. Je mehr ein Gelehrter, wenn ich so reden mag, ihrer Professien nachgeben, und als rechtschaffnen Gelehrte sich verhalten wollen, so werden sie sich denken von selbst becheiden, und was durch menschlichen Verstand erreicht werden kan, zu erreichen sich bemühen, was aber den Begriff desselben übersteiget, und ein Werk des unerforschlichen göttlichen Rathes und Willens ist, werden sie auch willig und gern dafür passiren lassen, und für ein besonderes Stück ihrer Gelehrsamkeit halten, dasjenige nicht wissen wollen, was sie nicht wissen können. Es fehlt demnach so viel, daß rechtschaffnen Gelehrte ohne Religion seyn, oder, mit Verachtung derselben, sich viel wissen sollten, daß sie vielmehr dieselbe desto höher halten werden, je mehr sie um eine gründliche Gelehrsamkeit bemühet sind. Weilen nun aber viele Gelehrte, die aber nichts weniger, als den Namen besser Gelehrten verdienen, weder von denen Schranken menschlichen Erkenntnisses, noch von denen verschiednen Quellen der Wahrheiten etwas wissen, und nichts für wahr halten wollen, als was sie mit ihrem Verstande völlig beargreifen können, oder sonst ihren Vorurtheilen, Einbildungen, Lüssen und Begierden gemäß denken; so kan es nicht fehlen, die geoffenbahrten Geheimnisse des Glaubens und der Vorsehung müssen ihnen ein

ein Stein des Anstoßes seyn. Das heilige Evangelium bleibe ihnen, mit seinem himmlischen Licht und Reche, verdeckt. Sie haben entweder gar keine, oder wenigstens keine rechte Religion, weil sie dieselbe nicht nach dem Willen des, der durch die Religion verehret werden soll, sondern nach ihrem eignen verkehrten Sinn und Willen, einaerichtet wissen wollen. Von solchen heiße es mit Recht nach dem alten Sprichwort: Gelehrte, Verkehrte. Von solchen redet unter andern auch unser Heyland: Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erden, daß du selches den Weisen und Klugen (die sich unter den Gehorsam des Glaubens nicht bequemen wollen, und daher die Weisheit Gottes, so im Evangelio geoffenbahret ist, für Thorheit halten) verbergen hast, und hast es denen Unmündigen (die in kindlicher Einfalt dem Worte Gottes glauben) offenbahret! Matth. XI, 25. Gar nichts, in Religions-Sachen, untersuchen und prüfen, sondern alles blindlings annehmen, ist Aberglauben; alles wissen, und mit seiner Vernunft ergründen wollen, ist der Weg zum Unglauben; viel wissen, und nur davon, mit unnöthiger Spitzfindigkeit und vergeblichen Subtilitäten reden können, ohne durch den Sinn und Geist Christi unter Gottes Wort und Hand gedemüthiget zu seyn, heiße die Kraft des Christenthums verläugnen, und sapienter ad infernum descendere, oder mit aller eingebildeten Weisheit verlohren gehen. Wer die heilige Schrift, wie sie es wahrhaftig ist, als Gottes Wort annimmt, aus derselben das Erkenntniß der Wahrheit zur Gottseligkeit, unter Gottes Beystand und Kraft, schöpset, auch solchem Erkenntniß gemäß sich bezeuget, der ist gelehrt von Gott, und weise zum Himmelreich.

§. XXXI.

Nur über die Religion ratiquiren, und alles nach dem Maas-Stabe der Vernunft ausmessen wollen, ist ein gefährlicher Eigensinn. Die Ver-

Vernunft, und das Denken und Schließen der Vernunft, hat niemahls die Kraft, daß der Glaube dadurch gelehriger und folgsamer gemacht werde. Denn der Glaube legt, in der That und Wahrheit, alle Ueberlegungen und Vernünfteleyen (toutes les reflexions) darnieder, und glaubt Blindlings.

Dieses letztere Wort schmecket nach denen Lehr-Sätzen der Römischen Kirche, in welcher Herr de la Bruyere lebte. In derselben hat man von dem Glauben einen ganz andern Begriff, als man, nach der H. Schrift, davon haben kan und soll. Eine aus Gottes Wort geschöpfte hinlängliche Erkenntniß, die doch die ursprüngliche Quelle des Glaubens ist, kommt da wenig oder nicht in Anschlag. Das, was die Kirche als Wahrheit anziehet, mit einem blinden Gehorsam, als Wahrheit annehmen und glauben, soll die rechte Art des Glaubens seyn und heißen. Daher man den Glauben lieber gar durch eine Unwissenheit, als durch Erkenntniß und Beyfall beschreiben will. Bellarminus, wie Jo. Gerhard *Loco de Justificatione per fidem* Tom. III. §. 68. p. m. 1039. seine Worte anführet und widerleget, schreibt ausdrücklich de Justificatione L. I. Cap. 7. *Fides distinguitur contra scientiam, & melius per ignorantiam, quam per notitiam definitur*, das ist, der Glaube wird der Wissenschaft entgegen gesetzt, und läßt sich besser durch eine Unwissenheit, als durch eine Erkenntniß, beschreiben. Nun ist es zwar an dem, daß der gerechte und seligmachende Glaube keinesweges eine solche Wissenschaft mit sich führet, vielmehr voraus setzet, nach welcher man das, was man glaubet, auf das eigentlichsie und wesentlichste erkennen, einsehen und begreifen könne; dergleichen Erkenntniß in Glaubens-Sachen ist, nach unsern gegenwärtigen Umständen, weder möglich, noch nöthig. So

ist auch dieses wahr, daß der Glaube, wie unser Herr Auctor redet, alle Vernunft und alle Ueberlegungen der Vernunft in gewisser Maasse zu Boden legt, weil es doch mit allen Einsichten und Schlüssen der Vernunft, im Werke unserer Seligkeit, gar nicht ausgemacht ist, noch weniger aber dadurch der wahre, zur Erlangung der Seligkeit, auf Seiten unser, schlechterdings nöthige Glaube gewürdet, oder erzeugt werden kan, als welcher nicht jedermans, das ist, nach einer hebräischen Lebens-Art 2 Theß. III, 2. (ὁ πᾶντων ἡ πίστις) niemandes und keines Menschen Ding, sondern Gottes Werk ist. Daher denn freylich unumgänglich nöthig ist, daß die Vernunft denen Aussprüchen des göttlichen geoffenbahrten Wortes unterthänig gemacht, und unter den Gehorsam des Glaubens gefangen genommen werde, damit sie sich ja nicht unterstehe, die Weisheit Gottes zu meistern, oder ihre kurze Einsichten zu einem Probier-Steine der Wahrheit zu machen, sondern sich bekheide, daß Gottes Gedanken weiter gehen, als ihre Gedanken, und daß man das, was Gott sagt, auch als Gottes Wort, das ist, als göttliche unbetrüglige Wahrheit, in Gehorsam und Demuth annehmen müsse, wenn man schon die Art und Weise, wie es eigentlich um die geoffenbahrte Sache bewandt sey, nicht völlig erkennen oder begreifen kan. Bey dem allen ist doch der von Gott gewürkte heilsame Glaube kein blinder, sondern ein sehender Glaube. Gott würket den Glauben nicht unmittelbar, sondern ordentlich und durch sein Wort. Da handelt Gott mit uns, wie es sich für Menschen, die eine vernünftige Seele haben, am besten schicket. Er will den Willen unsers Herzens zu sich ziehen. Soll der Wille sich wohin neigen, so muß daß, wohin er sich neigen soll, als gut erkannt und gehalten werden. So mag denn unser Herz in denen Verheissungen des heiligen Evangelii nicht beruhen, wenn es nicht vorher derer selbst allertheuersten Werth, und welch Heil und Wohl darinnen enthalten ist, durch Erleuchtung des heiligen

ligen Geistes, erkennen. Der Glaube kommt demnach aus dem Gehör, und überhaupt aus dem heilsamen Erkenntniß Gottes und seines Wortes, obgleich dieses Erkenntniß keine Grade hat, und bald schwächer bald stärker ist. Daber schreibt Gerhardus l. c. *quamvis fides non sit notitia intuitiva, omnes causas & proprietates objecti, rationis lumine, attingens, est tamen notitia spiritualis, tantum de objecto sibi proposito cognoscens, quantum ad salutem in via hujus vitae requiritur.* Denique *quamvis notitia fidei suos habeat gradus, ut in quibusdam hominibus sit illustrior & clarior, in quibusdam vero obscurior & tenuior, tamen magis ac minus non variat speciem, proinde etiam infirma ac languida fides non est ignorantia, sed notitia quædam.* Weiter unten zeigt er auch an, wie die Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens zu nehmen sey, und daß dadurch nicht aller Gebrauch, sondern nur der Mißbrauch der Vernunft, wann sie in denen Geheimnissen des Glaubens vorwitziger Weise grübeln will, unterfaget werde: *Obedientia fidei scrupulosum rationis humanæ scrutinium in mysteria fidei, nequaquam vero lucem spiritualis cognitionis excludit.* Es ist auch eine gefährliche Sache, und gereicht der Wahrheit des Glaubens selbst zum Nachtheil, wenn man denselben zu einen ganz blinden Beyfall machen will. Was Bayle in diesem Stück für eine, dem ersten Ansehen nach ganz gute, aber in der That sehr gefährliche, Meynung geboget, ist bekannt. Nach seiner Verstellung sollte der Glaube, mit der Vernunft, gar nichts zu thun haben. Die Vernunft, mit allen ihren Wahrheiten, stehe dem Glauben nur im Wege, und reiße mehr nieder, als sie baue und bessere. Sie müsse mit ihren Einwürfen gar nicht gehört werden. Sie widerspreche dem Glauben. Sie sey wider denselben. Sie könne wider die Geheimnisse des Glaubens unüberwindliche Schwierigkeiten, und unwiderlegliche Zweifel aufbringen. Da

müsse man sich mit ihr gar nicht einlassen. Das Wort Christi: Folge mir, Luc. V, 27. und der Befehl seiner Apostel: Glaube, so wirstu selig, Act. XVI, 3. müsse die Antwort auf alle Wider: Sprüche der Vernunft seyn, und vor denenselben den Platz im Herzen behaupten. Dis nennete er le Triomphe de la Foi, den Triumph, oder Sieg des Glaubens. Wer hebet aber nicht, daß, wenn alle diese Sätze eingeräumt worden sollten, der Glaube selbst zur Unvernunft und zum Gelächter gemacht werden würde? Kan die Vernunft solche Schwierigkeiten und demonstrations wider den Glauben, und desselben Geheimmisse vorbringen, die nicht gehoben, und aus dem Wege geräumt werden können, so müssen solche Einwürfe lauter Wahrheit seyn, denn was auf festen und unbeweglichen Gründen beruhet, des ist Wahrheit, und so würden die Lehren des Glaubens lauter Unwahrheit seyn müssen, weil doch eine Wahrheit der andern nicht widersprechen kan, und es ohnmöglich ist, daß zwey Dinge zu gleicher Zeit seyn und auch nicht seyn können. Weilen nun aber unser christlicher Glaube lauter göttliche und unbetrüglische Wahrheit ist, so können die von der Vernunft gemachte Zweifel durchaus keine wahre, sondern nur anscheinende, und also auch gar wohl abzulehnende Widersprüche seyn. Der Herr von Leibniz hat dieses, wider Baylen, kläglich dergesthan, in keinem seiner Theodicæe vorgetragten discours de la conformité de la foi avec la raison, §. 39. p. m. 49. seqq.

§. XXXII.

Wer, oder was hat doch immermehr die Menschen bezaubert, daß sie der Wahrheit nicht gehorchen, und das sanfte Joch der Religion nicht auf sich nehmen wollen? Sie wünschten nicht so wohl, daß man selbige vor ihnen verbergen möchte, sie wollten lieber, daß gar niemand von ihr et-
was

was wüßte, damit sie niemand ihnen beibringen könnte. Sie sahen aern, daß die strengen Grundsätze der Sitten-Lehre auf ewig ungewiß und zweifelhaft blieben, es sey nun dieses darum, weil sie entweder die Geschicklichkeit haben, sich zu besprechen, daß, wenn sie keinen Unterricht hätten, sie auch entschuldigt seyn würden, oder weil sie befürchten, es möchte eine gar zu überzeugende Belehrung von der Wahrheit den Entschluß wankend machen, und über einen Haufen werfen, den sie gefasset haben, nur nach dem Triebe und Wohlgefallen ihrer Affecten zu leben. Was noch mehr ist, sie sollten wohl wünschen, daß der Urheber der Wahrheit gar nicht wäre, und daß diese Jackel, deren Glanz das dicke Gewölcke ihrer fleischlichen Lüste durchdringt und stöhret, auf einmahl erlöschen möchte, in der Hoffnung, daß ihre Unwissenheit sodann ihre Entschuldigung haben, und ihre Sünden ungestraft bleiben würden.

Der Mensch glaube, oder glaube nicht, so hat er keine Entschuldigung vor Gott. Weiß er nichts, oder nichts rechts von Gott, und dem Wege zu Gott, so will er es muthwillig nicht wissen. Gott hat sich ihm gnüßlich offenbaret. Wüßte und hätte er die heilige Schrift nicht, so hat er das Buch der Natur, und den Wink und Trieb seines eignen Herzens und Gewissens, welches alles ihn auf Gott hinführet, und zu mehrerer Forschung nach Gottes Rath und Willen antreibt. Daher und weil man weiß, und wissen kan, daß ein Gott ist, so haben auch die blindesten Heyden, mit ihrer Unwissenheit, weder in ihrem Gewissen, noch vor der Welt, noch auch am Tage des Gerichts, keine Entschuldigung Rom. 1, 19. 20. Unser Unglaube hebet Gottes Wahr

Wahrheit und Glauben nicht auf. Wenn der Ungläubige lange wünschet, auch wohl sich fest einbildet, es sey kein Gott, kan er auch mit diesem kinem gottlosen Wunsche, und mit aller seiner Einbildung, machen, daß Gott in der That nicht sey? Wird er nicht dadurch seine Verantwortung nur desto größer, und seine Verdammniß desto gerechter machen? Der Herr Auctor fragt also mit Recht: Was doch wohl die Gottlosen bezaubern möge, daß sie der Wahrheit nicht Gehör, noch Beyfall geben wollen? Der Gott dieser Welt, das ist, Augen-Lust, Fleischs-Lust, und hoffärtiges Wesen, verblendet der Ungläubigen Sinne, daß sie nicht sehen, noch sehen wollen das helle Licht des Evangelii, 2 Cor. IV, 4. ist Pauli Antwort auf gedachte Frage.

S. XXXIII.

So sinnreich als wir sind, der Sache der Unwahrheit und Lügen das Wort zu reden, so gerecht und billig wir unsere Urtheile zu seyn glauben, so handeln wir doch nicht aufrichtig. Wir werden immer, wie auf denen Wellen des Meeres, zwischen dem Guten und dem Bösen, herum getrieben. Der Geist bearbeitet, und läßt sich es sauer werden; man sollte sagen, das Herz wäre willens, Parthie zu nehmen, und auf die beste Seite sich zu wenden. Denn beyde aeben sich, dem Ansehen nach, alle Mühe, das Wahre von dem Falschen, und das Gute von dem Bösen zu unterscheiden; im Grunde aber ist, bey allen diesen mühsamen Untersuchungen, wenig rechter Ernst. Wären sie ernstlich und aufrichtig, so würde eine baldige Erkenntniß des Bösen uns mit leichter Mühe den Umfang des Guten wahrnehmen lassen.

Die:

Diese Art von Leuten ist von denenjenigen, die immerdar lernen, und nimmer zur Erkenntniß, viel weniger zur Uebung der Wahrheit kommen können. 2 Tim. III, 7. Warum? sie wollen und suchen eine solche Wahrheit, die nirgends zu finden, und etwas schlechterdings unmögliches ist. Sie wollen ihren Eigen-Sinn und Willen haben, und behalten, wie ist es möglich, daß sie die Wahrheit annehmen, die denen Gedanken ihres Hergens entgegen steht, und desselben Neigungen, Begierden, und Affecten verdammet? Wer die Wahrheit finden, und derselben gebessert seyn will, der muß von sich selbst ausgehen, seinen eianen Sinn und Willen verläugnen, und dem Zeugnisse der Wahrheit sich unterwerfen.

§. XXXIV.

Es ist eine Wirkung unserer Böskartigkeit, vielmehr auf das Böse, das man, mit Gewisheit, als böse erkennet, als auf das Gute sich lenken, welches man mehr, als über die Hälfte, entdeckt. Man ist versichert, es sey recht sehr wohl gethan, von gewissen Dingen abzustehen; man zweifelt aber noch, ob es verboten sey, gewisse andere Dinge lieb zu gewinnen, die man für unschuldig hält, und die es gleichwohl nicht sind. Heisset das nicht schon sich schuldig und strafbar machen, wenn man sich für eine Handlung erkläret, die uns ohnsehlbarlich zur Schuld gereichen wird? Uebrigens, was für eine Gewisheit wollen wir denn endlich haben? Wollen wir, daß man uns den eigentlichen Punct und Grenz-Stein sage, wie weit die Vollkommenheit des Christenthums sich erstrecket? Wozu, nach seiner allerersten Strenge, uns dasselbige verbindet? Befürcht-

fürchten wir, etwan zu viel zu thun? Wollen wir auch noch fragen, ob nicht der Bucher, ob nicht die Verläumdung nur etwan geringe Fehler sind, und wollen wir nicht aufhören, Bucherer und Verläumder zu seyn, als bis man uns von der Abscheulichkeit dieser Laster überführet haben wird?

§. XXXV.

Es muß, sprechen diejeniaen, die von der Religion nur einen schwachen Begriff haben, es muß eine Tugend seyn, die leichte ist, die weder Zwang noch Scrupel machet, eine Tugend, die für einen honnête homme sich schicket, die ihre Grenzen zwischen dem Ercess im Bösen, und zwischen dem gänzlischen Mangel im Guten, sehet, eine natürliche Tugend, die von grossen Ungerechtigkeiten abhält, ohne zu gar zu Regulmäßigen Uebungen zu verbinden, eine allgemeine Tugend, die mit dem Wohlstande bestehen könne, eine bürgerliche Tugend, die das Gewissen mit dem Eigennus, die Gebräuche und Moden der Welt mit denen Grund-Sätzen des Christenthums vereinige, dieses Systema, dieser Lehr-Begriff, ist er nicht schön?

Ja! so schön, daß Christus und Belial, Licht und Finsterniß, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, Gott und Mammon auf solche Weise, zusammengebracht, und zu eins gemacher werden! so schön, daß die ganze Religion über einen Haufen geworfen, und Gott zu einem Epicurischen Gott, das ist, zu einem sorglosen, unheiligen und ungerechten Wesen, ja zu Nichts gemacher wird! Das ist gerade ein unbetrüglisches Kennzeichen ei-

ner falschen Religion, wann dieselbe denen sündlichen Neigungen, Lüsten, und Begierden des Herzens schmeichelt, und nur solche Laster verbietet, für welche auch die Natur selbst einen Abscheu trägt; dagegen ist es eine wesentliche Eigenschaft der wahren Religion, daß sie Gott in seiner unwandelbaren Heiligkeit und Gerechtigkeit, vorstelle; alle unreine Gedanken und Bewegungen des Herzens verdamme, und auf lauter Vollkommenheit andringe. Da nun dieses keine andere, als die christliche Religion thut, auch die kräftigsten Mittel und Wege anzieht, wie die Sünde mit ihrer Schuld und Strafe hinweggethan, das Herz geändert und gebessert, und der Mensch, vor Gott selbst, gerecht, und ewig selig werden könne, so ist dieses ein unlaugbarer Beweis für die Wahrheit, und Vortreflichkeit der christlichen Religion.

Das II. Capitel.

§. I.

Gott will, daß wir ihm den * siebenden Tag geben sollen. Er fordert auch einen Tribut von ** unserer Erndte. Sollte ihm denn nicht dergleichen von unserm Geiste gegeben werden, und sind wir ihm nicht auch einen Theil unserer *** Gedanken schuldig?

* Ober einen andern gewissen Tag in der Woche. Denn weil ein jedweder Tag, es sey der erste oder der letzte in der Wochen, durch die Abwechselung des Lichts und der nächtlichen Finsterniß gemacht wird, so ist ein Tag wie der andere, und hat, an und für sich selbst, keiner vor dem andern eine besondere Heiligkeit. Weil denn aber Gott einen Tag für sich und zu seinem öffentlichen Dienste, ausgesetzt haben will, ein solches auch, auf Seiten der Menschen, höchst nöthig, und zu vielem Guten beförderlich ist, so ist derjenige Tag,

an welchem dem Herrn Himmels und der Erden, von denen Menschen, in öffentlicher Versammlung und gemeinschaftlich, nach Gottes Wort und Willen, gebienet wird, Kraft göttlicher Verordnung, heilig und gesegnet Gen. II, 3. Daber denn diese göttliche Verordnung, betreffend die Heiligung des siebenden, oder eines andern gewissen Tages in der Wochen zum öffentlichen Gottesdienste, unter diejenigen Gesetze zu rechnen ist, welche dem gangen menschlichen Geschlechte sind gegeben, auch daher vermuthlich dem Herrn von je her alle Wochen einmahl öffentlich, und in gemeinschaftlicher Andacht, ist gebienet worden, wie man denn in heiliger Schrift so wohl, als in glaubwürdigen Profan-Scribenten, deutliche Spuhren findet, daß man je und allewege die Zeit nach Wochen, oder von sieben zu sieben Tagen, gerechnet, auch, binnen solcher sieben-tägigen Zeit, einen Tag zur Ruhe in dem Herrn, oder zum solennen Gottesdienste ausgesetzt hat. Wann es im 4 Cap. des ersten B. M. v. 26. heisset: Zu derselbigen Zeit hienz man an zu predigen von des Herrn Name, so ist dieß obnsfreitig und zusehderst von gemeinschaftlichen zum Dienste Gottes angestellten Zusammenkünften zu verstehen, und daraus das Alterthum des öffentlichen Gottesdienstes zur Emsie zu sehen. Welche Gewohnheit, dem Herrn an einem Tage wöchenlich zu dienen, nach der Zeit von einer Familie auf die andere, und von einem Volcke auf das andere fortgepflanzt worden. Daber auch Philo, der gelehrte Jude, den Sabbath *ἑβδωμιαστικὴν*, ein allen Völkern gemeines Fest genennet hat. Um desto mehr hat man sich zu verwundern, daß Iurieu, in seiner obangezogenen critischen Historie von denen Lehren und Gottesdienstlichen Gebrauchen der Kirche, diese Wahrheit mit aller Macht bestreitet, und nicht zugeben will, daß, vor der Sündfluth und denen Zeiten Moiss, ein gewisser Wochen-Tag, dem großen Gott zum öffentlichen Dienste, geheiligt und angewendet worden sey. Er kan zwar nicht in Worte seyn,

seyn, daß Gott so gleich nach der Schöpfung den siebenden Tag zu seinem Diente gewidmet, und geheiligt, auch gesegnet habe; er meynt aber, es folge daher noch gar nicht, daß solcher Tag auch deswegen so gleich und würcklich zur öffentlichen Gottesdienstlichen Geber sey angewendet worden. Man pflanze ja öfters Dinge zu gewissen Gebräuchen zu widmen, und es gehe eine geraume Zeit vorher, ehe die gewidmete Sache erfüllet, und der geschehenen Widmung gemäß bewerkstelliget werde. Ces paroles, schreibt er. *Dieu sanctifia & benit le septième jour*, signifient precisement, que Dieu destina a son service le septième jour, qu'il avoit benit comme le jour de son repos. Est il necessaire, que les choses soyent employées a l'usage, au quel on les destine, dès le moment de leur destination? On destine par exemple un Enfant a l'Eglise, au Barreau, a la Medecine, est il necessaire, que dans le moment, qu'on le destine, il commence a s'occuper aux actions des charges, aux quelles on l'a destiné? Il étoit juste, que Dieu sanctifiait, c'est a dire, destinât a son service un jour dès le commencement du monde, & que Moyse en parlât dans l'histoire de la creation, parce que cette destination se faisoit a l'occasion de la creation du monde, & de ce, que Dieu l'étoit reposé au septième jour l. c. P. I. Cap. XVI, p. 119. So viel Mühe aber Monf. Lurieu sich giebt, seine Meinung zu behaupten, so wenig halten diese, und andere von ihm angeführte vermeyntliche Beweis-Gründe den Stich. Man findet auch, was das Alterthum des an einem gewissen Tage in der Wochen gehaltenen öffentlichen Gottesdienstes anbelangt, gründliche und erbauliche Anmerkungen in des Herrn Probst Reubek's Betrachtungen über die Augspurgische Confession. Berr. XXI. §. XXXV. seqq.

** Vermoget getriichen ausdrücklichen Befehls müssen die Israeliten, von allen ihren Feld- und Garten-

Früchten, die Erstlinge, und also einen Theil derselben, dem Herrn geben. Exod. XXIII, 19. Deutr. XXVI, 1. seqq. Ezech. XLIV, 30.

*** Ja wohl gebühret Gott dem Herrn, gleichwie allezeit, so vornehmlich an denen zu seinem Dienste bestimmten heiligen Tagen, der vornehmste Theil unserer Gedanken. Er fordert solche selbst ausdrücklich: wiegedenke! des Sabbaths, daß du ihn heiligest, Exod. XX, 8. und will also haben, daß, zur Heiligung des Herrn und seines Tages, allermeist die Gedanken beschäftigt seyn sollen. So heist es auch anderweit: Sieh mir, mein Sohn, dein Herz. Prov. XXIII, 26.

§. II.

Wann die Mahler den ewigen Vater vorstellig machen wollen, sie mögen sich auch noch so sehr bemühen, um uns von demselben eine Idee, oder ein Bild zu geben, so finden sie doch weder in ihrer Kunst, noch in ihrer Einbildungs-Kraft so viel Vorrath, daß sie einen solchen Abriß sollten bewerkstelligen können, und werden endlich dahin gebracht, daß sie einen Alten in denen Wolken mahlen. Inzwischen was für Gleichheit mag wohl das Geschöpfe, welches sie vorstellen, mit dem Schöpfer der ganzen Welt haben? Die Ohnmacht der Mahler machet uns stutzig. Die Ohnmacht derer Welt-Weisen würde uns nicht weniger bestreunden, wenn wir recht darauf acht hätten. Diejenigen, die über die Gottheit raisonniren und urtheilen, geben uns offters keine richtigere Begriffe, als die Mahler. Jene sowohl, als diese, legen uns gar deutlich unsere Schwäche vor die Augen.

Wenn Gottes Ewigkeit, Majestät, und väterliches Wesen von denen Malern, unter dem Bilde eines Alten in denen Wälden, vorgestellt wird, so geschieht solches nach Anleitung der heiligen Schrift, als welche uns Gott also vorbildet Dan. VII. und überhaupt das Wesen und die hohen Eigenschaften Gottes, unter mancherley von sichtbaren Dingen dergestalt gemahlen. Gleichniß und Bildern, unserm Verstande begreiflicher zu machen suchet, inmassen wir des unserer gegenwärtigen höchst unvollkommenen Leibes und Seelen Beschaffenheit, ebensmäßig von dem Wesen eines Heiliges überhaupt, am allerwenigsten aber von dem allerreinesten unbegreiflichen Wesen Gottes, einen solchen Begriff uns machen können, welcher gar nichts Bildliches in sich fassen, und einem ganz und gar Körper lehen, absonderlich aber dem allerhöchsten geistlichen Wesen Gottes, gemäß seyn sollte. Was übrigs derer die Gottheit vorstellenden Gemälde und Bilder Ursprung, Alterthum, Absicht, Gebrauch, vermeynte Kraft, und andere hieher gehörige Umstände anbetrifft, so findet man von alle dem gute Nachricht in des Herrn Jurieu *Histoire Critique des Dogmes, & des Cultes* P. III. Cap. I. seqq.

§. III.

Wären wir erleuchteter, als wir nicht sind, erstreckte sich unsere Weisheit weiter, und hätte unser Verstand nicht so enge Grenzen, so würden wir keiner blinden Unterwerfung, in Absicht auf die Geheimnisse unserer Religion, mehr nöthig haben, wir würden in denselben keine Widersprüche, noch Zweifel finden.

Wie tiefe blinde Unterwerfung der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens in denen Geheimnissen der Religion, zu verstehen, und daß die in denselben vorkommende Widersprüche nicht wahrhaftig, sondern nur

anscheinend sind, ist in dem vorigen Capitul bereits an-
gemeldet worden.

§. IV.

Läßt es seyn, daß Gott seine Auserwählten des-
sen Trübsalen aussetzt, daß er ihnen eine gewisse
Art der Nothwendigkeit, auf der Erden zu leiden,
auferleget hat; man kan die Ursache und Absicht
davon erreichen, wenn man nur bedenkt, wie der
Hochmuth und die Eitelkeit derer Menschen ihren
Umgang uns unangenehm macht. Ein widriges
Schicksal, oder ein Unglücks-Fall richtet ihnen ih-
ren Hochmuth ab, sie lassen die Eitelkeit fahren,
sie werden viel leidlicher.

§. V.

Die Verabscheuung der Eitelkeit, des Hoch-
muths, der Verstellung, und der Betrügerei, ist
eine Wirkung des uns eingeprägten (und, nach
desser Verlust, durch die Gnade in uns wieder an-
gerichteten) Ebenbildes Gottes sowohl, als die Nei-
gung zur Tugend, und die Liebe zur Wahrheit.
Je mehr das göttliche Ebenbild in uns ein- und aus-
gedrucket ist, desto mehr Abscheu haben wir vor
diese Laster, und desto mehr Liebe für diese Tu-
genden.

§. VI.

Der mehresthe Theil derer schlimmen Wege,
die man nimmt, und fast alle Fehler, die man be-
gehet, kommen daher, daß man die Dinge nicht
genug bedenket, oder daher, daß man dabei zu viel
gedenket, und in seinen Gedanken zu weit gehet.
Wenn ich berühmte Gottes-Gelehrte in Irrthum
verfallen sehe, so schreibe ich ihr Unglück keiner an-
dern

dem Ursache zu, als daß sie zu viel denken, oder in ihren Gedanken sich verstreuen haben. Nicht als ob die Wahrheiten der Religion das Licht scheuerten, und befürchteten, sie möchten ergründet werden; sondern das ist die Sache, weil unser Auge schwach und wandel wird, wenn es zu lange auf ein Object gerichtet bleibet.

Es mag wohl auch, in Absicht auf die Untersuchung derer Wahrheiten in Religion-Sagen, bey der Regel des Poeten stehen:

*Est modus in rebus, sunt certi denique fines,
Quos ultra citraque nequit consistere rectum.*

Es will in allen Dingen Maas und Ziel gehalten seyn. Geschicht keines nicht, so sind Fehler und Verachungen unvermeidlich. Die Wahrheiten des christlichen Glaubens können und mögen, sollen auch in gewisser Maasse, nach aller Schärfe, untersucht, und selbst vor den Richterstuhl der strengsten Vernunft gesedert werden. Sie werden sich allemahl aufrecht erhalten, und ihre Sache gewinnen. Allein es geschieht auch gar öfters, daß Männer, die großen Verstand und Einsicht besitzen, wenn sie eins und das andere in denen Geheimniß-weisen Glaubens-Lehren, mit denen Grund-Sätzen und Aussprüchen der Vernunft übereinstimmig finden, sich nach und nach in das Licht der Natur so sehr verliehen, daß sie mit demselben alle Tiefen der Gottheit durchschauen, und alles in demselben begreiflich machen wollen, weil sie es sich für unanständig, oder wohl gar für eine Schande halten, wenn sie nicht selbst von allen Dingen Raisen anzudeuten wissen. Darüber wird die aus ihren Schranken weichende Weisheit der Vernunft zur Iderheit, und sie verfallen, wider Vermuthen und ohne alle Intention, in Irrthum. Aus dieser Quelle sind zu allen Zeiten Ketereyen und Irrungen hervor ge-

sehen, wie die Exempel in denen Kirchen-Geschichten zur Sünde vor Augen liegen.

§. VII.

Ich wollte wohl mit vielen Welt-Weisen das für halten, daß man denen unsichtlichen Göttern, (nach ihrer Sprache zu reden) Unrecht thue, wenn man glaube, daß sie die Menschen um geringere Verachungen willen bestrafen; Allein wenn ich gleichwohl sehe, was für Sorgfältigkeit der Schöpfer auch bey kleinen Dingen beobachtet, wohlhergeseht er die kleinsten Thiergen ausgehauet und vollkommen gemacht hat, wann ich die Mannichfaltigkeit, die er unter ihnen, unter denen Blumen, und selbst unter denen Muscheln, vertheilt habet, in Betrachtung ziehe; so nehme ich da eine solche Gewalt wahr, die über und bey denen geringsten Dingen aufmerksam ist, und besürchte daher, daß diese Aufmerksamkeit sich nicht auch bis auf die Handlungen derer Menschen erstrecke.

Keine Sünde ist weder in sich, noch vor Gott, klein und geringe. Alles, was Sünde ist, ist auch unrecht, und daher dem allerhöchsten Gott wider, auch seiner allgerechten Abndung schuldig. Es sind zwar alle Sünden nicht gleich, und sühet man die eine größere Verschuldung und Strafe mit sich, als die andere. Es ist aber doch keine einzige, die werde so klein und verächtlich gehalten, als sie werde, welche nicht, eben darum, weil sie Sünde und Unrecht ist, den Hohn und Tod wider sich habe. Es werden auch einige Sünden, in denen Mächtigsten, für unbedeutlich erkläret, das geschähe aber nicht von wegen ihrer Natur, als ob sie in sich nicht Sünde und Unrecht wären, und als nicht um ihrer Größe oder Kleinheit willen, sondern in Ansehung der

der Person, welche in vollständiger Tugend lebet, wodurch es geschieht, daß solche sämtliche Mängel und Fehler von Gott weder zur Schuld, noch zur Strafe gerechnet werden. Da nun die allergeringste Abweichung vom Gehor, Einde und in sich Kräfte ist. Gott aber, in dem Lichte seiner Allwissenheit, alles erkennt und weiß, so sieht auch die Allerkleinste Sünden vor seinen Augen abhellen und verdammt. Daraus mag deutlich abzuwinnen seyn, daß, wenn der Mensch, der sich ja wohl für große Aufrechter der Beseit, aber nicht für vollständigen Besitzungen eines Herrschers, bitten kan, die Schuld seiner Unbesserung nicht ertragen soll, ein gewisses vollständiges Verhältniß zwischen ihm und dem Könige, unumgänglich notwendig sey. Da nun dieses Mangel in der göttlichen Beseit, auf eine vollkommen zuverlässige Art und Weise, gerechnet wird, so ist dieses ein unumgänglicher Beweis von ihrer Allwissenheit und Allmacht.

§. VIII.

Wie viel Jahre, und wie viel Jahrhunderte sind verstrichen, ohne daß man von einem vollkommenem Stande, als dem Stande der Weisheit, etwas gerufen hat? Niemanden war ein einziges Land, sondern alle Welt ist in diesem Irrthum eingegangen, und hat geglaubt, sie, die Philosophen, befänden sich auf dem Gipfel der Vollkommenheit. Heutiges Tages kommen andere Menschen zum Vorschein. Jener ihrer Beseitendheit ist man nichts mehr, als ein feiner Hochmuth. Ihre Weisheit, in Vergleichung mit der Weisheit derer Christen, verliert allen ihren Glanz. Wer ist doch immer noch derjenige, der denen Menschen Dinge entdecken können, die, in allen vorigen Zeiten, vor denen Augen der

rer größten und geschicktesten Köpfe verborgen geblieben?

Cicero, und Plinius waren, ein jeder zu seiner Zeit, procie vornehme und gelehrte Männer in Rom. Beide bekleideten die ansehnlichsten Ehren Stellen. Jener kurz vorher, ehe die kaiserliche Würde in Rom auf- und das Regiment an einen einzigen kam. Dieser unter der Regierung des Kayfers Trajanus. Keiner von beiden ließ sich die Sorgen des gemeinen Wesens, von Lesung guter Bücher, und Ausübung der Welt-Weisheit, abhalten. Sie suchten beide, im Studiren, ihr Vergnügen, und sahen die Untersuchung philosophischer Wahrheiten als einen Hafen an, wohin sie, wie Cicero an einem Orte von sich schreibt, ihre Zuflucht nahmen, so oft sie von ihren Staats-Angelegenheiten ermüdet, oder von denen stürmischen Wetteru des Hasses, des Neides, der Zwietracht, und anderer im gemeinen Wesen nur allzu ofters auflosender Widerwärtigkeiten beunruhiget waren. Cicero hatte sein Tusculanum, Plinius sein Laurentinum. Ein jeder begab sich auf das seinige, und vertrieb sich da, mit denen stillen Mufen, beides die Zeit, und die Grillen. Cicero empfand einstimmls, auf gedachtem seinem Land-Guthe, ein solches images Vergnügen über dem Studiren, daß er, gleichsam in einer tiefen und köchl süßen Entzückung, aufrief: O Vita philosophia Dux, o Virtutis indagatrix, expultrixque Vitiatorum, quia non modo nos, sed omnino vita hominum, sine te non esse potuisset! Tu urbes peperisti, tu dissipatos homines in societatem vite convocasti, tu eas inter se primo domiciliis, deinde conjugis, tum literarum & vocum communione junxisti, tu inventrix legum, tu magistra morum & disciplinae fuisti. Tuscul. Quæst. L. V. p. m. nzt. Plinius besand sich, auf seinem Vermerge, unter denen Büchern, in gleicher angenehmen Gemüths-Berfassung, als er von daraus an seinen guten Freund, den Minutium Fan-

Fundanum, also schrieb: In Laurentino meo aut lego aliquid, aut scribo, aut etiam corpori vaco, cupis futuris animus sustinetur. Nihil audio, quod audisse, nihil dico, quod dixisse, pœniteat: nemo apud me quemquam, sinistris sermonibus, carpit; neminem ipse reprehendo, nisi unum me, quum parum commode scribo: nulla spe, nullo timore sollicitor, nullis rumoribus inquietor. Mecum tantum, & cum libellis loquor. O rectam sinceramque vitam! o dulce otium, honestumque, ac pœne omni negotio pulchrius! o mare! o litus! verum secretumque *ueneris*! quam multa inventis, quam multa dictatis! L. I. Epist. IX. Zeugen nicht alle diese Ausdrückungen von einer süßen Zufriedenheit des Gemüthes, in welcher diese beyde gelehrte Männer, als sie dieses beschrieben, sich befunden? Diese Gemüths-Zufriedenheit war sie nicht eine süße Frucht der Welt-Weisheit, der sie ergeben waren? Wird nicht hierdurch die Meynung dererjenigen bestätigt, welche den Stand derer Philosophen für den glücklichsten, wo nicht gar für den Gipfel der Vollkommenheit, angesehen haben? Wir wollen nun aber auch einmahl den Fall setzen, es wäre, in die Studier-Stuben dieser beyden so vergnügten Welt-Weisen, ein Christ hineingerethen, und hätte, gegen einen, oder den andern, sich etwan also heraus gelassen: Ich finde euch, ihr großen und vortreflichen Männer, über dem Büchern sitzen, mich deucht, ich kan aus euren Augen lesen, daß ihr, bey diesen Beschäftigungen, euch recht wohl befindet! ihr seyd vergnügt! euer Herz scheint von denen Anfällen stürmischer Leidenschaften gang frey zu seyn! ihr seyd entfernt von dem Geräusche des gemeinen menschlichen Lebens! ihr machet euch nichts mit verworrenen und verdrießlichen Händeln zu schaffen? Ihr verlachtet die Eitelkeiten der Welt, und ergötzet euch an denen schönen Gedanken und Ausdrückungen des Platonis, oder eines andern weisen Mannes! Ihr liebet die Tugend, und verabscheuet die Laster! ihr lebet,

nach eurer und anderer Meynung, in einer recht großen Glückseligkeit! Allein, erlaubet mir, daß ich euch etwas ins Ohr sage: Euer Vergnügen ist noch nicht rechter Art, euer Leben nicht glücklich, euer Stand nicht der beste! Ja! haltet mir es zu gute, daß ich die Wahrheit frey heraus sage: Euer Vergnügen, euer Glückseligkeit, euer Ruhm, ist lauter Einbildung, lauter Selbst-Betrug, lauter falscher Schein! Und was will ich es euch länger verhalten? ihr seyd die elendesten, und die unglücklichsten Leute von der Welt! Es giebt ihr einen solchen Stand, darinnen man ungleich ruhiger leben kan, als ihr in dem eurigen zu leben vermeynet! Es ist ein Reich in der Welt, darinnen eine, Trotz allen feindlichen Anfällen, unbewegliche Zufriedenheit herrschet! Man hat ein Buch, das uns Anweisung, und zugleich die Kraft giebt, Herz und Gewissen also zu reinigen, daß man vor denen Augen der Gottheit selbst bestehen, zu Gott sich nahen, mit Gott in Vereinigung und Gemeinschaft treten, und Gottes ewiglich genießen kan! ein Buch, das uns den Weg zu einer ununterwährenden allervollkommensten Leibes- und Seelen-Glückseligkeit eröffnet! ein Buch, das uns, mit seinen in sich haltenden großen Wahrheiten, in den Stand setzen kan, daß man Noth und Tod nichts achtet, ja als etwas Gutes, als einen Vortheil und Gewinnst, als eine Gabe des Himmels, ansehen muß! Und dieses herrlichen und seligen Standes können nicht etwan nur die Großen der Erden, oder die Weisen dieser Welt, sondern auch die Hermisten, die Geringssten, die Einfältigsten im Volk, theilhaftig werden! Was, meynen wir, möchten wohl die beyden Staats-Klugen Männer, Cicero und Plinius, in ihren Cabineten, bey Anhörung einer solchen oder dergleichen Rede, gedacht und gesprochen haben? Würden sie nicht entweder alle diese Erzählungen, als unmögliche Dinge, verlachen, oder, welches vielleicht von ihrer guten Vernunft und Klugheit, noch eher zu vermuthen gewesen, zur Antwort

gegeben haben, daß, wenn dem also wäre, ein solches Werk, ein solcher Stand, eine solche Anweisung zur Glückseligkeit, gar nichts menschliches, sondern schlechterdings etwas göttliches, seyn müßte? Nun hatte Cicero seines Orts keine sonderliche Gelegenheit, hinter diese seligmachende Wahrheiten des Reiches Christi zu kommen. Plinius hingegen hätte von denenselben mit leichter Mühe überzeugt werden können. Er war, nach andern vielen stattlichen Bedienungen in Rom, zuletzt Statthalter in der Landschaft Bithynien. Da war alles voller Christen. Er ließ anfanglich verschiedene derselben, bloß um des christlichen Namens willen, hinrichten. Vielleicht daß er dachte, durch selbde, an einem und dem andern vollzogene Todes-Strafe, die übrigen von dem Bekenntniß der Lehre Christi abzuschrecken; allein er merckte gar bald, daß diese Art von Leuten sich nur desto mehr ausbreitete, und in Behauptung ihres Glaubens um so viel beherzter wurde, je mehr man sie verfolgte. Er stund also mit fernerweitem Verfahren wider die Christen an, und bat sich, in dem merkwürdigen 97sten Briefe des 10ten Buches, von dem Kayser Trajano einen Verhaltungs-Befehl aus. Dieses Send-Schreiben enthält ein sehr herrliches Zeugniß von der ersten Christen unschuldigen und recht tugendhaften Lebens-Wandel, ja so gar von der Gottheit Christi, unsers Erlösers, in sich. Welchem Zeugnisse um so viel desto mehr Glauben beymessen ist, da es aus der Feder eines Feindes geflossen, und als ein Aitenmäßiger Bericht an die hohe Landes-Herrschaft anzusehen ist. Nun können wir zwar denenjenigen nicht beypflichten, welche vorgeben wollen, als ob Plinius nach der Zeit, wenigstens im Herzen, ein Christ worden sey, vielmehr halten wir es mit Marco Luerio Boxhornio, welcher diese Meinung, als falsch und erdichtet, in seiner Universal-Historie mit glaubwürdigen Gründen widerleget, wie solche Widerlegung Christophorus Cellarius seiner Edition von Plinii Briefen, unter dem Titel:

tul: Fabulosus Plinii Christianismus, vergeset hat; inzwischen glauben wir, mit Wahrheit sagen zu können, daß Plinius jezuweilen, bey genauer Bemerkung der ganz bewundernswürdigen Gesezmuth, Standhaftigkeit, und anderer denen Christen bewohnenden ausnehmenden Tugenden, nicht wenig in seinem Gemüthe wird gerührt, und von der Wahrheit ihrer Lehre überzeugt worden seyn. Dem sey nun wie ihm wolle, so ist doch allein das Christenthum vermögend, den Menschen recht veranlagt und vollkommen glücklich zu machen, so daß alle philosophische Tröstungen dagegen für nichts zu rechnen sind. Da nun gleichwohl ehemals, und ehe sich die christliche Religion in der Welt ausgebreitet hat, die Welt-Weisen für die glücklichsten und vollkommensten Leute gehalten worden sind, und man nicht gemeynet hat, daß noch ein besserer Weg zur Beruhigung des Gemüthes, und zur Erlangung der Glückseligkeit, übrig sey, so folget hieraus ganz deutlich, daß das Evangelium, oder die christliche Religion, ein Werk und eine Kraft Gottes, folglich eine ächtliche Wahrheit sey. Daher die Frage des Herrn de la Cruyere: Wer doch wohl denen Menschen solche vor denen Augen aller Griechischen und Lateinischen Welt-Weisen verborgene Dinge offenbahret haben müste? nicht besser, als mit dem Ausspruche unsers Heylandes, beantwortet werden mag: Fleisch und Blut hat dir das nicht offenbahret, sondern mein Vater im Himmel. Matth. XVI. 17. Und das ist es auch, was der Herr Autor mit seiner Frage anzeigen will.

§. IX.

Kan man die Welt ansehen, den Himmel betrachten, ohne an den Anfang und Ursprung dieser Dinge zu gedenken? Kan man von denen Verheißungen einer unglückseligen, und von denen Verheißungen einer glückseligen Ewigkeit sagen hören, ohne zu wünschen, über diese Wahrheiten

nähere Erklärung und Unterrichte zu haben? Kon man diese Dinge, mit Aufmerksamkeit, untersuchen, ohne von ihrer Wahrheit überzeuget zu werden?

§. X.

Wenn man die Menschen dahin brächte, daß sie begreifen lernten, der Mangel der Religion rühre bey ihnen nur von einem Mangel des Verstandes und der Einsicht her, was für einen Eifer zur Untersuchung der Wahrheit würde man nicht in ihnen erwecken?

Denn denen von Natur hochmüthigen Menschen pflegen nichts empfindlicher zu seyn, als wenn ihnen ein Unverstand und ein Mangel der Beurtheilungs-Kraft, vorgeworfen werden soll. Da sie denn, meistens zum Theil, alle Mühe anwenden, um diesen Vorwurf zu Schanden zu machen, und daher zu vielen guten Bemühungen veranlaßet werden.

§. XI.

Ein Mensch, kan er glauben, daß er eine Laster-That begähet, wenn ihm seine Handlung Hochachtung, Ehren-Stellen, und solche Vertheile zuwege bringet, die nur, wie es scheint, die Belohnung der Tugend seyn sollten? Ein anderer Mensch, kan er sich wohl überreden, daß er eine gute Handlung verrichtet, wenn ihm dieselbe, wie es gar ofters zu geschehen pflegt, den Haß der Menschen, und alles das zuwirket, was die Bestrafung des Lasters seyn sollte? Beweis eines andern Lebens!

§. XII.

§. XII.

Das ist ein großes Glück, wenn das Herz eines Menschen in solcher Verfassung steht, daß es die Wahrheit von alle dem, was uns die Religion lehret, empfindet. Die Religion sagt einem seinen guten Herzen vielmehr, als der Schlußmäßige Vortrag derer Welt-Weisen und Gottes-Gelehrten demselben nicht wird beybringen können. Wo ist eine andere Religion, die also ans Herz redet?

Antwort: Es ist nirgends keine, und kan auch keine andere seyn, als die Christliche. Denn diese hat Gottes Wort zum Grunde und zum Inhalt. Gottes Wort aber, weil es Gottes Sinn, Wille, und Meynung ist, führet auch eine göttliche begreifende Kraft mit sich. Wenn Gott spricht: Tröstet, tröstet mein Volk, so sind auch die Worte dieser göttlichen Tröstungen mit einer ins Herz eindringenden Kraft ausgerüstet. Redet mit Jerusalem freundlich *חֲבִיבִי* redet an und ins Herz. Was nun ans Herz treffen und dasselbe seliglich ändern soll, das muß Gottes Wort und Werck seyn. Das Evangelium ist eine solche Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben, Rom. I, 16. daher kan es keinen andern, als einen göttlichen Ursprung haben, und also eine göttliche Wahrheit seyn. Was übrigens der Herr Auctor von der innerlichen Empfindung derer Religions-Wahrheiten, und ihrer, vor allen philosophischen und Theologischen Demonstrationen, vormaltenden Ueberzeugungs-Kraft, gedenket, ist nur von der persönlichen, oder seines eignen Herzens Beraeuerung und Ueberzeugung zu verstehen. Denn die Wahrheit göttlichen Wortes, und der darauf gebauten christlichen Religion, gründet sich nicht eigentlich auf die Erfahrung, sondern auf Beweisthümer, die auch derjenige gelten lassen muß, wenigstens nicht

umflossen kan, der kein innerliches Gefühl davon hat. Kommt aber das innerliche Zeugniß des Herzens und Gewissens dazu, so wird ein solcher Mensch, für eine Person, von der Wahrheit des christlichen Glaubens, desto gewisser überführet, und bekommt auch von einem und andern Stücke des Christenthums ein desto völligeres und lebhafteres Erkenntniß. Daher unser Herr Christus immer auf die Uebung seines Wortes, und die damit verknüpfte Selbst-Erfahrung, andringet: Meine Lehre, spricht er Joh. VII. 16. 17. ist nicht mein, sondern des, der mich gesandt hat. So jemand will desselben Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sey. Daher fodert auch der Apostel von den Philippnern, daß sie je mehr und mehr reich werden sollen, in allerley Erkenntniß und Erfahrung. Phil. I. 9. Da er denn die Erfahrung nach der Erkenntniß setzt, weil dieselbe eine heilsame Frucht des empfangenen und wohl angewendeten seligmachenden Erkenntnisses Gottes ist. Wobey noch anzumerken ist, daß der frische Dollmetscher das Wort Christi: *γινώσκεις*, er wird inne werden, Joh. VII. 17. durch *ἔγνων* eben so wohl, als die vom Paulo gewünschte *ἀποδοξάω* durch *ἐγὼ* übersetzt, auch dem letztern noch das Wort *ἐν* des Geistes, beigefügt, und demnach die *γινώσκεις* oder das inne werden Joh. VII. 17. von einer *ἀποδοξάω*, oder einem mit Erfahrung verknüpften Erkenntniße, verstanden hat.

§. XIII.

Die Größe Gottes läßt sich nicht weniger in denen allerkleinsten, als in denen allergrößten Wercken sehen. Daß der, der die Tiefen des Meeres gemacht, der diese weite und breite Erde gegründet, der diese so erstaunlich große, und so unzehlige Gestirne zubereitet hat, daß, sage ich, eben die Hand, welche diese große Werke hervor zu bringen vermocht,

mocht, auch adroit genug gewesen seyn, in ein Thiergen, das nur ein Punct zu seyn scheint, alles, was zum Leben gehöret, zusammen zu bringen, das ist die Wirkung einer allmächtigen Kraft!

Von dieser in großen so wohl, als in kleinen Geschöpfen sich veroffenbarenden Wunder-vollen göttlichen Macht und Weisheit ist bereits oben Meldung geschehen.

§. XIV.

Ich liebe an einigen meiner Freunde die Aufrichtigkeit und Redlichkeit, an andern das gute Herz, und ein wohlthätiges Gemüth, an andern die Scharfsinnigkeit und gute Vernunft, an andern die Gerechtigkeit und Billigkeit. Wenn wir nun an denen Menschen Tugenden lieben, die allemahl unvollkommen sind; wie vielmehr sollen wir denjenigen lieben, der alle Tugenden in sich begreift, und derselben Ursprung ist?

§. XV.

Derjenige Saft der Erden, und derjenige Thau des Himmels, der in dem Pommeranzen- und Granaten-Baum so süsse Früchte zeiget, eben derselbe Himmels-Thau, und eben dieser Erden-Saft, bringet in einem wilden Obst-Baume eine saure und bittere Frucht hervor; also hat auch einerley Religion, einerley Geboth, einerley Gnade, unter und in denen Menschen, verschiedentliche Wirkungen.

Daß eine Frucht des Baums süsse, und die andere sauer, oder bitter ist, rühret nicht von der Natur des Saftes, sondern von der Disposition und innerlichen Structur des Baumes her, wodurch die in sich zu verschiedenem Geschmack aufgelegte Feuchtheiten verschie-

schiedenlich gemischt, zugerichtet, und bald in eine Süßigkeit, bald in eine Saure und Bitterkeit, verwandelt werden. Gleiche Verwandniß hat es mit denen Heils- und Gnaden-Mitteln. Nachdem sie an ein wohl oder übel disponirtes Herz kommen, nach dem ziehen sie auch gute, oder schlimme Wirkungen und Folgen nach sich. Auf solche Weise wird Christus, der in sich lauter Heil, und Segen ist, vielen zu einem Fall, aber auch vielen zum Auferstehen Luc. II, 34. So ist die Predigt, von dem gecreuzigten Jesu, andern Thorheit und Vergerniß, andern aber göttliche Kraft und göttliche Weisheit. 1 Cor. I, 23. 24. Diesem ein Geruch des Lebens zum Leben, jenem aber ein Geruch des Todes zum Tode. 2 Cor. II, 16. Die Ursache und Schuld von dem widrigen Erfolg liegt nicht in Gott und keinem Worte, welches allemahl etwas lebendiges, kräftiges, und heilsames ist, sondern in dem Menschen selbst, und desselben verkehrtem Sinn und Willen, wodurch der Geist und die Kraft des göttlichen Gnaden-Wortes ersticket wird, und so denn, an statt der süßen Frucht der Gerechtigkeit, eine bittere Wurzel des Unglaubens und der Ungerechtigkeit, auf- und hervormächet.

§. XVI.

Wie vielerley Begriffe von der Religion giebt es doch! Ein jedweder machet sich davon eine besondere Idee, unter welche man mannigmal die übrigen alle bringen will.

Das Sprichwort: So viel Köpfe, so viel Sinne, trifft am meisten in Religions-Sachen, ein, wo es am wenigsten, und ganz und gar nicht statt finden, vielmehr unter denen Christen, gleichwie im Leben, also auch in der Lehre, ein Herz und eine Seele seyn sollte. Der Herr Regierungs-Rath Wolff hat von der Verschiedenheit derer Gedanken über Gott, und göttliche Dinge, eine ganz besondere, und dem ersten Anblick nach, recht seltsame Meynung. Er eröffnet selbige in seiner teutschen Natur-Lehre Part. II. Cap. III. §. 30.

Da führet er an, daß alle Planeten mit vernünftigen Inwohnern bewohnet wären, daß solches die Haupt Absicht Gottes erfodere, und daß es Gottes Wille sey, daß seine Erkenntnis auch in denen vernünftigen Creaturen zusammen unendlich vermehret würde, unerachtet sie bey einer allein in gar sehr enge Schranken eingeschlossen ist. Es schicke sich allerdings, daß von Gott, dessen Vollkommenheiten kein Maas noch Ziel leiden, auch die würckliche Erkenntnis kein Maas noch Ziel habe. Darauf sehet er, daß nicht allein die Erkenntnis Gottes, in Ansehung derer, welche sie erlangen, sondern auch in Ansehung ihrer selbst, unendlich vermehret werde, und daß also die Erkenntnis des einen von dem Erkenntnis des andern, in gewisser Maasse, unterschieden sey, solalich ein jedweder Mensch in seinen Gedanken und Begriffen allemahl etwas besonders habe. Dieses will er aus zweyen Gründen, nemlich aus dem Saze des nicht zu unterscheidenden, und aus dem Wege, darauf die vernünftige Creaturen in der Welt zur Erkenntnis Gottes gelangen, erweislich machen. Denn, schreibt er, da vermöge des Sazes des nicht zu unterscheidenden zwey würckliche Dinge keine völlige Aehnlichkeit haben können; so muß auch der Gedanke, den einer von Gottes Vollkommenheiten hat, immer etwas mit in sich fassen, welches bey dem andern nicht anzutreffen. Er siehet selbst vorher, daß diese seine Meynung etwas rechte seltsames in sich fassete. Daher fährt er fort, und schreibt: „So wunderbarlich, als dieses durch den allgemeinen Beweis „einigen vorkommen dürfte; so deutlich wird sich zeigen, „wenn wir den andern Beweis auch beysügen. Wir erse- „hen Gottes unsichtbare Vollkommenheiten aus den sicht- „baren Dingen in der Welt. Die Dinge, die einer siehet, „sind immer etwas anders, als die ein anderer siehet, zu- „mahl wenn wir die Zuschauer der Werke Gottes nicht in „einen, sondern in ganz verschiedene Welt-Cörper setzen. „Derowegen hat ein jeder eine besondere Probe von dieser „oder jener göttlichen Vollkommenheit vor sich. Wenn „gleich demnach das allgemeine einerley verbleibet, z. E. „daß einer keinen andern Begriff von der Weisheit Gottes

„er:

„erhält, als der andere; so siehet doch ein jeder etwas bes-
 „sonders von der Weisheit Gottes, das ihm, in seiner beson-
 „dern Probe, die er vor sich hat, vorgestellt wird. Und eben
 „diese Verwandniß hat es mit der Erkenntniß aller übrigen
 „Eigenschaften Gottes.“ Nach dieser Meinung des
 Herrn Wolfss dürfte man sich nun gar nicht verwundern,
 vielweniger es, mit unserm Herrn Auctore, als etwas la-
 sterhaftes ansehen, daß die Menschen, in ihren Gedanken
 über die Religion, so gar sehr von einander unterschieden
 sind, ja man müßte solchen Unterschied als eine Gott wohl-
 gefällige, und zur Verherrlichung seines Namens abzie-
 lende Sache erkennen und annehmen. Nun sagt zwar der
 Hr. Regieruns-Rath ausdrücklich, daß das Allgemeine, in
 denen Gedanken und Vorstellungen von Gott, einerley
 bleiben könne und müsse, und lehnet daher sogleich alle an-
 scheinende Gefährlichkeit von dieser seiner Meinung ab, er
 mag auch wohl, wie der ganze Zusammenhang der ange-
 führten Stelle nicht zweifeln läßt, hierbey die lautere Ab-
 sicht haben, das Erkenntniß des unendlichen Gottes zu er-
 weitern, und dadurch desselben Ehre zu befördern; allein
 es scheint doch, bey dem allen, diese Meinung so gar ge-
 gründet nicht zu seyn. Erstlich, wenn gesagt wird, es sey
 Gottes Wille, daß kein Erkenntniß, in den vernünftigen
 Creaturen zusammen, auch auf diese Weise, unendlich ver-
 mehret würde, so dürfte vielmehr das Gegentheil von dem
 Willen Gottes zu vermuthen stehen. Es ist wahr, Gott
 will von seinen Geschöpfen so weit erkannt seyn, als er von
 einem endlichen Wesen nur immermehr erkannt werden
 kan. Weilen er aber der allereinfachste Geist, und in sei-
 nem Wesen weder etwas in der That unterschiedenes, oder
 zusammengefügtes, noch weniger etwas auf einander fol-
 gendes ist, so ist wohl zu glauben, daß Gott von denen ver-
 nünftigen Creaturen auf einerley Weise, und unter einer-
 ley von ihm gefaßten Begriffen, erkannt werden wolle, da-
 mit also die Einigkeit seines Wesens, gewisser Maassen, in
 der Einigkeit und Gleichheit derer Gedanken von ihm, ab-
 gebildet werden möge. Was den Satz des nicht zu unter-
 schiedenden anbetrifft, so ist derselbe zwar sehr wahrschein-

lich, und mag wohl nicht leicht durch ein von der körperlichen Welt hergenommenes Exempel widerlegt werden, er ist aber dem ungeachtet noch nicht völlig erwiesen. Und wenn derselbe auch in Dingen, die natürlicher Weise entstehen, keinen guten Grund haben sollte, so sehe doch nicht, wie derselbe in und bey solchen Gedanken, die Gottes Geist durch sein Wort erwecket und hervor bringet, statt finden könne. Endlich so sind zwar die Wege des Erkenntnisses Gottes, und die Dinge, aus deren Betrachtung Gott erkannt werden kan, gar verschieden, es folget aber nicht, daß die aus solcher Betrachtung gezogene Schlüsse, bey allen und jeden, etwas verschiedenes in sich fassen müssen. Es können ja verschiedene Wege zu einem und eben demselben Ort führen, und so können verschiedene in Erregung gezogene Werke Gottes bey mehreren einen und eben denselben Gedanken von und über Gott unvoege bringen. So viel ist gewiß, daß die H. Schrift auf eine völlige Uebereinstimmung und Gleichheit derer Gedanken und Meynungen in Sachen, den Glauben betreffend, durchgängig anbringeret. Seyd fleißig zu halten die Einigkeit im Geiste, τὴν ἐνότητά τῆς πνεύματος, beziehet Paulus Eph. IV, 3. und Rom. XII, 16. daß die Christen unter einander, τὸ αὐτὸ φρονεῖν, eins und eben dasselbe denken, und einerley Sinn haben sollen. Unterdessen ist freylich nicht zu läugnen, daß, in Ansehung der Zeit, des Orts, der Veranlassung und Gelegenheit, der Stärke und Schwäche, der Absicht und Anwendung, und anderer solcher Umstände mehr, sich allemahl in dem Erkenntniß Gottes, bey denen Menschen ein Unterschied finden wird, ob sie gleich, was die Sache selbst, und die Idee von Gott anbelanget, gleich gesinnet seyn können, und sollen.

§. XVII.

Die Lehren der Religion streiten eine Zeitlang in uns selbst mit denen Neigungen der Natur. Endlich wird ein Friede gemacht, den ein jedweder nach seiner Art schliesset. Man giebt beides der Natur, und der Religion nach. Man befestiget sich in der
Ru

Ruhe durch Gründe, die man sich selbst machet, das mit wir wegen des, was wir der Natur einräumen, im Gerissen, oder sonst, keinen Vorwurf oder Berweis bekommen, und auf der andern Seite uns überreden mögen, daß die Pflichten der Religion durch das, was wir ihr gutwillig zugestehen, erfüllet werden. Dieser Friede wird, bey schwachen und schlaffen Seelen, gleich den ersten Tag des Streites gestiftet, aber auch die stärcksten und tapfersten Seelen streiten nicht länger, ohne etwas nachzugeben, und in einem und dem andern Stücke sich zu vergleichen.

§. XVIII.

Es wollen in der Religion gelinde Theologi seyn, welche das in der Religion befindliche sanfte, leichte und stille Wesen, behaupten, und verhindern, daß diejenigen, die hart und rauhe sind, dieselbige nicht gar zu geistig, oder feurig, machen, (ne la spiritualisent trop) noch zu einer allzugrossen Strengigkeit hinauf treiben; Es wollen aber auch hinwiederum strenge Theologi seyn, welche verhüten, daß die Religion nicht gar zu leichte, gar zu schlaff, und menschlichen Neigungen gar zu gefällig gemachet werde. So groß die Antipathie zwischen diesen beyden Arten von Lehrern zu seyn scheint, so leisten sie doch einander große Dienste.

Daher wird man auch finden, daß Gott, in seiner Kirche, zu allen Zeiten, solche Männer, als Lehrer, zusammen gebracht, und neben einander aufgestellt hat, da immer die Freundlichkeit und Leutseligkeit des einen, die Schärfe und Strengigkeit des andern gemäßiget, und gleichwohl keiner der Wahrheit und Heiligkeit der Religion etwas vergeben hat. Moseß und Aaron, wenn wir des letztern in Zulassung des abgöttischen Kalber-

Dienstes verwiesene allzu große und strafbare Nachgie-

bigkeit ausnehmen, können, diefalls zum Exempel dienen. Unter denen dabero von Gott erweckten Predigern wird sich eben dergleichen bemerken lassen. Johannes der Täufer war in seinen Fuß: Predigten eben so raube und hart, als hart und raube seine Kleidung und Lebens-Art war. Der Herr Jesus dagegen war, gleichwie in seinem ganzen Leben und Wandel, also auch in seiner Lehre, voller Sanftmuth, Freundlichkeit, und Leutseligkeit. Sein Reich, das er seinen Nachfolgern vor- und auslegte, war sanft, und seine Last war leicht. Matth. XI, 29. Er selbst bezeuget vor denen Jüden, daß dieser Unterschied zwischen seinen, und Johannis Predigten, ein Werk der göttlichen Weisheit, und Güte, gewesen sey, und dahin gezeiet habe, daß sie desto eher gewonnen werden möchten, da man alle nur mögliche Mittel und Wege zu ihrer Bekehrung gebraucht hätte, wodurch aber auch, und weil sie, dem allen ungeachtet, unbußfertig geblieben, ihre Schuld und Verdammniß nur desto größer werden würde. Es heist daher aus dem Munde Christi: Wir haben euch gepuffen und ihr habt nicht getanget, wir haben euch geklaget, und ihr habt nicht gewinet. Johannes ist kommen, aß nicht, und trank nicht, so sagen sie: Er hat den Teufel. Des Menschen Sohn ist kommen, isset und trincket, so sagen sie: Siehe, wie ist der Mensch ein Fresser oder Weinäufer, der Zöllner und Sünder Gefelle? Und die Weisheit muß sich rechtfertigen lassen von ihren Kindern. Matth. XI, 16. 17. 18. Die Gemüths-Neigungen derer Apostel des Herrn waren gleicher Gestalt gar sehr unterschieden. Gott heiligte solche in verschiedne, und machte sie zu seinem und der Menschen Dienst geschickt. Es waren unter ihnen Donner-Kinder, es war auch ein H. Johannes da, dessen Worte, sie mochten von denen Lippen, oder aus der Feder fließen, lauter aufnehmende süße Liebe und Huldseligkeit im Munde führten. Von was für verschiedenen Geist und Gaben, bey dem gesegneten Reformations-Werke, die beyden großen Lehrer des evangelischen Glaubens, Luther

ruß und Melancthon, gewesen, und wie der Vortrag des einen nicht anders als ein gewaltiger Strohalm daher gerauſchet, der Vortrag des andern dagegen, gleich einem lieblichen stillen Gewässer, geflossen, und wie diese große Ungleichheit, zur Beförderung der Wahrheit, über alle Maassen viel bezugtragen, ist aus denen Umständen damaliger Zeit zur Genüge bekannt. Ich habe, unter meinem wenigen Bücher-Vorrath, ein Werkgen, unter dem Titel: Propositiones Theologicae Reverendorum Virorum D. Mart. Luth. & D. Philippi Melancthi. &c. cum praefatione D. Philip. Melancthi. Vitembergæ 1558. da stehen auf dem Titel: Bist Lutherus und Philippus in kleinen Brust-Bildern, und hat D. Io. Major, in dessen Händen dieses Büchlein gewesen seyn mag, unter denselben diese Worte geschrieben:

In imagines Lutheri & Philippi:

Divisæ his operæ, sed mens fuit unica: pavit

Ore Lutherus oves, flore Melancthon apes

Iohan. Major. D. Daß also scharfe und gelinde, feurige, und in der Hitze des Eifers gemäßigtere Lehrer, in der Kirche, zu allen Zeiten beysammen gefunden worden, wie die Kirchen-Geschichte ausweisen, und noch immer beysammen gefunden werden, wie die Erfahrung vieler Orten bezeugen wird, ist ein Werck der allweisen göttlichen Vorsehung und Regierung über sein Gnaden-Reich, will auch, um der verschiedenen Gemüther willen, mit denen es das Wort Gottes zu thun hat, allerdings nöthig seyn. Wenn nur einer dem andern dienet mit seiner Gabe, die er disfalls von Gott empfangen hat, und alles *eis τὸ συμφέρον καὶ πρὸς οἰκονομίαν*, zum gemeinen Nutz und zur Erbauung, wie Paulus haben will, angewendet wird.

§. XIX.

Alle diejenigen, die bestrittene Meynungen vertheidigen und behaupten, können sich gar wohl damit trösten, daß sie sehen, daß die wahre Religion selbst bestritten wird.

§. XX.

Daß die Menschen, um ihres besondern Interesse willen, unter einander getrennet sind, darüber verwundere ich mich nicht; allein daß eben diese Trennung unter denenjenigen herrschet, die der Religion gewidmet sind, die ein frommes Leben, und ein beharrlicher Fleiß hätte heiligen sollen, daß man von diesen sehen und hören muß, wie sie unter einander mit Eist und heimlichen Practiquen umgehen, wie einer des andern Mittel und Wege, deren er sich, die Menschen zu Gott zu führen, gebrauchet, ausschreyet und lästert, da sie einander, zum Dienste ihres einigen Herrn, gemeinschaftlich beystehen, rathen und helfen sollten, das ist es, wobey ich am meisten die Unart und Bosheit der Menschen erkenne.

So ging es schon zu der Apostel Zeiten daher. Paulus klagt über Lehrer, die nur das Ibrige suchen, und nicht, das Christi Jesu ist. Phil. II, 21. Er zeiget auch die Quelle dieses Gefüchs eigener Ehre, eigenen Ruhens, und eigenen fleischlichen Vergnügens an, v. 3. Diese ist *ἐριδία καὶ νεβόδεια*, aus Haß und Reid, auch um des eigenen Interesse willen, entspringen der Zant und Ebrgeiz. Wo diese Lüste des Fleisches im Herzen die Oberhand haben, da wird der Mensch allemahl bereit, ja geneigt seyn, die Wahrheit zu beinträchtigen, und Böses zu thun, wenn er seinen Sinn und Willen erreichen will. Daher setzet er die nöthige Ermahnung darauf: Ein jeglicher lebe nicht auf das Seine, sondern auf das, was des andern ist, v. 4. Wenn dieser Regul, sonderlich von denen Lehrern der Kirche, nachgelebet, und nicht auf eigne, sondern lebiglich auf Gottes und des Herrn Christi Sache gesehen würde, so dürften gar viele Streitigkeiten vermieden, und die, so sich etwan entsponnen, gar bald abgeschnitten und aufgehoben, wenigstens gar sehr gemäßiget werden.

§. XXI.

Wenn uns Gott das Erkenntniß seiner Geheimnisse gegeben, aber dagegen seine Gesetze und Rechte verheehet hätte, so würden wir uns, aus Mangel des Erkenntnisses göttlichen Willens, in einer grossen Verwirrung befinden, und mit Recht uns zu beschweren haben. Da er nun aber uns, durch sein Gesetz, was wir thun und lassen sollen, klährlichen Unterricht gegeben, und im Gegentheil seine geheime Rathschlüsse und Werke verborgen hat, so hat er über uns sich zu beklagen Ursache, wenn wir die Erfüllung seiner Gebothe verabsäumen, und uns damit beschäftigen; daß wir in seine Geheimnisse, die er doch unserer Fähigkeit gar nicht bloß gegeben hat, hindringen mögen.

§. XXII.

Wenn keine Furcht Gottes, ohne einigen Anfang der Liebe, ist, (denn wer wollte das sagen?) woher kommen denn, dieser Sache halber, so viel Zänckereyen und Streit-Schriften?

Mit diesem Satz wird vermuthlich auf diejenigen Streitigkeiten abgezielt, welche damahliger Zeit zwischen denen Jesuiten und Jansenisten unter andern auch in Sachen, betreffend so wohl die wahre Beschaffenheit der Furcht und Liebe Gottes, als das eigentliche Verhältniß der einen zu der andern, nicht ohne Bitterkeit, geführt worden sind. Der Herr Auctor giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß die streitenden Partheyen weder sich selbst unter einander, noch die Sache, worüber sie gestritten, recht verstanden hätten, und derentwegen alle ihre Zänckereyen und Streitschriften etwas unnützes, ja etwas ärgerliches gewesen wären. Doch scheint Herr de la Bruyere selbst von der wahren Natur der Liebe und Furcht gegen Gott nicht die rechten Begriffe gehabt

habe zu haben. Die wahre kindliche Furcht vor Gott ist ja nicht nur mit einem Anfang der Liebe Gottes, wie er zu reden beliebt, verbunden, sondern sie setzt so gar die Liebe gegen Gott um Grunde, und fließet aus derselben her, empfahet auch mehr oder weniger Werth und Güte, je nachdem die Liebe mehr oder weniger rein und lauter ist. Es giebt eine dreifache Art der Liebe gegen Gott. Die eine ist die Liebe des Verlangens, da Gott nur von weaen des von ihm zuerwartenden Heils und Wohls geliebet wird, die andere ist die Liebe des Dancks, oder der Erkenntlichkeit, da man Gott um der von ihm bereits empfangenen Wohlthaten willen lieb gewinnt, die dritte ist die Liebe der Uneigennützigkeit, da Gott um sein selbst willen, und in Ansehung seiner allerhöchsten Vollkommenheiten, geliebet wird. Die letztere Art der Liebe ist die reineste und beste. Jedoch geben diese Arten der Liebe, bey denen rechtschaffenen Kennern und Liebhabern Gottes, so durch einander daher, daß sie zwar wohl von einander, auch der Güte und dem Werthe nach, unterschieden, aber nicht leicht getrennet werden können. Wenn nun ein Mensch seinen Gott, als das allervollkommenste Wesen, als das allerhöchste Gut, als den Vater alles Lichts und Segens, und auch als seinen unlängbahren Wohlthäter, mit einer lebendigen Ueberzeugung, sonderlich nach Anweisung des Christenthums, erkennet, und Kraft solcher Erkenntnis über alles lieb gewinnt, so wird derselbe gewiß äußerstem Fleißes demüthig seyn, in dieser süßen Liebe und Lust an Gott unerschöpflich zu verbleiben, ja darinnen immer mehr zu wachsen und zunehmen, mithin alles dasjenige zu vermeiden, was solche H. Beschäftigung in ihm unterbrechen, oder wohl gar aufheben, ihn mithin aus der Liebe Gottes, und denen damit verknüpften seligen Vortheilen, heraus setzen kan. Dieses vortheilhafte Bestreben, in der Liebe, das ist, in dem Besitz und Genus Gottes unaufhörlich fort, und allen davor stehenden Hindernissen sorgfältiglich zu entgehen, ist und heißet die Furcht vor Gott, deren

Ge.

Geschäfte dahin gehet, daß man Gottes hohe Majestät, Heiligkeit, Güte, Wahrheit, und eberherrschastliche Gewalt immer vor Augen und im Herzen habe, und sich hüte, daß man diesen seinen majestätischen, heiligen, gutmüthigen, allgütigen, treuen und wahrhaftigen Gott ja nicht mißfällig, vielmehr ihm immer angenehmer, und seiner Liebe und Güte, in immer vermehrterem Maße, theilhaftig werden möge. Da wir nun dem heiligen Gott, durch nichts, als durch Sünde und Unrecht, mißfällig, und seiner Vereinigung unfähig werden, dieses Mißfallen aber, und diese Unfähigkeit einem wahren Liebhaber Gottes nothwendig höchst empfindlich seyn muß, so ist die wahre Furcht Gottes beständiglich mit einem ernstlichem Haß wider die Sünde verbunden. Es ist aber dieses alles von der kindlichen, nicht aber von der so genannten knechtischen Furcht zu verstehen, bey welcher letztern der Mensch zwar auch einen Eßcu vor Gott, aber nur derentwegen hat, damit er von demselben nicht gestrafet, und zur Hölle gestürzet werden möge. Daber er auch in eben solcher unsäubern Absicht das Gute thut, und das Böse läßt, da er sonst, und wenn er nur keine Strafe zu befürchten hätte, um Gott sich wenig oder nichts bekümmern, vielmehr in allen Sünden, Schanden, und Lastern dahin geben würde. Wie denn bey einer solchen knechtischen Furcht vor Gott gemeinlich der heimliche Wunsch sich befindet, daß doch nur lieber gar kein Gott seyn möchte! Diese Art der Furcht ist also kein Werk des Glaubens und der wahren Liebe, sondern ein Werk des Unglaubens, und des noch unwiedergeborenen Herzens. Von dieser Furcht sagt der heilige Johannes: Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus. Denn die Furcht hat Pein. Wer sich aber fürchtet, ist nicht völlig in der Liebe. 1 Joh. IV, 18. Es kan auch diese knechtische Furcht bey der wahren kindlichen Liebe nicht statt finden. Denn wo Gott, als Gott, erkannt und geliebet wird, und wo der Mensch, im Glauben

den und Liebe, mit Gott vereinigt ist, da wird auch, um Gottes und seiner Liebe willen, das Böse unterlassen, und das Gute vollbracht, würde auch unterlassen und vollbracht werden, wenn gleich, im Fall, daß das Gegenbeil geschähe, keine Strafe, weder in der Zeit, noch in der Ewigkeit, zu befahren wäre. Der heilige Augustinus hat hierüber schöne Gedanken in dem 19ten Sermon. Ich will davon nur den Inhalt besetzen: „Wenn Gott spricht er zu dem Frommen: „Gute: Du laßt nichts Böses thun, daß ich es nicht sehen sollte. Wann du es thust, so will ich dich darentwegen nicht verdammen, aber du wirst mir doch missfällig seyn: so würde dieser fromme Mensch denen Augen eines himmlischen Vaters nicht missfallen wollen, und darentwegen vor ihn sich fürchten, nicht damit er nicht verdammet, nicht gestrafet, nicht gepeinigt werde, sondern damit er die Freude eines Vaters nicht stöhre, und denen Augen daseinigen nicht missfalle, der ihn liebet. Denn wenn er Gott liebet, und wenn er gewiß ist, daß Gott ihn liebet, so wird er nichts thun, was demjenigen, von dem er geliebet wird, missfällig und zuwider ist.“ Man hebet hieraus, daß die sinnliche Furcht mit der sinnlichen Liebe Gottes ungetrennlich vereinigt, und nicht die Quelle, sondern der Ausfluß und die Frucht derselben ist. Nachdem nun diese sinnliche Furcht von der begeisterten oder der erkenntlichen, oder der so genannten reinen und uninteressirten Liebe erzeugt, oder unterhalten wird, nach dem wird sie auch reiner und vollkommener seyn. Uebrigens kan man hierbey nachlesen den Herrn Jean la Placette in *Essais de Morale* Tom. II. p. m. 104. folg. wo von der Liebe Gottes, und Tom. IV. p. m. 217. folg. wo von der Furcht Gottes ausführlich gehandelt wird.

f. XXIII.

Wie wenig, oder gar nicht, kan doch das Verhalten eines geschickten Mannes, von einem andern
 Mann

Manne, eingesehen werden, der ohne Einsicht gehobren, und des Feld-Arbeiten erzoget ist? oder auch von einem jungen Menschen, dessen Verstand nicht ausgeschliffen und annehmlich eingerichtet ist? Sie können so viele Entwürfe, so viele in Ordnung gebrachte Absichten, so viele Anschläge und Wege, so verschiedene Unternehmungen, die alle ihr Object und ihren Endzweck haben, eine so große Bereitschaft und Fassung des Geistes, so leicht in unvermutheten Verfallensheiten, aus dem Stillsitzen zu antworten, und einen Entschluß zu nehmen, eine so große Herrschaft über sich selbst, eine so gute Vernunft, von entfernten Dingen zu urtheilen, eine so große Penetration und Scharfsinnigkeit, die Neigungen und Absichten derer menschlichen Herzen und Gemüther zu entdecken, und was man daher erwarten solle, zu entscheiden, die Vielheit der Leute, die durch verschiedene Wege an unser Interesse gebunden, und entweder durch Wohlthaten, oder durch Versprechungen, unterhalten werden; Alle diese Dinge, sage ich, können sie nicht begreifen, allen die schickt sich nur für einen solchen, der unter eben dem Climate gehobren, und auf gleiche Weise erzoget und abgerichtet ist. Unterdeß wollen gleichwohl die Menschen Gottes Verhalten begreifen, sie, die das Verhalten von ihnen gleichen nicht begreifen können.

§. XXIV.

Wenn die Menschen die Geheimnisse der Natur, z. E. was denen Gestirnen die Bewegung giebt, was die Ursache von der Ebbe und Fluth des Meeres ist, genau zu entdecken wüßten; so würde man es ihnen zu gute halten, daß sie sich unterfangen, die Geheimnisse

Schreiten Gottes zu entdecken, und seine Gerechtigkeit im Werke der Gnaden-Wahl zu ergründen.

§. XXV.

Könnte man denn nicht alle Streitigkeiten auf einmal endigen, durch ein offenes Bekenntniß von der * Schwäche des menschlichen Verstandes, welcher die Gerechtigkeit und Macht Gottes in der ** Gnaden-Wahl nicht zusammen zusammen kan, ob wir gleich von dem einen sowohl, als von dem andern, überzeugt seyn sollten?

* Nur daß die Schwäche des menschlichen Verstandes nicht so weit getrieben werde, daß sie in einem Speculativen hinaus schlaue; dererleichen nicht unendlich in dem sonst schönen Werke des Johann Locke: *Essai philosophique sur la science de l'Entendement humain* genannt, bey sehr großer Verkleinerung derer Kräfte menschlicher Vernunft, vertragen wird.

** Was das Werk der ewigen Errettung zum ewigen Leben anbetrifft, so ist wohl nicht zu läugnen, daß, wie bey andern Gnaden-Werken und Wohlthaten Gottes, also auch bey diesem, gar vieles dem menschlichen Verstande unbegreiflich sey. Wenn wir aber nur die Sache selbst, wie sie in der heiligen Schrift vorgestellt wird, ansehen und betrachten wollen, so werden wir in dieser Tiefe des göttlichen Rathes und Willens, so viel Licht antreffen, als beydes zur Rettung des Unschuld Gottes, als zur Befriedigung unser Gemüths, nöthig ist. Handelt Gott bey der Gnaden-Wahl gleicherdings willkürlich, so daß er nach eignen Wohlgefallen nur einige wenige zum Leben erretzte, die andern hingegen zur Verdammniß auserlehte, ohne hierbey auf der Menschen Verhalten und Verfassensart zu sehen, so würde weder seine Gütlichkeit und Wohlthat sicher stehen, noch der Befehl, er verhalte sich auch so gut, als er nur

nur immer laß und mag, getrieben durch sein Müssen.
 Nachdem aber die Errettung die Verfassung voraussetzt,
 und Gott, als die höchste Liebe und Güte, alle
 Menschen mit einer ganz unpartheiischen Erbarmung
 ansieht, und daher ihnen in sich allezeit freiliegen Gna-
 den: Deruf an alle ergötzen läßt; so kommt es nun dar-
 auf an, ob und wie der Mensch gegen solchen Deruf sich
 verhalte? Kommt er demselben gehörend an, und be-
 zeigt sich sonst demselben gemäß, so geht kein Weg zum
 Himmel, als zu dessen Durchläßigkeit er berufen ist, und
 wird also als ein Inseerwechter vor Gott angesehen. Laß
 auch, der solchen seinem Wandel nach Gottes Wort
 und Willen, freudig und getreulich fern, wie er denn, des
 heilsamen Lehrens der wahren Christenheit, seinen
 Deruf und Errettung seiner Seel immer höher machen
 muß. Nimmt aber der Mensch den Gnadens-Deruf
 entweder gar nicht, oder nicht recht an, so hat er auch
 nicht diejenige Beschaffenheit, die ein Inseerwechter ha-
 ben soll, und hat daher sein Verderben und Verdamm-
 niß niemand anders, als seine Sünd, zu verdanken, weil
 er, durch Verwerfung, oder Mißbrauch derer von Gott
 verordneten Heils-Mittel, sich selbst unwürdig achtet der
 ewigen Seligkeit. Diejenigen, die hietey bloß auf die
 göttliche Gnade, und auf das, was Gott nach seiner
 unumstößlichen Gewalt, thun oder lassen könne, oder
 bloß auf die göttliche Gnade und Erbarmung, sehen,
 und es daher Gott zur Last legen wollen, wenn nicht
 alle Menschen selig würden, da sie doch, durch die All-
 macht und Vorsehung Gottes, alle selig werden
 können und müssen, dieß wissen nicht, oder wollen
 nicht wissen, daß hietey auch die göttliche Wahrheit,
 Wahrheit, Gerechtigkeit, und Gerechtheit wie in An-
 schlag zu nehmen sey, und daß Gott nicht allmächtig thue,
 was er nach seiner unendlichen Gnade thun könnte,
 sondern was, nach Erheerung aller seiner heben Ge-
 genstände, und nach Beschaffenheit der Dasee, damit
 er es zu thun hat, sich thut, und das Heil d. Sel-
 400

chem nach hat man eben nicht Ursach, über den Articulus von der Gnaden-Wahl peinlich sich zu beunruhigen, noch in demselben, ohne Noth, viele und große Geheimnisse der göttlichen Rathschlüsse anzugeben, und so dann, mit unserm Auctor die Zuflucht zur Schwäche des menschlichen Verstandes zu nehmen, als wodurch die gute Sache Gottes, und seines Wortes, nicht wenig in Verdacht gezogen wird. Enug, daß uns so viel vom Gott hiervon geoffenbahret worden, als uns, zu unserer wahren Seligkeit, zu wissen nöthig ist.

§. XXVI.

Es werden immerdar, unter denen Gottes-Gelehrten, Streitigkeiten seyn. Sie sind so unvermeidlich, als die Kriege in denen Monarchien. Die Materien, welche man in der Schule tractiret, sind so frey und ungebunden, daß es schwer ist, Wörter zu finden, um die Idee, die man sich davon machet, auszudrucken und fest zu setzen; man läßt die Dinge, davon man redet, nur, so zu sagen, halb sehen, und muß sich noch dazu entlehnter Ausdrückungen bedienen. Zwo Personen haben einen, und eben denselben Begriff, und verschiedene Termini, oder Wörter, dadurch sie ihren Begriff anzeigen wollen, werfen sie in eine hartnäckigte Zänckerey hinein. Zum guten Glück sind die Haupt-Sachen fest bestimmt, das übrige ist denen Streitigkeiten derer Menschen überlassen worden.

Daher entstehen Logomachien, Streiche in die Luft, Verdrehungen der Worte, Verkehrungen und andere unfertige Handel mehr. Die Quelle solcher unnöthigen und oft bitteren Wort-Gezänke ist, nach unserm Auctoris Gedanken, diese: Es sind allemahl mehr Sachen, als Worte und

und Ausdrückungen. Daher kommt es, daß man zur Eröffnung seiner Gedanken nur allzuofters entlehnter und aus einem fremden Gebiete hergenommener Worte und Redens-Arten sich gebrauchen muß, wodurch denn vielmals ganz unvermerkt zugleich etwas fremdes in die auszudrückende Sache mit hinein gezogen wird. Unzählige Sachen sind vorhanden, die noch nicht an beständige durchgängig beliebte Worte angebunden sind. So sind denn auch unzählige Worte, mit welchen noch gar sehr unterschiedene, ofters ganz willkührliche, und noch nicht begreifen und jeden festgesetzte Begriffe verbunden werden. Wenn nun ihrer zweene oder mehrere zwar einerley Idee von einer Sache haben, aber nicht einerley Worte gebrauchen, damit sie die Sache ausdrücken, sondern die Worte des andern in einem ganz andern, und von dem andern sehr weit unterschiedenem Sinne und Verstande nehmen, da doch mit solchen Worten einerley und eben dieselbige Sache, auch in eben dem Verstande, ausgedrucket und angezeigt werden sollen; so kan es nicht fehlen, zumahl wenn so gleich zugesahren, und nicht erst des andern Sinn und Meinung in der Güte vernommen wird, daß nicht die hartnäckigsten Wort-Kriege entstehen sollten. Diejenigen aber, die so gar leicht in solche Wort-Gezänke eingehen, legen an den Tag, daß sie mehr Lust zu janken, als die Wahrheit zu untersuchen, haben. Verbi controversia, sagt Cicero von denen Griechen L. I. de Oratore p. m. 160. jam dudum torquet Græculos homines, contentiois cupidiores, quam veritatis.

§. XXVII.

Es ist eine große Wohlthat für uns, daß wir eine Religion haben, die unsere Zweifel zerstreuet, die die Unruhe unserer Einbildungen anhält und stiller, die unsere Gedanken und Begriffe bestimmet; wäre diß nicht, was für eine Menge mannigfaltiger

Hirn-Gespinnster würde sich nicht ein jedweder in den Kopf setzen? Und wie weit ist nicht der Menschen Phantasie und Einbildung gegangen, ehe man die Wahrheit erkannt hat?

§. XXVIII.

Die Religion benimmt uns nicht allein unsere Zweifel, was unser eignes Wesen, was unser Verhängniß, und was die recht großen Dinge anbetrifft; sondern die H. Schrift selbst entscheidet und bestimmt auch die unterschiedenen Meinungen von der besten und vollkommensten Beredsamkeit, sowohl durch ihre lebhafte und nette Einfältigkeit, welche mehr, denn alle Emphasis oder Nachdruck der Rede-Kunst, ans Herz schlägt, als durch ihre unverfälschte Aufrichtigkeit, die viel mächtiger ist zu überreden, als ganze Ströme derer Gedanken und Worte, welche nur Verwirrung hinter sich zurück lassen.

Augustinus, da er noch in denen Manichäischen Irthümern steckte, stieß sich gar sehr an der niedrigen und oft ganz einfältig lautenden Schreib-Art der H. Schrift, so daß er dieselbe gar tief unter des Ciceronis Beredsamkeit herunter setzte, ja nicht einmal so viel würdigen wollte, daß er sie mit dieser in eine Vergleichung gebracht hätte. Nachdem er aber ein Christ worden war, und die wahre Beschaffenheit der H. Schrift besser eingesehen hatte, so verwundert er in dem ungekünstelten Vortrage göttlichen Wortes die allergewaltigste Beredsamkeit, und in denen einfältigsten Redens-Arten lauter göttliche Kraft, und göttliche Weisheit, wie man hiervon sein eignes Gesandniß in seinen *libris Confessionum* hin und wieder lesen kan. Wie denn selbst Longinus, ein heydnischer Weltweise, der die Kunst, wohl und geschickt zu reden, in einer

beson-

besondern Schrift,orgetragen, in einem und dem andern
Menschen Ausdruck, der ganz schlecht und niedrig zu
seyn scheint, eine ganz besondere oratorische und göttliche
Majestät höchst anständige Höhe gefunden hat. Die H.
Schrift ist ein Buch für alle Menschen geschrieben. Da-
her sind nicht allein die darinnen geoffenbahrte Wahrhei-
ten, mit einer göttlichen überzeugenden Kraft, ausgerü-
stet, sondern es ist auch der äußerliche Vortrag in Worten
so weislich eingerichtet, daß er sich für alle Arten der Leute,
sie mögen scharfsinnig und gelehrt, oder ungelehrt und ein-
sältig seyn, schicket, und also die allervollkommenste Bered-
samkeit in sich faßt. Der Herr Abt Rosheim im Send-
Schreiben an einen vornehmen Mann über unterschied-
liche Dinge, welches dem zweyten Theile seiner heiligen
Reden angehängt ist, und darinnen es seine von einigen
in Anspruch genommene Schreib-Art vertheidiget, und
bey solcher Gelegenheit von dem Vortrage der H. Schrift,
und von der Beredsamkeit unsers Heilandes und seiner
Apostel, gedenket, schreibt p. 258. also: „Es ist keine
„Flauheit der Redner, keine Art des Andrucks, davon man
„nicht in der H. Schrift Exempel findet. Und wer Lust
„hat, eine Einleitung in die Beredsamkeit zu schreiben,
„und dieselbe mit lauter Stellen der Schrift zu erläu-
„tern, der wird seine Arbeit leicht fertig machen können.

§. XXIX.

Wenn diejenigen, die, durch das Werk ihrer
Vernunft, die Evidenz derer Religions-Wahrhei-
ten nicht entdecken können, doch nur zum wenigsten
Respect und Hochachtung gegen die Religion gewin-
nen möchten, wenn sie den Character derer, welche
dieselbige verachten oder bestreiten, gewahr werden!

Die Verächter und Bestreiter der Religion sind verro-
gene, unvernünftige, thörichte, im Grunde atheistische, im
Leben meistens lasterbaste, überhaupt abscheuliche

und recht Schändliche Leute. Das ist ihr eigentlicher Character. Wer nun an diesen unglückseligen Eigenschaften keinen Antheil haben, oder nehmen will, der muß ja wohl Gott und die Religion wenigstens in ihren Würden lassen, wenn er auch diese hochwichtige Wahrheiten nicht völlig annehmen und achterig anwenden will. Wer nicht mit mir ist, spricht unser Heiland, der zerstreuet, und wer nicht die schuldige Ehrerbienlichkeit gegen Gott und göttliche Religion bezeuget, wenn er auch schon nicht verächtlich davon reden, oder damider streiten sollte, der nimmt schon etwas von denen Eigenschaften und Characteren derer Religions-Verächter an sich. Die Unart derer Feinde der Wahrheit, und Tugend, soll billig Hochachtung und Liebe gegen diese beyde hochangelegene Dinge in allen denenjenigen erwecken, die an Gottlosigkeit und Bosheit ein Mißfallen tragen, wenn sie auch schon das Ehr- und Liebens-würdige Wesen der Wahrheit und Tugend noch nicht recht erkennen und verstehen sollten.

§. XXX.

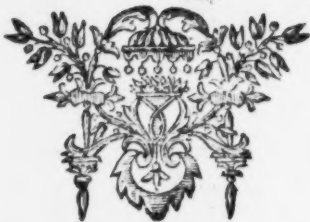
Ich habe öfters gewünscht, wann ich die Art und Weise, wie ein Prinz, oder General, den seiner Armee bedienet wird, den brennenden Eifer seiner Officiers, den Gehorsam derer Soldaten, und die beständige arbeitsame Munterkeit aller und jeder betrachte, ich habe, sag ich, in Betrachtung dessen, gewünscht, daß die Gerechtigkeit, durch Personen, die eben so genau an ihr Amt gebunden, vertraltet, und daß Gott durch solche Diener, die eben so wachsam, und denen Pflichten und Forderungen ihres Standes eben so ergeben wären, bedienet würde.

Selbst ein Soldat hält dieses für recht und billig. Wenn der heydnische Hauptmann zu Capernaum gegen dem

dem Herrn Christo sich also heraus löset: Ich bin ein Mensch, darzu der Obrigkeit unterthan, und habe unter mir Krieger-Knechte, noch wann ich sage zu einem, gehe hin, so gehet er, und zum andern, lehm her, so kommt er, und zu meinem Knecht, thue das, so thut ers: Matth. VIII, 9. So zeuget er ja unter andern hiermit an: Es sey nichts gerechter und billiger, als daß ein Diener seinem Herrn zu Gehorche siehe, und desselben Willen mit allem Eifer, Fleiß, und Gehorsam vollbringe. Er nennet Jesum einen Herrn. Herr, ist dir nicht werth, daß du unter mein Dach gehst. v. 8. und giebt mit dieser Benennung zu verstehen, daß er Jesum für den Herrn über alles, ja für Gott selbst erkenne und halte. Denn es war derselbe ein Krieger-Bedienter von dem damaligen Römischen Kayser Nerva. Von dem aber ist bekannt, daß er ausdrücklich verbot, man solle ihm den Titel eines Herrn nicht beylegen, wie denn selbigen allererst sein Nachfolger am Reich Caligula angenommen, und sich nicht allein einen Herrn, sondern so gar einen Gott nennen lassen. Da nun dieser Hauptmann Jesu den Ehren-Titel beylegte, den er seinem Kayser nicht einmal beylegen durfte, so erhellet daraus zur Gnüge, daß er ihn in seinem Herzen für höher, als den höchsten Monarchen in der Welt, ja für Gott selbst, gehalten habe. Und so preiset er denn gar nicht, daß wie er der Herr Jesus allen Dingen zu befehlen hätte, auch alles seinem Befehle willig und gern gehorsamen würde. Und freylich sollten demnach diejenigen, die, in einem besondern Verstande, Knechte und Diener Gottes sind und heißen, den Dienst ihres Herrn mit aller Wachsamkeit, Treue, und Eifer abwarten, wie man wohl sieht, daß ein irdischer Herr von seinen Bedienten also bedient wird. Wer wollte auch läugnen, daß nicht Gott noch hier und da solche wachsame, und getreue Diener haben sollte? Unzweifel als lange die Menschen mehr auf das Sichtbare, als auf das Unsichtbare setzen, so fehlt es auch

niemahls an solchen, die im Dienste des unsichtbaren Gottes sich ungleich schläfricher, als ein Officier und Soldat, in Ausrichtung derer Befehle seines Generals, bezeugen. Wie nun Herr de la Bruyere wünschet, daß es mit denen Dienern der Wahrheit und Gerechtigkeit bisfalls besser zustehen möge, so mache auch ich mit diesem herzlichsten Wunsche den Schluß: Gott heilige uns alle in seiner Wahrheit, sein Wort ist die Wahrheit. Amen!

SOLI DEO GLORIA!



Regi-

Register.

A aron und Moses ungleicher Art	pag. 373
Aberglaube was und woher er sey?	340
Anastasiu (Kaiser) zum Atheismo geneigt	24
Antigoni Sochzi Meynung vom Dienste Gottes	313
Epistel ihre Lehre Gottes Werk	49
ihre Leben heilig und unsträflich	53
Aristoteles ein starker Geist	295
Arme und Reiche neben einander	218
Atheist	
wer er ist	2
kann nicht tugendhaft seyn	20. 315
redet von Tugend und Laster	233
ein Monstrum	23
der größte Narr	294. 321
seine Aufführung	289
ein Materialist	68
machtet sich bereits hier unglücklich	56
bekenner, daß er übel dran sey	58. 304
spotter noch im Tode	322
im Tode anders Sinnes	15. 294
Atheisten ob es rechte gebe?	317
sind in Frankreich häufig	299
Atheistische ganze Völker ob es dergleichen giebt?	319
Atheismus ist nichts	4
desselben Quellen	7. 340
Athenagora Meynung von der Seele	92
Auge desselben Structur	159
beweiset die Existenz Gottes	160
B.	
Bayle urtheilt unrecht vom Glauben	345
Begriffe ob sie ganz rein sind?	84
B b 4	Bewr.

Register:

Bewegungs-Befehle führen auf Gott	70
Pontehoe Beweis von Gottes Existenz	78
Reise was es heisse	232
Reise in der Welt, siehe Sünde.	

E.

Epurnaiten sind Naturalisten	251
Cartesii Systema causl. : occasl.	78
Chantilly Lust-Schloß in Frankreich	95
Christenthum, siehe Religion.	
macht gute Unterthanen	41
hat zeitliche Vortheile	55
gebet aus Herz	366
macht allein glücklich	359
hat verschiedene Wirkungen	368
führt etwas sanftes und raubes	373
desselben Lehrer unterschiedener Art	373
Christen (erste) reden behutsam von Gott	330
Cicero urtheilet von der Unsterblichkeit der Seelen	291
auf seinem Tusculano	360
Claudianus zweifelt, ob ein Gott sey	175
Cliton ein Atheistischer Spötter	17
Collins ein Atheist	20
Contingenz der Welt	62. 117
Cosmus ein Atheist	17
Curiosität eine Tugend und ein Laster	46

D.

Deisten wer sie sind	2
Diagoras ein Atheist	171

E.

Ebbe und Fluth ein Geheimniß der Natur	263
Eltern Recht über die Kinder	228
Epicurus läugnet der Seelen geistliches Wesen	69
die Providenz Gottes	2
Erdfugel	101
Erfahrung (geistliche in Glaubens-Sachen)	376
Er,	

Register.

Erkenntniß unterschiedlich	153
von Gott unendlich	369
Esprits sorts wer sie sind	1. 5. 28. 289
Exempel verführen	254
wie weit sich darnach zu richten	255

F.

Feuer Probe der Unschuld	217
Für Sterne	105
Freiheit des Willens	180
Frei Geister verschiedener Art	40
Krumme in der Welt unglücklich	167
Furcht Gottes	377

G.

Gedächtniß Kraft ob sie Materie?	72
Gedanken nichts materielles	70
etwas unbegreifliches	271
darinnen nicht zu weit zu gehen	356
an Gott aufzuopfern	351
Geheimnisse selbst in der Natur	256
des Glaubens unumgänglich	28. 250
wornach zu beurtheilen	341
Gott anständig	53
scheuen das Licht nicht	331. 357
heidnische	331
Geist was er sey?	79
starker Geist	1. 5. 28. 289
Gelehrter sucht deutliche Erkenntniß	153
dessen Religion	340
Gerechtigkeit Gottes	211
Geschmack etwas unbegreifliches	272
Gesetze in der Welt nöthig	230
der Natur	231
bürgerliche	230
Gesellschaft menschliche	227
bürgerliche	229
Gift und giftige Thiere	147
Glaube	363

Register.

Glaube was er sey?	343
Glaubens-Kraft über die Vernunft	342
Glück was es sey und heiße?	179
derer Gottlosen in der Welt	167
Gnade Gottes beklussam davon zu reden	335
Gnaden-Wahl Lehre davon	382
Gott, daß kein Gott sey, ohnmöglich zu beweisen	22
daß er sey, liegt in der Natur	23
etwas unentbehrliches	27-8
Gottes Existenz bewiesen aus der Natur	60
aus der Natur der Seelen	76
aus der Zufälligkeit der Welt	60. 238
aus der Bewegung der Körper	113
aus denen Himmels-Körpern	109
aus denen kleinſten Würmern	124
aus dem Consens der Völker	13
aus der Ordnung in der Welt	225
aus der Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen	210
sinnreich bewiesen	207
ist vorthailhaft und tröstlich	309
Gott ein Geist	79
das höchste Gut	180
unbegreiflich	380
ewig	164
unermesslich	164
gerecht	22
ein Gott der Ordnung	224
unter dem Bilde eines Alten	354
nicht Urheber der Sünde	187
um sein Selbst willen zu lieben	310
derer Seinigen Lohn	343
lächet derer Gottlosen	323
Gottesdienst öffentlicher nöthig	351
derer Gottlosen	286
Gottlosen in der Welt glücklich	167
ibr Character	286
Großen in der Welt gegen Gott nichts	149

Register.

Großen in der Welt in Religions-Sachen vergloß	24
Gut, was es sey und heiße?	232

H.

Heuchler (politische)	38
hotten Gottes	40
Hiero will wissen, was Gott sey?	333
Himmels-Körper Beschaffenheit	100
ein Spiegel Gottes	132
ob sie bewohnt?	156
Hobbes (Thom.) Natur-Recht	235
ein Urtheil	241
sein Tod	303

I.

Iesus und Johannes ungleicher Art	374
Ioseph von seinen Brüdern verrathem	212
Irrthum in der Religion woher?	316
Isis der Egyptier	66

K.

Ketzerey Ursprung	356
in der Kirche nothwendig	338
Kinder Verhalten gegen die Eltern	228
Kirchen-Väter vertheidiget	30

L.

Latitudinarii	350
Lasten was es sey?	177
wird endlich doch gestraft?	210
Leben (zukünftiges) vermuthlich	94
Lehrer des Evangelii Beschaffenheit	373
Uneinigkeit	376
Leidnigens Satz des jur. Gr.	62
Systema harm. pract.	86
Lettres Juives & Cabh. was davon zu halten?	300
Liebe gegen Gott, Beschaffenheit	311
in Absicht auf die Furcht Gottes	377
Lohn,	

Registier.

Lohn, ob man um desselben willen Gott dienet?	309
Longinus erkennet in Moiss Schriften etwas Hohes	30
Lucilius ein Aheißt und Spötter	35
Lutherus und Melancthon ungleicher Art	374

M.

Mahler bilten Gott ab	354
Maomedes Religion Menschen-Werck	51
Materie kan nicht denken	69. 70. 74
was sie ist	70
derselben Subtilität	127
Mensch ihm selbst unbegreiflich	270
zur Unwahrheit geneigt	31
begierig zu leben	45
liebet sich selbst	135
ohnmächtig	149
Gottes Ebenbild	270
kan des andern nicht entbehren	221. 229
Menschwerdung des Sohnes Gottes nichts unmögliches	278
Milbe zeuget von Gott	124
Missions-Werck was davon zu halten?	42
Möglich was es sey?	268
Monden-Körper	102
ob er bewohnt?	136
Monstra weber?	145
Moses und Aaron ungleicher Art	373

N.

Natur allgemeine	64. 76
derselben Geheimnisse	256
Naturalist wer er ist?	3

O.

Obrigkeit Gottes Bild	41
in der Welt nöthig	230
Offenbarung in der heiligen Schrift	283
Ordnung ein Werck Gottes	224
Paulus der Apostel kein Betrüger	50
Pau-	

Register.

Paulus III. Papst Atheistisch gesinnt	23
Pharisäer starke Geister	256
Philosophus weiß vieles nicht	158
stellt Gott unvollkommen vor	354
heidnischer redet von Gott vorsichtiglich	333
ob sein Stand der glücklichste?	359
Philosophie Gebrauch und Mißbrauch	35
definiert	155
von Cicero gelobet	360
Plinius urtheilet von den Christen	54
auf seinem Land-Guthe	360
ob er ein Christ gewesen?	363
Politici Atheistische	18
fromme	18
Principium rationis suffic.	63
indiscernibilium	370
Providenz Gottes, siehe Gott.	
Pythagoræ Schüler müssen schweigen	332

R.

Rablais ein Atheist	17
Rationalisten	249
Recht des Stärkern	235
Rede von Gott behutsam	328
Reiche und Arme neben einander	218
Reisen in fremde Länder	11
Religion etwas nothwendiges	6
keine politische Erfindung	9
Christliche nicht ohne Geheimnisse	28
enthält hohes und niedriges	28
derselben Wahrheit	49
tröstet im Tode	307
auch im leiblichen nützlich	10
Gottes Werck	50
überzeuget von Gott	48
scheuet nicht das Licht	331
gehet ans Herz	360
macht alles glücklich	359
derselben Unterschied	369
	Relig.

Register.

Religiöſer Verächter zweyerley	248
Religiöſe Streitigkeiten wie zu führen	336. 337
wie zu endigen?	382
unvermeidlich	384
Republiken Urfprung	229
S.	
Sabbath von Gott eingeſetzt	351
Sadducaer ſtarke Geiſter	313
Saturni Höhe am Himmel	104
Sag des zureichenden Grundes	63
deſ nicht zu unterſcheidenden	370
Seher im Tode ſiederlich	16. 321
ſchrift. (heilige) von Gott eingegeben	34
ſtimmt mit der Vernunft	281
Seele der Menſchen keine Materie	67. 70
ein Geiſt	79
unſterblich	84. 246. 291
Natur unbekannt	92
Seelen der Thiere waſ ſie ſind?	80
Selbſt-Liebe natürlich	135. 310
Seneca glaubt die Unſterblichkeit der Seelen	292
Sicherheit bey der Chriſtlichen Religion	57
Simonides gefragt, waſ Gott ſey?	333
Sittlichkeit der Handlungen nichts willführliches	209
Sonderlinge Atheiſtiſche	12
Sonnen-Körpers Beſchaffenheit 101. unbegreiflich	258
Spener (Phil. Jac.) zeigt von einem Atheiſten	57
beweiſet, daß ein Gott ſey, aus der Zufälligkeit der	
Welt	64. 238
ſchließt aus dem principio rationis ſufficientis	238
beweiſet, daß die Seele unſterblich ſey	246
Spinoza (Ben.) ein Atheiſt	20. 316
dem Linſohn nach tugendhaft	ibid.
ſeine allgemeine Natur	65
ſein Recht der Natur	233
ſein Tod	299
Sternen des Himmels	105
Stoiſche Unempfindlichkeit waſ ſie ſey?	299
Sünde	

Register.

Sünde derselben Ursprung	187.	Fall	197.	Zulassung	194
kleine auch Sünde					358
Systema causl. occalt.		System, harm. præst.		Syst. influxus	
					78. 85. 86
Systema Ptolomæi,		Copernici,		Tychonis de Brahe	109

I.

Tag des Herrn zu heiligen			351
Thiere, ihre Seele 80.	haben keine Freyheit		189
Thiere kleine 129.	ein Beweis der Allmacht Gottes		367
giftige			147
Tod etwas wichtiges 17.	damit nicht zu spotten 17.	nach	
demselben neugierig seyn 45.	Zustand nach demselben		46
etwas fürchterliches 295.	Trost darwider		305
Traum ein bedenklicher			214
Tugend (wahre) findet bey dem Aesfeissen nicht statt			20
machet noch hier glücklich 55.	was sie ist?		177
derer Weltgesinnten			350

B.

Vacuum ob es in der Natur sey?			115
Vater-Mörder wird endlich offenbar			216
Vernunft eine Gabe Gottes 249. 281.	nicht mißzubrauchen 251.	beym Glauben	342
Unglaube			248
Ungleichheit in der Welt			218. 224
Unglück derer Frommen 167.	was es heisse?		179
Unmöglichkeit was sie sey?			268
Unordnung in der Welt nicht wider Gott			146
Untertanen			232
Unsterblichkeit der Seelen			82. 84
Unschuld kommt endlich an den Tag			213
Unwissenheit eine Quelle der Aesfeisterey			19
Vorsehung Gottes erwiesen			220
Ursprung der Sünde			187

W.

Wahrheit etwas ewiges 209.	durch Widerspruch befestiget 338.	hat verschiedene Quellen 240.	vielen zuwider
			346
			Welt

Register.

Welt aus derselben Gott zu erkennen 60.	derselben Zufälligkeit 62. 117.	ob sie ewig? 118.	zeigt den Werkmeister 97.	um der Menschen willen 190.	für den Menschen zu geringe 134.	Gottes Eigenthum und Werk 193	das Böse in der Welt 145.	ob diese die beste? 202.	zwo Welten in was für Verstände 44
Weltweisheit siehe Philosophie.									
Wind desselben Beschaffenheit									259
Wolff (Christian) ob er ein Atheist 88.	eifert für die Ehre Gottes 138.	beschreibt die Weltweisheit 155.	urtheilt von der Mannigfaltigkeit derer Begriffe von Gott 369						
Wunderwerke was sie sind 276.	zu was Ende sie geschehen 253.	in welchem Falle sie Gott thut							147
Zufälligkeit der Welt									62. 117
Zufriedenheit des Gemüths worinn sie besteht									179
wo zu suchen?									7
Zulassung des Bösen									194

Druckfehler welche, weil man die Correctur nicht selbst versehen können, mit eingeschlichen sind:

Pag. 18. lin. 22. an statt indeß ließ: ja daß p. 29. lin. 31. der doch ließ da doch p. 30. lin. 8. *noch* ~~das~~ ließ *noch* ~~das~~ p. 34. l. 3. in Wahrheit die l. in der Wahrheit der p. 58. l. 33. fehle l. fehlet p. 58. l. 36. sey l. seyn p. 68. l. 21. so gleich l. obgleich p. 70. lin. 18. ja l. je p. 94. lin. 24. Wirkung l. Vereinigung p. 103. l. 13. Nun l. Um p. 112. l. 14 ist das Wörtgen uns überflüssig p. 115. lin. 22. viel l. keine p. 121. lin. 6. jederzeit l. in der Zeit p. 128. lin. 32. stet l. Gottes p. 162. l. 22. habel. hat p. 163. l. 16. ja und seilen l. je zu seilen p. 183. l. 1. vergnügliche l. vergänglich p. 237. l. 8. diesem l. dieser p. 246. l. ult. et l. est p. 268. l. 6. enthalten l. enthält p. 275. l. 14. fehlen die Worte: mit Grunde nicht ge- zweifelt werden kan p. 345. l. 29. Verstellung l. Vorstellung.



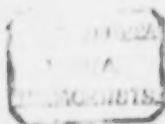


Amor Progenis — die fächert. Knechte ?

La Brûpère's
Sittengemälde.

Für
die Deutschen.

Leipzig
in der Beyerschen Buchhandlung
1790.



Seiner

Wohlgebohrnen Herrlichkeit

Herrn

Christoph Heinrich Vesserer

von und zu Thalkingen auch Hausen,

Bürgermeister u.

der Reichsstadt Ulm

eherbietigst und gehorsamst zugeeignet.



Vorrede.

Es sollte mir lieb thun, wenn man diese Arbeit den armen Bedrückten, die jetzt täglich wie Fische sterben, an die Seite setzen wollte — nicht sowohl meiner wegen, sondern vielmehr des trübsamen Drücker wegen, der gewiß viele Jahre bedachtete und dachte, ehe er sein Buch zur Welt brachte. So lange Pope's Waisenkinder nicht sieht:

The proper Study of Mankind — is Man,
so lange verdient Drücker's Sitzungsmitthe von Gelehrten und Ungelahrten gelesen und betrachtet zu werden. Der Mann müste das Wissen und Leben der Menschen in den

verschiedensten Tagen und Verhältnissen mit den treffendsten Farben; nicht oberflächliche Beobachtungen, in einem leeren Wortgepränge eingehüllt, sind, mit denen er die Damen auf dem Sopha, und den Stutzer in einer müßigen Stunde amüsiren wollte, sondern reife, durchdachte, auf langes Menschenstudium gegründete Bäume. So kurz und präcis entworfen, daß der Geist Stoff genug findet, weiter darüber nachzudenken. Ich glaube, Voltaire sagt ganz richtig von dieſem Buche *): On peut compter parmi les productions d'un genre unique les *Cavalleres de la Bruyere*. Un style rapide, concis, nerveux, des expressions pittoresques, un usage tout nouveau de la langue, mais qui n'en blesse pas les règles, frappèrent le public; et les allusions qu'on y trouvait en foule achevèrent le succès. Ce livre baissa dans l'esprit des hommes, quand une génération entière, attaquée dans l'ouvrage fut passée. Cependant, comme il y a des choses de tous les temps et de tous les lieux, il est à croire, qu'il ne sera jamais oublié.

*) Siecle de Louis XIV. T. II. nach der Thurneyserschen Ausgabe Seite 259.

Es sollte mir nicht schwer werden, manchem großen und kleinen Gelehrten zu zeigen, daß er einen Theil seiner Weisheit, mit der er sich vor dem Publikum rühmt, so ungeschicklich stellte, und auf die er sich so viel zu Gute that, aus Bräpeters uralten Fundgrube schöpfte, und sie dem Publikum aufstischte, so wie er's da vorfand, ohne es erst vorher bei sich so recht in succum et sanguinem zu verticen. Aber exempla sunt odiosa, deswegen mag's jezt auf sich beruhen; ich werde aber den Beweis nicht schuldig bleiben, wenn er von mir gefordert wird.

Manche der Schilderungen Bräpeters sind freilich auf unsere Zeiten nicht mehr passend; sie hatten eine individuelle Beziehung, die wir nicht mehr wissen. Aber die meisten können doch auch größtentheils auf unsere Zeiten angewandt werden. Denn wenn sich gleich Tugend und Laster in einem Zeitalter anders zeigen als in dem andern, und jedes Decennium seine eigenen Modetugenden und Modelaster hat, so ist der Grundstoff derselben doch immer der nämliche, und nur die Verzierungen — das Aufserwesentliche — hat sich geändert. Das letztere nun hab' ich entweder ganz weggelassen, oder so geformt, daß es unsern

heutigen Sitten und Gewohnheiten anpaßt. Nichts was nur den Franzmann interessiert, habe ich beibehalten, sondern ich versuchte das Buch in ein deutsches Nationalprodukt umzuschaffen. Ein schweres Unternehmen, das vielleicht einen zweiten Brägere erfordert, und bei uns um so schwerer, da Deutschland die Einheit in Sitten und Charakteren nicht hat, die bei den Franzosen bei aller Mannigfaltigkeit so sichtbar ist. Wir haben kein Paris, das den Ton angiebt, und Dank sei es dem Genius Deutschlands, daß wir keines haben! —

Da ich den Brägere nicht für den eigentlichen Gelehrten bearbeitete, sondern ein angenehmes und nützlichcs Lesebuch für die gesitteten Stände liefern wollte, so blieb nach diesem Plane alles bloß trockene, nicht allgemein interessante Raisonnement, alle die Reflexionen, die nur den Gelehrten interessieren, kurz, was nicht möglichst allgemeines Interesse hat, weg. Nach diesem Plane blieb wenigstens die Hälfte vom la Brägere unberührt, ich denke aber, das Publikum, für das ich arbeitete, hat dabei nichts verloren, sondern vielmehr gewonnen. Nicht viele Bogen zu füllen, sondern das lesende Publikum angenehm und nützlich zu unter-

halten, war meine Absicht, und Kenner
mögen entscheiden, ob ich ihr treu geblie-
ben bin.

Außer mehreren einzelnen Schätzen; die
in Wochenschriften, Reisebüchern u. von
Brüdere übersetzt stehen, kenne ich nur eine
vollständige Uebersetzung desselben. Sie kam
zuerst im Jahre 1754. unter dem Titel:
Theophrasts Kennzeichen der Sit-
ten. Nebst des Herrn Johann
de la Brûlere moralischen Ab-
bildungen der Sitten dieser Zeit
heraus, und wurde 1772. ohne alle Ver-
besserungen neu aufgelegt. Nach Ueber-
sehung sollte ich nun auf diese Uebersetzung
weidlich loschimpfen, und ihr alles Ver-
dienst absprechen. Aber nein! mit Dank
gestehe ich, daß mein Vorgänger mir man-
chen guten Wink gegeben habe, wenn auch
gleich seine Uebersetzung jetzt nicht mehr viel
taugt, weil es ihr an Feinheit, Politur,
kurzer und treffender Darstellung des Sin-
nes fehlt. Auch war es gewiß kein glück-
licher Gedanke, den la Brûlere ganz zu
übersetzen, nicht nur alle seine Schilderun-
gen und Reflexionen, sondern auch den von
ihm übersetzten Theophrast, von dem wir
doch die griechische Urschrift haben. —

Man habe ich Dir das nothwendigste
 gesagt, lieber Leser, und wünsche nichts mehr,
 als daß meine Arbeit deine Menschenkennt-
 niß vermehren, und dich angenehm unter-
 halten möge. Im May des Jahres 1789.

E. B.

Vom Frauenzimmer.

Etsahe, daß viele Frauenzimmer ihrem wahren Vortheil so sehr verfahren! Eine künstliche Größe ist ihnen alles: Geschickte Bedienung der Augen, abgemessenes Kopfstreben, ein reizender Gang — das sind alle ihre Vorzüge. Ihr Witz blendet, aber man schätzt ihn nur, weil er nicht tief eindringt. Andere sind groß durch Einfalt und Naiveté. Bewegung und Gang hat an dieser Größe keinen Antheil. Sie thronen im Herzen, und ist gleichsam eine Folge ihrer hohen Geburt. Das Verdienst dieser Frauenzimmer bedauert nicht, aber es ruht auf festen Grundeln. Tausend Tugenden sind seine Geleite, die die Hölle mit all ihrer Bosheit nicht bedecken kann; sie entziehen ihr, und zeigen sich jedem, der Augen hat.

Ich hörte den Wunsch, ein Mädchen — aber ein recht schönes Mädchen — zu seyn, vom vierzehnten bis ins zwanzigste Jahr, und dann — ein Mann.

Mädchen! Ihr wißt nicht, was eine glückliche Natur vermag, und wie viel besser es wäre

re, wenn ihr damit zufrieden wäret. Durch affectirte Sitten, und die Nachahmung übergeählter Muster, verderbt ihr dieses seltene und zerbrechliche Geschenke des Himmels. Eure Stimme und euer Gang sind entlehnt; alles ist abgemessen und geziert, und ihr betrachtet euch im Spiegel, um zu sehen, ob ihr auch alles, was euch natürlich war, weit genug weggeschafft habt. Wahrlich es kostet euch viele Mühe, bis ihr weniger gefallen.

Wer auf den Ball geht, verkleidet sich, giebt sich aber nicht für das aus, was er zu seyn scheint, sondern will nur jetzt verborgener bleiben. Aber Ihr Puz und Ihre Schminke, meine Damen, die sollen nicht mit sehenden Augen hintergehen? ich soll Sie — der Wahrheit zum Trost — nach dem äußern Schein beurtheilen? — Wahrlich Puz und Schminke sind eine Lüge.

Vom Fuß bis zum Kopfe — aber die Coiffure ausgenommen — muß man ein Frauenzimmer beurtheilen, so wie man einen Fitch zwischen Kopf und Schwanz mißt.

Wollen Sie, meine Damen, nur in Ihren eigenen Augen schön seyn, und nur sich selbst gefallen, so mögen Sie immerhin in Ihren Verschönerungsmitteln, in Puz und Anzug, ganz Ihrem eignen Geschmacks und Ihrem eignen Eigensinns folgen: Wollen Sie aber die Herzen der Männer dadurch gewinnen, schmin-

ken und bemalen Sie sich denen zu lieb: o so kann ich Ihnen im Namen aller, oder doch der meisten Männer — ich habe die Stimmen gesammelt — sagen: Weiß und roth macht Sie widerlich und abscheulich, meine Damen; roth allein verstellte Sie, und — macht Sie alt; Bleiweiß auf dem Gesichte mißfällt uns eben so sehr, als falsche Zähne im Munde, und Wachsfageln auf den Kinntbacken. Wir protestiren also in allem Ernst gegen alle die Künsteleien, die Sie häßlich machen, und die oft nur noch das einzige und untrügliche Mittel sind, uns Männer aus Ihren Schlingen zu ziehen.

Wären die Frauenzimmer von Natur so, als sie sich durch Kunst machen, würden sie in einem Augenblicke ihre frische blühende Farbe verlieren, und wäre ihr Gesicht von Natur so roth und bleiweiß, als sie es durch Schminke machen, — gewiß sie wären untröstlich.

Die Coquette will immer gefallen, und glaubt zeit Lebens schön zu seyn. Zeit und Jahre, denkt sie, machen nur andere Frauenzimmer alt und häßlich, wenigstens vergißt sie, daß das Alter auf ihrem Gesichte geschrieben steht. Eben der Puh, der ihre Jugendschönheit erhob, entstellte endlich ihre Person, und setzt die Gebrechen ihres Alters in das klarste Licht. Zärtlichkeit und Ziererei verläßt sie bei Unpäßlichkeiten, ja im Fieber selbst nicht: Sie stirbt gepuht und in bunten Bändern.

Christine — die Colette von vierzig Jahren — hört sagen, für eine Frau von wenigstens vierzig Jahren schicke sich jugendlicher Putz gar nicht mehr. Vollkommen wahr, sagt sie, aber — ihre Jahre haben nicht zwölf Monate, und ihr Alter kommt nie. Wenigstens glaube sie es, und während sie vor dem Spiegel steht, die Schminke und Schönheitsplasterchen auflegt, denke sie, für ein gewisses Alter schicke es sich doch nicht mehr, jung zu thun, und Clarissen machen ihre Schönheitsplasterchen und ihre Schminke wirklich lächerlich.

Erwartet ein Frauenzimmer ihren Geliebten, so putzt sie sich: überfällt er sie aber, so vergißt sie Putz und Anzug, denn sie sieht nicht mehr auf sich. Kommt aber ein Gleichgültiger, so hat sie mehr Mühe, sie bemerkt ihre Unordnung, zieht sich in dessen Gegenwart an, oder verschwindet auf einen Augenblick, und kommt gepuht zurück.

Ein schönes Gesicht ist der schönste Anblick, und die Stimme der Geliebten der reizendste Wohlklang.

Es giebt Frauenzimmer, die so außerordentlich schön sind, und so viele Vorzüge besitzen, daß man schon zufrieden ist, wenn man sie nur sieht, und mit ihnen sprechen kann.

Leicht entschlüpfen einem Mädchen gewisse Kleinigkeiten, die viel zur Ueberzeugung beitragen, und dem Manne sehr schmeichehaft sind.

Est

Selten aber entschlüpfte dem Manne so etwas: seine Schmeicheleien sind freiwillig: er spricht, handelt, ist eifrig, aber überzeugt weniger.

Schön und eigensinnig — das ist bei Frauenzimmern nicht selten beisammen. Der Eigensinn eines Frauenzimmers hat schon manchen Mann geirrt, den ihre Schönheit Zeitweis in Fesseln gehalten hätte.

Viele Mädchen glauben ihre Liebhaber weit fester an sich zu knüpfen, wenn sie ihnen gewisse Freiheiten erlauben; aber dies gerade ist es, wodurch schon mancher liebetrunkene Jüngling genesen ist.

Die Schöne, die nur einen Anfänger hat, glaubt nicht eckel: die aber, die viele hat, glaubt nur eckel zu sein.

Euschen hängt mit Leib und Seele an ihrem Geliebten, und nur an ihm allein, um ja nicht für eckel gehalten zu werden. — Schade daß man sie wegen ihrer schlechten Wahl überall für eine Thörin hält.

Wenig Galanterien oder Liebesverbindungen bleiben verborgen: mancher Frau kennt man eben so gut nach den Namen ihrer Liebhaber, als nach dem Namen ihres Mannes.

Ein galantes Frauenzimmer will geliebt sein, eine Coquette ist zufrieden, wenn man sie nur liebenswürdig und schön findet. Jene sucht den Mann an sich zu ziehen, diese ist zufrieden, wenn sie ihm gefällt. Jene fällt von einer
 Witzgeiz. D

Verbindung auf die andere: diese unterhält mehr Bekanntschaften auf einmal. Bei jener herrscht Leidenschaft und Vergnügen, bei dieser Eitelkeit und Leichtsin. Die Galanterie ist eine Schwachheit des Herzens, oder ein Temperamentsfehler: die Coquetterie entspringt aus einer Unordnung des Verstandes. Ein galantes Frauenzimmer macht sich fürchtbar, und eine Colette verhaßt.

Schwach nennt die Welt die Schöne, der man einen Fehler vorwerfen kann, den sie sich schon selbst vorwirft; deren Herz den Verstand überwältigt; die gern gesund sein möchte, aber es nie, oder doch nur sehr spät werden wird.

Das unbeständige Mädchen
liebt nicht mehr,

Die Leichtsinnige
liebt schon den zweiten,

Die Flatterhafte
weiß nicht, ob und wen sie liebt,

Die Gleichgültige
liebt gar nicht.

Die Treulose ist eine Betrügerin, die mit Worten spielt, und Schwüre und Versprechungen eben so leicht bricht, als sie sie da, wo sie für nöthig hält, ohne Bedenken anwendet.

Auch die Treulosigkeit der Frauenzimmer hat ihren Nutzen, — der Mann geneßt dadurch von seiner Eifersucht.

Gewisse Frauenzimmer müssen ihr ganzes Leben hindurch zwei Verbindungen unterhalten, die schwer zu brechen, und zu verbergen sind: der einen fehlt der Contract, der andern nur das Herz.

Seht doch die junge schöne Dame, wie stolz ihr Fuß die Erde betritt, und wie ihr Blick alles, was sie umgiebt, verkleinert und herabwürdigt. Gewiß! nur ein Held kann einmal ihr Herz fesseln! — Aber seht ihr nicht die kleine, verstandlose Mißgeburt neben ihr? — Das ist ihr Liebhaber.

Der Anwurf des Hofes ist bei den Frauenzimmern in der Stadt wohlgeleitet und hoch geschätzt. Hier ist ein solcher verworfener Hofemann auf dem Kampfplatze, wo ihm alles weichen muß; der Senator mit der Stütze verückt und der steifen Halsbinde, und der Bürger im Degen; alle flieht er aus, und ist — Hahn im Korb. Ihn hört man, ihn liebt man. Aber wer sollte auch länger als einem Augenblick einem Manne widerstehen können, der mit einer goldenen Scherbe und weißem Feder geschmückt ist, und der noch überdies mit dem König spricht, und die Minister steht? Alles ist auf ihn eifersüchtig; man bewundert und beneidet ihn, und vier Meilen von hier erregt er Mitleiden.

Was den Stadtdamen der Hofmann ist, das ist dem Landmädchen der Stadter.

Herr von Cisso ist eitel, unbesonnen, der erste Schwärzer, und der ärmlichste Spaßmacher. Von sich spricht er voll Zuversicht, und von andern mit Verachtung; er ist ungestüm, trotzig, kühn, ohne Sitten, Rechtschaffenheit und Beuretheilungskraft, und hat eine zügellose Imagination. Schade daß ihm eine gute Bildung und schöne Larve fehlt, gewiß würden ihn dann viele Frauenzimmer anbeten.

Ist hypochondrische Grille, oder die Vorsicht, das Geheimniß desto besser zu bewahren, daß diese Dame ihren Lakaien, eine andere ihren Beichtvater, und eine dritte ihren Arzt liebt?

Für die Welt dame ist ein Gärtner nicht mehr und nicht weniger als ein Gärtner, und ein Maurer ebenfalls nur ein Maurer, das heißt, ein Mensch, der weit unter ihr steht, und mit dem sie kaum von einem Adam abstammen möchte. Nicht so aber die eingezogene Dame, die denkt toleranter, und sagt: er ist doch ein Mensch, und hat auch Fleisch und Blut &c. — Wahrlich! wer die Versuchung fürchtet, kann leicht dorein fallen.

Zuweilen fallen gewisse Menschen, besonders aber Frauenzimmer mit leidenschaftlicher Hitze aufs Beten. Dies scheint die Schwachheit eines gewissen Alters, oder eine Mode, der man folgen muß, zu sein. Ehemals berechneten sie eine Woche nach den Spiel-Comödien-Com-

ceet: Ball- und Feiertagen. Montags verlohren sie ihr Geld bei Yminen. Dienstags ihre Zeit bei Klimenen, und Mittwochs ihren guten Namen bei Cellimenen. Sie wußten schon den Abend vorher, was sie morgen und übermorgen für Vergnügen haben würden, und bedauerten nur, daß sie nicht alles Vergnügen auf einen Tag genießen konnten. Dief war damals ihre größte Sorge, und die einzige Ursache ihrer Zerstreuung; und wenn sie in der Oper waren, so bedauerten sie die Comddie. — Andere Zeiten, andere Sitten. Sie übertreiben nun die Errenge und Eingezogenheit. Sie öfnen die Augen nicht, die sie doch zum Seh haben, sie gebrauchen ihre Sinne nicht mehr, und, unglaublich! sie sprechen wenig. Sie denken noch recht gut von sich selbst, aber desto schlimmer von andern. Sie suchen es einander in der Tugend und Belehrungslust zuvor zu thun, und sind darauf eifersüchtig. Eben so wie sie es bei der Lebensart machten, die sie aus Völlris oder Ueberdruß verlassen haben, suchen sie sich jetzt den Vorrang streitig zu machen. Ehemals verloron sie sich in Wollust und Ausschweifungen, jetzt in Stolz und Haß. Ehemals waren sie lustig, jetzt aber sind sie, traurig.

Eine Frau ist sehr leicht zu regieren, wenn der Mann es anders geschieht anzuordnen weiß. Ja, ein einziger kann wohl mehrere befehlen: er

bildet ihren Verstand und ihr Gedächtniß, ordnet ihre Religionsbegriffe, und unternimmt es sogar, ihrem Herzen Gesetze vorzuschreiben. Sie billigen und mißbilligen, loben und tadeln erst dann wann sie ein Gesicht und seine Augen um Rath gefragt haben. Sie sind ihm ganz ergeben, und erzählen ihm ihre Freude und Verdruß, ihre Begierde und Eifersucht, ihren Haß und ihre Liebe; auf seinen Rath brechen sie mit ihren Geliebten, zanken oder versöhnen sich mit ihren Männern, und die Zwischenzeit wendet er zu seinem Vortheil an. Er besorgt ihre Geschäfte, betreibt ihre Proceßse und geht zu ihren Richtern; er giebt ihnen seinen Arzt, seinen Kaufmann und seine Handwerkerleute; er besorgt Wohnung, Hausgeräthe und Bediente; er fährt mit ihnen in der Kutsche spazieren; er sitzt in der Kirche in ihrem Stuhle, und im Schauspiel in ihrer Loge. Er giebt mit ihnen Besuche, begleitet sie ins Bad und auf Reisen, und auf ihren Landgütern werden ihm die bequemsten Zimmer eingeräumt. Er wird alt, ohne etwas von seinem Ansehen zu verlieren. Ein wenig Verstand und viele Zeit, die er zu verlieren hat; sind hinreichend, ihn darinn zu erhalten. Kinder, Erben, Schwiegertochter, Nichte, Bediente — alles hängt von ihm ab: er brachte es so weit, dadurch, daß er sich erst Hochachtung, und dann Furcht verschaffte. Dieser so alte und nothwendige Freund stirbt, ohne

daß man ihn beweint, und zehen Frauenzimmers, deren Tyrann er war, erben durch seinen Tod die Freiheit.

Heurathe ich eine geizige Frau, so wird sie mich nicht in Armuth kürzen; eine Spielerin, so kann sie mich reich; eine Gelehrte, so kann sie mich verständiger machen; eine Spröde, so wird sie nicht zu hitzig sein; eine Zornige, so wird sie meine Gedult üben; eine Kokette, so wird sie mir gefallen wollen; eine Galante, so ist sie vielleicht so galant, mich zu lieben; eine Scheinheilige — — ach! was kann ich doch von der erwarten, die Gott zu betrügen sucht, und sich selbst betrüge?

Nicht immer gelingt es, eine ausgelassene Aufführung mit dem Mantel der Sittsamkeit zu bedecken. Werken Sie das, meine Damen. Zuweilen macht man Uebel dadurch nur noch ärger, und wenn man die Rolle auch immer ganz vortreflich gespielt hätte, und der Zuschauer sieht nur einmal hinter die Coulisse, so heißt's, und das ist noch sehr gelinde: man hätte die Dame für eine Vestalin halten sollen.

Hat ein Frauenzimmer Umgang mit Personen, die nicht ihres Charakters sind, und schreibe man diesen Umgang, bei aller Neigung zu schiefen Erklärungen, einer ganz andern Ursache, als der Ähnlichkeit der Gesinnungen an, so ist das der offenbarste Beweis, daß dieses

Frauenzimmer in einem sehr guten Rufe und Ansehen steht.

Warum mißt man den Männern die Schuld bei, daß die Frauenzimmer nicht gelehrt sind? Durch was für Geetze, Befehle, Verordnungen ist ihnen verboten worden, die Augen zu öffnen und zu lesen? das, was sie gelesen haben, zu behalten, und davon vernünftigen Gebrauch zu machen? Haben sie nicht vielmehr sich selbst in den Besitz, nichts zu wissen, gesetzt? Entweder wegen ihrer schwächlichen Leibesbeschaffenheit, oder wegen der Trägheit ihres Geistes; oder wegen der Sorge für ihre Schönheit, oder wegen einer gewissen Leichtsinigkeit, die sie verhindert, einem langen Studieren nachzuhängen; oder wegen ihrer Neigung und Geschicklichkeit zu Handarbeiten, oder wegen der Zerstreuung, die die häuslichen Geschäfte veranlassen; oder wegen des natürlichen Widerwillens gegen ernsthafte und mühsame Dinge; oder wegen einer Neugierde, die ganz verschieden von der ist, die den Geist befriedigt; oder weil sie an ganz andern Dingen Geschmack finden, als ihr Verstandniß in Übung zu erhalten. Mögen aber die Männer an der Unwissenheit der Frauenzimmer immer Ursache sein, so sind sie doch glücklich, daß sie die Frauenzimmer, die ihnen in so manchen Stücken überlegen sind, hierinn überreffen.

Die Prüde will, ich soll mich mit ihrem Anblick und ihren Worten begnügen, die kluge Dame aber belohnt mich mit einer vernünftigen Unterredung und Aufführung: jene folgt ihrer Laune und ihrem Temperament, diese aber der Vernunft und ihrem Herzen: die eine ist ernsthaft und starrköpfig, die andere aber an jedem Orte gerade das, was sie sein soll. Die erstere verbirgt ihre Schwächen unter einem äußern scheinbaren Ansehen, diese aber verhält tiefe Einsichten unter einem freien und natürlichen Wesen. Die Sprödigkeit martirt den Verstand, und kann weder Alter noch Fähigkeit verbergen, sondern zeugt öfters von Töden. Die Weisheit hingegen bedeckt die Mängel des Körpers, adelt den Verstand, macht die Jugend reizender, und die Schönheit gefährlicher.

Eine gelehrte Frau betrachtet man wie ein künstliches Gewehr, es ist fein gearbeitet, gut polirt, und überhaupt sehr fleißig gemacht: es ist ein Cabinerstück, das man den Neugierigen zeigt, das aber weder im Kriege, noch auf der Jagd, noch zum täglichen Gebrauche taugt, so wenig als ein schulgerechtes Pferd, wenn es auch noch so gut zugeritten ist.

Es ist fast mehr als nur schwer, der Freund zweier Frauenzimmer zu sein, die nicht mehr Freundinnen sind, wegen sie auch wegen einer Sache mit einander gebrochen haben, an der

wir gar keinen Theil haben: oft muß man eine wählen, oder beide verlieren.

Gewisse Frauenzimmer lieben ihr Geld mehr als ihre Freunde, und ihre Liebhaber mehr als ihr Geld.

Nichts ist unerträglicher und abscheulicher als ein Weib, in der Eitelkeit und Spiellust den Keim zur Männerliebe erstickt hat: solche Weiber sehen die Keuschheit des Mannes keiner Gefahr aus, denn sie haben von ihrem Geschlechte nur die Kleidung.

Die wenigsten Frauenzimmer haben Grundzüge; sie richten sich nach ihrem Herzen, und ihre Sitten bestimmt ihr Liebhaber.

Die Frauenzimmer lieben länger und stärker als die Männer: aber die letztern schließen dauerndere Freundschaften.

Die Männer sind Ursache, daß die Frauenzimmer sich nicht lieben.

Es ist gefährlich, jemand nachzuäffen. Eine, die längst über die Jugendjahre hinaus ist, will ein junges Mädchen lächerlich darstellen, aber wahrlich, sie wird dadurch selbst so umgestaltet, daß ich sie fürchte. Ihre Verderbungen und Grimassen machen sie so abscheulich, daß die ganze Person, der sie nachahmt, immer mehr in meinen Augen gewinnt.

Männer verwahren anvertraute Geheimnisse treuer, als ihre eigenen: bey Frauenzimmern

oder sind 'keine Geheimnisse besser verwahrt, als ihre eigenen.

Auch sogar die reichsten Mädchen müssen den Zeiten wählen. Lassen sie die ersten Gelegenheiten ungenutzt entschlipfen, so bereiten sie sich gewöhnlich eine lange Reue. Mit ihrer Schönheit verliert sich auch der Werth, den man auf ihr Vermögen setzt. Ein junges Mädchen aber begünstigt alles, auch sogar die Meinung der Mannspersonen, die ihr gerne alle die Vortheile zuschreiben, wodurch sie noch mehr schätzwürdiger wird.

Schöne Mädchen sind der Gefahr ausgesetzt, ihre mißhandelten Liebhaber durch ungestaltete, alte oder unwürdige Ehemänner zu ersetzen.

Die meisten Frauenzimmer laurtheilen das Verdienst und das gute Aussehen eines Mannes, nach dem Eindrucke, den er auf sie machte, und der, für den sie nichts empfinden, hat weder Verdienst noch Schönheit.

Wenn der Mann nicht weiß, ob er sich verändert, und alt zu werden anfängt, so darf er nur die Augen eines jungen Mädchens, die er anredet, und ihre Stimme zu Rathe ziehen: er wird mehr erfahren, als ihm lieb ist. Schamse Schule!

Meine Damen! Ich möchte Ihnen rathen, nicht immer nach der nemlichen Person zu sehen, noch immer die Augen von ihr wegzumem-

den. In beiden Fällen möchte man sonst das nemliche von Jhuas denken.

Zuweilen verdrizt ein Frauenzimmer einem Manne ihre Liebe ganz, er aber schwagt ihr täglich von einer Neigung vor, von der er nichts empfindet.

Der Mann lächelt und klagt öffentlich über ein Frauenzimmer, das ihn zu lieben aufhört, und — tröstet sich: ein verlassenes Mädchen macht dagegen weniger Geräusch, ist aber lange untröstlich.

Eitelkeit oder Liebe weicht die Frauenzimmer aus ihrer Trägheit auf. Dagegen ist die letztere bey manchem Frauenzimmer eine Verkaufarin der Tugend.

Julie liebt die Frauenzimmer nicht; ihr Umgang und ihre Besuche sind ihr zuwider, öfters ist sie für sie nicht zu Hause, auch nicht für ihre Freunde, deren Anzahl nicht groß ist, und die sie mit aller Strenge in den Schranken der Ordnung und der Freundschaft hält: sie ist geräuschlos, antwortet ihnen einsilbig, und sucht sich von ihnen los zu machen. In ihrem eignen Hause ist sie einsam und leutsich, und ihre Thüre und ihr Zimmer sind aufs engste verwahrt. Nur Corinna wird da erwartet, und zu allen Stunden eingelassen: nur dieser Freundin entdeckt man sein ganzes Herz, raunt ihr auch ein Cabinet unter vier Augen ins Ohr, und möchte selbst mehr als zwey Ohren haben,

um ja alle ihre Worte aufzufassen: man beklagt sich bey ihr über andere Personen, erzählt ihr alle Umstände, sagt ihr aber damit doch nichts neues, denn sie ist beider Vertraute. Man sieht Julie in Gesellschaft zweier Damen und zweier Herren auf dem Boll, im Saalpark, in den öffentlichen Gärten, und auf dem Wege nach Vincennes, wo die ersten Jahresfrüchte wachsen; zuweilen läßt sie sich allein in der Einsamkeit nach der großen Verstadt tragen, wo sie einen angenehmen Garten hat, und zuweilen sieht man sie vor der Thüre Condies, die so schöne Geheimnisse weiß, und die den jungen Damen eine zweite Ehe, mit Bestimmung der Zeit und der Umstände, vorschlägt. Sie erscheint gemeinlich unaufgeseht, im Nachtheil, ohne Schnürleib und mit Pantoffeln: recht gut stünde ihr dieser Anzug, wenn sie nur eine friskere Farbe hätte. Ihre reiche Schleppe sucht sie vor den Augen ihres Mannes sorgfältig zu verbergen, sie schmückte und liebkost ihn: täglich erfindet sie neue zärtliche Namen für ihn, und sie schläft niegend anders, als in dem Bette ihres lieben Gemahls. Des Morgens ist sie mit ihrer Toilette und mit der Ausfertigung einiger Liebesbriefchen beschäftigt. Parmenio, ihr Bedienter und — Vertrauter, hat ihr etwas allein zu sagen. Weder ihr Gemahl, noch die andern Bedienten können ihn leiden, aber gewiß nicht ohne Ursache, denn wer kann besser

Nichts zu erziehen und Antworten zu stellen, als Parmentis? Wer kann besser schweigen, und die heimliche Thür mit weniger Verdruss öffnen? Wer kränzt den Liebhaber durch die geheime Treppe geschickter hinein und heraus?

Ich begreife nicht, wie ein launischer und eigenwilliger Mann, der seinen kleinen Fehler verbirgt, trotzdem sich im Gegenstheil immer nur auf der schlimmsten Seite zeigt, der geizig-schläfrig in seinem Innege, starr in seinen Antworten, unhöflich, kalt und still ist, hoffen kann, das Herz seiner jungen Frau gegen die Anfälle ihres Vaters, der sie mit Pöhl, Pracht, Gefälligkeit, Vergelt, Eifer, Geschenken und Schmeicheleien angreift, zu vertheidigen.

Sollten hat der Mann einen Nebenbuhler, den die Frau nicht auf seiner Hand gleichsam zum Geschenk erhalten hätte. Er lebt ihn in ihrer Gegenwart wegen seiner reizenden Bildung, seine Bemühungen sind ihm angenehm, und seine Besuche willkommen. Nichts, außer dem was er selbst hat, schmeckt ihm besser, als das Wohlgefallen und die Trübsal, die sein Freund ihm schickt. Er lüftet Gänge, spricht ihnen zu, und sagt zu ihnen: „nehmen Sie einmal das, es ist von Leander, und kostet mich nur ein Dant dir.“

Wunder Frau begreift ihren Mann bey so demüthigem Leide. Was spricht nichts von ihm, lebt er noch, oder ist er todt? — Man weiß

es nicht. In der Familie tangt er ja weiter nichts, als zu einem Beispiel eines fortwährenden Zuthaltens, und einer gänzlichen Unterthänigkeit. Es ist ihm zwar kein Inbegriff, und kein Gegenvermächtniß ausgemacht, allein dies, und daß er nicht in's Kinderbett kommt, ausgezogen, ist er die Frau und ihr der Mann. Sie wohnen ganze Monate in einem Hause beisammen, ohne daß sie beständig dürfen, in einer so nahe zu kommen. Sie sind gleichsam Radbren. Der Herr besetzt den Tisch und Postenbedient, der der gütigen Frau alles wird gezeigt. Oft haben sie in der Stube, nach Tisch, noch Plauder gemeinschaftlich. Sie sind den noch Art der Griechen und Römer. Jeder hat das Seinige für sich, und nur durch die Länge der Zeit, und wenn man mit dem Vermischte der Stube bekannt worden ist, erzählt man endlich, daß der Herr D^{...} seit zwanzig Jahren der Mann der Frau L^{...} sey.

Gewisse Frauenzimmer, die ihrer Männer nicht durch Aufschweifungen quälen können, erlösen sie mit ihrem Adel und ihrem ausgebreiteten Verbindungen, mit ihrem großen Charakter, mit dem Reiz ihrer Schönheit, mit ihrem Verstande, und mit dem, was einige Tage ausmacht.

Früher sind wenige Frauenzimmer so vollkommen, daß es den Mann nicht wenigstens des Tages einmal reuen sollte, geküßelt zu

haben, und daß er diejenigen nicht glücklich preisen sollte, die unverheurathet sind.

Still und düsterer Kummer ist nun außer der Mode: man weint, erzählt, wiederholt, und ist überhaupt über den Tod des Mannes so betrübt, daß man nicht einmal den geringsten Umstand in seiner Erzählung vergißt.

Zu Smyrna lebte ein Mädchen von ganz außerordentlicher Schönheit; aber nicht sowohl wegen dieser, sondern vielmehr wegen ihrer strengen Sitten und ihrer gänzlichen Gleichgültigkeit gegen das männliche Geschlecht, war sie in der ganzen Stadt bekannt. Kein Jüngling rührte sie, und sie empfand für keinen mehr als für ihre Brüder, oder ihre Freundinnen. Was man ihr von den Thorheiten, die die Liebe zu allen Zeiten angerichtet hatte, erzählte, hielt sie größtentheils für erdichtet, und selbst was unter ihren Augen vorging, konnte sie nicht begreifen: — sie kannte nur die Freundschaft in dem Umgange mit einer jungen, liebenswürdigen Freundin, und dieses Gefühl war ihr so süß, daß sie nur auf seine ununterbrochene Dauer bedacht war, und sich gar nicht einbilden konnte, was einmal die freundschaftliche Zuneigung und Achtung, mit der sie so zufrieden war, in ihrem Busen erstickten könnte. Sie sprach nur von Euphrosinen, — dies war der Name ihrer treuen Freundin, — und ganz Smyrna sprach nur von ihr und Euphrosinen: ihre Freundschaft

wurde zum Sprichworte. Emire hatte zwei Brüder von ausgezeichneter Schönheit, auf die alle Stadtdamen aufmerksam waren; diese beide liebte sie mit aller Schwesterlichen Zärtlichkeit, aber auch nur diese beiden. Ein Priester des Jupiters, der öfters in das Haus ihres Vaters kam, wurde von ihren Reizen gefesselt; er gestand ihr seine Liebe, wurde aber mit Verachtung abgewiesen. Das nemliche Schicksal hatte ein Greis, der im Vertrauen auf seine Geburt und auf sein großes Vermögen um ihre Hand anhielt. Emire triumphirte, und behauptete mitten unter ihren Brüdern, dem Priester und dem Greise, daß sie unempfindlich wäre. Es schien, der Himmel wollte sie auf noch größere Proben setzen, die sie aber nur noch eitel machten, und den Ruf bestärkten, daß die Liebe über dieses Mädchen keine Gewalt habe. Drei Jünglinge schmachteten nach einander unerböt zu ihren Füßen. Der erste durchstach sich in einem heftigen leidenschaftlichen Anfall zu ihren Füßen die Brust, der zweite suchte voll Verzweiflung seinen Tod im Kriege, und der dritte grämte sich zu tode. Der Nächste aller dieser Unglücklichen war noch nicht gekommen. Den Greis, dessen Anträge verachtet worden waren, hatte das Nachdenken über sein Alter und über den Charakter der Persen, der er zu esallen gesucht hatte, von seiner Liebe geheilt. Er bat aber doch um die Erlaubniß, sie zum Heil zu führen.

ten zu besuchen, und sie erlaubte es. Der Greis hatte einen Sohn, von einer edlen liebenswürdigsten Bildung, diesen brachte er zu Emiren, und — sie blieb nicht gleichgültig. Da er im Beisein seines Vaters wenig sprach, so glaubte sie, es fehle ihm an Kopf, und sie wünschte, er möchte mehr haben. Er besuchte sie allein, sprach viel, und sehr verständig. Mit Verwunderung und Verdruss bemerkte sie aber, daß ein so verständiger und galanter Jüngling sie nicht einmal recht ansah, geschweige denn von ihr und ihrer Schönheit sprach. Sie erzählte seinen Besuch ihrer Freundin, und diese wünschte ihn auch zu sehen. Sie sahen sich, und seine Augen hingen nur an Euphrosinen. Er sagte ihr, daß sie schön wäre, und die kalte Emire wurde — eifersüchtig, denn sie sah, daß Etesiphon aus dem Herzen sprach, und nicht bloß galant, sondern auch zärtlich wäre. Von dieser Zeit an verschwand die Vertraulichkeit aus dem Umgange mit ihrer Freundin. Sie sah sie zum zweitenmal mit Etesiphon in Gesellschaft, und — sah mehr als sie zu sehen befürchtete; ihre Zweifel verwandelten sich nun in Gewissheit. Sie entfernte sich von Euphrosinen, sah nichts mehr von den Verdienstlichen, die sie vorher entzückt hatten, fand ihre Gesellschaft unerträglich, kurz, sie liebte sie nicht mehr, und diese Veränderung ließ sie bemerken, daß die Liebe stat der Freundschaft in ihrem Herzen Platz genommen habe.

Ctesiphon und Euphrosine sahen sich täglich,
 lichten sich, — und verbanden sich am Altare.
 Die Nachricht verbreitete sich in der ganzen
 Stadt; man erzählte einander, daß die Liebe
 zwei zärtliche Herzen vereinigt hätte. Emire
 hörte es, und war untröstlich. Ihre Liebe er-
 wachte in ihrer ganzen Stärke, und sie erneuer-
 te ihre Bekanntschaft mit Euphrosinen, nur
 um das Vergnügen zu haben, den Ctesiphon zu
 sehen. Aber dieser junge Mann liebte seine
 Frau, und sah in Emiren nur die Freundin sei-
 ner Einzigen. Das unglückliche Mädchen vers-
 tohr alle Ruhe, den Schlaf, und wollte nicht
 mehr essen, wurde krank und wahnwitzig. Sie
 sah ihren Bruder für den Ctesiphon an, und
 sprach mit ihm, als mit ihrem Geliebten. Sah
 sie ihren Irrthum ein, so erröthete sie über
 ihre Verwirrung; bald gerieth sie in größere
 Verwirrungen, und erröthete darüber nicht mehr:
 sie kannte sie nicht. Nun fürchtete sie sich vor
 den Männern, aber zu spät. Dies war ihrer
 Thorheit Schuld. Zuweilen hatte sie den freien
 Gebrauch ihrer Vernunft, und seufzte. Selbst
 die Smyrnische Jugend, die Emirens Stolz und
 Unempfindlichkeit gesehen hatten, fand, daß die
 Götter sie zu hart gestraft hätten. —

Von Gesellschaft und Umgang.

Leander, der gesellschaftliche Leander, dem's nie so recht wohl ist, als wenn er den Umgang seiner guten Freunde, wie er euch nennt, gesessen kann, quält euch mit seinen Besuchen; er sieht nicht, daß er euch lästig ist, wie sollt er's auch, da er andere nach sich beurtheilt? Ihr mögt ihm nur mit halben Worten, oder gar nicht antworten, ihr mögt auf euer verlassenes Geschäft schnellend zurücksehen, und man mag euch das Wiebehagen aus Worten, Stellung und Gang absehen können, — er siehts nicht, oder schreibts wenigstens einer ganz andern Ursache zu: aber verzeiht ihm, denn es ist ein wesentliches Stück eines Thoren, beschwerlich zu fallen: nur ein vernünftiger Mann weiß, ob er angenommen ist, oder Langeweile macht: er verschwindet den Augenblick vorher, ehe er zur Last fallen würde.

Unersessene und unzeitige Spasmacher giebt überall, jedes Land ist mit der Art Insekten gesegnet. Aber ein glücklicher und treffender Spasmacher ist kaum ein seltenes Ding. Es gehört viel Witz, Artigkeit, und eine große Fruchtbarkeit an Einfällen dazu, wenn man mit Anstand

Schergen, und auch an den geringsten Gegenständen sein Talent zeigen will. Der wahre Epasemacher ist eigentlich ein Schöpfer: er kann aus nichts etwas machen. Wenn die Natur schon dazu erlicke, der vergesse nie, daß es eine delicate Sache ist, diese Rolle lange zu spielen: gewöhnlich kann sich der keine Hochachtung verschaffen, der andere immer zu setzen macht.

Wollte man auf all' die abgeschmackten Pöfeln, die Pinfelien, Eitelkeiten und Kinderereien, die gewöhnlich in Gesellschaften abgesetzt werden, strenge Achtung geben, so müßte man sich schämen, zu sprechen oder zu hören: man würde sich vielleicht zu einem unausgesprochenen Stillschweigen verdammen, und das wäre der gesellschaftlichen Unterhaltung gewiß noch weniger zuträglich, als leere Worte. Willst du also auf den Umgang mit Menschen nicht ganz Verzicht thun, so lerne dich in alle Leute schicken, und seyh's als ein notwendiges Uebel an, wenn der eine halbwahre Währchen ankramt, der andere all' tägliche Reflexionen über die Regierung auf's Tapet bringet, ein dritter das wahre Staatsinteresse entdeckt, und ein vierter schöne Gedanken ausspendet, die leider immer wieder kommen. Laß Herrn Arcanus in Sprichwörtern reden und Belinden von sich selbst, ihren Capere, Kopfschmerzen und Schlaflosen Nähern erzählen.

Es giebt Menschen *), deren Gesellschaft und Umgang beschwerlich fällt, so wenig man auch mit ihnen zusammen kommt. Ihre Ausdrücke sind gar lächerlich, denn sie schieben den Worten neue oder uneigentliche Begriffe unter, und bringen sie in eine Verbindung, in die sie nur in ihrem Munde kommen. Sie folgen in ihrer Sprache weder dem Gebrauch, noch dem Verstande der Worte, sondern ihrem eignen Genie. Da sie immer witzig seyn, und immer glänzen wollen, so verfallen sie in einen Jargon, der nur ihnen eigen ist, und der zuletzt ihr ordentlicher Ausdruck wird. Diese neue Sprache begleiten sie mit affectirten Gebehrden, und einer ganz verstellten Aussprache. Mit sich und ihren glücklichen Talenten sind sie selbst am meisten zufrieden. Man kann ihnen zwar den Verstand nicht ganz absprechen, aber man klagt, daß sie nur so wenig haben, und — was noch ärger ist — daß man darunter leidet.

Was sagen Sie Alexis? Wie? — Ich verstehe's nicht. Wollten Sie's nicht wiederholen? — — — Aber nun versteh ich's noch weniger — doch ja, jetzt errath ich's: Sie wollten sagen, daß es kalt Wetter ist; aber warum sagten Sie's nicht gerade heraus: es ist kalt? Wollen Sie mir berichten, daß es schneit oder regnet, so ist's ja am besten, wenn Sie sagen:

*) Contre les Précieuses.

es schneit, es regnet, und wollen Sie mir was von meines guten Aussehens zu meiner Gesundheit Glück wünschen, so ist's genug, wenn Sie sagen: Sie sehen recht gut aus. Aber, antworten Sie, das ist ja so gar einfach und deutlich, wahrlich, das kann ja ein jeder sagen. Aber was thut denn das zur Sache, Accis? Ist's denn ein so großes Uebel, verstanden zu werden wenn man spricht, und zu sprechen, wie andere Menschen sprechen? Eins nur fehlt Ihnen, mein Herr, Ihnen und ihren Freunden, den Phöbus: sprechen; Sie werden zwar nicht vermissen, und sich groß wundern, wenn ich sage, daß Ihnen — Verstand fehlt: doch das ist noch nicht alles; Sie haben auch etwas zu viel, nemlich, Sie glauben weiser zu sein als andere Menschen. Dies ist die Ursache ihres pomphaften Galimatrias, ihrer verwirrten Ausdrücke, und ihrer hochtrabenden Worte, die nichts sagen wollen. Sie reden Jemand an, oder treten in ein Zimmer, ich kusse Sie am Armel, und sage Ihnen leise ins Ohr: Lassen Sie ihren erhabenen Geist in Ruhe, und sprechen Sie nur ganz natürlich, gerade wie die, denen Sie den Verstand absprechen — dann wird man vielleicht glauben, daß Sie Verstand haben.

Wer kann sich versprechen, in Gesellschaften nicht eiteln, leichtsinnigen und unbedeutenen Menschen zu begegnen, die immer das Wort

führen, und denen die andern zuhören müssen? Man hört sie, noch ehe man ins Zimmer tritt, und man darf gar nicht befürchten, sie durch seine Ankunft zu unterbrechen: sie fahren in ihrer Erzählung fort, ohne auf die Ankommenden oder Abgehenden zu merken, und sich an den Rang oder die Verdienste der Gesellschaft zu kehren. Sie bringen jeden zum Schweigen, der eine Neuigkeit erzählen will, um sie nach ihrer Art vorzubringen. Sie haben aus der ersten Quelle, von Samet und Vurste — Männern, die sie nicht kennen, mit denen sie nie gesprochen haben, und bei denen sie mit Excellenzen um sich werfen würden, wenn sie das Glück hätten, sich ihnen zu nähern. Sie zielen dem angesehensten in der Gesellschaft ins Ohr, um ihn mit einem Umstand zu beschenken, den Niemand weiß, und den auch sonst Niemand erfahren soll: sie verschweigen gewisse Namen, um die Geschichte unkenntlich zu machen, und Anwendungen auszuweichen; man mag sie bitten und in sie dringen — vergebens; es sind Sachen, die sich nicht sagen lassen, und Personen, die sie nicht nennen dürfen; sie haben ihr Wort darauf gegeben, es muß verschwiegen, es muß das größte Geheimniß bleiben. Gebt euch doch keine Mühe, es von ihnen zu erfahren — sie wissen weder die Geschichte noch die Personen.

Arrias hat alles gelesen, alles gesehen, was nistens will er's den Leuten weiß machen; er

ist ein Universalmann, und giebt sich dafür aus: — lieber gelogen, als geschwiegen und seine Unwissenheit an Tag gelegt, ist sein Grundsatz. Man spricht an der Tafel eines Großen von einem nordischen Hofe. Er fängt sogleich an, und läßt die nicht zu Worte kommen, die sagen, was sie davon wissen. Er ist mit dieser fremden Gegend so gut bekannt, als mit seinem Vaterlande. Er spricht von den Sitten des dasigen Hofes, dem Frauenzimmer, den Sitten und Landesgewohnheiten; er debitiert Histörchen, die da vorkommen, er findet sie allerliebste, und belacht sie aus vollem Halse. Einer aus der Gesellschaft wagte es, ihm zu widersprechen und ihm zu beweisen, daß er offenbare Unwahrheiten vorbringe. Arrias kommt gar nicht außer Fassung, sondern fängt Feuer, und sagt seinem Gegner in voller Hitze, daß er nichts erzähle, was er nicht aus der ersten Quelle wisse. Ich hab's von Oeszon, dem französischen Gesandten an diesem Hofe, der seit einigen Tagen zurück gekommen ist; ich kenne ihn sehr genau, und er hat mir nicht den geringsten Umstand verbergen, um den ich ihn fragte. Eben wollte er mit noch größerer Dreuzigkeit fortfahren, als ihm einer aus der Gesellschaft erwiderte: Sie sprechen gerade mit Oethon, der vor kurzem von seiner Gesandtschaft zurück gekommen ist.

Wer in Gesellschaften ganz träg und lahm seine Sache verbringt, oder solchen Gedanken nachhängt, die ihn weit vom Gegenstande des Gesprächs abführen, daß er einfältig fragt, und noch einfältiger antwortet; oder wer mit gespannter Aufmerksamkeit auf jedes Wort merkt, und sobald eins vorkommt, das ihm unschicklich dünkt, es wiederholt, darüber spaßt, und ein Geheimniß darinn findet, das sonst Niemand sieht, oder Zweideutigkeiten und Scharfsinn darinn sucht, nur um seinen eigenen leuchten zu lassen — wahrlich der wird sein Glück in Gesellschaften nicht machen. — *Medio tutissimus ibis.*

In sich selbst vernarrt sein, und fest glauben, daß man viel Verstand besitze, begegnet meistens Leuten, die wenig oder gar keinen haben. Wehe dem, dem ein solcher Mensch mit seiner Unterhaltung martert! Wie viel aller liebste Ausdrücke muß er nicht anhören? wie viel nagelneue Worte, die schnell erscheinen, kurze Zeit dauern, und dann nie wieder gesehen werden! Weiß er was neues, so erzählt er — nicht, damit man es erfahre, sondern damit er die Ehre es zu erzählen, und zwar recht vortreflich zu erzählen, habe. Unter seinen Händen wird die Geschichte zum Roman; er läßt die Leute denken wie's ihm beliebt, legt ihnen seine Lieblingsausdrücke in den Mund, und läßt sie immer lange plaudern. Er bringt Patens

thesen an, die sich aber zu Eysfoden ausdehnen, so daß der Erzähler und der bedauernswürdige Zuhörer die Hauptgeschichte darüber vergessen: wie übel wären beide daran, wenn nicht zum Glück ein Dritter dazu käme, und die Erzählung vergessen machte.

Theodect ist noch nicht im Zimmer, und schon hör' ich ihn; je näher er kommt, desto lauter läßt er seine Stimme schallen: seht ihr ihn, wie er schreit, lacht und lärmt: man hält die Ohren zu, denn — er donnert. So schröcklich seine Stimme ist, so unerträglich ist sein Gespräch. Kaum läßt das lermende Geräusch nach, und noch ist er nicht recht ruhig, so geht's schon an ein Prahlen und Pöffenreissen. Zeit, Personen und Wohlstand bekümmern ihn so wenig, daß jeder seinen Theil von ihm kriegt, ohne daß es gerade seine Absicht ist. Noch ehe man sich setzt, ist schon jedermann über ihn unwillig. Ist die Tafel servirt, so setzt er sich zuerst oben an, und hat zur rechten und linken Frauenzimmer: er isst, trinkt, erzählt, scherzt, fällt andern ins Wort — alles auf einmal. Wirth und Gäste sind ihm eins; er mißbraucht den tollen Vergnügen, den man ihm einräumt. Wieht er oder Eutidem das Mahl? Er ist Herr bei Tafel, und es ist noch am besten, wenn man ihm dies Recht nicht streitig macht. Wein und Speise stimmen seinen Charakter nicht um: wenn man spielt, gewinnt er: indem er mit dem, der

verliert, schmerzen will, beleidigt er ihn. Die Lacher sind auf seiner Seite, und man hält ihm alle Unbesonnenheiten zu Gute. Wahrlich ich muß gehen, denn ich kann weder den Theodect, noch seine Kreaturen aussehn.

Troilus kann allen nützlich sein, die zu reich sind. Er überhebt sie der Mühe, für ihren Ueberfluß zu sorgen, Geld zu sammeln, Contraste zu schließen, Coffers zuzuschließen, Schlüssel bei sich zu tragen, und einen Hausdieb zu befürchten; er befördert ihre Vergnügungen, und weiß es so zu leiten, daß er zur Befriedigung ihrer Leidenschaften nöthig ist: bald wird er nun Herr ihres ganzen Betragens. Er ist das Orakel des Hauses: man erwartet seine Befehle nicht, man erräth sie, und kommt ihnen zuvor. Er wünscht einem Bedienten Schläge, und er bekommt sie, ein anderer soll aus dem Hause, und er wird fortgejagt: kann ein Schmarotzer sein Zwerchfell nicht erschüttern, und mißfällt er ihm, so wird er abgedankt: der Hausherr ist glücklich, wenn Troilus ihm seine Frau und Kinder läßt. Behauptet er bei Tische von einem Gerichte, daß es delicat sei, so finden Herr und Gäste es eben so, wenn sie bisher auch gar nicht daran dachten: erklärt er aber ein anderes für geschmacklos, so wagens die Gäste nicht mehr, den Bissen, den sie im Munde haben, zu essen, wenn sie das Gericht auch vorher recht gut fanden: alle sehen nach ihm

hin, und beobachten sein Gesicht, und sein ganzes Bezeugen, ehe sie es wagen, über den Wein oder die Speisen ein Urtheil zu fällen. Man suche ihn ja nirgend anders, als in dem Hause des Reichen, den er beherrscht: da ist, schläft und verdaut er: da zankt er mit seinem Bedienten, dahin bescheidet er die Handwerksleute und seine Gläubiger. Hier herrscht er in einem Saale, und nimmt die schuldigen Besuche aller derjenigen an, die die Bekanntschaft des Herrn durch den Troilus suchen. Hat einer zum Unglück eine Bildung, die ihm nicht gefällt, so runzelt er seine Stirne, und wendet sein Gesicht weg: man rede ihn an, aber er steht nicht auf: man setzt sich zu ihm nieder, aber er rückt weg: er antwortet auf keine Frage: macht man ihm zu lange, so geht er in ein anderes Zimmer: folgt man ihm, so gehts die Treppe hinunter, und eher würde er das ganze Haus auslaufen, oder sich durchs Fenster retiriren, ehe er sich von jemand einholen ließe, dessen Bildung oder Stimme ihm zuwider ist: denn er selbst sieht gut aus, und spricht angenehm, und hat eben dadurch sein Glück und seine Erbörungen gemacht. Aber mit der Zeit wird ihm alles zu gering, und er ist viel zu groß, als daß er sich die Mühe geben sollte, durch die geringste der Gaben, die ihm im Anfang forterhalten, ferner zu gefallen, und sich in Ansehen zu erhalten. Es ist schon viel, wenn er nur zus-

weilen seine stillen Meditationen einstelle, um zu widersprechen, und wenn er nur einmal des Tages durchs Critisiren zeigt, daß er Verstand habe. Erwarte nicht, daß er dir recht geben, daß er gefällig sein und dich loben werde. Du bist nicht sicher, ob ihm dein Beifall allemal lieb, und deine Höflichkeit allemal angenehm ist.

Laß den Unbekannten, der auf dem Postwagen, bei einem Fest oder Schauspiele von ohngefehr dir zur Seite sitzt, auch zu Worte kommen, und es soll dir dann nicht viel Mühe machen, ihn kennen zu lernen. Bald wirst du ihn von seinem Nahmen, von seiner Wohnung, seinem Vaterlande, Vermögen, seinem und seines Vaters Amte, seiner Mutter Familie, seinen Anverwandten, Verbindungen und seinem Waszen reden hören, und dann siehst du leicht, daß er ein Edelmann mit einem gut meublirten Schlosse, Bedienten und Carossen ist.

Es giebt Menschen, die erst sprechen, und dann denken: andere merken mit der unerträglichsten Aufmerksamkeit auf alles, was sie sagen, und ihre sorgenvollen Geistesanstrengungen und Arbeiten machen ihre Gesellschaft eben nicht zu einem Orte des Vergnügens. Sie sind gleichsam aus Ausdrücken, und schönen abgerundeten Wendungen zusammen gesetzt, ihr Gang und ganzes Betragen ist abgezikelt, und sie sind so eifrige Puristen, daß sie auch nicht das geringste fremde Wort brauchen, wenn es auch die trefflichste

Wirkung thun sollte; kein gewagter, freier Gedanke kommt über ihre Lippen; sie sprechen künstlich; so recht eigentlich, und ach! — — entsetzlich langweilig.

Nicht der ist ein guter Gesellschafter, der seinen Verstand immer zur Schau bietet, sondern der's so einzurichten weiß, daß andere sich für verständig halten. Wer zufrieden mit sich und seinem Verstande die Gesellschaft verläßt, ist gewiß auch mit dir zufrieden. Die Menschen bewundern nicht gerne, sie wollen gefallen: sie suchen selten Belehrung, und auch nicht immer Belustigung, sondern sie wollen lieber gelobt und wohl gelitten sein. Das süßeste Vergnügen ist, den andern vergnügt zu machen.

Es ist traurig, daß so wenig Menschen gut zu sprechen, und zu rechter Zeit zu schweigen wissen. Daher tausend Unbesonnenheiten.

Nichts ist verwerflicher und unanständiger, als wenn man in Gesellschaften allen seinen Behauptungen, seien sie auch noch so gleichgültig, durch lange Schwüre das Siegel der Wahrheit ausdrücken will. Wenn ein gutdenkender Mann Ja oder Nein sagt, so verdient er Glauben: sein Charakter ist Verheuerung genug, er bürgt für die Wahrheit seiner Behauptung, und verschafft ihm in allen Dingen uneingeschränktes Zutrauen.

Herr Sambold möchte gern jedermann glücken machen, er sei ein rechtschaffener Mann.

Aber ich werd's ihm nie glauben, denn wer immer Ehre und Rechtschaffenheit im Munde führt, wer unaufhörlich behauptet, daß er Niemand Schaden zufüge, und daß er wünsche, alles Bö's, das er andern anthue, möchte ihn selbst treffen, der versteht nicht einmahl die Kunst, den Charakter des rechtschaffenen Mannes zu heucheln.

Eleon thut nichts zu rechter Zeit; er nimmt weder auf Personen, noch auf Umstände Rücksicht. Dürstigen Personen, die ihr Brod kämmerlich essen müssen, erzählt er, was er für ein prächtiges Mahl gegeben; gegen Kranke macht er sich mit seiner Gesundheit groß; einem Menschen, der weder Geld noch Einkünfte hat, erzählt er von seinen Reichthümern und trefflichen Gebäuden; mit einem Worte, er spricht mit Unglücklichen von seinem Glücke. Diese Unterredung ist für sie zu demüthigend, und die Vergleichung, die sie zwischen sich und andern anstellen, ist ihnen verhasst.

Sie, sagt Eutiphron, ja Sie sind reich, oder sollten es wenigstens sein. Zehntausend Thaler Einkünfte, und zwar von liegenden Gründen, das läßt sich hören, das ist süß, und man könnte wohl noch mit wenigerem zufrieden sein. — Solltet ihr nicht glauben, meine Leser, die Einkünfte des Mannes, der so spricht, belaufen sich gewiß nicht auf Tausende? Aber ihr irrt: er hat funfzigtausend Thaler Einkünfte,
und

und glaubt doch nur die Hälfte von dem zu haben, was er verdient. Er schätzt den Aufwand des andern nach dem Verdienst, das er an ihm findet, und wenn er glaubte, daß er ein größeres Glück, ja selbst das, nach dem er trachtet, werth wäre, so würd' er's ihm zum wenigsten wünschen. Er ist nicht der einzige, der den Werth anderer so unrichtig taxirt, und so unnoththafte Vergleichen anstellt. Die Welt ist voll von Euphron's.

Stimbald ist ein Mann, wie's die Welt wünscht; er schmeichelt allen, lobt alle, und durch lange Übung hat er sich sehr darin vervollkommenet, an jeder Sache etwas zu finden, woran er Schmeicheleien verschwenden kann, sie sei ihm nun bekannt oder nicht. „Aber gewiß, Theodon, sagt er, die Rede, die Sie hielten, war vortreflich. Ich weiß nicht, soll ich mehr ihr Genie, ihr glückliches Gedächtniß, oder den musterhaften Anstand, mit dem Sie priorirten, bewundern.“ — Schade daß er die Rede nicht hörte, und ihm noch Niemand sagen konnte, daß Theodon dabei verstummt sei.

Es giebt rasche und unruhige Menschen, die an keinem Orte lange aushalten können, und sich so viel Wichtigkeit zu geben wissen, daß man glauben sollte, sie wären voller Schätze, ob sie gleich den ganzen Tag lang — nichts thun. Sie geben kurzen Bescheid, und setzen sich sogleich wieder los zu machen; man muß

Brägerei.

D

ihnen noch auf dem Wege nachrufen. Diese Leute sind eben so unertüglisch, als die, die einen anhalten, um ihm Langeweile zu machen; nur sind sie nicht so beschwerlich.

Necken und beleidigen ist bei gewissen Menschen einerei. Sie sind heissend und höhniſch, und ihre Feder ist in Galle und Vermuth getaucht. Spott, Ungerechtigkeits und Beleidigung fließt von ihren Lippen wie ihr Speichel. Es wäre gut für sie, wenn sie dumm oder stumm gebohren wären. Ihre Lebhaftigkeit und ihr Verstand schadet ihnen mehr als andern ihre Dummheit. Nicht zufrieden, heissende Antworten zu geben, sollen sie andere auch auf die ungezogenste Weise an. Sie schimpfen auf alles, was ihnen vorkommt, auf Anwesende und Abwesende: wie Döcke stoßen sie von vorne und von der Seite. So wenig Döcke ihre Hörner ablegen, so wenig ändern diese wilden ungeselligen und ungelehrigen Menschen ihre Natur. Das beste was man thun kann ist, aus Leibeskräften, und ohne umzuschauen, zu fliehen, sobald man solche Menschen von ferne erblickt.

Zwischen zwei Personen entsteht ein heftiger Streit, die eine hat Recht, die andere Unrecht. Die Zuschauer — entweder um schnell von der Sache zu kommen, oder aus einem Temperamentsfehler, der aber nie zur Tugend wird — verdammen beide. Eine wichtige Lehre, und ein dringender Beweggrund, gegen Märgen

zu stehen; wenn der Thor gegen Abend ist, um nur nicht, so wie er, Unrecht zu haben.

Der Mann ist mein Freund nicht, den ich nicht zuerst anreden kann, und der mit erhabenen Augen auf mich herab sieht, und Nahrung für seine grundlose Eigenliebe darin findet, wenn mein Gruß dem seinen zuvorkommt. Montagne würde sagen: „Ich will meine Arme frei haben, und nach meiner Art höflich und gesprächig sein, ohne Vorwurf oder Consequenz. Ich kann meiner Neigung nicht entgegen handeln, und treffe ich meinen Freund auf der Straße, so muß ich zu ihm hin, mein Herz zwingt mich dazu. Ist er meinesgleichen, und nicht mein Feind, so grüß ich ihn zuerst, frag ihn nach seinem Befinden und nach seiner Gesundheit, und biete ihm meine Dienste an, ohne mich um das plus oder minus zu bekümmern. Der ist nicht mein Mann, der mir diese Offenheit und Freimüthigkeit äbel nimmt, weil er denkt, ich sollte ihn und seine Handlungsart besser kennen. Wie kann ich sogleich ein ernsthaftes und wichtiges Wesen annehmen, sobald ich ihn von ferne erblicke, um ihm zu verstehen zu geben, ich habe so viel oder vielleicht noch mehr zu bedeuten, als er. Soll ich meine guten und seine schlimmen Eigenschaften in Vergleichung setzen? — nein, das wäre mir zu beschwerlich, und ich bin zu einer strengem und schleunigen Aufmerksamkeit nicht

geschickt: ja wenn mirs auch das erstemal gelänge, so würde ich mich doch das zweitemal fügen stufen: kurz, ich kann mich nicht zwingen, einem Menschen zu lieb stolz zu sein.“

Auch mit Tugend, Fähigkeit und einer guten Aufführung kann man ein unerträglicher Mensch sein. Gewisse Manieren, die man als Kleinigkeiten verachtet, bestimmen das Urtheil der Menschen über uns, und wahrlich man muß sich eines sanften und gestitteten Betragens bedienen, um ihr Wohlgefallen zu gewinnen! Es ist sehr leicht, für Stolz, ungerührt, verächtlich und unfreundschastlich gehalten zu werden, oder noch leichter ist es, um für das Gegentheil von allen diesen Eigenschaften anzuzeigen zu werden.

Thätigkeit setzt zwar nicht immer Güte, Billigkeit, Gerechtigkeit und Dankbarkeit voraus, sie trägt aber doch den Schein dieser Tugenden, und macht, daß man den Menschen für das hält, was er sein sollte. Im allgemeinen kann man wohl sagen, was Thätigkeit ist, aber ihre Ausübung läßt sich nicht bestimmen: sie richtet sich nach der Gewohnheit und den angenehmen Bedürfnissen. Zeit, Ort und Personen bestimmen sie, und sie ist nach Geschlechtern und Ständen verschieden: Verstand allein ist dazu nicht hinreichend, er macht aber, daß man sie nachahmt und sich darin vollkommener macht. Gewisse Menschen sind nur eilig, und andere gar

hem nur große Talente oder ständhafte Tugenden. Gewiß ist es, daß Artigkeit das Verdienst empfindlich und angenehm macht, und daß man sehr hervorragende Eigenschaften haben muß, um sich ohne Artigkeit in Ansehen zu erhalten. Und worin besteht denn diese Artigkeit? — Ich glaube, der Mann besitzt diese gesellschaftliche Tugend, welcher sich so betraut, und so spricht, daß andere mit ihm und mit sich selbst zufrieden sind.

Pollio wird zu Tische gebeten. Die Wirthin befragt ihn das, und er läßt sein Gericht unverkostet vorbeigehen. Doch muß er zur Steuer der Wahrheit gestehen, nie seien so delicate und ausgesuchte Speisen aufgetragen worden, als jüngst bei Sipho: So habe ich in meinem Leben nicht gespeist. Ein Franzosinnehmer setzt sich ans Clovier und sagt: Recht brav, ruft er, aber jüngst hieß ich Kara; ach! darüber geht nichts; nein, so singt nur Kara! — Die Gesellschaft wird ihm für seine Vergleichenungen gewiß nicht danken.

Willst du jemand zu Tische bitten, ein Geschenk machen, oder ein anderes Vergnügen bereiten, so setz nicht dies auf das, was gut ist, sondern, was nach seinem Geschmack ist: das letztere verdient allemal den Vorzug.

Der Mann von Verdienst, der von Natur stolz ist, läßt nicht von seinem Stolz und seiner Unbescheidenheit, wenn er auch in Dürft-

tiefer Schmachter: aber können Sie glückliche Ausichten freundschaftlicher und geistlicher machen.

Wer nicht alle die höchsten Charaktere, von denen die Welt voll ist, vertrauen kann, hat gewiß nicht den besten Charakter. Im Handel braucht man Geld und Schmeichelei.

Eugen hat sich mit seinem Nachbar sehr geirrt, und nun trägt er mir seine und seiner Gegners Klagen der Länge nach vor. — Bei solchen Tritten ist's, als ob man vor Gericht sitzt; man hört beide Parteien aus einem Munde.

Kummer und Schmerz verlichten ihre Tage in der engsten Freundschaft mit einander: gemeinlich war ihr Vermögen und ihre Wohnung, und sie verließen sie sich aus den Tagen. Noch mehr als achtzig Jahren bemerkten sie, daß sie sich trennen, und ihre Gemeinschaft aufheben müßten: sie hatten nur noch einen Tag zu leben, und gewannen sich nicht, ihn mit einander zuzubringen: in aller Eile entzweiten sie sich noch vor ihrem Tode: ihre Gefügigkeit ging nicht weiter. Sie lebten so lange, um ein gutes Beispiel abzugeben: einen Augenblick früher wären sie als Freunde gestorben, und hätten ein schönes Mädel einer demselben Freundschaft hinterlassen.

Oft herrscht im Innern der Familien Mißtrauen, Eifersucht und Abneigung, wenn auch

dem Tische nach noch so zuschicken, richtig und vergnügt sagte, daß man da den ewigen Frieden suchen möchte. Wenige Familien dürfen dabei gedenken, wenn man so sehr auf den Grund schauen kann. Dein Besuch unterbricht eben einen Gastwechsel, und man erwartet nur deinen Abzug, um wieder von vorne anfangen zu können.

Nur die, welche alle Vermuthungen, die sie erden wollten, gehabt haben, oder noch haben, können sagen, wie viel solche Erbschaften kosten.

Conrad ist ein sehr braver Mann. Er wählte sich das beste und vernünftigste Mägdchen zur Frau. Beide bringen in jede Sache Fleiß, in der sie sich betheiligen, Treue und Verstand, und Hermann lebt so wegen ihrer Nachsichtigkeit und Ansehnlichkeit, und doch können sie sich Sorgen; ihre Existenz ist schon ziemlich angeordnet. Zuverlässig giebt es gewisse Verhältnisse, die nicht bei einander bestehen können, und gewisse Tugenden, die unvereinbar sind.

Uebrigens kann man sich auf den Grund setzen, das Erbvermächtnis, und die übrigen Verträge seiner Rechnung machen, nicht aber auf seinen Tisch und seine Wohnung; diese beruhen auf der verheißenen Ewigkeit zwischen Schwiegermutter und Schwiegervater, und die geht dieser schon im ersten Jahre zu Grunde.

Was eine Stiefmutter am wenigsten liebt, sind die Kinder ihres Mannes. Je mehr sie in ihn vernarrt ist, desto härter ist sie gegen ihre Kinder. Solche Stiefmütter veröden Stadt und Land, und bevölkern das Land mit Bettlern, Bedienten, Landstreichern und Sklaven, so gut als Armath.

Rundberg und Hemmel sind Gränznachbarn. Ihre Güter liegen dicht bei einander. Da sie von Städten und Gesellschaften weit entfernt sind, so sollte man glauben, die beständige Einsamkeit und die dem Menschen angebohrne Neigung zum gesellschaftlichen Leben hätte sie zu den besten Freunden gemacht. Indessen ist es schwer, die Kleinigkeit anzugeben, die es bei ihnen zum Bruch brachte, und sie zu so unversöhnlichen Feinden machte, daß sie auf ihre Nachkommen noch ihren Haß forterben werden. Nie entzweiten sich Verwardte oder Brüder wegen einer unbedeutenden Kleinigkeit.

Wenn auch nur zwei Menschen auf der Erde wären, und sie dieselbe allein besäßen, und sie unter sich theilten, so würden sie doch bald mit einander in Streit verwickelt werden, war's auch nur wegen der Gränzen.

Ich näherte mich einem kleinen Städtchen, und erblickte es schon von einem Hügel. Es liegt auf einer Anhöhe, ein Bach benetzt seine Mauern, und schlängelt sich hernach durch eine schöne Wiese: es ist durch einen dichten Wald

vor Kälte und Nordwind gesichert. Ich sehe es an einem so heitern Tage, daß ich alle seine Thürme und Spitzen zählen kann; es scheint am Húael herab gemalt zu sein. Ich rufe: welch Vergnügen unter einem so schönen Himmel, und in einem so angenehmen Orte zu wohnen! Ich gehe in's Städtchen hinab, und noch hab' ich nicht zwei Nächte da geschlafen, so geht mir's wie den Einwohnern — ich will wieder weg.

Das, was man noch nicht unter dem Himmel gesehen hat, und wahrscheinlich auch nie sehen wird, ist — ein kleines Städtchen, das in keine Partheien getheilt ist, wo die Familien in Einigkeit leben, und die Verwandten offen mit einander umgehen, wo eine Heurath keinen bürgerlichen Krieg nach sich zieht, wo nicht alle Augenblicke beim Abendmahl, Taufe, Hochzeit und Leichen Rangstreitigkeiten entstehen, wo Käserei, Lügen und Verleumdungen verbannt ist, wo der Amtmann mit dem Präsidenten-, und die Rathmänner mit den Schöppen reden, wo der Dechant mit den Canonici zufrieden lebt, diese die Kapellane nicht hassen, und die letztern den Kantor leiten können.

Landleute und Thoren glauben sogleich, man mache sich über sie lustig, oder verachte sie, und werden darüber böse. Nie muß man mit solchen Leuten Spaß treiben, sei's auch noch

so höflich und erlaube, sondern nur mit gesticelten oder veränderten Menschen.

Wer von Geburt über andere so sehr verhaßten ist, daß man ihm nie in dem Ton antworten kann, sollte niemals heissend scherzen.

Ueber verständige Männer lachen ist das Privilegium der Thoren: sie sind, wie die Narren am Hofe — sine consequentia.

Oft zeugt Spotterei von Geistesarmuth.

Man gebe Achtung, wer die Leute sind, die nichts loben können, sondern die alles tadeln, und mit keiner Sache zufrieden sind, und man wird finden, daß es gewöhnlich solche Menschen sind, mit denen vorher Niemand zufrieden ist.

Wer sich in Gesellschaften Achtung verschaffen will, der hüte sich vor dem vornehm thun, und verachte Niemand: er kommt sonst immer weiter vom Ziel.

Jeder hat Sack voll schöner und unnützer Gründe, um den unglücklichen zu trösten und zu beruhigen. Aber die Begegnisse dieses Lebens wirken oft stärker, als Vernunft und Natur. „Ja, trink, laß dem Kummer nicht so viel Gewalt, sei vergnügt“ — leere Worte, die oft etwas unmögliches begehren. Ist deine Unruhe wohl vernünftig? heißt eben so viel als: Bist du narrensch gewesen, seitdem du unglücklich bist?

Man spricht in Gesellschaften heftig, oft aus Eitelkeit oder Emschheit, selten aber

mit der gehörigen Aufmerksamkeit. Man beantwortet Sachen, die man nicht gehört hat, man folgt seinen Ideen, und erklärt sie, ohne auf die Beweisgründe des Gegners Rücksicht zu nehmen: man bemüht sich um nichts weniger, als um's Wahrheit finden, man ist noch nicht einmal im Reinen, welcher man suchen wolle. Wer dergleichen gesellschaftliche Unterhaltungen hören oder geschrieben lesen könnte, müßte öfters recht schöne Eindrücke erfahren, wo der Zusammenhang das lustigste wäre.

Eine zeitlang herrschte ein gewisser sader und kindischer Umgang, der auf Fragen hinauslief, die das Herz, und das, was man Leidenschaft oder Bärtlichkeit nennt, betrafen. Das Lesen gewisser Romane hatte diese Brüche unter die angesehensten Familien in der Stadt und am Hofe gebracht, sie haben sich davon geheilt, und die niedern Volksklassen damit angesteckt, bei denen man das Uebel noch antrifft.

Sie wissen doch auch von der Schlägerel, die jüngst auf dem Scheidhammer vorfiel? — Ja? — Schlägerel — Scheidh — in der That, der Name ist mir nicht einmahl bekannt. — Aber wie kann Ihnen das fremd sein, da die Stadt davon voll ist? — Das ich nicht wüßte; auf Ehre, Ort und Name sind mir unbekannt. — Der Mann hat nun eine so vortheilhafte Meinung von seinem Namen, daß er ihn für beschimpft hielt, wenn man ihn

überführen konnte, er wisse, wo der Schweißhammer liege, wo er sich ehemals ach! so mancher Haardentschen geholt hat.

Lucan, in seiner pharisaischen Scholastik, hat gar eine artige Stelle: Claudian hat einen wirklich witzigen Einfall: Seneca sagt gar schön: — und so gehts fort mit dem Citiren lateinischer Stellen vor Leuten, die's nicht verstehen, und sich doch so stellen, als ob sie's verständen. Lieben Freunde, merkt es euch, der wahre Gelehrte cuirt in Gesellschaften höchst selten, er hat eigenen Witz und Verstand genug, und braucht nicht fremde Hülfe. Aber der Halbgelehrte und der Ignorant, das sind die Zwittermischgeschöpfe, die überall gelehrte Brocken einmischen, und von Homer bis zum Eulenspiegel herab kein Buch unangesehen lassen, um die Armseligkeiten ihres eigenen Geistes damit zu verflaskern.

Krist's erhabenes Genie betrachtet die Menschen, und erwidert soß aber ihre Unzulänglichkeit in der großen Entfernung, in der er sie erblickt. Verleht, gepreien und bis in Himmel erheben von Menschen, die sich gegenseitige Bewunderung versprochen, glaubt er, bei einigem Verdienst, alles Verdienst zu haben, das man haben kann, das er aber nie haben wird; voll von seinen erhabenen Ideen nimme er sich kaum Zeit, einige Orakelsprüche zu thun: durch seinen Charakter über die Urtheile der Menschen erhas-

len, überläßt er das Verdienst eines ordentlichen und übereinstimmenden Lebens gemeinen Seelen, und seine Unbefähigkeit verteidigt er nur im Cirkel seiner Freunde, die ihn deswegen vergöttern. Sie allein können urtheilen, denken, schreiben und müssen thun. Sei ein Werk auch noch so wohl aufgenommen, noch so allgemein gelobt worden, er läßt es nicht einmal, geschweige daß er es loben sollte. Deswegen wird ihn auch meine Schilderung nicht bessern, dann er wird sie nicht lesen.

Dürfte man einigen feurigen und entschlossenen Köpfen glauben, so wären Wort zu viel, um Gedanken auszudrücken, man sollte mit ihnen durch Zeichen reden, oder sich ohne Worte verständlich machen können. Wiebe man sich auch alle Mühe, gedrängt und concis zu schreiben, und hätte jedermann dafür — sie finden's weisheitsreich. Man soll sie alles hin, und denken lassen, und nur für sie allein schreiben: sie verstehen einen Perioden durch das Anfangswort, und ein ganzes Kapitel durch einen Perioden. Sie brauchen nur eine Stelle eines Werks zu lesen, um es ganz zu kennen. Ein Gewebe von Redeln wäre für sie die angenehmste Lectüre, und es ist schade, daß der verhämmelte Geist, der ihnen so wohl gefällt, gar selten ist, und daß sich wenig Schriftsteller darnach bequemen. Die vortheilhaften und ungewonnenen Vergleichnisse gefallen ihnen nicht, zeigt man

ihnen aber ein Kunstfeuer, das sie überrascht, und einen Witz, der sie blendet, so schenken sie einem alles, was gut und schön ist.

Dogmatismus ist Folge einer tief gehenden Unwissenheit. Wer nichts weiß, glaubt andere zu lehren, was er eben erst gelernt hat: wer viel weiß, denkt kaum, daß das, was er sagen könnte, unbekannt sei, und spricht dess wegen gleichgültiger.

Sachen von Wichtigkeit und natürlicher Größe brauchen nicht in einen Schwall von Worten und hochtrabende Ausdrücke gehüllt zu werden. Simpel erzählt wirken sie am Besten. Sachen von wenig innerer Wichtigkeit dagegen muß man auf eine edle Art vorbringen. • Ausdruck, Ton und Erzählungsart müssen ihnen einen Werth beilegen.

Halbes Zutrauen ist gefährlich: gewöhnlich wäre es besser, wenn man entweder alles sagte, oder alles verschwiege. Man hat schon zuviel von seinem Geheimniß entdeckt, wenn man einen Umstand weglassen zu müssen glaubt.

Sei mir deinem Geheimniß vorsichtig, besonders vertrau es keinem Einfältigen an, er entdeckt es wider sein Wissen und Willen: er bewegt die Lippen noch nicht, und man versteht ihn schon: man liest auf seiner Stirne, in seinen Augen, und in seinem Herzen, denn — er ist durchsichtig. Ein anderer sagt zwar nicht gerade, was man ihm anvertraut hat, aber

er spricht und handelt so, daß man es von selbst errath. Ein dritter geht mit Geheimnissen verächtlich um, so wichtig sie auch sein mögen. „Es ist ein Geheimniß, Kriton hat mir's erzählt, und mir verboten, es zu sagen — und er erzählt es.“

Nikander erzählt Elisen, wie friedlich und freundschaftlich er mit seiner seligen Frau, von der ersten Bekanntschaft an, bis an ihren Tod, gelebt habe: er hat es schon gesagt, wie sehr er bedaure, daß sie ihm keine Kinder hinterlassen habe, und er sagt es noch einmal. Er spricht von seinen Häusern in der Stadt, und bald darauf von seinem Landgute. Er berichtet, was es ihm jährlich einträgt, beschreibt die Gebäude, ihre Lage, rühmt die Bequemlichkeit der Zimmer, und das geschmackvolle, niedliche Hausgeräth. Er versichert, daß er gerne was gutes essen und trinken möge, und Kutsche und Pferde halte. Er beklagt sich, daß seine Frau keine Freundin von Spiel und Gesellschaften gewesen sei. „Warum laufen Sie nicht diese Bedienung, sagte einer meiner Freunde zu mir, da Sie so reich sind? Warum stehen Sie nicht dieses Gut, um ihre Ländereien zu vergrößern?“ Aber nein, das kann nicht sein, setzt er hinzu, man hält mich für reicher als ich bin. Er vergißt weder seine Herkunft noch Verwandtschaft. Wein Vetter der Staatsminister; die Frau Kanzlerin

meine Verwandtin; so spricht er. Er erzählt gewisse Umstände, um zu verstehen zu geben, daß er mit seinen nächsten Anverwandten und sogar mit seinem vermuthlichen Erben, unzufrieden sei. Hab ich Unrecht? sagt er zu Elisen, hab ich Ursache ihnen wohlthun wollen? Elise muß Nein sagen. Er giebt zu verstehen, daß er kränklich und schwach sei; ja! er erwähnt bereits des Gewölbes, in dem er begraben werden will. Er liebkost, schmeichelt und entbietet seine Dienste allen, die um die Gebieterin seines Herzens sind. Aber Elise mag durch eine Heurath mit ihm nicht reich werden. Indem er noch spricht, meldet man einen Cavalier, dessen Gegenwart allein schon hinreichend ist, die Bemühungen Misanthers zu vereiteln. Verdrüsslich und verwirrt steht er auf, um an einem andern Orte zu sagen, daß er wieder heimrathen wolle.

Theoklin treibt viel unnützes Zeug, hegt immer sonderbare Meinungen, ist mehr methaphysisch als gründlich, und übt nur sein Gedächtniß. Er ist tiefsinnig und hämisch, und scheint immer über die zu lächeln, die seiner Meinung nach, unter ihm sind. Von ohnachtsfahr lese ich ihm mein Werk vor, er hört es, und wenns aus ist, spricht er von dem seinen. Und was von dem vorgelesenen? Nichts. Er spricht von dem seinen.

Hermagoras weiß nicht, wer König von Ungarn ist: er wundert sich, daß man gar nicht vom König von Böhmen spricht. Von den in Flandern und Holland geführten Kriegen muß man nicht mit ihm sprechen oder ihn wenigstens mit einer Antwort verschonen, denn er verwechselt die Zeit, und weiß nicht, wann diese Kriege anfiengen, und wann sie geendigt wurden. Schlachten, Belagerungen — alles ist ihm neu. Aber den Krieg der Riesen weiß er vollkommen; da entgeht ihm nichts; er erzählt dessen Anfang, Fortgang und Ende nach allen Umständen. Er entwickelt das fürchterliche Chaos der Geschichte des assyrischen und babylonischen Reichs. Egypten und dessen Dynastien kennt er vollkommen. Sansouci, Berlin und Potsdam hat er nie gesehen, auch in Nicolais Beschreibung nie beschrieben gelesen; aber den babylonischen Thurm hat er beinahe gesehen. Er zählt die Stufen desselben; er weiß, wie viel Baumeister dieses Werk regiert, und wie sie geheißen haben. Sollte man wohl glauben, daß er Heinrich den Vierten für einen Sohn Heinrich des Dritten hält? Die Geschichte Frankreichs, Oesterreichs und Baierns achtet er für nichts. Das sind ihm Kleinigkeiten. Aber sagt er die Namen der Könige der Meder oder der Babylonier am Finger her, und Aprosna, Herigebal, Moesnemordach, Warbotempad sind ihm eben so geläufig, als uns die Namen Bragade.

men Nessbach und Hächkladr. Er fragt, ob der Kaiser je vermählt gewesen sei, aber daß Minus zwei Frauen gehabt habe, das darf man ihn nicht lehren. Er hört, daß der Kattier sich nicht recht wohl befinde, und sogleich fällt ihm bei, daß Thernosis, König in Egypten, beständig kränklich gewesen sei, und daß er diese Kränklichkeit von seinem Oerkvater, Aliphats mutosis geerbt habe. Aber was sollte er auch nicht wissen, und welcher Umstand aus dem ehrwürdigen Alterthume sollte ihm unbekannt sein? Er kann dir sagen, daß Semiramis, oder nach andern Sericharis, wie ihr Sohn Minias gesprochen, und daß man sie an der Sprache von ihm nicht hätte unterscheiden können. Ob sie aber eine so männliche Stimme wie ihr Sohn, oder ob dieser eine so weibliche, wie seine Mutter, gehabt habe, — ja das ist ein schwieriger Punkt, und den wagt er nicht zu entscheiden. Er weiß, daß Nimrod links gewesener ist, und Seiostris sich der rechten Hand so gut habe bedienen können, als der linken. Er kann dir sagen, daß es falsch sei, wenn man glaube, Artaxerxes habe deswegen den Zunahmen, mit der langen Hand, bekommen, weil ihm die Hände bis an die Knie reichten, sondern weil eine Hand länger gewesen sei, als die andere. Er setzt hinzu, daß zwar glaubwürdige Schriftsteller versichern, daß die rechte Hand die längere gewesen sei.

daß er aber doch aus triftigen Gründen die Linke für die längere halten müsse.

Eldias treibt das Handwerk der Velletristes rei. Er hat einen Schild ausgehangen, eine Werkstatt, bestellte Arbeit, und Gesellen, die bei ihm arbeiten. Vor einem Monat kann er Ihnen das versprochene Gedicht nicht liefern, wenn er anders Dosithees Wort halten will, die eine Elegie bei ihm bestellt hat. Eine Idille ist in der Arbeit, er macht sie für Eranton, der ihn darum drängt, und ihm eine reiche Besoldung verspricht. Prosa oder Verse? Sie dürfen nur befehlen. Wollen Sie ein Trostschreiben, oder eine Entschuldigung wegen langer Abwesenheit? Er wird die Ehre haben aufzuwarten. Sie finden dergleichen bei ihm schon fertig. Wenn Sie sich in sein Waarenlager bemühen wollen, so haben Sie die Auswahl. Er hat einen Freund, dessen einziges Geschäft es ist, gewissen Leuten lange Zeit seine Bekanntschaft zu versprechen, und ihn endlich, als einen Mann von den seltensten Talenten und als den besten Gesellschafter in gewissen Häusern vorzuführen. So wie ein Sänger singt und ein Clavierspieler spielt, bringt Eldias vor Personen, denen er sich versprochen hat, wenn er sich erst geräuspert, seine Manschetten vorgezogen, seinen Arm ausgestreckt, und die Hand gednet hat, seine quintessencirten Einfälle und sophistischen Urtheile gravitatisch zu

Markte. Er ist weit verschieden von denen, die zwar in Grundzügen einig sind, sich aber doch in die Rede fallen, um ihre Einstimmung zu erkennen zu geben. So oft er den Mund öfnet, widerspricht er. „Meiner Meinung nach gerade das Gegentheil“, sagt er, oder: hierinn kann ich Ihnen nicht beistimmen, oder: Sonst dacht' ich hierüber gerade wie Sie, aber... hiebei muß man auf dreierlei Achtung geben“, setzt er hinzu, und fügt wohl auch noch einen vierten Grund bei. . . Abgeschmackter Schwätzer! Kaum hat er den Fuß ins Zimmer gesetzt, so sucht er sich einige Damen aus, um sich bei Ihnen einzuschmeicheln, seinen Witz oder seine Gelehrsamkeit zu zeigen, und mit seinen eignen Gedanken zu glänzen, denn er mag reden oder schreiben, so bekümmert er sich weder um Wahrheit noch Unwahrheit, weder um Vernunft noch Lächerlichkeit; sondern er will nur nicht in die Fustapfen eines andern treten, und ihm beistimmen. Daher sagt er in einer Gesellschaft seine Meinung erst, wenn alle Anwesende ihre Gedanken über die Materie eröffnet haben, die ohngefähr vorkam, oder die er selbst aufs Tapet brachte, um im Lehrtone ein neues, entscheidendes, und unwidersprechliches Urtheil zu fällen. Cidias stellte sich dem Lucian und Seneca an die Seite, erhebe sich über Plato, Virgil und Theophrast, und sein Schmeichler sucht ihn alle Morgen in dieser

Meinung zu bestärken. Mit den Verdichtern Homers ist er vollkommen einig, und er wartet es ruhig ab, bis die Welt diesen Irrthum ablegt, und diesem Graubarte die neuern Dichter vorzieht, unter welchen er der vornehmste ist. Mit einem Wort, er ist eine Composition von Pedanterie und Eigendünkel, und dazu gemacht, von Bürgern und Bauern bewundert zu werden. Nichts ist an ihm groß, als sein Eigendünkel.

Emil sucht uns nun nicht mehr mit seinen Versen heim, denn Erinnerungen und Kritiken von Kennern und Freunden sind ihm lange nicht so lieb, als der Weihrauch, den ihm der Pöbel streut, und der seine dichterische Ader noch ergiebiger macht. Er ist übrigens ein Poet nach der Mode. Seine Gedichte sind voll pompöser Verse, die stark, erhaben, und voll großer Gedanken zu sein scheinen. Der Pöbel hört begierig zu, sperrt Mund und Augen auf, glaubt, daß ihm das gefalle, und bewundert um so mehr, je weniger er versteht, er hat nicht Zeit sich zu besinnen, kaum so viel, um seinen vollen Beifall zu bezeugen. Ehemals glaubte ich, daß diese Stellen für solche Leute klar und verständlich wären, daß der Verfasser sich selbst verstünde, und daß ich Unrecht hätte, wenn ich bei der angestrengtesten Aufmerksamkeit nichts verstand: — jetzt weiß ichs besser.

„Aber Sie lassen sich doch auch in gar keiner Gesellschaft mehr sehen, liebster Berger. Schon dreimal haben wir Sie erwartet, und immer vergebens. Ich glaube, Sie werden noch zum Einsiedler. Nein! ich bin auch zu weilen gerne allein, aber lange kann ichs doch nicht aushalten. Da lob ich mir hübsche Gesellschaften; man hört und sieht immer was neues, und kann allen häuslichen Verdruß veressen. Ach! jüngst war's eine wahre Freude, da brachten Rumberg und Henne ihre Frauen mit. Wie die zwei sich anschauten! Rumbergs Frau hätte bersten mögen über der Henne's neues englisches Kleid, nach der neuesten Pariser Mode. Endlich konnte sie's — doch, halt ein, armseliger Schwäzer! ich hab dich vielleicht schon zu viel plaudern lassen. Schon hat Berger den Entschluß gefaßt, deine und deiner Freunde Gesellschaft gänzlich zu meiden, denn der Weise muß öfters die Welt mit ihren Gesellschaften meiden, sonst überfällt ihn Langeweile — ein Uebel, das er zu Hause nicht kennt,

Von den Glücksgütern.

Ein reicher Mann kann kostbar speisen, Zimmer und Alkoven prächtig ausgestatten lassen, einen Palast in der Stadt und auf dem Land besitzen, große Equipage halten, seine Tochter einem Herzog geben, und aus seinem Sohn einen großen Herrn machen. Aber das Beste genügt sein überläßt er vielleicht andern.

Ich entschuldige den stolzen Thor wegen seines Stolzes, denn giebt sich nicht jeder Mühe, sobald er ein großes Glück macht, an ihm Verdienste zu finden, die er nie hatte, und zwar, so groß es der reiche Thor haben will? Jemehr aber das Glück von ihm weicht, und sein Vermögen aufs gewöhnliche herabkommt, desto mehr Unvollkommenheiten und Fickwerk erblickt man nun da, wo ehemals alles vollkommen und ganz war.

Wenn man's nicht mit leiblichen Augen sähe, sollte man's wohl glauben, daß das mehr oder weniger Geründete eine so seltsame Ungleichheit unter Menschen hervorbringt? — Dies mehr oder weniger ruft dich zum Degen, zur Feder oder zur Rutte; andere Berufungen sind seltener.

Zwei Kaufleute wohnten nahe bei einander. Sie trieben die nemlichen Geschäfte, hatten aber in der Folge ein ganz verschiedenes Glück. Jeder hatte eine einzige Tochter: sie wurden zusammen erzogen, und lebten lange in der süßsten Fräulichkeit, die Gleichheit des Standes und des Alters geben: eine von ihnen, durchs äußerste Elend dahin gebracht, sucht in Dienst der ersten Hofdame zu kommen, und die Dame ist — ihre ehemalige Freundin.

Scheitern des Finanziers Spekulationen, dann sagen die Hofkavaliere: eine bürgerliche Seele, ein nichtswürdiger Mensch, ein armer Stümper: hats aber geglückt, so freien sie um seine Tochter.

Ich sehe einen Mann, häßlich, klein und schwach am Verstand. Man sagt mir ins Ohr: er hat funzig tausend Thaler Einkünfte. Meinets wegen; das ist für ihn gut, und er ist in meinen Augen weder besser noch schlechter. Ist es nicht einfältig, wenn ich mich nicht enthalten kann, ihn deewegen mit andern Augen anzusehen?

Einen reichen Thoren lächerlich zu machen ist nicht wohl thunlich: die Lacher sind auf seiner Seite.

Nüber ist zwar ein unbedeutendes Alltagswesen, man wird ihn aber doch, mit seinem rothen, groben Schweizerbedienten im Vorlaufe, für einen Mann von Bedeutung halten, wenn er

nur die, so ihn sprechen wollen, warten und frieren läßt, endlich mit ernstem Gang und abgemessenen Schritten zum Vorschein kommt, sie kurz abfertigt, und, ohne sie zu begleiten, entläßt.

Ich gehe zu dir Klitiphon; ich verlasse Dein und Zimmer, weil ich dich nothwendig sprechen muß. Wie sehr wünscht' ich, daß ich deiner nicht nöthig hätte, und dich nicht beunruhigen dürfte. Deine Bedienten sagen mir, du habest dich eingeschlossen, und ich könne dich vor einer Stunde nicht sprechen: ich komme vor der bestimmten Zeit wieder, aber du seist ausgegangen, sagen sie nun. Was hast du denn in deinem abgelegenen Zimmer für ein Geschäfte, Klitiphon, daß du mich nicht anhören kannst? Du verfertigst Dittschriften, vergleichst gerichtliche Verhöre, unterschreibst, oder bezeichnest. Ich wollte dich nur um etwas bitten, und du dürftest nur Ja oder Nein sagen. Willst du dich rar machen? Aber du bist es gewiß mehr, wenn du gegen Hülfesbedürftige dienstfertig bist, als wenn du dich einschließt. O wichtiger und mit Geschäften überhäufter Mann, bedarfst du meiner Hülfe; so komm auf mein einsames Zimmer. Der Philosoph weiß keinen ab, und ich werde dich nicht auf einen andern Tag bestellen. Du wirst mich bei Plato's Schriften, die von der Geistigkeit der Seele und ihrem Unterschiede vom

Körper handeln, antreffen, oder ich werde die Entfernung Saturns vom Jupiter berechnen. Ich bewundere Gott in seinen Werken, und suche durch die Erkenntniß der Wahrheit meinen Geist zu bilden, und meinen Willen zu bessern. Komm unangemeldet zu mir, als meine Thüren sind offen, und mein Wohnzimmer ist nicht dazu da, daß man auf mich warten, und Langeweile haben soll. Verschaffst du mir Gelegenheit dir zu dienen, so ist mir's lieber, als wenn du mir Gold und Silber bringst. Rede, womit kann ich dir dienen? Soll ich meine Bücher, mein Studiren, mein angenehmes Geschäfte, und die Zeit, die ich noch nicht geendigt habe, liegen lassen? — Glückliche Unterbrechung, wenn ich dir damit nützlich sein kann. Ein Bediener, ein Geschäftsmann gleicht einem Vögel, den man nicht fahm machen kann. Nur mit Mühe kann man ihn sehen und sprechen, oder vielmehr gar nicht, denn in dem einen Augenblicke ist er noch nicht da, und in dem andern ist er schon wieder weg. Der Gelehrte hingegen ist so bekannt, wie der Lefkein auf der Straße. Alle können ihn sehen und sprechen, wann und wie sie wollen, er mag bei Tische oder im Bett, angekleidet oder unangekleidet, gesund oder krank sein. Er kann und will kein Rann von Wichtigkeit sein. —

„Aber man möchte unsinnig werden, was der Mann für Aufwand macht, und wo er all' das Geld hernimmt! Erst noch sah's ganz gemein aus; ach so war des Wittens und Wittels gar kein Ende, wenn man nur einige Tage seine Kaffeeprovision anderswo hatte holen lassen. Jetzt aber? Sollte man's nicht noch für eine große Gnade halten, wenn ihm gefällt, einen ehrbaren Anz mit einem hochadelichen Kopfnicken zu beantworten? Aber man's nur, das wird nicht lange so währen; es wird eine Zeit“ — Langsam, gute Frau, und bedachte den Mann seines Glucks wearn nicht. Bedenke, daß er's auf Kosten seiner Ruhe, Gesundheit, Ehre und seines guten Gewissens erkaufte, und das ist doch ein Bißchen theuer. Glaubst du wohl, daß man bei einem solchen Laufe gewinne?

Eoson ward aus einem kahlen Theichtheil der, und aus diesem Unterpachter; durch Ueppigkeiten, Gewaltthätigkeiten und Mißbrauch seiner Gewalt schenkte er sich auf den Trümmern mehrerer Familien empor. Eine Verbindung machte ihn zum Edelmann. Alles gut, wenn er nur ein rechtschaffener Mann wäre; — doch ja, er ist's worden — der Kaiserdisch, den man ihm in Gnaden angedeihen ließ, wirkte er dieses Wunder.

Sophie gieng sonst allein und zu Fuß in die Kirche, hörte den Prediger aus von ferne,

konnte ihn nur von der Seite sehen, und schlecht verstehen. Ihre Tugenden waren unbekannt, und ihre Schminke kannte man so wenig als ihre Person. Ihr Mann nahm Antheil an den Pachtungen. Welch' erstaunliches Glück hat er nicht in weniger als sechs Jahren gemacht! Sophie kommt jetzt nach der Kirche gesehen; man trägt ihr eine lange Schleppe nach, und der Prediger wartet, bis sie sich niedergelassen hat. Sie sitzt ihm gerade gegen über, sieht jede seiner Bewegungen, und hört alle seine Worte. Jeden Prediger will sie absolviren, und sie sanken sich darum — doch behält der Pfarrer den Vortzug.

Filling wird ohne Sang und Klang eingeholt. Von den unermesslichen Reichthümern, die er durch Raub und Exprobrationen zusammen scharrte, und in Haus und Braut durchbrachte, ließ er nichts mehr zur Vertheilung der Leidenkosten übrig. Er stand mit Schulden belastet, und also hilflos: Man sah bei ihm weder einen Kuchentisch noch eine Herzstärkung, weder den Arzt noch den Geistlichen, der ihn zu einem seligen Ende bereiten hätte.

Kessl steht eben von einer köstlichen Tafel auf, wo sein Wagen weidlich proviantirt worden ist. Sein Athem duftet Nektar und Champagner, und eben jetzt giebt man ihm einen Befehl zu unterschreiben, der einer ganzen Pro-

mag das Noth entsorge, wenn er nicht wider-
rufen würde. Aber ich entschuldige ihn vollkom-
men, denn wer sollte in der ersten Dämmerungs-
stunde begreifen können, daß anderns Men-
schen Hungers sterben können?

Silvan kauft sich um sein Geld, Gehalt
nach einem andern Namen. Er ist Herr des
Kirchplatzes, wohin seine Bekehrten den Zehne-
ten bezahlten. Ehemals hätte er beim Choral
nicht Poge werden können, jetzt ist er sein
Lehreremann.

Derz ist sich in einer Kiste über den
Appenchen Weg tragen. Seine Freigelassenen
und Sklaven gehen vor ihm her, um das Volk
aus einander zu treiben, und Platz zu machen:
es fehlt ihm nur ein Kistee. Mit dieser Be-
gleitung zieht er in Rom ein, und schaut über
die Missethat und Armuth seines Vaters
Congo zu triumphiren.

Derzander benutzt sein Glück soviel als
möglich. Es gab ihm Rang, Ansehen und
Gewalt, und nun da, daß man ihm nicht mehr
um Freundschaft bitten, sondern man muß um
seinen Schutz sehen. Ehemals sagte er: Ein
Mensch, wie ich, ist oder: ein Mann
von meinem Stande, denn dafür giebt er
sich aus, und keiner seiner Gläubiger oder des
Schmerzes, die an seiner delikaten Tafel spei-
sen, wagt es, ihm zu widersprechen. Seine
Wohnung ist prächtig nach deutscher Manier.

erlaubt; sie hat keine Thüren, sondern Portale. Weht hier ein Feindemann, oder ist's ein Feind? das Volk ist hierinnen. Er ist der Herr des ganzen Reichs: ihn beneidet, und seinen Fall wünscht man, und seine Iron hat sich durch ihre Persönlichkeit allen Dingen in der Nachbarschaft zu Feindinnen gemacht. Alles schmett seine, und diese Größe hat er beahlet. Wenn nur sein alter abgelebter Vater vor zwanzig Jahren gestorben wäre, noch ehe man Perianz's Namen hätte! Wie viel er es mit den verhassten Trambusen machen, die die Gerechtigkeit empören, und ihres der Würde und den Leben eine Schamleise abjagen? Soll er sie vor den Augen einer edelmüthigen, hochhaften und schmerzlichen Stadt, und zum Nachtheil einiger tausend Leute anstehen den, die durchaus die Verurteilung hinnehmen müssen? Soll er aus seinem Vater einen Edelmann oder einen angesehenen Mann machen, er, den man gnädiger Herr ist tollt?

Wenn mancher Mann auf dem Grunde aufblüht, und seinen großen Namen, seine Stunden: Herrschaften, Schätze, Erbschaften in den Händen jünger Menschen läßt, die ihm Vater vielleicht ihre Mitter waren, was würde er wohl von seinem aufgestellten achtzehnten Jahrhundert denken?

Dieser frische, blühende, und von Gelandschaft freyende Jüngling besaß eine Axt und zehn andere Freunde, die zusammen jährlich sechzig tausend Thaler in Gold einbringen. Es gibt aber auch sechzig Familien, die im Winter keine warme Stube, und keine Axt zum Bedeckung ihrer Dächer, ja nicht einmal Brod haben, kurz, deren Armuth aufs äußerste geht. Sollte das nicht schon hinreichend sein, ein so künftiges Leben zu beweisen?

Christop, ein unedelmüthiger, und das erste seines Geschlechtes, welches vor tausend Jahren nicht mehr, als einem ein paar tausend Thaler den jährlichen Einkommen zu besaß, wodurch alle seine Wünsche erfüllt werden. Nun kann er, ich weiß nicht wie er das zu erlange, eben so viel eines seiner Töchter zur Braut geben, und ohne andern Kummer — er hat doch viele — wertend auch liegen. Und das ist noch nicht alles, denn nach seinem Tode wird's sich recht barmherzig geben. Inzwischen lebt er noch ganz idelmüthig, und arbeitet auch in seinen alten Tagen unermüdet, um sich Nachkommen zu gewinnen.

Es ist noch Etwas aus dem Einnahmen. Wer Wasser aus dem Fluß trinkt oder auf dem Fluß fische geht, wird ihm dafür Dyalen bezahlen müssen. Er kann seine Schaf, Rinder und Pferde in Gold verwechseln. Die Fremden sind ihm willkommen, und alle bringt er

in Vorschlag. Was der König andern schenkt oder bewilligt, geschieht auf seine Kosten, und hätte eigentlich ihm gehört. Seine Habluce ist unersätzlich. Er würde mit Künsten und Wissenschaften Handel treiben, und die Tonkunst verpachten. Um seinen Reichthum, seine Koppel Jagdhunde, und seinen Marstall zu sehen, müßte das Volk das Andenken an Orestheus Mustel verlieren, und sich mit der seinigen begnügen.

Lasse doch den Criton gehen, der Mann ist ganz Eigennuz. Er hat seine Schillingen für den schon gelegt, der seine Bedienung, sein Landgut, oder sonst etwas von seinem Eigenthum kaufen will. Er macht unsinnige Forderungen. Man erwarte keine Schonung, und keinen billigen Vergleich von einem Manne, der ganz allein auf seinen Nutzen sieht, und fremdes Glück anseindet. Ein Einfaltspinsel ist sein Mann.

Dreutin, hör ich vom Volk, ist ganz unsichtbar worden, und hat sich schon vor acht Tagen mit seinen Heiligen eingeschlossen: ich glaube, die Heiligen halten ihre eigenen Meditationen, und er auch.

Kromberg machte viele Menschen glücklich, er half auch die empör, aber für sich, seine Frau und Kinder sorgt er nicht am besten: sie schmachten nach seinem Tode unbekannt in Dürftigkeit. Ihre unglückliche Lage ist dir zwar wohl bekannt,

kannt, aber es kann nicht wohl sein, nein! du kannst ihrem Elende ohnmächtig abhelfen, du hältst offene Tafel und haust: undankbar bist du aber doch nicht, denn ob du gleich das Bild deines Wohlthäters aus dem Zimmer wegnehmen ließest, so lässest du es doch im Vorzim- mer aufhängen. Nur ein Wort von dir — und es läge in der Kustkammer.

Fliehe, eile; du bist noch nicht weit genug weg. Ich bin, sagt du, unter einem andern Sonnenzirkel: geh unter den Pol, in eine andere Welt, oder steig, wenn du kannst, zu den Sternen empor: — hier bin ich: gut, nun bist du sicher: ich sehe einen habfüchtigen, un- erlässlichen und unerbittlichen Mann; er will sich auf Kosten eines jeden, der ihm in Weg kommt, bereichern: mag der andere auch dars- über zu Grunde gehen, thut nichts, — wenn nur sein Vermögen recht groß wird.

‘Sein Glück machen ist ein so schöner Ausdruck, und er sagt so was gutes, daß ihn jedermann gebraucht. Man kennt ihn in allen Sprachen: er gefällt den Fremden und den Barbaren, am Hof und in der Stadt, er drang in Klöster und durch die Mauern der Altäre, kein Ort ist so heimlich, an dem er nicht drang, und keine Einside so wüste, wo er nicht das Kannt wäre.

Wer viel Contraste schließt, und sein Geld sich immer mehrten sieht, glaubt zuletzt wohl gar
Bräpse.

ein scharfsinniger Kopf, ja wohl zum Regieren geschaffen zu sein.

Ein Männchen, schwach von Verstande, hat sich in's Köpfchen gesetzt, sich empor zu schwingen: nun denke er sonst an nichts mehr. Von Morgen bis an Abend, und bei Nacht im Traume beschäftigt ihn nur sein Avancement. Schon von seiner ersten Jugend an hat er sich auf den Weg gemacht, der zum Glücke führt. Kommt ihm ein Hinderniß in Weg, so beugt er aus, zur rechten oder zur Linken, wo es ihm am besten dünkt. Stößt er auf neue Hindernisse, so geht er auf den vorigen Weg zurück. Je nachdem die Schwierigkeiten beschaffen sind, übersteigt er sie entweder, oder er weicht ihnen aus, oder er ergreift neue Maßregeln. Eigennutz, Gewohnheit und Umstände leiten ihn. Braucht ein Reisender so vorzügliche Talente, und einen so ausgebildeten Verstand, um zuerst auf der Landstraße fortzuwandeln, wenn sie aber zu voll oder verfahren ist, quer über das Feld fortzugehen, endlich aber wieder auf den ersten Weg zu kommen, und so sein Ziel zu erreichen? Ist es also ein Wunder, wenn man einen reichen und angesehenen Velden findet?

Es giebt einfältige und blicksinnige Menschen, die in onachsehenen Aemtern stehen und im Reichthume ruhen. Ihr Fleiß oder ihre Betriedsamkeit haben gewiß nichts dazu beitragen. Ein anderer, wahrscheinlich das blinde

de Ohnerfähr, 'führte sie an eine Quelle, mit den Worten: Brauchst du Wasser? Schöpfte — — und sie schöpfte.

In der Jugend ist man oft arm: entweder hat man nichts erworben, oder noch nicht geerbt. Man wird alt und reich zu gleicher Zeit, — so selten haben Menschen alle Vortheile beisammen: und wenn das auch ist, so möchte ich doch diesen glücklichen nicht beneiden. Er hat durch seinen Tod so viel zu verlieren, daß er kostbarerwerth ist.

Das kürzeste und beste Mittel, sein Glück zu machen ist, andere zu überreden, daß es ihr eigener Nutzen erfordert, uns wohl zu thun.

Aus Gewinnsucht, Ehrsucht, oder um des lieben Brodes willen, legen sich die Menschen zuweilen auf unerlaubte und zweideutige Gewerbe, deren Gefahr und Folgen sie sich aber lange selbst verbergen. Endlich verlassen sie diese Gewerbe, und werden fromm. Es geschieht aber gewöhnlich nicht eher, als die sie eingeeendigt haben, und im Besitze eines dauerhaften Glückes sind.

Es giebt Unglückliche, bei deren Anblick das Herz bekommen werden muß: sie haben kein Brod, fürchten sich vor dem Winter, und vermögen ihr Leben. Anderwärts ist man fröhlichsie Trübsal, man trägt der Erde und der Jahreszeit, um seinem Baumen zu schmeicheln.

und selbst Bürger sind bloß wegen ihres Reichthums so fürchterlich wellüftig, daß sie auf einen Bissen verzichten, was hundert Familien hätte nähren können. Wohl dem, der große Dürstigkeit, und ein großes Stück ertragen kann; ich will keines von beiden, sondern werfe mich in einen glücklichen Mittelstand.

Die Armen sind bekümmert, weil ihnen alles mangelt, und Niemand sich ihrer annimmt: die Reichen aber sind oft verdrüsslich, weil ihnen eine Kleinigkeit fehlt, oder ihnen jemand zuwider handeln will.

Der ist reich, der mehr einnimmt, als er ausgibt: der ist arm, dessen Ausgabe seine Einnahme übersteigt.

Mancher kann mit zwei Millionen Einkünften jährlich um fünfhunderttausend Thaler zu arm sein. — Nichts dauert länger als ein mäßiges Glück, und nichts ist hinfälliger als große Reichthümer.

Wenn der reich ist, der wenig braucht, so ist ein Weiser ein sehr reicher Mann, und wenn der arm ist, der alles begehrt, so lebt der Ehrwürdige und Geizige in der äußersten Armuth.

Die Leidenschaften tyrannisiren den Menschen, oder der Ehrgeiz herrscht über alle, und macht, daß man den Schurken eine zeitlang für einen ehelichen Mann hält. Ich hielt dem lasterhaften und ausschweifenden Triphon für

mühtern, kräftig, freigeiglig, demüthig, ja gar für fromm, und würde ihn noch dafür halten, wenn er nicht endlich sein Glück gemacht hätte.

Es giebt in der Welt nur zwei Wege, sich empor zu schwingen, seinen eigenen Fleiß, oder die Schwäche anderer.

Krisat, ein reicher unverfälschter Mann, zwick-t den verdienstvollsten, aber armen Tugen auf alle Weise, um nicht, wie er meint, seiner Ehre einen Schandfleck anzuhängen. Tugen denkt von Krisat eben so: sie werden sich wohl also nie zu nahe kommen.

„Dero ergebener Diener. O schon lange hatte ich nicht mehr das unschätzbare Vergnügen Hochdieselben“ — So fängt Emberg an mich mit einer Kononade von Komplimenten zu betäuben. Aber — wunderbar! seit vierzehn Tagen hat sich das Blättchen gemeldet, nun wartet er erst meinen Gruß ab, um mir mit der stolzen Miene des Gönners zu danken, und mich dabei seine neue Wichtigkeit fühlen zu lassen. Ich weiß zwar noch nicht, worauf der Mann pocht, und was ihm so viel Wichtigkeit giebt, oder ganz gewiß daß er sich nun ein Haus mit gutem Hausgeräthe gekauft, oder er halt nun bessere Tafel, oder er ist in ein Gewerbe getreten, wo er schon einen ansehnlichen Gewinn gemacht hat. — O mein Herr, ich wünsche von Herzen, daß Sie bald so weit kommen mögen, daß Sie mich verachten können.

Wären Gedanken, Bücher und deren Verfasser in den Händen der Reichen, oder derjenigen, die erst ihr Glück machten, ach welche Verbannung; da wäre keine Vergnügung zu hoffen. In welchem Ton, und wie groß günstig sprechen sie nicht von Gelehrten. Vorzüglich lassen sie die niedrigen Menschen ihre ganze Größe fühlen, die durch ihr Verdienst weder vornehm noch reich geworden sind, aber sich noch immer damit abgeben, edel zu denken, und scharfsinnig zu schreiben — Gewiß ist es, die Gegenwart ist für die Reichen, die Zukunft für die Tugendhaften und Geschickten. Homer lebt noch, und wird beständig leben: Einnahmer und Böllner sind nicht mehr. Waren sie? Ist ihr Vaterland, oder auch nur ihr Name bekannt? Gab's in Griechenland auch Finanzpächter? Wo sind die hochansehnlichen Personen, die den Homer verehrten, seinen Umgang vermieden, seinen Gruß nicht erwiderten, oder ihn nur beim Namen nannten, die es für Schande hielten, ihn an ihre Tafel zu ziehen, und die ihn bloß als einen armen Mann betrachteten, der ein Buch geschrieben hätte? Wer wird an Männer denken, die nur adelich waren? Wird man sie noch mit Descartes nennen, einem Franzosen, der in Schweden starb?

Der Mann, der's den Armen so grausam fühlen läßt, daß er viel Geld hat, und der

Pfanz über ihn weg steht, ist gewöhnlich eine leuchtende Seele bei denen, die reicher sind als er. Stolz gründet sich nicht auf persönliches Verdienst und auf Tugend, sondern auf Reichthum, Titel, Würden, Ansehen, und andere leere Vorzüge. So verachtet der Stolze auf die herabsieht, die ihm in den eben genannten Glücksgütern nachsehen, so unbegränzt ist seine Hochachtung derjenigen, die reicher sind als er.

Es giebt schmutzige, aus Litz und Unflath zusammengezeigte Seelen, die durch Gewinn und Eigennuß, so wie edle Seelen durch Ehre und Tugend, gerührt werden. Sie kennen nur eine Wollust, nemlich immer zu gewinnen, und nie zu verlieren. Sie nehmen zehn von hundert, und stehen ihrer Schuldner wegen beständig in Sorgen. Immer befürchten sie, die Münzen möchten herabgesetzt oder verrufen werden. Sie wühlen in Kontrakten, Urkunden und alten Papieren, und sind dazwischen vergraben. Solche Menschen kennen weder Freunde noch Verwandte, sie sind weder Bürger noch Christen, vielleicht nicht einmal Menschen. Sie haben Geld.

Während Orones Jahre und Reichthümer zunehmen, wird in einer Familie ein Mädchen geboren, es wächst heran, blüht wie die Rose, und tritt eben in sein sechzehntes Jahr: der fünfzigjährige Oroni läßt sich noch bluten, das junge, schöne und sinnreiche Mädchen zu heu-

rathen: dieser Mann, ohne Geburt, Kopf, und alles Verdienst, wird allen seinen Rivalen vorgezogen.

Die Ehe, die für den Mann die Quelle alles Guten sein sollte, wird ihm oft, durch die tödtlichen Ströme des Schicksals, eine schwere Bürde, unter der er erliegt. Dann sind Frau und Kinder eine heftige Versuchung zu Betrug, Lügen und unerlaubtem Gewinn. Entweder Schurke oder Bettler — welche mißliche Wahl!

Eine Witwe heurathen heißt, ein bon François: sein Glück machen — aber dieses Glück ist oft sehr unschmackhaft.

Klearch, laß dich bei Tische wohl sein, des Mittags und Abends, wirf Holz ins Feuer, kauf dir ein reiches Kleid, tapezier deine Zimmer; du bist deinem Erben nicht gut, du kennst ihn nicht, du hast keinen.

Der verschwenderische Erbe bezahlt ein prächtiges Leichenbegängniß, und verschluckt das Uebrige.

Der Geizige verzehrt nach seinem Tode in einem Tage mehr, als bei seinen Lebzeiten in zehn Jahren; und sein Erbe in zehn Monaten; als er in seinem ganzen Leben zu verdienen wußte.

Wer erben will, wird gefällig. Niemand schmeichelt, gehorcht, folgt, umgiebt, pflegt, schont, und liebt uns mehr, als der, der bei uns

stern Tode zu gewinnen glaubt, und ihn sehnsüchtig herwünscht.

Alle Menschen betrachten sich als Erben der Bedienungen, Titel und des Vermögens Anderer. Daher kommts, daß sie ihr ganzes Leben über eine geheime und verborgene Begierde nach dem Tode des Andern hegen. Der wird in allen Ständen für den glücklichsten gehalten, der durch seinen Tod das meiste zu vererben und seinem Nachfolger zu hinterlassen hat.

Man sagt, das Spiel mache alle Stände gleich, aber sie sind oft so ungleich, und es ist zwischen ihnen eine so tiefe und unermessliche Kluft, daß das Auge sich nur mit Mühe daran gewöhnen kann, solche Extremen beisammen zu sehen. Es ist so unangenehm als eine unharmonische Musik, eine schlechtgewählte Farbenmischung, als Schwüre und ein Geschrei, vor dem man sich entsetzt, mit einem Worte, es ist eine gänzliche Zerkübrung des Wohlstandes. Wenn man mir einwirft, daß dies bei allen civilisirten Nationen gewöhnlich ist, so antworte ich, daß es vielleicht mit zu den Dingen gehört, die uns in den Augen der übrigen Bewohner des Erdbodens zu Barbaren machen, und welche die Morgenländer, die bis zu uns kommen, in ihren Schreibraseln notiren. Ich zweifle auch nicht, daß ihnen diese Vertraulichkeit eben so ungerneht vorkommt,

als und ihre abergläubischen Verehrungen. Eine Versammlung der Landstände, oder eine Rathsstube, wo man sich wegen einer sehr wichtigen Sache berathschlägt, stellt dem Auge des Zuschauers lange keinen so ehrbaren und ernsthaften Anblick dar, als ein Spielstisch, der mit Geründerten besät ist. Dürster Ernst steht auf den Gesichtern der Spieler geschrieben: so lange das Spiel dauert, sind sie gegen einander unbarmherzig, und die unversöhnlichsten Feinde. Sie vergessen Freundschaft, Verwandtschaft, Geburt und Vorzüge. Das Ohngefähr, diese blinde und wilde Gottheit, präsidiert bei der Versammlung, und entscheidet unumschränkt. Sie verehren sie durch tiefes Stillschweigen und durch eine Aufmerksamkeit, deren sie sonst unfähig sind. Alle Leidenschaften werden hier unterdrückt, und gehorchen dieser einzigen. Der Hösling ist hier weder freundlich noch schmeichlerisch, weder höflich noch andächtig.

Wer durch Spiel und Gewinn reich geworden ist, verläugnet seinen vorigen Stand ganz. Seine ehemaligen Freunde vergißt er, und macht den großen Herren nach. Doch der Würfel oder die Karte setzen ihn oft wieder in seine alte Stelle.

Öffentliche Spielhäuser sind Schlingen, die man dem Gitz der Menschen legt, Abgründe, in denen das Geld der Spieler unweis verbringlich verlohren ist, furchterliche Klippen,

an denen der Unglückliche, der ihnen zu nahe kommt, scheitert und untergeht. Daß es solche Häuser giebe, darüber wundere ich mich nicht, und auch darüber nicht, daß man aus diesen Häusern Spionen aussendet, um sogleich zu erfahren, wer mit einem frischen Geldbeutel angekommen ist, wer im Proceß eine große Summe gewonnen, wer glücklich gespielt; ein Geschenk bekommen, welcher Sohn eine reiche Erbschaft gehoben hat, und welcher Rentmeister so unbesonnen ist, um die Gelder der ihm ans vertrauten Kasse auf eine Karte zu setzen. Das trügen ist zwar ein schändliches und unmännliches Handwerk, das ist wahr, aber es ist alt und bekannt, und wurde von jeher von Hauptspielern getrieben. An ihrem Schilde kann man's beinahe lesen: Hier betrügt man mit gutem Gewissen: denn sollten sie sich wohl für untadelhafte Menschen ausgeben wollen? Wer weiß nicht, daß diese Häuser besetzen, und in sein Verderben rennen, einsteigen ist? Aber wie dergleichen Leute noch so viele Einsatze pinsel finden, um sich fortzubringen, das begreife ich nicht.

Tausend Menschen ruiniren sich im Spiel, und sagen doch noch gerade zu, sie können das Spiel nicht lassen. Welche Entschuldigung! Könnte man nicht auf die Art die heftigsten und schändlichsten Leidenschaften entschuldigen? Könnte man nicht eben so wohl sagen, man

müsse stehlen, morden, und sich von einer Höhe herunter stürzen? Ist ein beständiges und fürchterliches Spiel, ohne Maaß und Schranken, wo man auf den gänzlichen Ruin seines Gegners bedacht ist, über den Gewinn in Entzücken geräth, und wegen des Verlusts verzweifelt, wo man nur dem Geize fröhnt, wo man auf eine Karte, oder auf einen Wurf sein eigenes, seiner Frau und Kinder Glück setzt — ist ein solches Spiel erlaubt, oder muß man sich desselben enthalten? Ist es nicht viel härter, ohne Nahrung und Kleider für die ersten Bedürfnisse seiner Familie zu sorgen, wenn das Spiel einem ganz ruiniert hat?

Ich erlaube keinem, ein Schurke zu sein, aber dem Schurken erlaube ich, hoch zu spielen: dem rechtschaffenen Mann verbiete ichs. Es ist gar zu kindisch, sich einem großen Verluste muthwillig auszusetzen.

Nur die Bekümmerniß wegen des Verlusts seiner Güter dauert immer; jede andere hört mit der Zeit auf. — Bei jeder Gelegenheit sehen wir, daß uns unser Vermögen fehlt.

Mit dem ist gut umgehen, der sein Vermögen nicht zur Aussteuer seiner Töchter und zur Bezahlung seiner Schulden anwendet, nur möchte ich weder seine Frau noch sein Kind sein.

Dieser Pallast, diese Zierrathen, diese Gärten und Springbrunnen entzücken dich so sehr, daß du beim ersten Anblick dieser Herrn

lichkeiten den Besitzer derselben glücklich preiſest. Er iſt nicht mehr, und nie genoß er derselben ruhig und zufrieden: kein heiterer Tag, keine ruhige Nacht ward ihm zu Theil. Er ſteckte ſich in große Schulden, um dieſes Gebäude zu dem Grade der Vollkommenheit zu bringen, der ſich entzückt: ſeine Gläubiger haben ihn daraus vertrieben. Er mußte es verlaſſen; noch einmal blickte er aus der Ferne darnach hin, und der Schmerz tödtete ihn.

Man muß ſich oft über den Wechſel und Eigenſinn des Glücks wundern, das beſonders mit gewiſſen Familien zu ſpielen ſcheint. Vor hundert Jahren dachte man gar nicht an ſie. Plötzlich war ihnen der Himmel günſtig: Vermögen, Ehre und Würden ſtrömten auf ſie zu. — Sie ſchwammen im Glück. — Erzmotz hatte keinen Großvater, aber ſein Vater hatte ſich ſo hoch geſchwungen, daß er nicht mehr wünſchen konnte, als ihm gleich zu werden. Er wurd's auch. Waren es vorzügliche Geſtaltungsfähigkeiten, oder die damaligen Umſtände, die dieſe Menſchen ſo empor brachten? Das Glück lacht ihnen nun nicht mehr, es treibt mit andern ſeinen Spott, und macht's mit ihren Nachkommen, wie mit ihren Vorfahren.

Warum hat ſich jener Titular-Rath in eine Schuldenlaſt geſtürzt, aus der er ſich nie als ein ehrlicher Mann wird herausheſſen könn-

nen, und warum darf jenes ehrsame Rathsglied nicht mehr über die Strasse gehen, aus Furcht, von seinen Gläubigern angepaßt zu werden? — deswegen, meine Leser, weil sie ihre Ausgabe nach ihrem Stande, und nicht nach ihrer Einnahme einrichteten.

Giton hat eine gesunde Gesichtsfarbe, ein volles Gesicht, und Backen, die ihr Gewicht fast bis zu den Schultern herunter drückt. Sein Blick ist starr und fest, seine Schultern breit, seine Brust hoch, und sein Gang fest und steif. Er spricht mit großer Zuversicht. Die nemliche Sache muß man mehrmals sagen, und er interessiert sich für nichts viel. Sein Schnapsruch entfaltet er, daß es jedermann sehen kann, und er schneuzt mit großem Geräusche: wenn er nießt, so bebt das Haus, und er spuckt weit aus. Er schläft bei Tag und auch bei Nacht, und in Gesellschaft schnarcht er. Bei Tafel und auf einem Spaziergange nimmt er mehr Platz ein, als ein anderer, und geht mit seines gleichen in der Mitte. Er steht still, und die andern bleiben auch stehen; er geht weiter, und sie folgen ihm. Alle richten sich nach ihm. Er unterbrecht und belehrt jeden, der spricht. Ihn unterbricht keiner, und man hört ihm zu, so lange er reden mag; man ist seiner Meinung, und glaubt die Märchen, die er erzählt. Wenn er sich setzt, so wirft er sich in einen Lehnstuhl, schlägt die Füße übereinander, und run-

zelt die Stirne. Den Hut drückt er tief ins Gesicht, damit er Niemand sehen darf, und wenn er ihn in die Höhe rückt, und seine Stirne zeigt, so geschieht's nur, um seinen Stolz und Trotz auszudrücken. Er ist lustig, lacht hoch auf, ist ungeduldig, zornig, mißtrauisch, aufgebracht, staatsklug, und weiß alles, was geschieht, ganz genau. Seiner Meinung nach hat er viel Verstand und Talente. — Er ist reich.

Whedon hat tief im Kopfe liegende Augen, eine ungesunde rothe Farbe, einen ausgehörrten Körper, und ein hageres Gesicht. Er schläft wenig und sehr leise. Er ist tiefkönnig, nachdenklich, und sieht bei all' seinem Verstande einfältig aus. Er vergißt zu sagen, was er weiß, oder von Vorfällen zu reden, die ihm bekannt sind, und wenn er es ja zuweilen thut, so geschieht auf eine ungeschickte Art. Er wiegt alle seine Worte, erzählt kurz, aber kalt, man mag ihn nicht hören, und kann nicht lachen: allein, was man sagt, giebt er Beifall, und lächelt dazu: er läuft und fliegt, um andern kleine Gefälligkeiten zu erweisen: er ist gefällig, schmeichlerisch und dienstfertig. Seine eigenen Angelegenheiten hält er geheim, lügt auch wohl zuweilen, ist abergläubisch, allzugewissenhaft und furchtsam. Er geht leise und behende, und scheint sich zu fürchten, den Erdboden zu berühren: er geht mit niedergeschlagenen Augen,

und wagt es nicht, die Vorübergehenden anzublicken. Er kommt nicht in die Gesellschaft, um mitzusprechen, sondern stellt sich hinter den, der spricht, lauscht, und geht fort, sobald man ihn erblickt. Nie bleibt er lange an einer Stelle, sondern läuft mit gebückten Achseln, und den Hut tief ins Auge gedrückt, (damit man ihn nicht sehe) umher, und hält sich in seinem Mantel. Keine Straße und keine Gallerie kann so gedrängt voll von Menschen sein, daß er nicht noch durchdringen und sich plaziren könnte, ohne wahrgenommen zu werden. Bittet man ihn, sich niederzusetzen, so setzt er sich kaum auf die Spitze des Stuhls. In Gesellschaften spricht er leise und unverständlich, aber wenn von öffentlichen Geschäften die Rede ist, so ist seine Zunge gelöst. Mit dem Jahrhundert ist er unzufrieden, und über Minister und Regierung weiß er allerhand zu sagen. Er öffnet den Mund nur um zu antworten: wenn er hustet oder schneuzt, so hält er den Hut vor, er spuckt ins Schnupftuch, und mit dem Niesen wartet er, bis er allein ist, oder wenn es ihn ja überfällt, so thut er's ganz in der Stille, damit es Niemand eine Verbeugung oder ein „Wohlbekomme“ koste. — Er ist arm.

Stadt sitten.

„Dynamisch kann ich mehr bleiben, ich muß fort, es ist bald sieben Uhr, und mit dem Glockenschlag sieben muß ich am Eingange der öffentlichen Promenade stehen, denn von Gönzberg wird heute mit seiner neuen Equipage erwidert: ich bin äußerst bezaubernd, also — Adieu — auf Wiedersehen“ — und nun gehts in Eile nach der Promenade hin, wo schon viele seiner müßigen Freunde stehen und gaffen, um die Stunden zu tödten. Jeder der Vorübergehende wird gemustert, und nichts entgeht ihnen. Kutichen, Pferde, Wagen, Livrei, — alles wird mit kritischen Augen betrachtet, und sie begegnen dem Mann ehrerbietig oder verächtlich, je nachdem seine Equipage prächtig oder schlecht ist.

An öffentlichen Orten, wo die Frauenzimmer sich versammeln, um ein neues Kleid zu zeigen, und die Früchte der Toilette einzulendeten, nehmen sie eine Freundin mit sich, nicht um etwas zu plaudern zu haben, sondern um getrost auf die Schaubühne zu treten, sich mit der Welt bekannter zu machen, und sich gegen die Kritik zu schützen. Hier spricht man mit einander, ohne sich etwas zu erzählen, oder viel zu sagen.

mehr, man spricht für die Vorübergehenden, und vorzüglich für die, bei deren Anblick man laut spricht, mancherlei Bewegungen macht, scherzt, nachlässig den Kopf sinken läßt, und hin und her geht.

Die Stadt ist in verschiedene Gesellschaften getheilt, die eben so viel kleine Republiken ausmachen; jede hat ihre Gebräuche, ihren Jargon, und ihre Lachworte. Solang das Vorurtheil diese Gesellschaft einig erhält, findet man nichts gut gesagt oder gethan, als was daher kommt, allem andern fehlt es an Geschmack, man kann's nicht wohl leiden; man verachtet alle, die nicht zu der Gesellschaft gehören. Der wichtigste Kopf, der von ohngefehr in ihre Gesellschaft geräth, kommt ihnen sonderbar vor. Er befindet sich gleichsam in einem fremden Lande, dessen Wege, Sprache, Sitten und Gebräuche ihm unbekant sind. Er sieht ein Volk, das plaudert, summet, sich in die Ohren zischt, hoch auf lacht, und dann in tiefes Stillschweigen versinkt. Er weiß nicht, wie er daran ist, er kann kein Wort mitsprechen, und hört nichts. Solchen Gesellschaften fehlt es nie an einem ärmlichen Spasmacher, der Representant und Sprecher ist; er sorgt für das Vergnügen anderer, und lacht immer, eh' er spricht. Kommt eine Dame das erste mal in die Gesellschaft dieser lustigen Freunde, und bleibe sie ernsthaft, so begreifen sie's nicht,

wie sie über Sachen nicht lacht, die sie nicht versteht, und wie sie bei den Abgeschmacktheiten unempfindlich bleiben kann, die sie nur versteht, weil sie von ihnen kommen. Sie halten sich über ihr Sprechen und Stillschweigen, über ihren Wuchs und Anzug, über ihre Ankunft und über ihren Abschied auf. Eine solche Gesellschaft dauert indessen höchstens ein paar Jahre. Schon im ersten Jahre wird der Saame der Zwietracht gestreut, damit er im folgenden reifen könne. Eifersucht auf anderer Schönheit, Spielwüste, ausschweifende Schmausereien, die erst nach den Regeln der Sparsamkeit eingerichtet waren, bald aber in kostbare Gastmähler übergiengen, bringen diese Republiken in Unordnung, und versehen ihr zuletzt einen tödtlichen Stoß. In Kurzem spricht man von diesem Völkchen eben so wenig, als von den Fliegen im vorigen Jahr.

Wie? bedenken Sie doch! in Ihrem Wachen wollen Sie schlafen oder ausruhen? Geschwind ein Buch oder Papiere in die Hand; lesen Sie; grüßen Sie die Vorübergehenden nur halb: das soll wirken: man wird Sie für sehr beschäftigt halten, und sagen: der Mann ist fleißig, unermüdet, er liest und arbeitet sogar auf der Straße und unterwegs. Lernen Sie von dem geringsten Notar, daß man sich immer mit Geschäften überhäuft stellen, die Etienne runzeln, an nicht so sehr tiefsinnig den

ten, manchmal zur gelegenen Stunde Essen und Trinken veraessen, nur in seinem Hause sich einen Augenblick sehen lassen, aber gleichwind sich wieder in sein finsternes Cabinet zurückziehen, sich aller Gesellschaft entziehen, das Theater meiden und vielmehr solchen Männern überlassen muß, die kaum Muße dazu haben, doch aber keine Gefahr laufen, wenn man sie da sieht.

Der Stadtpräsident wird an Hof gerufen. Er erschrickt, es danat ihm, er läßt den Präsidenten zu Hause, und kommt unter manchem lei furchtbaren Vorstellungen an Hof. Doch nur eine Kleinigkeit war, weswegen er hinggerufen wurde, man hat seine Schurkereien noch nicht entdeckt, und er kann nun getrosten Herzogs nach Hause fahren. Aber nun ist er wieder auch ganz Präsident. Er nimmt seine vorigen Sitten, sein Amtsgesicht, und seine Gestalt wieder an, und kennt weder Verwirrung noch Höflichkeit mehr.

Die Franzmüller spannen ihre Pferde zusammen, um mit Sechsen fahren zu können. Geht einer von ihnen nach Hofe oder an einen andern Ort, wo er sich in seiner Größe zeigen will, so leiden ihm die andern ihre Bediente. Aber die hochastige Stadt läßt sich nicht betrügen, sie spottet des Mannes und seiner erborgten Größe. So gehts auch den Vögern. Alle aus dieser Familie führen einerlei Mahnen

und Wapen, das letztere von eben den Farben und eben dem Metall, als das Haus Bourbon. Sie führen, wie dasselbe, zwei und eine. Ihre Figuren sind zwar keine Lilien, doch darf über geben sie sich zufrieden; sie finden sie viel leicht eben so anständig, und haben sie mit großen Herren gemein. Man sieht ihr Wapen in der Kirche und auf den Fenstern derselben, an den Pfeilern ihrer hohen Gerichtsbarkeit, vor welchen sie erst kürzlich einen Menichen zum Strang verurtheilten, der nur die Landesverweisung verdient hätte, kurz überall ist ihr Wapen, auf all' ihrem Hausgeräthe, an allen Schloßern ihrer Zimmer, auf allen Kutschen, und sogar ihre Livree ist dazu nicht zu schlecht. — Verne möchte ich diesen eizlen Thoren zurufen: Eure Thorheit kommt zu früh, wartet doch wenigstens, bis euer Geschlecht hundert Jahr alt ist. Die Leute, die euren Großvater gesehen und gesprochen haben, sind alt, und können nicht mehr lange leben, Wenn diese todt sind, kann Niemand mehr sagen: „Da hatte er sein'n Laden, und verkaufte keine Waaren sehr theuer.“ — Uebrigst wollen die Franzmüller und Vogner, man solle von dem großen Aufwande sprechen, den sie machen, ohngeachtet das eben ihre Sache nicht ist. Sie erzählen bis zum Eckel, wie prächtig die Mahlzeit gewesen ist, die sie gegeben, und wie viel sie im Spiele verloren haben, wobei sie

dann noch bedauern, daß ihr Verluſt nicht größer war. Von gewiſſen Frauenzimmern ſprechen ſie geheimnißvoll und räthſelhafte — „d davon wüßt ich tauſend luſtige Anekdoten zu erzählen“ — „ich! da habe ich erſt eine ſchöne Entdeckung gemacht“ — Sie vergehen einander ihre Blinddeutereien gerne. Einer von ihnen, der auf dem Lande ſpat zu Bette gieng, ſteht, weil er nicht ſchlafen kann, des Morgens früh auf, zieht ſeine Stiefelſetten an, wirft ſich in einen leinernen Kittel, hängt eine Jagdtaſche um, ſteckt die Hoare unter den Hut, nimmt eine Flinte, und wäre ein Jäger — Wenn er träfe. Er kommt müde und durchnäßt bei Nacht nach Hauſe, ohne etwas geſchoſſen zu haben. Den andern Tag geht er wieder auf die Jagd, und bringt den Tag das mit zu, die Schnepfen und Rebhühner — zu verſchlem.

Ein Anderer hat einige ſchlechte Hunde, und ſagt: meine Kuppel Jagdhunde. Er hört, daß irgendwo ein großes Jagen gehalten wird, er nimmt ſein Jagdhorn, ſeine Hunde, und geht hin. Er vergiſt Geſetze und Proceſſe, und wird ein zweiter Hypokriſt. Menander, der ihn geſtern bei einem Eſteſſe ſehen ſah, würde heute ſeinen Referenten nicht kennen. Sieht man ihn Morgen in der Gerichtsſtude, wo Leben oder Tod über einen Unglücklichen beſchloſſen wird, ſo verſammeln

er erst seine Freunde um sich her, und erzählt ihnen, daß er den angelegten Hirsch nicht aus den Augen verloren, und sich bald heiser geschehen habe, um die Hunde zurück zu rufen, die die Spur verloren hatten, und einen andern Hirsch verfolgten. Die Glocke schlägt; er sagt also nur noch ganz kurz, wie der Hirsch erlegt, und den Hunden preis gegeben worden sei; dann setzt er sich zu den andern, und hält Gericht.

Endlich ist Ederbergs Vater todt. Der Mann hatte mäßig gelebt, und seine fünfzigjährige Handelsschaft hatte ihn zum ersten Kaufmann der Stadt gemacht. Kaum hat er die Augen zugeedrückt, so ist's der Eohn müde, Tage lang am Schreibpult gesesselt zu sein, und den mühsamen Handelsgechäften alle seine Stunden aufzuopfern. Er ist der reichste Mann in der Stadt, und als solcher ist er nicht zufrieden, alle seines Standes an Pracht und Hoheit zu überreffen, sondern er will's dem Fürsten nachethun. Er glaubt die Stadt durch seinen unmäßigen Aufwand und seine lächerliche Pracht zu blenden, aber er zieht sich ihrem Spott zu. Er treibt die Verschwendung so weit, bis er sich gänzlich zu Grunde richtet, um das Vergnügen zu haben, sich auslachen zu lassen. Ja einige haben nicht einmal den vortheilhaften Vortheil, daß ihre Thorheiten außer ihrem Reviere bekannt werden. Nur hier ist

der Schauplag ihrer Eitelkeit. In einem Viertel der Stadt weiß man nicht, daß Andreas im andern sein Erbeut verschwender. Wenn es in der ganzen Stadt und in den Vorstädten bekannt würde, so dürfte sich doch unter den vielen Bürgern, die nur nach dem Schein urtheilen, leicht einer finden, der von seiner Pracht und seiner kostbaren Tafel spricht: aber er misst sich im Stillen. Um zwei oder drei Personen zu geloben, stürzt er sich in Dürftigkeit. Heute fährt er in einem prächtigen Wagen, und in sechs Monaten wird er nicht so viel haben, um zu Fuße gehen zu können.

Marcis stekt des Morgens auf, um sich des Abends niederzulegen. Er hat, wie die Damen, seine bestimmten Stunden zur Toilette. Alle Tage kann man ihn in der Spatsmesse bei den Benediktinern oder Franziskanern sehen. Er ist ein angenehmer Gesellschafter. Alle Tage erwartet man ihn in einem gewissen Hause als den dritten oder fünften Mann zum Lumber oder Reversis, und bei Friedricken setzt er sich vier Stunden in Lehnstuhl, und wagt jeden Tag fünf Pistolen auf's Spiel. Den Hamburger Correspondenten und das Journal der Moden läßt er nie ungelesen. Bürger und Blumauer hat er ganz gelesen, aber über Sophiens Reisen ist er eingeschlafen. Was ihm auch bekannt, aber von seiner Odyssee weiß er nichts. Die

Gedichte im Geschmack des Grecourt hat er in englischen Band binden und Venus mit ihrem Knaben dem Titel aegen über malen lassen. Hermann und Ulrike, und die Romane aus den Papieren des braunen Mannes stehen auch unter seinen Vchern, und jedes Jahr darf ihm der Buchhändler den Göttinger und Hamburger Müßigalmanach ungefragt schicken. Mit den Frauenzimmern geht er auf dem Felde oder auf der Promenade spaziren. Seine Besuche statet er mit der pünktlichsten Genauigkeit ab. Morgen wird er eben das thun, was er heute thut, und gestern gethan hat, und so lebt er bis an seinen Tod.

„Den Mann solls' ich doch kennen: ich hab' ihn irgendwo gesehen, aber wo? das erinnere ich mich nicht. — Sein Gesicht ist mir aber doch bekannt.“ Wir auch, und ich will Ihrem Gedächtnisse zu Hülfe kommen. Sahen Sie ihn auf dem Balle auf einer Bank sitzen, oder im königlichen Garten in der großen Allee? Im Schauspiel? In der Kirche? Auf dem Balle? Wo könnten Sie ihn nicht gesehen haben? Wo ist er nicht? Wird ein Verbrecher hingerichtet, oder ein Feuerwerk abgebrannt, so sieht er dem Schauspiel vom Rathhause herab zu. Hält man einen öffentlichen Einzug, so stellt er sich an einen erhöhten Ort. Bei Thiers' Bezen steht er zuvorderst auf dem Amphitheater.

Giebt der König fremden Gesandten Audienz, so begast er erst ihren Aufzuga, wohnt dann der Audienz selbst bei, und wenn sie zurück kommen, steht er mit in dem Reihem, durch den sie gehen müssen. Bei der Huldigung ist er eben so nothwendig als der Monarch und die Abgeordneten der Stände. Man hat dremwegen auch sein Gesicht erwählt, um im Kalender das Volk oder die Zuschauer vorzustellen. Bei einer öffentlichen Jagd und am Hubertsfeste ist er zu Pferd. Als ein Freund von Soldaten, Krieg und Truppen versäumt er keine Revue, kein Sommerlager, alles muß er sehen, vom Anfang bis ans Ende, kurz, er ist ein Zuschauer von Profession, und ist dabei alt geworden. Er thut nichts von dem, was ein Mensch thun soll, und weiß nichts, was er wissen soll, aber gesehen hat er alles, was man sehen kann, er wird also wohl nicht ungerne sterben. Aber welcher Verlust für die ganze Stadt! Wer wirds nach ihm kund machen, daß die Promenade geschlossen ist, und man also nicht mehr dahin gehen kann, daß aber der Weg ins nächste Luilwäldchen ganz trocken ist? Wer wird wohl ein Concert und die Ankunft einer Bande Ceiltänzer ansagen? Wo wird man's wohl so frühzeitig erfahren, daß Moser gestorben ist, und die erste Opernsängerinn wegen Schnuppen in den nächsten acht Tagen nicht singen wird? Wer wird, so wie er, einen bürgerlichen an

seinem Wapen und an seiner Livree erkennen? Wer wird sagen, Cammer führt Lillien im Wapen, und wer wird sich mehr dafür interessiren? Wer wird den Mahimen einer bloßen Bürgersefrau mit mehr Eitelkeit und Nachdruck aussprechen? Von wem wird man mehr Modelle erhalten können? Wer wird den Damen mit dem Damenjournal des neuadelichen von Grotting, mit Taschenbüchern und Almanachen aufwarten können? Wer wird ihnen bei der Toilette aus Wielands comischen Erzählungen vorlesen, auch wohl vorsingen können? Und wie traurig wirds in Gesellschaften sein, wenn er nicht mehr die Lieder aus der neuesten Oper vortrillert! Uebershaupt, da die Zahl der müßigen und faulen Leute überall so groß ist, wer wird seinen Verlust bei ihnen ersetzen, und wer wird sie in Zukunft so gut amüsiren können?

Therapimen hat Geld, also auch Verdienst; jetzt hat sein Reichthum durch eine Erbschaft sehr zugenommen, und so mit auch sein Verdienst. Frauen und Mädchen haben ihr Neiz nach ihm ausgeworfen, die ersten, um ihn zum Cicisbeo *) die andern, um ihn zum Mann

*) Daß auch bei uns Deutschen die Galanterie Cicisbeo's zu haben, immer allgemeyner werde, beweist unter andern folgende authentische Nachricht aus Bessar. „Bei uns herrscht eine geistliche und dabei äußerst freie Lebensart. Was der Cicisbeo bei den italienischen Damen ist, heist bei uns bey

zu bekommen. Er geht von Haus zu Haus, um die Mutter hoffen zu lassen, er werde herausrathen: hat er sich geirrt, so entsetzt sich die Mutter, damit ihre Tochter sich in ihrer eigenen Liebenswürdigkeit zeigen, und Therämon sich frei erklären könne. Der Edelmann und der Cavalier muß ihm weichen. Ein blühender, lebhafter, munterer und verständiger junger Mann ist kaum so willkommen und wird mit so viel Vergnügen aufgenommen. Man reißt sich um ihn, und wer sich mit ihm in Gesellschaft befindet, wird gar nicht gezählt, kaum angeschaut. Wie viel Galand hindert er an der Erfüllung ihrer Wünsche? Welche Anträge werden in Hoffnung auf ihn nicht ausgeschlagen? Wie wird er all die Mädchen, die nach ihm — ich wollte sagen, nach seinem Verände-

Knopfmacher. Jede Frau, die Zeit hat, muß ihren Chapeau haben, der ihr den Knopf macht, welcher zu allen Zeiten freien Zutritt bei seiner Gekrümmtheit hat. Es führt nie aus zum Ball, nie zu einer Assemblée, nie in die Komödie, nie spazieren, ohne einen sogenannten Knopfmacher an der Seite zu haben. Er wird nie ohne ihn, und er wird ohne sie, weggeworfen. Der Mann macht uns trotzdem den Knopf bei einer andern. Selbst ein Wilder macht sich nicht gerne, ohne ihren Knopfmacher an der Seite zu haben, in eine öffentliche Gesellschaft. Ein Chapeau wird wenig bemerkt, der nicht dieses ruhmvolle Amt bei einer Dame verwaltet, und die Frau wird übersehen, von deren Wunsche nicht legend ein artistischer Knopfmacher abhängt. *E. Jodris geographisches Magazin, zweiter Band, S. 510.*

Anmerk. des Uebers.

gen trachten, befriedigen können? Er ist der Schrecken der Ehemänner und der Heuraths lustigen, die durch eine vortheilhafte Verbindung ihrenbeutel, den sie durch Bezahlung einer erkauften Bedienung ausgelastet haben, wieder anzufüllen hoffen. Männer, die ihr Geld so ausschließend glücklich macht, sollte man aus einer wohlpolirten Stadt verbannen, oder dem weiblichen Geschlechte sollte man, bei Strafe der Thorheit oder Verachtung, befehlen, einem solchen Manne nicht mehr Vorzug einzuräumen, als wenn er bloß Verdienste besäße.

Wie sinnreich unser Jahrhundert ist! Man macht prächtige Hochzeitgeschenke, die nichts kosten — NB. man muß sie nach der Hochzeit in natura wieder zurück geben.

Wie nützlich und löblich nicht die Gewohnheit ist, den dritten Theil des Brautschazes am Hochzeittrage durchzubringen, durch eine Menge unnützer Dinge den Grund zu seiner künftigen Armuth zu legen, und Toilette und Hausgeräthe vom Capital zu bezahlen!

Beschwerliche Gewohnheit, unbequemer Zwang! Mit scheinbarer Ungedult und sehnlichem Verlangen den aufzusuchen, den man lieber gar nicht antreffen möchte, oder, wenn man ihn zum Unglück antrifft, sich von unbedeutenden Sachen, die noch dazu einer so gut weiß als der andere, mit ihm zu unterhalten, ins Zimmer zu treten, um wieder heraus zu gehen,

des Nachmittags von Hause weg zu gehen, um des Abends wieder zurück zu kommen, und zwar noch mit voller Zufriedenheit, wenn man in fünf kleinen Stündchen drei Bediente, ein Frauenzimmer, das man nicht kennt, und ein anderes, das man nicht wohl leiden kann, gesehen hat. Wer auf seine Zeit wohl acht hätte, und ihren unerseßlichen Verlust bedächte, müßte bittere Zähren bei einem solchen Elende weinen.

Von Landwirthschaft und Feldbau hat man gewöhnlich in der Stadt sehr wenig Kenntniß. Kaum weiß man den Haas vom Flachs, und den Weizen vom Roggen zu unterscheiden: man ißt und kleidet sich, und ist damit zufrieden. Mit vielen Bürgern darf man weder von der Brache noch vom jungen Aufschlage, weder vom Weinbau noch vom Nachgras reden, das sind ihnen unbekannte Sachen. Man muß mit ihnen vom Ellenmasse, vom Zolltarif, von Rechtswegen, Appellationen, Gegenvorstellungen und Gebühren sprechen. Sie kennen die Welt, aber leider nur von ihrer schlimmsten und unvollkommensten Seite: die Natur, ihr Kellern, ihre Entwicklung und ihre reichen Geschenke sind ihnen unbekannt. An ihrer Unwissenheit sind sie gewöhnlich selbst Ursache: sie ißt freiwillig, und gründet sich auf die übertriebene Schätzung ihrer eigenen Talente und Geschicklichkeit. Der niedrigste Notar, der all sein

Wissen aufbietet, um seinem Gegner tausend unnütze Händel zu machen, hält sich mit seiner unseligen Wissenschaft doch für einen weit wichtigeren Mann, als der Bauer ist, der Gottes freie Luft genießt, die Erde pflügt, zu rechter Zeit sät, und dessen Arbeit eine reiche Aerndte krönt. Wenn er zuweilen von dem ersten Menschen, den Patriarchen und ihrem ländlichen und landwirthschaftlichen Leben sprechen hört, so wundert er sich, wie man zu einer Zeit habe leben können, da man von Vollmachten, Präsidenten, Commissionen und andern dergleichen gesellschaftlichen Unvollkommenheiten nichts wußte. Er kanns nicht begreifen, wie man jemals Gerichtsstuben, Kanzlei, Archiv und Registratur entbehren konnte.

Ein römischer Kaiser konnte nicht so sanft und bequem, und gegen Wind, Regen, Staub und Sonne so gut gesichert, im Triumph aufziehen, als die Bewohner großer Städte sich in jede Gegend ihrer Stadt führen lassen. Welcher Unterschied zwischen ihren prächtigen Wagen und den Maulthieren ihrer Väter. Diese mußten noch nicht sich das Nöthige zu entziehen, um das Ueberflüssige zu haben, und eiteln Staat nützlichern Dingen vorzuziehen. Sie brannten keine Wachskerzen, und wärmten sich nicht am Kaminfeuer. Wachs war nur beim Altar und bei Hofe gewöhnlich. Sie setzten sich nicht nach einer dreistündigen Mahlzeit in Wagen, um die

Daunung zu befördern, sondern, da ihnen nicht unbekannt war, daß der Mensch die Füße im Gehen habe, so giengen sie. Die Kunst war noch nicht erfunden, zween Menschen vor eine Sänfte zu spannen. Ja viele obrigkeitliche Personen giengen so gut zu Fuß nach der Gerichtsstube, als August ehemals auf das Kapitol. Zinn glänzte auf Tischen und Schenkstischen, wie Eisen und Kupfer in der Küche: Gold und Silber war in der Kasse. Frauenzimmer ließen sich von armen Mädchen bedienen. Die Ausgabe richtete sich nach der Einnahme. Bediente, Equipage, Hausgeräthe, Tisch, Wohn und Lusthäuser, — alles war nach ihrem Stande und nach ihren Einkünften abgemessen. Sie beobachteten einen gewissen äußerlichen Unterschied, damit man nicht die Advocatenfrau für eine geheime Räthin, und den Bürger für einen Edelmann ansah. Sie dachten weder auf die Vergrößerung noch auf die Verschwendung ihres väterlichen Erbgutes, sondern sie suchten es zu erhalten, hinterließen es ihren Erben unverkürzt, und giengen so aus einem mäßigen Leben in einen ruhigen Tod über. Sie sagten nicht „die Zeiten sind schlecht, die Armuth ist groß, das Geld ist rar“. Sie hatten weniger als wir, aber doch genug. Der Sparsamkeit und Genügsamkeit ersetzte ihnen große Reichthümer. Mit einem Worte! Man war damals von der Wahrheit überzeugt, daß das,

was bei dem Großen Glanz, Pracht und Herrlichkeit ist, bei einem Privatmanne Verschwendung, Thorheit und Unverstand sei.

H o f s i t t e n .

Gewissermaßen kann man einem Mann keinen rühmlicheren Vorwurf machen als den: er ist kein Hofmann. Hierdurch allein gesteht man ihm fast alle Tugenden zu.

Der Hofmann beherrscht seine Bewegung, seinen Anzug und sein Gesicht: er ist unerforchtlich und unergründlich: daß er beleidigt worden sei, läßt er nicht merken, er lacht seinen Feinden zu, thut seiner Empfindung Gewalt an, verbirgt alle seine Leidenschaften, verläugnet sein Herz, und spricht und handelt seiner Neigung entgegen: alle diese Hofstränke machen zusammen nur ein Laster aus — F a l s c h h e i t, die dem Hofmanne aber zuweilen zu seinem Glücke eben so hinderlich ist, als Offenheit, Truglosigkeit und Tugend.

Bei Hofe wird auch der Angesehenste, Eitelste, und Größte — klein: zum Glück ein Uebel, das Alle trifft.

In der Ferne muß man den Hof betrachten, um ihn bewundernswürdig zu finden: in der Nähe.

der Nähe verliert er — wie ein perspectivisches Gemälde zu noh am Auge.

Es kostet Mühe, bis man sich daran gewöhnt, sein Leben im Vorzimmer, Schloßhof und auf der Stiege zuzubringen.

Der Hof ist wie ein Rathgebäude — er besteht aus harten, aber ganz polirten Menschen.

Goldsticker und Zuckerbecker wären unnütz und überflüssig, wenn die Menschen mäßig, bescheiden, und frei von Eitelkeit und Eigennutz wären: die Höfe wären dann öde, und die Könige ganz verlassen. Aber die Menschen wollen auf einer Seite Sklaven sein, um zur Beherrschung anderer Stof zu sammeln. Es scheint, die Angeesehensten am Hofe bekommen die hohe Rins, Stolz und Herrschsucht aus der ersten Quelle im Großen, um sie in den Provinzen im Kleinen, und in einzelnen Portionen zu vertheilen: sie möchten gerade, wie man ihnen macht — wahre königliche Affen.

Nichts macht gewisse Höflinge häßlicher, als die Gegenwart des Fürsten. Kaum kann man sie noch an ihrem Gesicht erkennen, es ist verzerrt, und ihre Fassung ist hin. Die Stolzigen und Trotigen trifft das am meisten, weil diese Fehler hier vorzügliche Demüthigung empfinden. Ein reichschaffener und bescheidener

Mann verliert Hiesel nichts, er bleibt, wie er ist.

Norbert kommt mit großem Geräusch an. Er stößt jederman aus dem Wege, läßt sich Platz machen, pocht an die Thüre und nennt seinen Namen. Jetzt erst erholt man sich — er mag mit dem Volke hereinkommen.

Zuweilen kommen an Hof Aventuriers und dreiste Menschen, die ohne das Formale zu beobachten, sich mit größter Vertraulichkeit selbst introduciren. Sie versichern heilig, daß sie in ihrer Kunst alle die Vollkommenheiten besitzen, die andern fehlen und man glaubt ihnen auf ihr Wort. Sie benutzen die Leichtgläubigkeit der Menschen, oder ihre Liebe zu allem, was neu ist, so gut sie können. Sie drängen sich durch die Menge, bis zu dem Fürsten. Er schenkt ihnen sein Ohr, und der Höfling ist glücklich, wenn man ihn nur noch anblickt. Doch währt das Glück des Aventuriers nicht lange. Mit vollem Beutel, aber vom Monarchen und allen Höflingen verachtet, entfernt er sich im Stillen. Die Menschen, die sich von ihm betrogen ließen, werden leicht wieder die Beute eines andern Betriegers.

Wenn Hans von Haubold in die Gesellschaft kommt, so warte nicht darauf, daß er deinen Gruß erwidere — doch ja! — viels leicht blickt er aus seiner Höhe auf dich an, den Erdenwurm herab, und versichert dich seines

hohen Wohlwillens durch ein paar abgebrochene Worte. Er giebt sich ein Air wie eine Dame, die die Welt durch Toilettenkünste zu betriegen sucht, und kaum blickt er dich an, wenn er mit dir spricht. Sein Ton ist sehr erhaben, und der läßt dichs recht fühlen, wie tief du immer ihm stehst. Wenn er stehen bleibt, so umringt man ihn: er führt das Wort, präsidirt im Eirkel, und verharret in dieser lächerlichen und nachgerathen Größe so lange, bis ein Größerer dazwischen kommt, der ihm seine Krähenfedern anstrauft, und ihn zwingt, natürlich zu sein, wobei die Gesellschaft nichts verliert.

Jeder Hof braucht Menschen, die sich auf Schmeicheln verstehen, sich beliebt machen können, gefällig sind, ihre Dienste dem Frauenzimmer widmen, für dessen Vergnügen sorgen, und seine Schwächen studiren. Sie schmeicheln ihren Leidenschaften, flüstern ihnen witzig sein sollende und das stieliche Gefühl beleidigende Bemerkungen ins Ohr, scherzen mit ihnen wegen ihrer Männer und Liebhaber, erathen ihren Verdruß, ihre Unpäßlichkeiten, und bestimmen die Zeit ihrer Niederkunft. Sie erfinden Moden, sinnen auf neue Mittel, den Luxus und Aufwand höher zu treiben, und entdecken den Frauenzimmern die sichersten Mittel, auf Kleinigkeiten, Hausgeräthe, und Kutschen und Pferde große Summen zu verwenden. An ihren eigenen Kleidern bewundert man Pracht

und sinnreiche Erfindung, und sie beziehen einen alten Pallast erst, wenn sie ihn nach dem neuesten Geschmack verschönert haben. Ihre Tafel ist delikate und mit Nachdenken angeordnet, und nichts, was der Luxus erzeugt hat, ist ihnen unbekannt. Ihr Glück haben sie sich selbst zu danken, und so viel Geschicklichkeit sie anwandten, es sich zu verschaffen, so viel wenden sie auch an, sich darein zu erhalten. Sie sind stolz und höhnisch, meiden den Umgang mit ihres gleichen, und grüßen sie kaum. Sie reden, wo alle übrigen schweigen, und bringen sich an solche Orte, und zu einer solchen Stunde, wo die Großen sich nicht sehen lassen dürfen. Die letztern sind, ohngeachtet ihrer langen Dienste, der vielen Narben, die sie an ihrem Körper tragen, und ihrer ansehnlichen Verdienungen und Würden, weder so zuversichtlich noch so frei. Solche Menschen sind die Liebhaber der größten Fürsten, haben an allen ihren Vergnügungen und festen Antheil, und kommen nie aus dem königlichen Pallaste, gerade als ob sie da zu Hause wären. Es scheint, sie können sich vervielfältigen, und wer an Hof kommt, sieht sie gewiß zuerst. Sie umarmen und werden umarmt; sie scherzen, lachen, sind froh und erzählen. Sie sind bequem, reich und vielen Menschen willkommen. Sie leihen Geld aus, und haben im Grunde nicht viel zu bedeuten.

Aber Elmon und Eltander sind wichtige Männer, ihnen liegen alle Staatsgeschäfte ob, und von ihnen fodert man davon Rechenschaft: der eine besorgt gewiß allein alle Landsachen, und der andere das Seewesen — so sollte man denken, wenn man ihr Wesen betrachtet. Wet sie ganz schildern wollte, müßte ihren Eifer, ihre Unruhe, ihre Neugierde, ihre rastlose Thätigkeit, ja selbst ihre Bewegung schildern können. Wie sah man sie ruhig, still oder sitzen: ja, wer hat sie nur gehen sehen? Sie laufen eiligst, sprechen im Vorbeirennen, und fragen, ohne die Antwort abzuwarten. Sie gehen an keinen Ort, kommen auch von keinem her, sondern laufen nur hin und zurück. Man halte sie ja in ihrem raschen Gang nicht auf, sonst kommt ihre Maschine in Unordnung. Man frage sie nichts, oder warte wenigstens, bis sie sich erholt und bedacht haben, daß sie müßig sind, sich lange aufhalten, und gar dahin mirgehen können, wo man sie hin führen will. Sie sind nicht Jupiters Trabanten, oder: sie sind nicht immer um den Fürsten, sondern nur seine Boerläufer und Herolde. Mit Ungestüm dringen sie unter die versammelten Höflinge, und was ihnen im Wege steht, läuft Gefahr umgerennt zu werden. Ihr Geschäft ist gesehen, und wieder — wieder — wieder — gesehen zu werden, und nie gehen sie zu Bette, ohne diese wichtige, und dem Staate so nützliche Pflicht

erfüllt zu haben. Uebrigens wissen sie alle unzählige bedeutende Neuigkeiten aufs genaueste, und erzählen bei Hofe alles, was man nicht zu wissen brauche. Es fehlt ihnen kein Talent, um ein mittelmäßiges Glück zu machen. Sie sind aufgeweckt, und hurtig zu allem, was ihnen zuträglich zu sein scheint, kühn, leichtsinnig, übereilt und voll Einbildung. Beide sind vor den Wagen des Glücks gespannt, aber sie werben sich nie auf denselben schwingen.

Ein Hofmann, der keinen schönen Namen hat, muß sich hinter einem solchen verstecken. Dann kann er sagen, daß sein Name der berühmteste, und sein Haus das älteste sei, und dann kann er mit Herzogen und Churfürsten verwandt sein, von Kardinälen und Staatsrathen sprechen, und überall seiner väterlichen und mütterlichen Ahnen, Hermanns und der Kreuzzüge erwähnen, seine Zimmer mit Stammbäumen, Ahnentafeln, und den Gemälden seiner Vorfahren und ihrer Verwandten ausschmücken; er kann sich rühmen, daß er noch ein altes Schloß mit Thürmen, Schießscharten und trockenen Gräben habe; er kann bei jeder Gelegenheit sagen „mein Geschlecht, meine Linie, mein Name, mein Wapen“, kann von jenem sagen, er sei nicht von Adel, und von dieser Dame, sie sei nicht Fräulein, und, wenn er hört, daß jemand das große Loos gewonnen habe, fragen, ist er von Adel? Einige können

zwar über diese Kindereien lachen, und sie als Beweise seiner Einfalt und Verstandeschwäche erzählen; aber, mögen sie doch lachen und reden, was bekümmerts ihn? Er bleibt doch dabei, daß er gleich nach dem regierenden Hause der Vornehmste sei, und wenn er's nur recht oft sagt, so wird man's ihm wohl zuletzt glauben.

Ein Einfaltspinsel gesteht am Hofe sein bürgerliches Herkommen; der Kluge ist — Edelmann,

Das mächtige Triebrad bei Hofe, das alles in Bewegung setzt, ist — Eigennuz, und die Begierde sein Glück zu machen. Damit steht man auf, und damit legt man sich zu Bettes, Denken, sprechen, schweigen und handeln hat darauf Bezug; deswegen redt man den einen an, und verachtet den andern, und nach dieser Richtschnur mißt man seine Bemühungen, seine Höflichkeit, seine Hochachtung, seine Gleichgültigkeit und Verachtung ab. Will auch einer aus Liebe zur Tugend gut und edel handeln, so wird er doch vom Ehrgeize dahin gerissen, und die bösen Beispiele verderben ihn. Wie kann man da unbeweglich bleiben, wo alles geht und sich bewegt? Wie kann man da stehen bleiben, wo andere laufen? Man glaubt sich selbst schuldig zu sein, für seine Beförderung und sein Glück zu sorgen, denn wer am Hofe sein Glück nicht macht, wird für einen Menschen gehalten,

ders nicht würdig ist sein Glück zu machen, und dabei bleiben. Soll man den Hof verlassen, ohne Vortheil davon gezogen zu haben, oder soll man immer da bleiben, ohne nach Gnade und Belohnung zu trachten? Diese Frage ist so schwierig, verwickelt, und schwer zu entscheiden, daß schon viele Höflinge bei dieser Untersuchung alt wurden, und in ihren letzten Augenblicken noch nicht wußten, ob sie auf diese Frage mit Ja oder Nein antworten sollten.

Am Hofe giebt's nichts vrächtlicher's und unnützer's, als einen Menschen, der zu unserm Glück nichts beitragen kann. Ich wundere mich, daß er sich daselbst noch zeigen darf.

Wer weit hinter sich einen Mann seines Alters und Standes erblickt, mit dem er zu gleicher Zeit an Hof kam, glaube es seinem Verdienste schuldig zu sein, sich höher zu achten als den andern, der auf halbem Wege stehen blieb: — er hat's ganz vergessen, was er vor seiner Erhöhung von sich und seinen Vorgängern dachte.

Wenn der Günstling des Fürsten die Gelegenheit benutz, und den guten Wind nicht ungebraucht vorbeistreichen läßt, wenn er mit Luchsaugen nach allen entlebigten Verdienungen und Pfründen sieht, um sie bitter und sie erzhält, und wenn er sich mit Besoldungen, Verschönerungen und Anwartschaften versieht, so wirft man ihm seine Habsucht und seinen Geiz vor,

man sagt, alles setze ihn in Versuchung, alles sei ihm, den Seinigen und seinen Creaturen anständig, und mit all den Gnadenbezeugungen, mit denen er allein überhäuft worden sei, hätten viele Menschen glücklich gemacht werden können. — Aber wie sollte er's anders machen? Wenn ich bedenke — nicht was andere reden, sondern was sie unter ähnlichen Umständen thun würden, so finde ich, daß er gerade handelte, wie sie handeln würden.

Wer bei einer schicklichen Gelegenheit sein Glück macht, zieht sich das Missfallen derer zu, die aller Wahrscheinlichkeit nach nie in die kritische Lage kommen dürften, aus ihrem Mittelslande herauszutreten, und sich diesen Vorwurf anzuziehen. Könnte ein solcher Ungünstiger sich nur Hoffnung machen, dem Gegenstande seines Neides in seinem Glücke zu folgen, so würde er allmählich einsehen, daß die Sache sich wohl vertheidigen ließe, und er wäre verhutsamer in seinem Urtheile, um sich nicht im Voraus zu verdammen.

Verlaß dich nicht auf den Fürspruch eines Hofmannes, und bedenke wohl, daß dieses Gesandte — zur Begründung deines Glückes erbaute — auf Sand ruht, und vom Winde umgedröht wird. Einer meiner Freunde, der mir versprach, auf meine Beförderung bedacht zu sein, hat sein Versprechen ganz vergessen, ein anderer thut's, aber freilich genug, ein dritter spricht,

aus Unbedachtsamkeit und gegen seine Absicht, zu meinem Nachtheil, ein vierter mag nicht, und einem fünften fehlt es an Geschicklichkeit und Klugheit; allen fünfen aber ist kein wahrer Ernst mich glücklich zu sehen, um alles dazu beizutragen, was in ihren Kräften steht. Jeder von ihnen erinnert sich gar wohl noch, wie viel Mühe es ihn kostete, sein Glück zu machen, und welche Wege er dazu einschlagen mußte. Gerne würden die Herren sich anderer annehmen, wie man sich ehemals ihrer annahm, wenn nur nicht ihre erste und einzige Sorge wäre, da sie jetzt ihr Glück gemacht haben, an sich selbst zu denken.

Die Höslinge wenden ihre Talente, ihre Geschicklichkeit und Verschlagenheit nicht zum Dienste und zur Unterstützung ihrer Freunde an, sondern um Ausflüchte, Entschuldigungen, und das, was sie eine Unmöglichkeit nennen, zu erfinden, und damit haben sie den Pflichten der Freundschaft und Erkenntlichkeit ein Genüge gethan.

Bei Hofe will keiner den Anfang machen, für einen Hüfsbedürftigen zu bitten, belächeln aber, und das beste zur Sache zu reden — o ja! das wollen sie alle. Das können sie aber auch sehr leicht versprechen, denn sie wissen zum voraus, daß keiner den Anfang machen wird. — Dieß heißt dem Hüfsbedürftigen auf eine feine

Art sein Ansehen, seine Unterstützung und seine Vermittelung versagen.

Kolbert ist ein Mann, der Verdienste zu schätzen weiß. Dein Fleiß und deine Gleichsichtigkeit sind ihm nicht unbekannt, deswegen schätzt er dich auch so sehr, und erdrückt dich fast mit seinen Umarmungen — wenn du auf sein Zimmer kommst. Aber du fragst mich, wie das komme, daß er dich bei Hofe, in der Kirche, und an andern öffentlichen Orten, gar nicht kennen wolle, und deinem Anblicke ausweiche? — Lieber Freund, darüber wundere dich nicht, nur wenige Höflinge — Männer von eigener Größe und Selbstständigkeit — können es wagen, einen verdienstvollen Mann, der dem Glücke nicht im Schooße sitzt, vor den Augen der Welt zu ehren.

Ich sehe einen Mann, den alle umringen, dem alle folgen —

er steht in einem ansehnlichen Amte;

Ich sehe einen andern, den alle anreden —

er steht in Gnaden;

Jener wird sogar von den Großen umarmt und geliebkost —

er ist reich;

Diesen betrachten alle mit neugierigen Augen und weisen mit Fingern auf ihn —

er ist geliebt;

Ich sehe einen, den jeder arüßt —
er ist ein Schurke.

Vergebens suche ich ein n redlichen Mann,
redlich, und nichts weiter, um den man
sich dränge.

Kaum hat man einem Manne ein wichti-
ges Amt anvertrauet, so überschwemmet ein
Strohm von Lobsprüchen Hof, Stadt und Land.
In der Kirche, auf der Stiege, im Zimmer,
auf der Gallerie, überall stimmt man in sein
Lob ein, und zwar alle aus einem Tone. Neid
und Eifersucht führen die Sprache der Schmei-
chelei, und alle saaren einmüthig von dem Man-
ne, was sie von ihm denken, oder nicht den-
ken. Ein verständiger, verdienstvoller oder
beherzter Mann wird in einem Augenblicke ein
Gente der ersten Größe, ein Held, ein Halb-
gott. Wer ihn schildert, schmeichelt ihm so uns
verschämt, daß er in Vergleichung mit dieser
Schilderung ungestaltet wird, und nie sich so
hoch schwingen kann, als ihn diese niedertrach-
tigen, kriechenden Seelen erheben. Er muß
selbst über seinen Ruhm erröthen. Kaum wankt
er aber in seinem Pösten, so wird jedermann
sogleich anderer Meinung, und fällt er gänzlich,
so sind eben die Maschinen, die ihn durch Lob
und Beifall so hoch hinaufgerrieben haben, der
zeit, ihn in die äußerste Verachtung zu stürzen.
Wer vorher mit dem feurigsten Enthusiasmus

seine Verthe nahm, verachtet und tadelt ihn jetzt am meisten.

Es scheint mir leichter zu sein, sich auf einen hohen Posten zu schwingen, als sich darauf zu erhalten.

Will man bei Hofe eines Mannes gerne los sein, so wird man entweder über ihn böse, oder, noch besser! man richtet so ein, daß er über uns böse werden muß.

Aus zwei Gründen spricht man bei Hofe von einem Quers; pro primo, daß er's mißt, wie gut man von ihm gesprochen, pro secundo, daß er unserm Beispiel folge, und das nemlich thut.

Du bist ein rechtschaffener Mann, du hast nicht um die Gunst des Favoriten, sondern dienst deinem Herrn treu, und die Erfüllung deiner Pflichten ist deine einzige Sorge. — Freund, du wirst dein Glück nie machen.

Adelsberg sucht längst um ein anderes Amt an. Er bemüht und bemüht sich auf alle sinnliche Weise, es will aber nicht gelingen. Endlich trifft er den rechten Mann, und in der rechten Stunde, und nun schies nicht mehr, das Amt wird ihm in Gnaden ertheilt. Aber hört, wie Adelsberg jetzt von der Sache spricht: „Auf eine solche Art ist noch nicht leicht jemand zu einem Amte gekommen, es sei mir gar nicht bei darum anzukommen, ich war auch wirklich damals mit ganz andern Dingen be-

Wichtig! — Pöbel, lazes Gesindel, mit dem man höchstens noch Kinder täuschen kann.

Mit allen erfindlichen Kunstgriffen bewacht man sich um eine ergriffene Stelle. Man hält alle Trübsäbern in Bewegung, alle Waags-Regeln sind genommen, und man wird nach Manich bedient werden. Die einen müssen den Antrag thun, und die andern ihn unterstützen. Das Jüngstgebot ist schon gekrönt, und die Miene soll eben gebrungen werden — Dann ist's Zeit, daß man sich vom Hofe entfernt. Wer hätte nur vermuthen sollen, Axtmon wolle Hofmarschall werden, und doch beehrt man ihn eben von seinem Landgute in dieser Stelle? Welche Kunstgriffe! edelmüthige Ränke! deren sich die Hoflinge eben so oft bedient haben, daß man das Pustulum noch eher abwischen könnte, wenn man unter den Augen des Königs stünde, um eine Gnadenbezeugung von ihm zu empfangen, noch der man so eifrig strebt.

Oft möchte man fragen, warum hat doch der Knaus das Amt erhalten? — Das kann man sich wirklich gar nicht erklären. Gut es oder nicht erhalten, so wird man gewiß nicht fragen.

Es ist eine Unbilligkeit, etwas auf eine unbilligste Art zu geben. Das Leben hängt es doch das schwerste, warum sollte es nicht die einem feindlichen Geist geheißen haben? — Doch muß man gestehen, daß gar

tolle Menschen mit mehr Anstand eine Bitte verweigern, als andere sie gewähren. Wer sich erst lange bitten läßt, bis man eine Gabe aus ihm herauszwingt, und wer sie noch mit einer verdrüsslichen Mine und unangenehmen Bedingungen giebt, von dem sagt man, man würde es für eine größere Gnade halten, wenn er einen mit der Ehre verschonen wollte, etwas von ihm zu empfangen.

Es giebt an den Höfen Menschen, die, des Gewinnes wegen, nach allen Aemtern trachten. Militärische, bürgerliche, geistliche Bedienungen — alle schicken sich für sie. Ihr Stand schließt sie von keiner dieser Bedienungen aus; sie sind Amphibien, und leben vom Altar, vom Degen und von der Feder. Fragt man, was diese Leute bey Hofe machen? Sie nehmen und beneiden diejenigen, denen etwas gegeben wird.

Hamberg ist schon zehn Jahre bei Hofe, und sein einziges Geschäft ist, alle zu umarmen und an sein gefühloolles Herz zu drücken, denen er zu ihrem neuen Amte zu gratuliren das Glück hat. Aber er erlebte's nicht, daß man ihm zu einem Amte gratulirt. Er gehöret zu den vielen, die sich zu Tode suppliziren.

Man kann auf zweien Wegen zu Ehrenstellen gelangen, auf der Landstraße und einem Schlußwege — der letzte ist kürzer. Ob es landt? — Sonderbare Frage,

Alles

Alles rennt, stellt sich in Reihen und guckt aus dem Fenster, um den Unglücklichen, der zum Tode geführt wird, seine Gesichtszüge und sein Bezeugen zu betrachten. Niedrige, böserartige, unmenschliche Neugierde! Wären die Menschen weise, so wären die Strassen bei solchen Gelegenheiten leer, und sie würden es für unanständig und schimpflich halten, bei solchen traurigen Auftritten einen Zuschauer abzugeben. Willst du für deine Neugierde eine Nahrung haben, so lenke sie auf einen edlern Gegenstand. Sieh den Glücklichen, sieh ihn an dem Tage, da er zu einer neuen Ehrenstelle ist erhoben worden, und deswegen die Glückwünsche annimmt. Lies in seinen Augen, und bemerke, wie zufrieden und vergnügt er, trotz seiner äußern Ruhe und Bescheidenheit, ist: sieh, welche Heterkeit die Erfüllung seiner Wünsche über sein ganzes Wesen verbreitet, wie er nur daran denkt, seines Lebens und seiner Gesundheit zu genießen, wie er seine Freude nicht mehr bezagen kann, wie er sich unter der Last seines Glücks beugt, und wie kalt sinnig und ernsthaft er die anblickt, die nicht mehr seines gleichen sind; er antwortet ihnen nicht, er sieht sie nicht. Die Großen umarmen ihn und begegnen ihm freundlich, und das vollendet seine Freude; er kann sich nicht mehr fassen. Du willst glücklich sein, du strebst nach Ehrenstellen: lerne an sehr Brüchern.

nem Beispiels, auf wie viele Abwege du gerathen könntest.

Theonas, seit dreißig Jahren Abt, wurde es müde, länger Abt zu sein. Man kann nicht so eifrig und ungeduldig nach dem Purpur streben, als er nach einem Bisthume strebte. Da aber ein Fest nach dem andern vorbeiging, und gar keine Beförderung erfolgte, so wurde er mit der Zeit unzufrieden, er fand den Staat schlecht verwaltet, und prophezeite nichts Gutes. Er sah wohl ein, daß am Hofe Verdienste der Beförderung im Wege stehen, und deswegen beschloß er, die Prälatur zu verlassen — aber plötzlich meldet man ihm, daß er zum Bischof ernannt worden sei. Voll Freude und neuer Hoffnung über diese unerwartete Neuigkeit sagt er: Sie werden sehen, daß es dabei nicht bleibt, man wird mich gewiß noch zum Erzbischof machen.

Die Jugend des Prinzen ist für manchen die Quelle eines großen Glücks.

Timant blieb zwar immer der nemliche, aber sein Verdienst, das der Hof ehemals sehr belohnte, wurde doch zuletzt in den Augen der Höflinge altväterisch. Sie wurden müde, ihn hochzuachten, sie grüßten ihn kalt, blickten ihn nicht mehr so freundlich an, gesellten sich nicht mehr zu ihm, umarmten ihn nicht mehr, und zogen ihn nicht mehr auf die Seite, um ihm etwas gleichgültiges ins Ohr zu raunen.

Ne hatten ihm nichts mehr zu sagen. Es war hohe Zeit, daß ihm der Fürst eine neue Pension ertheilte, damit seine halbverlorenen Tugenden in dem Gedächtnisse der Höflinge wieder aufgefrischt wurden. Man schätzte sie ihn wieder wie ehemals, auch wohl noch mehr.

Wie viel Freunde und Verwandte blühen dem neuen Minister nicht in einer Nacht! Die einen suchen ihre ehemalige Verbindung, ihre Schulkameradschaft, und die Rechte der Nachbarschaft gültig zu machen, und die andern blättern ihre Geschlechtsregister durch, steigen bis zum Urältervater hinauf, rechnen die väterlichen und mütterlichen Ahnen und Vorfahren zusammen, wollen durchaus mit diesem Mann verwandt sein, und versichern wohl zehnmal des Tages, daß sie es sind. Gerne würden sie in die Zeitungen setzen lassen: er ist mein Freund, seine Erhöhung freut mich ungemein, und ich muß daran Antheil nehmen, denn ich bin ziemlich nahe mit ihm verwandt. Lette, niederträchtige Freunde der Glücklichen! Gade-Höflinge! Spracht ihr vor acht Tagen auch so? Ist er seit acht Tagen rechtschaffener, und der Wahl des Fürsten würdiger? Mußtet ihr erst diesen Umstand abwarten, um ihn besser kennen zu lernen?

Zock sagt: Ich speiste gestern bei dem geheimen Staatsrath von Desbock, und heute hat mich der Finanzrath vom Eubel zu Tische ge-

beten — er wiederholt es, führt bei jeder Gelegenheit diesen Minister, und jenen Hofrath an und versichert, daß ihn der Präsident selbst gefragt, und er dem Präsidenten geantwortet habe : : : : Eben erfährt er, daß sein Held, der Präsident, plötzlich gestorben sei, nun rennt er aus dem Hause, versammelt das Volk um sich her, klagt den Verstorbenen an, tadelt seine Aufführung, spricht ihm alle Fähigkeiten, auch in Sachen, wo sie ihm jedermann zugestanden hatte, ab, und läßt ihm nicht einmal den Ruhm eines strengen und arbeitsamen Mannes. — Niedrige Seele, glaubst du dich das durch bei dem Vicepräsidenten, der des Verstorbenen Feind war, in Gunst zu setzen?

Verlange von dem neuen Heflinge, der im Stillen sein Glück machen will, keine Aufrichtigkeit, Offenherzigkeit, Billigkeit, Dienstfertigkeit, Wohlwollen und Edelmuth mehr. Kennst du ihn noch an seinem Gesichte und an seinen Reden? Er nennt nichts mehr bei seinem rechten Nahmen, und für ihn giebet keine Schurken, Betrüger, Thoren und unverschämte Menschen mehr. Wie sollte er's auch wagen, den Schurken einen Schurken zu nennen; könnte nicht gerade der ihm an seinem Glück hinderlich sein? Er denkt von Niemand gut, aber er sagt es nicht, und ob er gleich nur für sein Glück sorgt, so will er doch andere überreden, er solle auch für das ihrige, damit sie ihm beistehen, oder

zum wenigsten nicht zum Vortheil handeln. Er will
 nicht allein heucheln, andere sollen's auch; die
 Wahrheit beleidigt sein Ohr; kalt und gleich-
 gültig hört er die Bemerkungen an, die man
 über den Hof und die Höflinge macht: bloß weil
 er sie angehört hat, hält er sich für mitschuldig.
 Er ist ein Tyrann der Gesellschaft, und ein
 Märtyrer seines Ehrgeizes. Er giebt auf alle
 seine Reden und sein ganzes Vortragen genau
 Achtung, sein Scherz ist frostig, sein Lachen ge-
 zwungen, seine Schmeicheleien sind gehemmt,
 seine Reden abgebrochen, und oft ist er ver-
 streut. Wenn ein angesehener Mann spricht
 oder handelt, so überhäuft er ihn mit Lob, aber
 gegen andere ist er so trocken wie ein Schwind-
 süchtiger. Er hat ein eigenes Compliments-
 verzeichniß, und er richtet sich darinn ganz ge-
 nau nach dem Stande und der Würde der Per-
 sonen, die ihn besuchen, oder denen er seine
 Aufwartung macht, und wer sich mit Worten
 und Complimenten begnügt, kann vollkommen
 mit ihm zufrieden sein. Er strebt nach Gön-
 nern und Creaturen, ist Vermittler, Vertrau-
 ter und Unterhändler, will herrschen, erkundigt
 sich ganz genau um alle Hofsitzen und Hofan-
 se, weiß wo man sich hinstellen muß um gesu-
 hen zu werden, und versteht meisterlich, dich
 wie der feurigsten Freundschaft zu umarmen,
 an deinem Glücke Theil zu nehmen, und die
 tausend Fragen wegen deiner Gesundheit und

deiner Geschäfte vorzulegen. Während du ihm antworten willst, verliert sich seine Neugierde, er unterbricht dich, und fängt von etwas andern zu reden an, oder es kommt ein anderer darzwischen, mit dem er aus einem ganz andern Tone spricht. Kaum hast du seine Gratulation ganz angehört, so condolirt er dem andern; mit dem einen lacht, und mit dem andern weint er. Zuweilen richtet er sich nach den Ministern und dem Favoriten, und spricht in öffentlichen Gesellschaften von unbedeutenden Dingen, von Wind und Wetter, hält aber Sachen von Wichtigkeit sehr geheim, und spricht mit einer bedenklichen, geheimnißvollen Mine davon, sie mögen ihm bekannt sein oder nicht.

Es giebt ein Volk, bei dem die Freude sichtbar, aber gezwungen, der Kummer verborgen, aber wirklich ist. Wer sollte glauben, daß dieses Volk, das so begierig dem Theater, Schmausereien, der Jagd, Bällen und allen andern Lustbarkeiten nachrennt, von Sorge, Furcht, Hoffnung, und andern mächtigen Lebensenschaften innerlich gefoltert und verzehrt werde?

Das Hofleben ist ein ernsthaftes und düstres Spiel, das Anstrengung erfordert: man muß seine Batterien in Ordnung stellen, einen Anschlag machen, ihm folgen, und dem Anschläge seines Gegners ausweichen, auch zuweilen etwas wagen und eigensinnig sein, aber mit all

Diefer Vorsicht wird man doch schach, und wohl gar matt. Oft wird ein Bauer Königin, und gewinnt das Spiel. Der Geschickteste oder Glücklichsie trägt den Sieg davon,

Der Edelmann lebt auf seinem Gute frei, aber ohne einen Patron: am Hofe, unter Schutz, aber als Sklave. — Welches ist besser?

Bomberg schlief auf seinem Landgute, in einer alten Hütte, und in einem schlechten Bette. Ihm träumte, er sähe den König, spräche mit ihm, und wäre darüber sehr froh. Er erwachte und war traurig. Er erzählte seinen Traum, und bemerkte dabei, wie sonderbar und unwahrscheinlich doch oft Träume wären. Bomberg kam nach einiger Zeit an Hof, sah den König, sprach ihn, und — mehr als ihm träumte — wurde sein Liebling.

An einer Uhr sind Räder, Federn und Bewegung verborgen. Man sieht nur den Zeiger, der unvermerkt forttrüdt und seinen Lauf vollendet. Dieß Bild ist einem Höslinge um so ähnlicher, da auch er nach langem Laufen sich oft wieder auf dem Punkt befindet, von dem er ausgieng.

Tausend unbekannte Menschen dringen sich hinzu, um vom Fürsten gesehen zu werden, den sie doch unmdglich alle sehen kann: aber wie viel Unglückliche macht er, wenn er heute, morgen und übermorgen nur die nemlichen sieht.

Man spricht von einem Lande *), wo Greise galant, artig und gesittet, Jünglinge aber hart, wild, ungesittet und unhöflich sind. Wahre Liebe ist ihnen unbekannt, und sie ziehen ihre Gastmähler, Schmausereien und lächerliche Liebesverbindungen vor. Den halten sie für nüchtern und mäßig, der sich nicht im Wein besrauscht: sie lieben ihn nicht mehr, weil sie ihn gar zu unmäßig genossen haben. Sie suchen ihren ecken Gaumen durch die stärksten abgezogenen Wasser zu reizen, und bald werden sie Scheidwasser trinken müssen. Die Frauenzimmer dieses Landes befördern die Abnahme ihrer Schönheit durch eben die Künsteleien, durch die sie schöner zu werden glauben. Sie malen Lippen, Wangen und Augbraunen, und stellen sie nebst dem Halse, den Ohren und Augbraunen zur Schau aus, als ob sie befürchteten, den Ort zu verbergen, durch den sie gefallen könnten, und als ob man nicht genug von ihnen sähe. Die Bewohner dieses Landes haben eine verwirrte Physiognomie, und ihren Kopf hüllen sie in einen Bald von fremden Haaren, die sie den natürlichen vorziehen. Uebrigens haben sie ihren Gott und ihren König. Die Vornehmsten aus dem Volke versammeln sich alle Tage zu einer bestimmten Stunde in einem Tempel

*) Nur gewisser Leser wegen sage ich, daß dieses Land -- der Hof ist. Die andern werden es wohl schon von selbst wissen.

pel, den sie Kirche nennen. Am Ende des Tempels steht ein ihrem Gott geweihter Altar, wo ein Priester die Geheimnisse feiert, die sie ehrwürdig, heilig und furchtbar nennen. Sie stellen sich an den Fuß des Altars, kehren dem Priester und den heiligen Geheimnissen den Rücken zu, und blicken zu ihrem Könige hin, der in einem Bethstuhle kniet, und dem sie ihr ganzes Herz zu weihen scheinen. Man beachtet bei dieser Gewohnheit eine Art Subordination, denn das Volk scheint den Fürsten, und der Fürst Gott anzubethen. Die Leute nennen dieses Land * * * Es liegt unter dem vierzigsten Grad der Polshöhe, und ist über elfshundert Meilen von dem Meere der Großen und Huronen entfernt.

Schwache Geschöpfe! Ein Großer sagt von eurem Freunde Imagen, er sei dumm, aber er irrt; es ist nicht nöthig, daß ihr ihm das sagt, aber seid doch beherzt genug, auch in Zukunft zu denken, daß er klug und nicht dumm sei. Eben so fürchtete er dem Iphicrat ein gutes Herz ab, und doch überraschest du ihn jüngst bei einer edlen That; — brauchst sie ihm nicht zu erzählen, wenn du nur von jetzt an nicht vergißt, daß er sie verrichtete.

Wer kann mit dem Könige sprechen? — Hier endet sich vielleicht die Klugheit und Verschlagenheit des Hölzlings. Ein unbedachtliches Wort — der Fürst hört, merkt, und

vergift's nicht; es ist unmöglich, es wieder zu bekommen. Alle Mühe und Geschicklichkeit, die man anwendet, es zu erklären oder zu schwächen, dient oft zu weiter nichts, als es dem Gedächtniß des Fürsten noch fester und unauslöschlicher einzuprägen. Wenn man sich nur selbst dadurch geschadet hat, das aber nicht so leicht zu geschehen pflegt, so mag man für seinen Leichtsinns hassen, und sich's zu künftiger Vorsicht merken: aber wenn man einem andern dadurch geschadet hat, wie niederschlagend, wie peinigend für einen rechtschaffenen Mann! Siebet eine sicherere Regel, diesem Uebel vorzubeugen, als die: Sprich mit dem Fürsten von der Person, den Schriften, Handlungen, Sitten, und der Aufführung anderer, wenigstens eben so bedächtig, vorsichtig und behutsam, als von dir selbst.

Man hat eine gewisse Zahl bestimmter Ausdrücke, die man wie in einem Magazin holt, und deren man sich bedient, um einander bei verschiedenen Vorfällen Glück zu wünschen. Man mag sie auch mit aller möglichen Freistigkeit und sichtbaren Zwang geben und annehmen, so darf man sie doch nicht unterlassen, weil sie wenigstens ein Bild des edelsten Gesichts des Himmels — der Freundschaft sind, von der die Menschen wenigstens den Schein annehmen, da sie rein und unverfälscht so selten ist.

Mit fünf oder sechs aufgefundenen Kunstausdrücken giebt man sich für einen Kenner der Tonkunst, Malerei, Baukunst und einer leckerschnittenen Tafel aus: man glaubt am Hören, Sehen und Kosten mehr Vergnügen zu finden als anderswo: man betrügt damit seine Gleichen und sich selbst.

Bei Hofe giebet immer Menschen, die Verstandesschwäche und Mangel an Verdienst durch Weltkenntniß, Feinheit im Umgange und ihr Glück ersetzen. Die Anstalt besuchen und verlassen sie Gesellschaften, und hier können sie nie in Verdräglichkeiten verwickelt werden, denn sie lassen sich nicht zu weit in ein Gespräch ein, als gefallen; weil sie still sind, und man hält sie für wichtige Menschen, weil sie nur hin und wider einsilbige Worte von sich hören lassen. Sie speisen andere mit Winen, Kopfschütteln oder einem vielbedeutenden Lächeln ab. Sie sind nicht zweien Zoll tief: — sobald man sie vergründen will, findet man Toffstein.

Zuweilen überrascht die Gunst des Fürsten einen Hefling so sehr, daß er sich zuerst darüber wundert und erstaunt, bei genauerer Ueberlegung aber doch findet, daß er seines Glückes würdig ist. Da er überzeugt ist, daß Glück und Dummheit nie beisammen sein können, und daß man ohnmöglich glücklich und ein Pinsel sein kann, so hält er sich für weise, und wagt

— nein! er spricht ganz zuversichtlich und

entscheidend bei jeder Gelegenheit über alle Gegenstände, die vorkommen, ohne im geringsten darauf zu achten, mit wem er spricht. Brauch' ich noch hinzu zu setzen, daß man überall über ihn erschrickt, und daß sein läppisches und abgemessenes Gewäsche auch den tolerantesten Gesellschaften ermüdet? Wer zu seinem ungeschehen Glück etwas beitrug, hat von seinem Betragen nichts als Schimpf und Schande.

Stehst du in Gnaden, so sind alle deine Wege gut, du begehrst keinen Fehler, und alle deine Wege führen zum Ziel. Ohne dies ist alles fehlerhaft, unnütz, und du verirrst auf jedem Wege.

Mit deinen trefflichen Talenten, Aristik, deiner Gelehrsamkeit, erprobten Rechtschaffenheit und deinen großen Verdiensten kannst du bei Hofe unmöglich in Ungnade fallen. Man wird dich schätzen — so lange man deiner nothig hat.

Wenn der Liebling des Fürsten mich in seinem Vorzimmer nicht mehr so lange, als sonst, warten läßt, wenn er offener ist, die Stiche nicht so oft runzelt, mich geduldtig anhört, und eine Strecke weiter, als sonst, begleitet, so denke ich, daß er anfängt zu fallen, und ich werde nicht.

Straton ist unter einem zweifachen Gestirn geboren: er ist glücklich und unglücklich im höchsten Grade. Sein Leben ist ein Roman: —

doch nein! dazu fehlt es ihm an Wahrscheinlichkeit. Alles, was ihm geschah, waren Träume — aber man kann nicht einmal so träumen. Niemand hat den Eigensinn des Schicksals mehr erfahren als er. Reichthum und Dürftigkeit sind ihm bekannt. Er glänzte, litt, lebte unbekannt — alles hat er erfahren. Er schwang sich durch Tugenden empor, die er zu besitzen in allem Ernste versicherte. Er sagte von sich selbst: ich habe Verstand, ich habe Muth, und alle sagten ihm nach: er hat Verstand, er hat Muth. Er machte den Höflichen in seinem Glück und Unglück zu schaffen, und sie sagten vielleicht zu viel Gutes, und zu viel Böses von ihm. Er war liebenswürdig, artig, ein Mann von seltenen wunderbaren Talenten, ein Held, und dann wieder das Gegenstück von alle dem. Ein zweideutiger, heimlicher und verwickelter Charakter, ein Rächer, und eine unentschiedene Frage.

In hundert Jahren wird die Welt noch sein, wie sie jetzt ist, der nemliche Schauplatz, die nemlichen Decorationen, nur die Akteure sind dann nicht mehr. Alle, die sich jetzt über eine empfangene Gnade freuen, oder über eine verweigerte Bitte betrüben und verzweifeln, werden abgetreten sein. Aber schon treten andere Personen auf, die in eben dem Stück die nemlichen Rollen spielen werden. Auch sie werden verschwinden, und die noch nicht sind, werden

einmal nicht mehr sein. Neue Schauspieler haben ihren Platz eingenommen. Kann man sich wohl auf einen Schauspieler verlassen? —

Ein vernünftiger, gesunder Mann hat am Hofe Liebe zur Einsamkeit und zu einem ruhigen Leben.

Vom persönlichen Verdienste.

Wer muß nicht bei den seltensten Talenten und dem ausgebreitetsten Verdienste von seiner Entbehrlichkeit und Unnützlichkeit überzeugt werden, wenn er bedenkt, daß der Tod ihn Menschen entreißt, die seinen Verlust nicht fühlen, und wo der Subjekte so viele sind, die ihn ersetzen wollen?

Vielen Menschen giebt nur ihr Name einen Werth. In der Nähe sind sie weniger als nichts, in der Ferne aber blenden sie.

Wie viel große, erhabene Genie's starben, — und man spricht nicht von ihnen: wie viele leben noch, und Niemand denkt an sie, wird's auch nie thun.

Unausprechlich viel Mühe kostet es einem Manne, bloß durch sein Verdienst aus der Dunkelheit bis zur Bekanntschaft des mit Aemtern besetzten Ignoranten zu bringen, wenn

er nicht Cabalen spielen und Herolde seiner Verdienste aufstellen will.

Fast niemand wird das Verdienst des andern von selbst gewahr.

Die Menschen sind zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß sie Mühe haben sollten andere zu erforschen und kennen zu lernen: deswegen kann man mit großem Verdienste, und noch größerer Bescheidenheit lange unbekannt bleiben.

Es giebt mehr Handwerkszeug als Handwerksleute, und unter den letztern mehr schlechte als vortrefliche. Was denkt man von dem, der mit der Säge hobeln, und mit dem Hobel sägen will?

Es giebt kein mühsameres Geschäft, als sich einen großen Namen machen. Kaum hat man den Grund dazu gelegt, so ist man schon am Ende seines Lebens.

Egipp hält um eine Bedienung an, aber wo soll man ihn anstellen, bei der Kammer oder bei der Armee? Es ist einerlei, wenn es nur viel einträgt, denn er kann eben so gut mit Geld umgehen und eine Rechnung führen als das Gewehr tragen. Er ist zu allem geschickt, sagen seine Freunde, und das heißt immer, er versteht ein Geschäft so wenig als das andere, oder er versteht keines. Solche Menschen rennen in ihrer Jugend nur dem Vergnügen nach, und meinen dann bei mehreren Jahren, wenn sie sich durch Trägheit oder Wol-

lust verdorben haben, ihre Unbrauchbarkeit oder Armuth sei ein hinreichender Grund, daß sich der Staat ihrer annehme und ihnen ein Amt gebe. Selten machen sie sich die sehr wichtige Lehre zu nutz, daß der Jüngling sich durch unausgesetzten Fleiß solche Kenntniße erwerben müsse, die ihn dem Staate unentbehrlich und zu einem Theil machen, ohne den das Ganze nicht bestehen kann.

Willst du dich emporzuschwingen, so thue's durch deine eigenen Talente, an denen andere nicht den geringsten Antheil haben, oder thu darauf ganz Verzicht. — Dieß ist eine unschätzbare Maxime, deren Befolgung im gemeinen Leben von den größten und besten Folgen sein könnte. Sie macht die Schwachen, die Tugendhaften und die Weisen zu Herren ihres Glücks und ihrer Ruhe, ist aber den Großen gar nicht zuträglich, denn sie würde die Zahl ihrer Untergebenen, oder vielmehr ihrer Sklaven sehr verringern. Ihr Stolz und ihr Ansehen würde dadurch sehr herabgesetzt, und sie müßten sich beinahe nur mit ihrer lecherhaften Tafel und mit ihrem glänzenden Aufzuge begnügen. Man würde sie nicht mehr deß: und wehmüthig bitten, nicht mehr Stundenlang vor ihrem Zimmer stehen, sie dürften nicht mehr versprechen und nicht halten, und wie viel Vergnügen würde ihnen nicht dadurch entzogen? Sie könnten nicht mehr ihrem Eigensinne

sane folgen, den Dummkopf emporheben und den verdienstvollen Mann, wenn sie ihn vom ohngefähr kennen lernten, unterdrücken, und überhaupt wären dann Lobsagen, listige Ränke, Niederträchtigkeit, Schmeichelei und Betrügerei vom Hofe verbannt, und er wäre eine Schaubühne, wo die Klugen nur die Zuschauer wären. Dann würden die verschiedenen Stände der Menschen gehörig gewürdigt, auf ihrem Gesichte würde sich Heiterkeit verbreiten, und sie würden die edle Freiheit mehr kennen. Ihre natürlichen Talente würden dadurch erweckt, und sie würden an Fleiß, Geschicklichkeit, Tugend und Ruhmbegierde wetteifern. Aus niedrigen, beträchtigen, unruhigen, unnützen und dem Staate lästigen Hofslingen würden kluge Oekonomen oder weise Hausväter, gerechte Richter oder große Feldherren, Redner oder Philosophen, die ihren Kindern zwar weniger Geld, aber desto nachahmungswürdigere Beispiele hinterlassen würden.

Edelberg, ein unermüdeter, eifriger Minister, dem das Wohl auch des letzten Unterthanen am Herzen liegt, der für alle sorgt, alle unterstützt — lebt in Armuth, denn es thut ihm zu wehe, wenn er den Dürftigen ungetröstet vor sich lassen soll, und dadurch ist er zwar ein Vater der Armen, aber — nicht reich geworden. Lange schon wollte er seinen Fürsten um Erhöhung seiner geringen Besoldung bitten, um seine

Bedürfnisse.

R

nen Kindern eine anständige Erziehung geben zu können. Da aber seine Bescheidenheit seinen Verdiensten die Wage hält, so erlaubt er sich nicht zu denken, daß er seinem Fürsten das geringste Vermögen mache, wenn er ihm alle Augenblicke entgegenkommt und sich ihm überaus zeigt. Vielmehr glaubt er ihm beschwerlich zu fallen, und alle Gründe, die ihm Gewohnheit und Schuldigkeit an die Hand geben, können ihn kaum bewegen, sich ihm je und je zu zeigen. Dagegen mag sich der Stolz gerne vor dem Fürsten sehen lassen, und er zeigt sich ihm mit desto größerer Zuversicht, da er sich gar nicht einbilden kann, daß der Fürst nicht eben so vortheilhaft von ihm denken sollte, als er selbst von sich denkt. Er wird deswegen auch gewöhnlich eher mit Wohlthaten überhäuft, als der edle, aber bescheidene Edelberg so viel bekommt, daß er auch in Zukunft der Vater der Armen, und der Erzieher seiner Kinder sein kann.

Bescheidenheit ist dem Verdienste, was der Schatten dem Gewälde ist: sie giebt ihm die rechte Stärke und Schönheit.

Ein ganz simpler Anzug ist für den gemeinen Mann anständig, und kleidet ihn gut, aber den Mann, in dessen Leben große, edle Thaten glänzen, ziert er, so wie schöne Frauenzimmer ein vernachlässigter Puz noch reizender macht.

Freiberg hat jüngst eine offenbare Ungerechtigkeits bestraft, und zur Abschaffung eines schändlichen Mißbrauches, auf den ihn ein Edler aus dem Volke aufmerksam gemacht hatte, etwas beigetragen, und nun ist er ganz, und in allen Stücken mit sich zufrieden, und möchte gern andere fühlen lassen, was er für ein großer wichtiger Mann sei — doch nein! es fällt ihm bei, daß Bescheidenheit die Tugend aller großen Männer sei, deswegen ist er auch bescheiden, und ahmt das Einfache und Natürliche nach. Er kommt mir vor, wie ein Männchen, winzig von Körper, das sich bückt, wenn es durch eine hohe Thüre geht — um nicht anzustoßen.

Ihr Sohn sammelt, Sie werden also keinen Redner aus ihm machen. Ihre Tochter liebt die Welt, Sie werden sie also nicht wie eine Vestalin einschließen. Ihr Freigelassener, Kantus, ist zaghaft und furchtsam, nehmen Sie ihn also doch wieder von den Soldaten. Ich will ihm forthelfen, sagen Sie. Gut! Ueberhäusen Sie ihn mit Schätzen, Gütern, Würden, und Ehrenstellen, bedienen Sie sich der Zeit, wir leben in einem Jahrhundert, wo ihm Reichthum und Titel mehr Ehre bringen als Tugend. Aber Sie glauben im Ernst, das werde Ihnen zu viel kosten? Wissen Sie nicht, daß Sie nur einen Tropfen Wasser aus der Tyber schöpfen? um Kantus, ihren Liebling, zum reichen Mann

zu machen, und den schimpflichen Folgen vorzubeugen, die daraus entspringen müssen, wenn er bei einer Lebensart bleibt, zu der er kein Talent hat.

Wenn es wahr ist, daß uns alles Seltsame tief rührt, warum rührt uns Tugend so wenig?

Eine hohe Geburt mag gut sein, aber noch besser ist, wenn man so lebt, daß Niemand darnach fragt.

Von Zeit zu Zeit erscheinen auf unsrer Erde seltene, außerordentliche Menschen, die durch ihre Tugenden glänzen, und deren bewundernswürdige Eigenschaften einen großen Glanz um sich werfen. Sie gleichen den ungewöhnlichen Sternen, die man nicht kennt, und von denen man noch weniger weiß, wo sie bleiben, wenn sie verschwinden. Sie haben weder Vorfahren noch Nachkommen, sondern machen ein eigenes Geschlecht aus.

Wer in einer Kunst oder Wissenschaft außerordentlich groß ist, und zu ihrer Vervollkommenung beiträgt, ist mehr als nur Künstler oder Gelehrter, er gehört zu den edelsten und größten Geschenken der Natur. Schnell ist Musiker, Hemm Musikus und der Verfasser der laudnigsten Sommermärchen Dichter, aber Eshodowiecki ist Eshodowiecki, Handel ist Handel, und Lessing ist Lessing.

Ein Mann, in Freiheit und ohne Frau, kann bei einigen Talenten in der Welt sein

Gluck machen, und sich angesehenen Männern an die Seite stellen. Schwerer ist dieß dem Voeheuratheten. Es scheint, der Ehestand setze jeden an seine gehörige Stelle.

Nach den persönlichen Verdiensten geben unlösbar hohe Ehrenstellen und Würden den Menschen den größten Glanz und Vorzug, und wer nicht Erasmus sein kann, muß darauf denken, Bischof zu werden. Mancher brauche Ordensbänder, Erzbischofshäuser und Purpur, um bekannt zu werden, wozu hat das aber ein Dabber g nützig?

Du sagst: Gold glänzt auf Hilberts Kleidern: — es glänzt auch beim Goldarbeiter. Sein Kleid ist vom feinsten Luche — geh zum Kaufmanne, hier trifft du's eben so, oder ist's am ganzen Stücke weniger schön? Aber die Stickerei und Einfassung machen es noch viel prächtiger — Ich lobe also die Arbeit des Künstlers. Wenn man ihn nachher Zeit frage, so zieht er eine Uhr heraus, die ein Meisters Stück ist. Das Stichblatt an seinem Degen ist von Agat: am Finger trägt er einen prächtigen Diamant, der die Augen blendet: es fehlt ihm keine von den artigen Kleinigkeiten, die man aus Eitelkeit oder des Gebrauchs wegen bei sich führt, und er spart nichts, um so gepuzt zu erscheinen, wie ein junger Stutzer, der eine reiche Matrone geheurathet hat. — Du machst mich endlich neugierig, und ich möchte doch die

st Kostbarkeiten haben. Schick mir seine Kleider und Schmucke, und seinen übrigen Schmuck, — die Person mag zu Hause bleiben.

Du irrst dich, Jüder, wenn du glaubst, man schicke dich wegen deines prächtigen Wagens, in dem du mit Sechsen fährst, und wegen der Menge Langensichtige, die hinter dir her gehen. Man entsezt sich das Aussenwerk, bringe dich zu deiner Person, und sehe — daß du ein Geizhals bist.

Wer viele Bedienten hält, reiche Kleider hat, und einen prächtigen Aufzug macht, glaubt gewöhnlich, er sei von vornehmer Geburt, und habe mehr Verstand als andere. Ein verzeihlicher Fehler! denn läßt er's nicht denen, die mit ihm umgehen, aus dem Augen, und muß er es nicht aus ihrem Betragen schließen?

Ein Mann mit einem langen Mantel von Seide oder holländischem Tuch, Arcubantledernnen Schuhen, schönen Kragen, rund gestrichelten Haaren, einem frischen Aussehen, der sich öfters noch einiger metaphysischen Distinctionen erinnert, der das Licht der Ehe zu erklären, und genau zu bestimmen weiß, wie man Gott sieht — ein solcher Mann heißt bei Hofe, und oft auch in der Stadt — ein Doctor. Ein demüthiger Mann hingegen, der beständig in seiner Studirstube sitzt, nachdenkt, untersucht, forscht, vergleicht, liest oder schreibt, heißt — ein Gelehrter.

Emil war gleich bei seiner Geburt, was die größten Männer nur durch Nachdenken, Regeln und Uebung werden. Schon in seinen ersten Jahren durfte er nur seinen natürlichen Talenten folgen, und sich seinem Genie überlassen. Er handelte und wirkte, eh' er lernte, oder vielmehr, er wußte, was er als gelernter hatte: seine Jugendspiele waren mehrere Siege. Seine Jugendthaten wären allein hinreichend, einen alten erfahrenen Feldherrn berühmt zu machen. Alle Gelegenheiten zum Siegen erglückten, und wo keine war, da verschaffte ihm sein Glück und seine Tapferkeit eine. Er ist berühmt durch das, was er that, und durch das, was er hätte thun können. Man betrachtete ihn als einen Mann, der seinem Feind weichen, und unter den größten Hindernissen nicht erliegen konnte, als einen Geist von der ersten Größe, der alles durchschauen konnte, und da noch Rettungsmittel fand, wo jedermann verzweifelte; als einen Mann, der an der Spitze der Armee ein sicherer Siegesbock, der allein mehr als viele Heere werth, groß im Glück und noch größer bei Besahen war. Eine aufgehobene Belagerung, ein Rückzug, machten ihn eben so berühmt, als seine Triumphe, so berühmter, als seine gewonnenen Schlachten und eroberten Städte. Seine Bescheidenheit war so groß als sein Ruhm. „Ich soh“ sagte er mit eben so viel Anmuth als „wir gewonnen“. Er war

ein guter Hausvater und ein großer Staatsmann, aufrichtig gegen Gott und gegen Menschen. Verdienste bewunderte er so, als ob es ihm daran gemangelt hätte, und sie ihm weniger bekannt gewesen wären. Kurz, er war ein rechtschaffener, aufrichtiger und großmüthiger Mann, dem nur die geringern Tugenden fehlten.

Die Kinder der Götter *) überspringen die Regeln der Natur, und sind davon ausgenommen. Von der Zeit und den Jahren erwarten sie fast nichts. Ihre Geschicklichkeit geht ihrem Jahren lange voraus. Schon mit vorzüglichem Kenntnissen gebohren, sind sie Männer, wenn gemeine Jüngens kaum die Kinderschuhe vertreten haben.

Die Kurzsichtigen, ich meine die Schwachköpfe, die nicht aus ihrer kleinen Sphäre hervorsich blicken, können nicht begreifen, wie ein Mann in so verschiedenen Dingen groß sein kann. Der Dichter und Romanschreiber kann in ihren Augen ohnmöglich auch zugleich ein solider Mann sein, und wer einen glücklichen Körperbau hat, lustig, munter, ein angenehmer

*) Katholisch der Erdengötter, als da sind Kaiser, Könige, u. - Ob das Gesagte überaus viel von den *Divi maiorum gentium* gelte, kann ich nicht entscheiden, doch scheint die Erfahrung zu beweisen, daß, *exceptis excipiendis*, alles darunter begriffen sei, was den irdischen Regent führt, vom Kaiser bis auf d. K. d. K. S. K.

Gesellschafter, und zu mechanischen Arbeiten geschickt ist, der hat gewiß eine verwahrloste Seele, dem fehlt es an Gründlichkeit, Einsicht und Weisheit. Sie nehmen aus der Geschichte, er des Sokrates weg, daß er getranzt habe.

Selten ist ein Mann so vollkommen, und den Seinigen so unentbehrlich, daß man seinen Verlust nicht gewisser Fehler wegen weniger bezauern sollte.

Die Willigkeit gebietet, keinen Menschen zu beleidigen, am wenigsten aber den Mann von Verstand, wenn man anders sein eigenes Bestes im Auge hat.

Ich kenne Wopsen aus einem Besuch, den er mir gab, ohne mich zu kennen. Menschen, die er nicht kennt, bittet er, ihn zu andern zu führen, die ihn eben so wenig kennen. Er schreibt an Frauenzimmer, die er einmal gesehen hat: er bringt sich in eine Gesellschaft an^s gesehener Personen, die nicht wissen, wer er ist, und hier spricht er, ohne zu warten, bis man ihn fragt, und ohne zu bemerken, daß er andern in die Rede fällt. Er spricht viel, und lächerlich. Ein andermal kommt er in eine Gesellschaft, und setzt sich am nächsten Ort nieder, ohne auf sich oder auf andere zu sehen. Man heißt ihn aufstehen, weil der Platz für den Minister bestimmt ist, und nun setzt er sich auf den Sessel des Präsidenten oder des Fürsten. Die ganze Gesellschaft lacht, er allein ist

ernsthaft und lacht nicht. — Wenn man den Hund vom königlichen Stuhl sagt, so springt er auf die Kanzel, schaut gleichgültig zu den Zuhörern herab, ist weder verwirrt noch schaamroth, braucht auch nicht zu sein. So auch der Thor.

Celsius ist zwar nur aus dem Mittelstand, aber die Großen mögen ihn doch wohl leiden. Er ist nicht gelehrt, aber er geht mit Gelehrten um. Er hat wenig Verdienst, aber er kennt Leute, die desto mehr haben. Er ist nicht geschickt, aber seine Zunge dient ihm zum Dolmetscher, und seine Füße tragen ihn von einem Orte zum andern. Er ist dazu gebohren, zu kommen und wieder zu gehen, Vorschläge anzuhören und sie zu hinterbringen, weiter zu gehen, als ihm aufgetragen worden, und deswegen einen Verweis zu bekommen, Leute zu vereinigen, die sich beim ersten Anblick entzweit hatten, ein Unternehmen glücklich, und tausende unglücklich auszuführen, den Ruhm eines glücklichen Ausganges sich zuzueignen, und die Schuld eines fehlgeschlagenen Unternehmens auf andere zu wälzen. Er weiß alles, was geschieht, alle Stadtmährchen sind ihm bekannt. Aus sich weiß er nichts, er sagt oder hört, was andere thun. Er ist ein Neuigkeitskrämer, und weiß sogar, was im innern der Familien vorgeht. Er erforscht die größten Geheimnisse, und weiß, warum jenem der Hof verboten,

und dieser wieder zurück berufen worden ist. Er weiß den Grund und die Ursache, warum sich zwei Brüder entzweit, und zwei Minister mit einander gebrochen haben. Sagte er nicht jenen die traurigen Folgen ihres Mißverständnisses vorher, und prophezeite er nicht diesem, daß ihre Eintracht von kurzer Dauer sein würde? War er nicht dabei, als gewisse Worte gesprochen wurden? Suchte er nicht ins Mittel zu treten? Sollte man ihm glauben? Höste man ihn? Wem erzählten Sie das? Wer hatte mehr Antheil an diesen Hofintriken als Celsus? Würde er's dir wohl glauben machen wollen, wenn es nicht wahr wäre, wenn es ihm nicht davon geträumt, oder er es sich eingebildet hätte? Würde er wohl so heimlichvoll thun, als ein zurückgekommener Gesandter?

Menipp ist ein Vogel, mit fremden Federn geschmückt; er spricht nicht, er wiederholt nur, was andere gesagt haben, und das so natürlich, daß er sich dadurch am ersten betrügt, und oft seine Meinung vorzutragen, und seine Gedanken zu eröffnen glaubt, da er doch nur das Echo dessen ist, von dem er eben kommt. Eine Viertelstunde lang kann man ihm wohl anhören, aber dann knlt er, verliert das Wischen Glanz, das ihm sein schwaches Gedächtnis gab, und legt seine Einfalt an Tag. Er allein weiß nicht, wie weit er unter dem Großen und Erhabenen ist, und da er's nicht einsieht, wie

weit der menschliche Verstand es bringen kann, so glaubte er in seiner Einfalt, sein Quintessen Verstand sei alles, was Menschen haben können, und er betrügt sich deswegen auch ganz so, wie der, dem's in diesem Stücke gar nichts fehlt, und der keinen beneiden darf. Oft spricht er mit sich selbst, besonders wenn man ihn beobachtet, daß man glauben sollte, er ergreife eine Parthie, oder beschliesse bei sich selbst, die Sache könnte ohnmöglich anders sein. Brüstet man ihn, so flut er, und bedenkt sich, ob er danken soll, und eh' er sich entschließt, ist der andere weit weg. Seine Eitelkeit hat ihn zum ehrlichen Mann gemacht, und weit über sich selbst erhoben. Wenn brauche ihn nur zu sehen, um zu wissen, daß er nur mit seinem eigenen werthen Ich beschäftigt ist, daß er weiß, wie gut ihm alles ansteht, und wie geschmackvoll sein Anzug ist, daß er glaubt, Jedermann blicke nur auf ihn, und einer läßt den andern ab, um ihn zu bewundern.

Wer einen prächtigen Palloß mit Sommers und Winterzimmern hat, und doch bei Hofe in einem kleinen Cabinetchen wohnt, thut es gewiß nicht aus Bescheidenheit. Wer keinen Wein trinkt, und des Tags nur einmal ißt, um seinen schönen Wuchs nicht zu verunstalten, ist weder nüchtern noch mäßig, und wer seinem armen Freunde auf sein wiederholtes innständliches Bitten eine kleine Beihülfe giebt, ist zu

nicht nicht freigebig, sondern erkaufte sich nur seine Ruhe. Nur der Beweggrund adelt eine Handlung, und Uneigennützigkeit drückt den Stempel der Vollkommenheit darauf.

Der Weise geneßt vom Ehrgelz durch den Ehrgelz selbst: er strebt nach so wichtigen Dingen, daß er sich mit Geld, Aemtern, Glück und Gunst ohnmöglich begnügen kann. Alle diese Vortheile sind für seine Seele zu gering, und können ihr nicht genügen. Deswegen beschmüht er sich auch nicht darum, und nur mit Mühe kann er ihnen noch einigen Werth beilegen. Kein Gut kann ihn mehr reizen, als der Ruhm, den reines und unbeslecktes Tugend giebt. Aber diesen Ruhm erlangt er vielleicht mit aller Anstrengung niemals. Die Menschen schenken ihn einem Menschen selten.

Vom Herzen.

Freundschaft kann — ohne alle Sinnlichkeit — zwischen zweierlei Geschlechtern statt finden. Indessen ist für ein Frauenzimmer ein Mann doch immer — ein Mann, und umgekehrt für den Mann das Mädchen doch immer — Mädchen. Diese Verbindung ist weder Leidenschaft noch Freundschaft: sie macht eine eigene Klasse aus.

Die Liebe *) entsteht plötzlich und ohne Ueberlegung, aus Temperament oder Schwachheit: ein schöner Blick fesselt und bestimmt und, Freundschaft aber kommt nur allmählich zur Reife, durch Pflege und langen Umgang. Kaum vermag ein Freund mit all' seinem Verstand, Herzensgüte, Zuneigung, Dienstfertigkeit und Gefälligkeit in einigen Jahren zu bewirken, was

*) Die Liebe in Romanen und bei unsern unbärtigen Jungen entsteht schnell, ohne alle Besonnenheit — gegeben, aber bei dem Manne, den nicht jedes schöne Gesichtchen anzieht, braucht's oft lange, bis ein Frauenzimmer sein Herz so rührt, daß er's Liebe heißen kann. Er muß sie erst von verschiedenen Seiten kennen, muß sie erst unter verschiedenen Umständen handeln gesehen haben: ehe er sagen kann: ich liebe dich, oder: ich liebe dich nicht. Daß eine solche Liebe von weit längerer Dauer sei, als die aufbraufende, und in einem Nu entstandene, versteht sich wohl von selbst.

Der Uebers.

ein reizendes Gesicht oder eine niedliche Hand zuweilen in einem Augenblick ausdrückt.

Die Zeit stärkt die Freundschaft, und schwächt die Liebe.

Solange die Liebe dauert, besteht sie durch sich selbst, und zerfällt durch Dinge, die sie dem Anschein nach aufheben sollten — durch Eigensinn, Strenge, Entfernung und Eifer. Freundschaft im Gegentheil bedarf der Hülfe: ohne Pflege, Vertrauen und Gefälligkeit welkt sie.

Die heftigste Liebe ist gewöhnlicher als eine vollkommene Freundschaft.

Nichts ist einer feurigen Freundschaft ähnlicher, als die Verbindungen, durch die unsre Liebe begünstigt werden kann.

Wer sein Mädchen so sehr liebt, daß er sie noch eine Millionmal stärker lieben möchte, liebt in der Liebe nur dem nach, der stärker liebt, als es ihm angenehm ist.

Zuweilen suchen Jünglinge und Mädchen ein Liebchen, und können keines finden, sie gehen auf ihre Niederlage aus, aber Niemand mag sie besiegen, sie müssen also frei bleiben.

Die sich anfangs innigst, und mit allem Feuer der ersten Liebe lieben, sind beiderseits selbst Ursache, daß sie sich in kurzem weniger, und dann gar nicht mehr lieben. Wer trägt zum Bruche mehr bei, der Jüngling oder das Mädchen? Das ist schwer zu entscheiden. Ob

sagt: die Männer sind flatterhaft, und er: die Mädchen sind leichtsinnig.

So empfindlich auch die Liebe ist, so vergiebt sie doch mehr Fehler als die Freundschaft.

Dem feurig Liebenden ist's eine süße Rache, aus einer undankbaren Person eine sehr undankbare zu machen.

Es ist traurig zu lieben, ohne dem Gegenstand seiner Liebe alles geben zu können, was er wünscht.

Wer ein Mädchen feurig liebt, ohne Vergeltung zu erlangen, kann leicht sehr undankbar werden, wenn sie ihm auch in der Folge seines Lebens einen wichtigen Dienst erweist.

Es ist schon genug, wenn man nur bei dem Gegenstand seiner Liebe ist. Zerstreut sein, sprechen, schweigen, träumen, alles ist dann gleichviel.

Haß kann eher als Antipathie Freundschaft werden.

Es scheint, aus Antipathie könne eher Liebe, als Freundschaft werden.

Einem Freunde vertraut man sein Geheimniß, beim Liebchen entschlüpft es einem.

Leß kann Herbers Vertrauter sein, ohne sein Herz zu besitzen, denn besitzt er das letztere, so hat er keines Vertrauens, keiner Entdeckung mehr nöthig. Ihm steht alles offen.

Da man einen ungerechten, sonderbaren und ungegründeten Verdacht Eifersucht nennt, so

so verdient die Eifersucht, die billig, natürlich, auf Vernunft und Erfahrung gegründet ist, einen andern Namen.

Das Temperament hat großen Antheil an der Eifersucht, und sie setzt nicht immer eine heftige Liebe voraus, aber letztere, ohne Empfindlichkeit, ist selten.

Oft leidet man wegen seiner Empfindlichkeit allein. Der Eifersüchtige quält sich und andere.

Wer uns gar nicht schont, und keine Gelegenheit zur Eifersucht erspart, verdient nicht, daß man auf ihn eifersüchtig wäre, wenn man sich nach seiner Ausführung und Denkungsart richten wollte, und nicht von seinem eigenem Herzen dahin gerissen würde.

Kälte und Abnahme in der Freundschaft haben ihre Ursachen, wenn aber Liebende sich zu lieben aufhören, so kommt gewöhnlich das her, weil sie sich zu sehr liebten.

Man kann nicht sagen: ich will immer lieben, und: ich will nicht lieben.

Ekel tödtet die Liebe, und Vergessenheit begräbt sie.

Anfang und Abnahme der Freundschaft äußern sich durch die Verwirrung, in der man sich befindet, wenn man mit der geliebten Person allein ist.

Brüder.

E

Zu lieben aufhören ist ein sicherer Beweis, daß der Mensch eingeschränkt ist, und das Herz seine Grenzen hat.

Lieben ist eine Schwachheit, von der Liebe genesen, oft eine zweite.

Wie man sich tröstet, so hdet man auch auf zu lieben: das Herz kann nicht immer wehnen, und nicht immer lieben.

Es giebt gewisse Arten des Verlustes, die unserm Herzen eine nie versiegende Quelle des Schmerzes sein sollten. Nicht aus Tugend oder Geistesstärke legt man eine greße Traurigkeit ab. Man weint bitter, und ist tief gerührt: aber bald ist man so schwach oder leichtsinnig, sich zu beruhigen.

Wer ein Mädchen liebt, die die Natur sehr vernachlässigt hat, liebt sie gewöhnlich sehr stark, denn es ist entweder eine sonderbare Schwachheit, oder das Mädchen besitzt verborgene Reize, die unüberwindlicher sind als Schönheit.

Man besucht einander noch lange nachher, und spricht noch von zärtlicher Liebe, wenn das ganze Betragen schon das Gegentheil bezeuget.

Ein Mädchen vergessen wollen heißt — an sie denken. Es ist mit der Liebe wie mit Gewissensscrupeln, durch Nachdenken und das unausgesetzte Bestreben ihrer los zu werden wurzeln sie noch tiefer ein. Will man seine Leidenschaft

schwächen, so muß man wo möglich gar nicht daran denken.

Man will den Gegenstand seiner Liebe ganz glücklich, oder, wenn das nicht angeht, ganz unglücklich machen.

Den Gegenstand seiner Liebe bedauern, ist noch erträglicher, als mit dem in Gesellschaft leben, den man haßt.

Hassen ist leichter als lieben, oder: Freundschaft ist lästiger als Haß — eine Maxime, der ich nicht beistimmen kann. Wahr ist, seinen Feinden darf man nichts geben, aber — kostet es nichts, sich an ihnen zu rächen? Oder: wenn es natürlich und süß ist, den Gegenstand seines Hasses zu beleidigen, ist es nicht eben so natürlich, dem Gegenstand seiner Liebe Gutes zu thun? Wär es nicht vielmehr hart und beschwerlich, ihm keine Gefälligkeit zu erweisen?

Es ist ein Vergnügen, d.m. zu begegnen, dem man eine Wohlthat erzeigt hat.

Freigebig ist nicht der, der viel giebt, sondern der zu rechter Zeit giebt.

Die Erfahrung bestätigt, daß Welchlichkeit oder Nachsicht gegen sich selbst, und Härte gegen andere, nur ein Lafter sind.

Der unermüdet arbeitsame und thätige Mann, der keine Beschwerlichkeit scheut, und uneigentlich gegen sich selbst ist, muß ein ungermein vernünftiger Mann sein, wenn er nicht auch gegen andere hart sein soll.

Man nöthigt, bittet, bietet sein Haus, seinen Tisch, Vermögen und seine Dienste an: das kostet alles nichts, aber — wenn man Wort halten soll?

Wenn man gewissen Personen alles that, um ihre Freundschaft zu gewinnen, und es will nicht gelingen, so giebe es vielleicht noch ein Mittel, das wirkt: man thue nichts mehr für sie.

Mit seinen Feinden so umgehen, als ob sie einmal unsere Freunde werden sollten, und seine Freunde so behandeln, als ob sie einmal unsere Feinde werden könnten, ist gegen die Natur des Hasses, und gegen die Regeln der Freundschaft: dies lehrt nicht die Moral, sondern die Politik.

Die muß man sich nie zu Feinden machen, welche bei näherer Bekanntschaft eine Stelle unter unsern Freunden verdienen. Nur Männer von geprüfter Rechtschaffenheit muß man zu seinen Freunden erwählen, damit sie unser Vertrauen nicht missbrauchen, und gefährliche Feinde werden, wenn unsere Verbindung mit ihnen aufhören sollte.

Es ist süß, seine Freunde aus innerm Trieb und wahrer Achtung zu besuchen, aber beschwerlich, ihnen aus Eigennuz seine Aufwartung zu machen: das nenne ich betteln.

Mit nützen Dingen und seiner Liebhaberei giebt man sich gewöhnlich viel mehr ab,

als mit Geschäften, die uns unserm Glücke entgegen führen. Man hält es für edle Freiheit, allen seinen Einfällen zu folgen, und für wahre Sklaverei, seinem Glücke entgegen zu gehen. Es ist natürlich, daß man es eifrig wünscht, und wenig dazu beiträgt. Man hält sich für würdig, es zu finden, ohne es gesucht zu haben.

Wer ruhig das Glück erwartet, das er wünscht, verzweifelt nicht, wenn es ihm fehlt; wer aber mit großer Ungebulst etwas erwartet, thut viel zu viel von dem Erinnigen hinzu, als daß ihn ein glücklicher Erfolg hinlänglich befriedigen könnte.

Gewisse Menschen wünschen eine Sache so begierig, und so ausschließend, daß sie, aus Furcht sie nicht zu bekommen, alles mögliche thun, daß sie ihnen entschlüpft.

Was man am eifrigsten wünscht, geschieht nicht, oder wenn es ja geschieht, so ist's vielleicht nicht zu der Zeit, oder unter den Umständen, wo es uns außerordentlich viel Vergnügen gemacht hätte.

Man muß lachen, ehe man glücklich ist, sonst möchte man sterben, ohne gelacht zu haben.

Wie schwer ist es, mit einem Menschen zufrieden zu sein!

Man könnte sich beim Tode eines schlechten Mannes der Freude nicht enthalten; denn

alsdann würde man die Früchte seines Hasses genießen, und von ihm allen gehofften Vortheil ziehen. Er stirbt endlich, aber zu einer Zeit, da unser Nutzen uns nicht erlaubt, über seinen Tod zu frohlocken. Er stirbt zu früh oder zu spät.

Dem Stolzen fällt es schwer, dem zu vergeben, der ihn bei einem Fehler betroffen hat, oder der sich mit Recht über ihn beklagen kann. Sein Stolz wird nicht eher befriedigt, als bis er's so eingeleitet hat, daß der andere Unrecht haben muß.

Es ist gleich schwer, den Verdruss über eine erlittene Ungerechtigkeit sogleich zu erlösen, oder ihn noch nach Jahren tief zu empfinden.

Aus Schwachheit haßt man einen Feind, und sucht sich an ihm zu rächen; aus Trägheit läßt man sich besänftigen, und rächt sich nicht.

Nicht allein aus Schwachheit, sondern eben so wohl auch aus Trägheit läßt man sich beherrschen.

Einen Menschen auf einmal und ohne alle Vorbereitung beherrschen zu wollen, ist nicht wohl thunlich, das neue Joch würde ihm hart aufliegen, und er würde es aus Eigensinn oder Schaam abschütteln. Bei Kleinigkeiten muß man anfangen, und gelingt dies, so darf man an dem fernern Erfolge nicht zweifeln. Domsild konnte seinen Freund anfangs höchstens zu

einer Landreise, oder zur Rückkehr in die Städte bewegen, zuletzt aber brachte er's so weit, daß er ihn zu seinem Universalerben machte, und seinem Sohn nur ein Legat auszahlen ließ.

Um einen Menschen lange unumschränkt zu beherrschen, muß man behutsam mit ihm umgehen, und ihn seine Abhängigkeit so wenig als möglich fühlen lassen.

Manche lassen sich bis auf einen gewissen Grad beherrschen, allein weiter ist nichts mit ihnen anzufangen. Man verliert auf einmal den Weg zu ihrem Herzen und Verstande. Weder Stolz noch Schmeichelei und Lügen, weder Gewalt noch List kann sie bändigen, nur mit dem Unterschied, daß es einige mit Grund und aus Ueberlegung, andere aber aus Temperament und Neigung thun.

Drankus will der Welt glauben machen, er regiere seinen Herrn, aber man glaube ihm nicht. Mit einem Großen, bei dem man in Diensten steht, beständig an solchen Orten, und zu der Zeit reden, wo es sich am wenigsten schießt, ihm ins Ohr raunen, oder geheimnißvoll mit ihm sprechen, in seiner Gegenwart aus vollem Halse lachen, ihm ins Wort fallen, sich zwischen ihn und diejenigen stellen, die mit ihm sprechen, denen, die ihm ihre Aufwartung machen, schnöde begegnen, oder ungeduldig ihren Abschied erwarten, sich in einer gar zu freien Stellung neben ihn setzen, sich mit ihm

rücklings ans Kamin lehnen, ihn beim Armet ziehen, ihm überall nachlaufen, sich mit ihm gemein machen, und allerhand Freiheiten herausnehmen, zeigt eher einen Thoren als einen Günstling an.

Der Weise läßt sich nicht regieren, und sucht auch andere nicht zu beherrschen. Er wünscht, die Vernunft möchte allein und überall herrschen.

Alle Leidenschaften sind betrüglich. Sie verbergen sich aber vor den Augen der Menschen und vor sich selbst so lange als möglich. Jedes Laster hat eine scheinbare Aehnlichkeit mit irgend einer Tugend, durch die es sich fortzuhelfen sucht.

Man öfnet ein Andachtsbuch, es rührt uns; eine Liebesgeschichte — auch sie rührt uns. Vereinigt nicht das Herz allein Dinge, die einander zuwider sind, und unverträglich zu sein scheinen?

Die Menschen erdthen eher über ihre Eitelkeit und Schwachheit, als über ihre Verboresen. Zuer ist offenbar ungerecht, gewaltthätig, meineidig, und verleumderisch; aber seine Liebeshändel und seinen Ehrgeiz verbirgt er, bloß um sie zu verbergen.

Höchst selten ist's, daß jemand sagt: ich war ehrgeizig. Man ist es entweder nie gewesen, oder ist es immer. Aber die Zeit kommt

wohl; Da man bekennet: ich bin verliebt gewesen.

Nichts ist der Leidenschaft leichter, als den Verstand zu meistern, aber ihr größter Triumph ist, über den Eigennuz zu siegen.

Das Herz ist gesellschaftlicher, und eher zu rühren als der Verstand.

Es giebt gewisse erhabene Gesinnungen, edle und große Handlungen, die nicht von einem großen und vielumfassenden Verstande, sondern von einer natürlichen Herzensgüte herrühren.

Die schönste Ausschweifung ist vielleicht die in der Dankbarkeit.

Man muß gar keinen Verstand haben, wenn man ihn in Liebe, Bosheit und Noth nicht finden kann.

Es giebt Gegenden, die man bewundert, und andere, die uns rühren, und in denen man gerne wohnen möchte.

Nur der Wohlthäter der Menschen verdiente beneidet zu werden, wenn man nicht das weit schicklichere Mittel wählen könnte, ihn zu übertreffen: dies heißt die süßeste Rache an dem Mann nehmen, der uns so eifersüchtig machte.

Einige hüten sich vor dem Lieben und vor dem Versenmachen als vor zwei Schwachheiten, die sie nicht zu gestehen wagen. Die einen nennen sie eine Schwachheit des Herzens, und die andere eine Schwachheit des Verstandes.

Man verbletet uns zuweilen so süße Vergnügungen, und so zärtliche Verbindungen, daß der Wunsch sehr natürlich ist: „Wächten Sie doch erlaubt sein!“ Solche Reizungen können nur durch den Reiz, ihnen aus Liebe zur Tugend zu entsagen, übertroffen werden.

Gerne würde ich einem vernünftigen Wesen mein ganzes Vertrauen schenken, und mich von ihm in allen Stücken ganz unumschränkt beherrschen lassen. Auf die Art würde ich Gutes thun; ohne daß es mir Mühe kostete, darüber rath zu schlagen. Ich würde die Zufriedenheit eines Menschen genießen, der von der Vernunft regiert wird.

Wer andern Gutes thut, ist gut. Leidet er deswegen, so ist er sehr gut. Beleidigen ihn die, denen er Gutes that, so ist seine Güte so groß, daß sie nur durch den Zuwachs seiner Leiden größer werden kann, und stirbt er darüber, so hat seine Güte den höchsten Grad erreicht. Sie ist heroisch und vollkommen.

Die Großen.

Das Volk hegt für die Großen ein so blindes Vorurtheil, und ist von ihren Geheerden, ihrem Gesicht, ihrer Stimme, und ihrem ganzen Betragen so eingenommen, daß es wohl bis zur Abgitterei gehen würde, wenn die Herren nur auch sein gut sein wollten.

Führe dich dein Instinkt irre, Thragen, und geräthst du durch dich selbst auf lasterhafte Wege, so beklage ich dich: wirfst du aber lasterhaft aus blinder Rücksicht gegen die, deren Interesse erfordert, daß du es seist, die sich's in die Hand geschworen haben, dich zu verderben, und die sich schon des glücklichen Erfolges rühmen, so muß ich dich verachten. Bist du weise, mäßig, bescheiden, höflich, großmüthig, dankbar, arbeitsam, und dabei von solcher Gerechtigkeit und Stande, daß du eher Geseze geben und zum Beispiel dienen kannst, als daß du nöthig hättest, sie von andern anzunehmen: so verspreich diesen Herren, ihre Ausweisungen, Laster und Thorheiten aus Gefälligkeit mir zu machen, wenn sie nur erst aus schuldiger Ehrerbietung deine Lieblingsugenden eine Zeit lang ausüben hätten. — Eine starke, aber nützliche Ironie, vollkommen geschickt, deine Eitlen in Sicherheit zu setzen, ihre Pläne zu

vernichten, und sie in die Nothwendigkeit zu verlegen, ihre Lebensart fortzusetzen, ohne dich weiter zu beunruhigen.

Nur in einer Rücksicht haben die Großen einen unschätzbaren Vorzug vor andern Menschen. Gerne lasse ich ihnen ihre ledern Tische, ihre prächtigen Wohnungen, ihre Hunde, Pferde, Affen, Zwerge, ihre Lustigmacher und ihre Schmeichler: aber ich beneide sie um das Glück, daß sie Leute in ihrem Dienste haben, die ihnen an Verstand und Herzen gleich sind, oder sie wohl gar noch übertreffen.

Die Großen sind stolz darauf, daß sie durch den Wald eine Allee hauen, in ihren Gärten Abfäze anbringen, die Decken ihrer Zimmer vergolden, Springwasser und Orangerien anlegen können: aber ein Herz vergnügt machen, eine Seele mit Freude zu erfüllen, der äußersten Noth vorzubringen oder abzuhelpen — so weit erstreckt sich ihre Neugierde nicht.

Jeder Stand in der menschlichen Gesellschaft hat seine eigenen Reize, die so lange währen, bis das Elend sie vertreibt. Die Großen lieben Ausschweifungen, und die Veringern Nüchternheit. Jene finden einen Geschmack am Herrschen und Befehlen, diese suchen ein Vergnügen, und gar eine Ehre darin, daß sie ihnen dienen und gehorchen. Die Großen werden begleitet, begrüßt, verehrt, die Veringern

begleiten, grüßen, verehren, und Beide sind zufrieden.

Verprechen ist den Großen so leicht, und vom Halten sind sie durch ihren Stand so ganz dispensirt, daß es wahre Bescheidenheit von ihnen ist, daß sie nicht noch weit mehr versprechen.

„Er ist in meinen Diensten alt, grau und undrauchbar geworden, was soll ich aus ihm machen?“ — Ein junger Mann raubt dem ausgedienten Alten seine Hoffnung, und erhält das Amt, das man diesem nur verweigert, weil er es zu wohl verdient.

„Mich wundert, sagst du zu mir kalt und verdrüsslich, Philant hat Verstand und Verdienst, er ist angenehm, erfüllt seine Pflichten ganz genau, ist seinem Herrn treu und ergeben, wird aber doch von ihm wenig geachtet, er gefällt nicht, und findet keinen Beifall.“

Erkläre dich, tadelst du Philanten, oder den Großen, dem er dient?

Oft ist's besser, die Großen zu verlassen, als sich über sie zu beschweren.

Wer kann sagen, warum Einige das große Loos gewinnen, und andere bei den Großen in Gnaden stehen?

Die Großen sind so glücklich, daß sie in ihrem ganzen Leben nie den Verlust ihrer bedienten, oder anderer in ihrer Art, großer Menschen, die oft zu ihrem Vergnügen und

Nutzen das meiste belasttragen haben, behaupten dürfen. Sobald ein solcher unerleglicher Mann stirbt, ist es des Schmeichlers erstes Verlangen, dem Verstorbenen Schwächen anzudichten, und den Fürsten zu versichern, daß sein Nachfolger alle seine Tugenden, aber keine seiner Schwächen an sich habe. Der Fürst glaubt's, und das Mittelmäßige beruhigt ihn wegen des Verlusts des Großen und Vortrefflichen.

Die Großen achten verständige Menschen, die nur Verstand haben, nicht. Verständige Menschen verachten die Großen, die nur groß sind. Kluge Menschen beklagen beide, wenn sie nicht tugendhaft sind.

Ich sehe zwar immer bei den Großen, an ihrer Tafel, und zwar zuweilen als Jüngling, muntere, lustigliche, iactante, gefährliche und schädliche Menschen sitzen, und sehe oft, wie schwer es dem Manne von Verdienst ist, sich ihnen vor dem Aemterler zu nähern — Ich kann doch nicht immer glauben, daß man die Schurken aus Eignung duldet, oder den rechtschaffenen Mann als unnütz betrachtet, sondern ich muß wohl denken: Groß sein und Urtheilskraft besitzen ist zweierlei, und Liebe zur Tugend und zu den Tugendhaften noch ein drittes.

Schick will lieber im Umgang mit den Großen dilanirt sein, als daß er mit feinsten gleichen verträulich leben sollte.

Die Regel, mit Erbfern umzugehen, als man selbst ist, leidet große Einschränkungen. Oft erfordert ihre Ausübung sonderbare Talente.

Worin besteht Thersgills unheilbare Krankheit? Sie dauert schon über dreißig Jahre, und er wird nie davon genesen. Er wollte, will, und wird auch ferner wollen große Herren regieren. Nur der Tod wird ihm mit dem Leben auch die Begierde rauben, Gemüther zu beherrschen und zu lenken. Ist es Rücksichtslosigkeit, Gewohnheit, oder übertriebene Schätzung seiner selbst? In jedem Palast schmachtet er sich ein. Er bleibt nicht mit'm im Zimmer sitzen, sondern geht mit dem Herrn aus Jener, oder gar ins Cabinet. Er spricht lange und eifrig, und die andernworten mit größter Ungeduld, bis er aufhört zu reden, damit man auch so sieht und hört. Er erforscht die Geheimnisse der Familien, und hat an allen ihren Freuden und Leiden Theil. Er kommt jense, bietet seine Dienste an, und macht sich angeden in alle Sachen. Man kann ihm den Intrant nicht verweigern. Die Sorge für jehens tausend Seelen, die seiner Aufsicht anvertraut sind, und von denen er, wie von seiner eigenem; Gott Rechenschaft ablegen muß, ist nicht hinreichend, seine Zeit und seinen Ehrgeiz zu befriedigen. Er sorgt freiwillig und ungeden für die Seelen der Großen. Er hört, und richtet ein moqames Auge auf alles, was sich

nem nach Ranken, Vermittelungen und Unterhandlungen hungrigen Geiste Nahrung geben kann. Kaum ist ein großer Heer angekommen, so hat ihn Theophil schon eingenommen und sich seiner bemächtigt. Noch ehe man denken konnte, ob er wohl auch sein Auge auf ihn richtete, hörte man schon, daß er ihn regiere.

Kälte und Grobheit macht die Großen beim Volke verhaßt. Sie lächeln — man ist ihnen wieder gut.

Die Großen verachten das Volk, dabei sind sie gegen die Schmeicheleien und Lobsprüche desselben gleichgültig, und dies mäßigt ihre Eitelkeit. Auch Fürsten, die von den Großen und Höflingen ohnaufhörlich gelobt werden, würden eitel sein, wenn sie ihre Schmeichelei höher schätzten.

Die Großen halten sich allein für vollkommen, und gestehen andern Menschen kaum richtigen Verstand, Geschicklichkeit und guten Geschmack zu, denn sie glauben, diese großen Talente seien ihnen allein von Natur eigen. Aber wer sieht nicht ein, daß dies ein grober Irrthum ist? denn die vortreflichsten Gedanken, Reden, Schriften, und vielleicht auch das Feine in der Ausführung haben wir ihnen gewiß nicht zu verdanken. Sie haben große Güter, und eine lange Reihe von Ahnen, das geben wir gern zu, aber zu —

Hast du Verstand, Größe, Geschicklichkeit, Geschmack und Urtheilskraft? Soll ich dem Vorurtheile und der Schmeichelei glauben, die deine Verdienste anpfeifen? Sie sind mir verdächtig, ich verwerfe sie. Soll ich mich durch deine scheinbare Geschicklichkeit und durch deine Großthuerge blenden lassen, die dich über alles erhebt, was gethan, gesagt und geschrieben wird, die dich gegen Lobsprüche anempsfindlich mache, und verhindert, daß man dir nicht den geringsten Beifall ablocken kann? Ich schließe wohl natürlicher, daß du in Gnade und Ansehen stehst, und reich bist. Wie soll ich dich beschreiben, Telephon? Man darf dich nur in einer gewissen Entfernung, wie das Feuer, sehen, und man sollte dich erforschen, ausholen, und mit deinen Freunden vergleichen, um ein richtiges Urtheil von dir zu fällen. Deinen Liebling, dem du alles anvertraust, dessen Rath du folgst, dem zu lieb du Socrates und Aristis des verläßt, mit dem du lachst, und der noch lauter lacht, als du, kurz, deinen Darius kenne ich sehr wohl: sollte das vielleicht genug sein, um dich kennen zu lernen?

Wenn mancher gnädige Herr seinen Secretär genau kenne, so müßte er sich schämen, vor ihm den Vorzug zu haben.

„Es ist schon zu viel, daß man mit dem gemeinen Manne eine Religion und einen Gott haben muß, sollen wir uns auch noch Peter, Dräpère.
M

Johann, Jakob &c. nennen, wie der Kaufmann und der Bauer? Nein, wir müssen mit dem Pöbel nichts gemein haben, sondern alles heraus suchen, was uns von demselben unterscheiden kann. Man lasse ihm die Namen der zwölf Apostel, ihrer Schüler, und der ersten Märtyrer (wie die Leute, so die Patronen); mögen sie sich doch freuen, wenn ihr Namensdag jährlich einfällt, und ihn feierlich begehen. Wir Großen wollen uns der heidnischen Namen bedienen. Wir müssen uns in der Laus die Namen Hannibal, Cäsar und Pompejus heiligen lassen, das waren große Männer; den Namen Lucretia, das war eine berühmte Abmerin; die Namen Reinold, Roger, Olivier und Lankred, das waren Ritter, und die größten Romanhelden; die Namen Achilles, Hector, Hercules, das waren Halbgötter; ja die Namen Phöbus und Diana; und wer sollte es uns verbieten, wenn wir uns Jupiter, Merkur, Venus und Adonis nennen lassen wollten?“

Die Großen *) bemühen sich gar nicht um gründliche Kenntnisse — ich will nicht sagen von öffentlichen Angelegenheiten und dem In-

*) Es ist vielleicht nirgend nöthiger, als in diesem ganzen Abschnitte von den Götzen, zu bemerken, daß sich die Ausnahmen von selbst verstehen. Möchten wir doch bald der Ausnahmen so viele bestimmen, daß die Ausnahmen Regeln, und umgekehrt, die Regeln Ausnahmen würden.

Interesse des Fürsten, sondern nur von ihren eigenen Geschäften. Sie wissen nichts von Oekonomie, und dem, was jeder Hausvater wissen sollte, und rühmen sich sogar noch ihrer Unwissenheit. Sie lassen sich von ihren Haushofmeistern beherrschen und betrügen, und begnügen sich, zu schlemmen, seine Weintrauben zu reifen, die Theis und Phryne zu besuchen, von Jagdhunden zu sprechen, und zu erzählen, wie weit es von Dresden nach Leipzig, und von Berlin nach Potsdam ist. Während sie ihre Tage unter solchen elenden Beschäftigungen hindringen, machen sich Personen von bürgerlicher Herkunft das Innere und Aeußere des Staats bekannt, lernen die Regierung kennen, werden vorsichtig und staatsklug, wissen die Stärke und Schwäche des Landes, sind bestrebt, sich empor zu schwingen, schwingen sich empor, erheben sich, werden mächtig, und helfen dem Regenten einen Theil der Regierungslast tragen. Die großen Herren, die diese gemeinen Menschen erst verachteten, verehren sie nun, und schätzen sich glücklich, wenn sie ihre Schwiegersöhne werden können.

Wenn ich die zwei entgegengesetzten Stände in der menschlichen Gesellschaft — die Großen und das Volk — mit einander vergleiche, so scheint mir, daß das Volk mit dem Nothigen zufrieden ist, die Großen aber, bei allem Ueberflusse, unruhig und arm sind. Ein ge-

meiner Mann kann kein Uebel anrichten, ein Großer will nicht Gutes thun, und kann viel Unheil stiften. Der eine legt sich nur auf nützliche Dinge, der andere vergesellschaftet da mit schädliche. Dort zeigt sich natürliche Offenheit und ein kunstloses Betragen, hier verbirgt sich ein schändliches und niederträchtiges Betragen unter einer feinen Aussenhülle. Das Volk hat selten einen gebildeten Verstand, und die Großen selten eine edle Seele. Bei jenem ist der innere Mensch gut, aber die Aussenhülle taugt nicht viel, bei diesen besteht der ganze Werth in Höflichkeit und feinen Sitten. Keine, ungeschminkte Tugend sucht man vergebens, Soll ich wählen? Nicht einen Augenblick dank ich mich — ich gehöre zum Volk.

So unerforschlich auch die Großen am Hofe sind, so viel Kunstgriffe sie auch anwenden, um anders zu seyn als sie sind, so können sie doch ihre Bösaartigkeit, und ihren unwiderstehlichen Hang nicht verbergen, auf Kosten Anderer zu lachen, und die Tugend selbst lächerlich darzustellen. Diese edlen Talente entdeckt man an ihnen beim ersten Anblick. Sie verstehen die Kunst vortreflich, einen einfältigen Tölpel zu hintergehen, und den zum Narren zu machen, der es schon ist, aber noch geschickter sind sie, sich das Vergnügen zu rauben, das sie aus dem Umgange mit einem vernünftigen Manne schöpfen könnten, der auf tausende

sache Art Vergnügen in die Unterordnung mischen könnte, wenn der gefährliche Charakter des Höflings ihn nicht nöthigte, mit seinen Worten zurück zu halten. Er verschont sich gegen sie mit keinem Ernst, der ihn so gut kleidet, daß die Spötter mit all' ihren bösen Absichten ihn nicht lächerlich machen können.

Die Bequemlichkeiten des Lebens, Uebereuf, Ruhe und ein ungestörtes Stück, gewähren den Fürsten das Vergnügen, über ihre Affen, Zwerge, Hoffkranzen, und über eine eiserne Erzählung zu lachen. Wer nicht so ganz glücklich ist, lacht nur, wenn's Zeit ist.

Ein Großer liebt den Champagner, und eckelt vor dem Dekarwein. Er berauscht sich also in besserem Getränke, als der gemeine Mann, und dies ist der einzige Unterschied, den der Kontrast zwischen Personen von dem ungleichen Ständen — zwischen dem Herrn und seinem Knecht — zurückläßt.

Man könnte anfangs glauben, ein Theil der fürstlichen Freuden bestehe in der Beunruhigung anderer — aber nein: die Fürsten gleiten hierin andern Menschen: sie denken nur an sich, folgen ihrem Geschmacke, ihren Levenshosen, ihrer Bequemlichkeit — das ist natürlich.

Die erste Gesellschaftsregel der Gesellschaftsmänner und der Dacktigen scheint die zu sein:

„Mache deinen Untergebenen, die deiner nicht entbehren können, allen möglichen Verdruß.

Wenn ein großer Herr glücklicher ist als andere Menschen, so besteht sein Glück vielleicht nur darin, daß er oft das Vermögen und die Gelegenheit hat, andern Gutes zu thun, und Vergnügen zu machen. Kommt also diese Gelegenheit, so muß er sich natürlich dertelben bedienen, und kann er einem rechtschaffenen Manne einen Gefallen thun, so mag er wohl Achtung geben, daß ihm die Gelegenheit nicht entschlüpfe, er braucht nicht zu warten, bis man ihn bittet, sondern ihn sehen und ihm danken, sollte eins sein. Ist die Sache leicht, so muß er davon nicht viel Worte machen. Schlägt er sie ab, so beklagt' ich sie beide.

Es giebt Menschen, bei denen man kaum den Zutritt erhalten kann, und leider sind es gewöhnlich die, deren man nöthig hat, und von denen man abhängt. Sie stehen immer nur auf einem Fuß, sind so beweglich wie Quacksilber, drehen sich, hüpfen, springen und schreien unaufhörlich. Sie werfen, wie die Kartenfiguren, die man an öffentlichen Orten zur Schau ausstellt, Feuer und Flammen von sich, sie donnern und blitzen, man darf sich ihnen erst nähern, wenn sie verlöschen und fallen. Nach ihrem Falle ist zwar recht gut mit ihnen umzugehen, aber — sie sind nichts mehr nütze.

Wenn die Bedienten großer Herren nicht mehr Verstand haben, als ihr Stand mit sich bringt, so urtheilen sie nicht mehr von sich nach ihrer ersten Niedrigkeit, sondern nach der Erhebung und dem Glücke derjenigen, denen sie dienen. Wer bei ihnen aus und ein geht, ist geringer als sie und ihr Herr. So gewiß ist es, daß man von den Großen und allem, was ihnen angedrht, leiden muß.

Ein Staatsmann muß seinen Fürsten, seine Frau, seine Kinder, und nach ihnen verständige Menschen am meisten lieben: er muß sie sich zu Freunden machen, und nie von ihnen lassen. Er kann den Nutzen, der ihm selbst unwissend aus diesem Umgange zufließt, nicht genug belohnen; nicht gerade durch Besoldungen und Wohlthaten, sondern vielmehr durch gänliche Ergebenheit und Freundschaft. Wie viel Gerüchte können sie nicht zerstreuen, und wie viel Hinförschens zur Fabel und zum Wahrschen machen. Können sie nicht einen unglücklichen Erfolg mit guten Absichten entschuldigen, die Güte eines Entwurfs und die Nichtigkeit der Maasregeln durch den guten Ausgang rechts fertigen, sich der Potheit und dem Ued entgegen stellen, um guten Unternehmungen bessere Bewegungsgründe beizulegen, von einem schlichten Anschein eine günstige Auslegung geben, klein Fehler unsichtbar machen, nur die Tugend hervorziehen, bei tausend Gelegenheiten That

sachen und kleine Umstände vortheilhaft darzustellen und den Spötter selbst beschämen? Ich kenne den Grundlag der Großen: „Wögen sie doch reden, wie thun, was wir wollen“ — aber ich weiß auch, daß das Nichtenlassen sie oft am Handeln hindert.

Den verdienstvollen Mann kennen, und dann, ihn gehörig schätzen, folgt unmittelbar aufeinander, aber große Herren verstehen gewöhnlich beides nicht.

Du bist groß. Du bist mächtig — nicht genug: mache, daß ich dich schätzen muß, damit ich mich betrübe, wenn ich deine Gunst verliere, oder sie nicht erlangen kann.

Du sagst von einem Großen, oder einem Geschäftsmanne: er ist zuvorkommend, dienstfertig, macht jedem Vergnügen, und du bemerkst mir das durch sein ganzes Betragen in einer Angelegenheit, an der du Theil hattest. Ich verstehe dich, man kommt deinen Bitten zuvor, du bist mit einem Minister bekannt, und vermagst viel bei ihm. Du stehst bei einem großen Herrn in Ansehen. Wolltest du mehr sagen?

Franzion sagt vom neuen Minister: „Ich habe alle Ursache, mich über ihn zu beklagen, er verachtet mich, er kennt mich nicht mehr.“

„Das ich nicht wüßte, antwortet Köhler, vielmehr halte ich ihn für einen höflichen und gesälligen Mann.“ Ich verstehe dich, Köhler.

Du willst, man soll wissen, daß der neue Minister dir einige Achtung beweist, daß er dich in seinem Vorzimmer unter tausend rechtschaffenen Menschen zuerst erblickt, von denen er die Augen wegwendet, um nicht in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt zu werden, ihnen zu danken, oder anzulächeln.

Einen rühmen, einen Großen rühmen — heißt gewöhnlich, sich selbst rühmen, indem man von ihm alles Gute sagt, das er uns gethan hat, oder das er uns gar nicht zu thun gedachte.

Man lobt die Großen, um zu verstehen zu geben, daß man mit ihnen Umgang hat, selten aber aus Achtung oder Dankbarkeit: oft kennt man die nicht einmal, die man lobt. Eitelkeit oder Leichtsinns ist oft stärker als das Gefühl einer empfungenen Beleidigung: man ist mit ihnen unzufrieden, und — lobt sie.

Wenn es gefährlich ist, an einer verdächtigen Sache Theil zu nehmen, so ist es doppelt gefährlich, wenn ein Großer daran Theil hat. Er geht davon, und läßt dich doppelt bezahlen, für ihn und für dich.

Ein Fürst kann mit aller seiner Macht eine schändliche Gefälligkeit nicht belohnen, wenn man bedenkt, was derjenige, den er belohnen will, dabei aufopferte, und er kann ihn nicht genug bestrafen, wenn er seine Rache nach dem erlittenen Unrecht abmessen will.

Wenn ein Großer sein Leben, das er in Freude, Vergnügen und Ueberfluß zubrachte, in Gefahr giebt, so wagt er mehr als ein Privatmann, der nur armselige Tage preis giebt; das kann wahr sein, aber der Große wird auch dafür durch Ruhm und Ehre schadlos gehalten. Der Soldat merkt nicht, daß er bekannt ist, er stirbt unbekannt und unter der Menge. Er lebte zwar eben so unbekannt, aber er lebte doch, und dies ist eine der Ursachen, warum es niedrigen und untergebenen Menschen zuweilen an Muth gebricht. Die Großen aber, die den Augen der Menschen, und ihrem Lob und Tadel ausgesetzt sind, müssen ihrem Temperament Gewalt anthun, wenn es sie nicht selbst zur Verrichtung großer Thaten treibt, und hierinn besteht die Tapferkeit des Adels.

Strecke mich unter die Truppen, als einen gemeinen Soldaten — ich bin Thestites: stelle mich an die Spitze eines Heers, von dem ich ganz Europa Antwort geben muß — ich bin Achilles.

Die Fürsten — ohne alle Wissenschaft und Regel — vergleichen gerne. Sie sind gleichsam im Mittelpunkt des Dasein geboren und erzogen, und damit vergleichen sie alles, was sie sehen, lesen und hören.

Den Prinzen nur von ihrem hohen Range, und von der Sorge für denselben vorzuhüten, ist eine unnöthige Vorsicht, denn der ganze

Hof macht sich's zur Pflicht, ihnen ehrerbietig zu begegnen. Viel eher werden sie den Werth anderer Menschen vergessen, und Allen, ohne Rücksicht auf Stand und Verdienst, gleich begegnen, als daß sie's vergessen sollten, welche Hochachtung man ihrem Stande schuldig ist. Ihr angebohrner Stolz blickt bei jeder Gelegenheit hervor: man darf sie also nur lehren, ihn zu mäßigen, edel und rechtschaffen zu handeln, und unter den Dingen einen Unterschied zu machen.

Es ist bloße Ziererei, wenn ein Mann von Stande nicht sogleich den Platz einnimmt, der ihm gebührt, und den ihm jeder gerne einräumt. Er kann leicht bescheiden sein, sich unter die Menge mischen, die ihm ausweicht, und in einer Gesellschaft sich zu unterst setzen, weil ihn da alle sehen, und alle ihn nöthigen, herauszurücken. Bescheidenheit ist für den gemeinen Mann beschwerlicher, denn stellt er sich unter das Volk, so drückt man ihn, und wählt er sich einen unbequemen Platz, so läßt man ihm denselben.

Aristarch begiebt sich mit Herold und Trompeter auf den öffentlichen Markt. Dieser giebt das Zeichen, und das Volk läuft herbei und versammelt sich. „Hört ihr Leute, ruft der Herold, merkt wohl auf; Stille, Stille: Aristarch, den ihr hier seht, wird Morgen eine gute Handlung verrichten.“ Ich sage schlecht

weg: Jemand thut Gutes; will er mehr thun? so muß ich nicht wissen, daß er Gutes thut, oder wenigstens muß er mich nicht vermuthen lassen, daß er's selbst ausgespaunt habe.

Die beste Handlung verliert oder gewinnt durch die Art, mit der man sie verrichtet, und macht selbst die gute Absicht zweifelhaft. Wer Tugend lobt und beschützt, weil's Tugend ist, und wer das Laster tadelt und verbessert, weil's Laster ist, handelt aufrichtig, natürlich, ohne Umschweif, ohne Liebe zum Sonderbaren, ohne Stolz und Verstellung. Er spricht nicht sinnreich oder mit gezwungenem Ernst, noch viel weniger beißend und höhnisch. Er sucht nicht vor den Augen des Volks zu handeln, sondern giebt ein gutes Beispiel, und erfüllt seine Schulpflicht. Er giebt weder den Frauenzimmersgesellschaften, noch den Neugiersträcern und Bisitenläufern Stoff zum erzählen und zu Gesprächen. Das Gute, das er that, ist zwar weniger bekannt, aber er that Gutes — was will er mehr?

Die Erinnerung an die Vorwelt kann den Großen nicht sehr angenehm sein, denn ist es nicht traurig, bedenken zu müssen, daß wir alle Brüder und Schwestern sind, daß wir zusammen eine Familie, und nur näher oder weitläufiger mit einander verwandt sind?

Theognis' ganzer Anzug ist ganz angekleidet, und er erscheint gepuht wie ein Frauenzimmer.

Be er noch aus der Thüre tritt, legt er Augen und Gesicht in Falten, damit alles fertig sei, wenn er öffentlich erscheint, und man ihn ganz allerliebst finde. Kommt er in ein Zimmer, so macht er ein Compliment zur Rechten, wo die Gesellschaft steht, und zur Linken, wo Niemand ist; er grüßt Anwesende und Abwesende. Er umarm einen Mann, der ihm in Weg kommt, drückt in an seine Brust, und fragt dann, wer er sei? Es bedarf Jemand seiner Hülfe in einer nicht so wichtigen Sache, er geht zu ihm, und trägt ihm seine Bitte vor. Theognis hört ihn gütlich an, freut sich, daß er ihm einigermaßen nützlich sein kann, und bittet ihn, ihm noch mehr Gelegenheit zu geben, wo er ihm nützlich sein kann. Der andere wiederholt seine Bitte, und Theognis schlägt ihm ab. Er ersucht ihn sich an seine Stelle zu setzen, und macht ihm selbst zum Richter. Der Klient geht, wird begütet, umarmt, und ganz beschämt gemacht. Er ist beinahe zufrieden, daß ihm seine Bitt abgeschlagen worden ist.

Pampilus spricht nicht mit den Personen, die e antrifft, oder die ihn besuchen, sondern, nach Ton, Mine und Stimme zu urtheilen, empfängt er sie, giebt ihnen Audienz, oder ertheilt ihnen den Abschied. Er hat gewisse Ausdrücke, die zugleich höflich und stolz sind, seine Freundlichkeit ist herrschsüchtig, und er begegnet allen ohne Unterschied auf einerlei Art.

Er besitzt eine Schelengröße, die ihn erniedriget, und seine Freunde, die ihn nicht verachten wolten, in Verlegenheit setzt.

Ein Pamphilus ist voll von sich selbst: er verliert sich nie aus dem Auge, ist immer mit seiner Hoheit, seinen Verbindungen, seinem Amte und seiner Würde beschäftigt, und hüllt sich ganz darein ein. Er sagt: mein Orden, mein blaues Band, und er zeigt oder verbirgt ihn aus Praeterei: mit einem Wort, ein Pamphilus will groß sein, er glaubt es zu sein, ist es nicht, sondern nur die Silhouette eines Großen. Wenn er einen Mann von gemeinem Stande oder einen Gelehrten reundlich ansehen will, so giebt er wohl Achtung, daß Niemand ihn dabei betrifft: er würd auch so gleich schamroth werden, wenn man ihn unglücklicher Weise in der Vertraulichkeit mit einem Menschen beträfe, der weder eich noch mächtig, noch der Freund, Verwandte oder Bediente eines Ministers wäre. Er ist hart und unerbittlich gegen alle, die ihr Glück noch nicht gemacht haben. Er steht dich heute bei Hofe und weicht dir aus; morgen trift er dich auf einem einsamen Spaziergange, oder in der Gesellschaft eines Großen — nun hat er Muth, kommt auf dich zu, und spricht: Gestern wollten Sie mich nicht sehen. Bald verläßt er dich eiligst, und geht auf den ersten Minister zu, und läßt sich dieser mit dir in ein Gespräch ein,

so fällt er dir ins Wort, und sucht ihn von dir weg zu brinnen. Ein andermal lebst du ihn an, aber er giebt dir kein Gehör, du mußt ihm nachsehen, und er spricht in einem so hohen Ton, daß es für die Vorübergehenden eine wahre Komödie ist. Aber Pamphile sind fast immer auf dem Theater. Sie nehmen einen falschen Charakter an, und nichts ist ihnen verhasster, als natürlich zu sein. Kurz, sie sind wahre Komödianten.

Unerbötlich ist die Materie von den Pamphilen. Sie sind niedrig und furchtsam vor Fürsten und Ministern, und voll Stolz und Zurecht gegen die, die nur tugendhaft sind: stumm und verwirrt bei Gelehrten: feurig, versessen und entscheidend bei Ignoranten. Sie sprechen mit dem Manne, der unaufhörlich unter Acen wühlt, vom Krieg, und mit dem Finanzrath von politischen Gegenständen: bei Frauenzimmern sind sie Historiker, bei Doctoren Dichter, und bei Dichtern Feldmesser. Die Grundsätze und Maximen haben sie nichts zu thun, sie leben ins Gelag hinein, und werden von dem Binde der Gunst, und von der anziehenden Kraft des Geldes hingerissen und fortgetrieben. Sie haben keine Meinungen, die ihnen eigen wären, sondern sie entlehnen sie da oder dort, je nachdem sie's nöthig haben, und der, zu dem sie ihre Zuflucht haben, ist

eben nicht An kluger, geschickter oder tugendhafter Mann, sondern ein Mann nach der Mode.

Wer die Großen, oder andere angesehenen Männer haßt oder beneidet, wird dadurch wegen ihres Ansehens und ihrer Hoheit nicht gereizt, sondern vermehrt vielmehr sein eigenes Elend durch die unerträgliche Last der Glückseligkeit Anderer. Wie ist dieser tief eingewurzelt und ansteckenden Seelenkrankheit zu begegnen? Wir wollen mit wenigem, und wo möglich, mit noch weniger zufrieden sein, und zu rechter Zeit zu verlieren lernen. Dieses Mittel hat folgende gesegnete Wirkungen: Ich erspare das durch die Mühe, einen Bedienten abzurichten, und einen Schreiber mir geneigt zu machen, durch die unzählige Menge von Klienten und Höflingen, die das Haus des Ministers mehr als zehnmal des Tags überlaufen, von seiner Thüre verdrängt zu werden; in seinem Audienz zimmer ängstlich zu harren, ihn zitternd, und mit stammelnder Zunge um eine gerechte Sache zu bitten; seinen Trotz, sein bitteres Lachen, und seine kurzen Abfertigungen zu erdulden. Ich hasse und beneide ihn nicht mehr; er bittet mich und ich ihn um nichts. Wir sind einander ganz gleich, außer daß ich ruhig bin, und er es vielleicht nicht ist.

Am Hof und in der Stadt herrschen dieselben Leidenschaften, dieselben Schwachheiten,
dieselben

dieselben Niederträchtigkeiten, dieselben verkehrten Urtheile, dieselben Zänkereien in den Familien, und unter Verwandten, derselbe Neid, derselbe Haß. Ueberall findet man Schwiegersöhner und Schwiegermütter, Männer und Frauen, Ehescheidungen, Zwistigkeiten und schlechte Ausöhnungen, Leidenschaften, Zorn, Partheilichkeit, Schwärzer, Verleumder. Das Aeußerliche der Laster ist bei Hofe sehr sichtbar, aber das Innere derselben ist da eben so, wie bei den niedrigsten Ständen: man findet da alle Niederträchtigkeiten, Schwachheiten und Unanständigkeiten. Diese wegen ihrer Gesinnung, ihres Glücks und ihrer Würden so großen Männer, diese starken und großen Geister, diese artigen und reizigen Damen, verachten den Pöbel, und sind selbst — pöbelhaft.

Der Ausdruck *Pöbel* hat einen sehr weiten Umfang, so weit, daß es viele Leute nicht begreifen können, wie weit er sich erstreckt. Der *Pöbel*, im Gegensatz mit den Großen, begreift das gemeine Volk, und, im Gegensatz mit den weisen, geschickten und tugendhaften Menschen, begreift er — Große und Geringe.

Die Großen lassen sich von ihren Leidenschaften leiten; auf ihre trägen Seelen macht anfangs alles einen sehr starken Eindruck. Von allem, was neu ist, sprechen sie viel, in kurzen wenig, und bald wird der Sache gar nicht mehr gedacht. Handlungen, Aufführung, Bräperr,

Skriften, Begebenheiten — alles wird vergessen. Man erwarte von ihnen ja keine Besserung, Vorsicht, Ueberlegung, Dankbarkeit und Belohnung.

Bei gewissen Personen fällt man von einem Extrem auf's andere. Nach ihrem Tod erschallt ihr Lob in Tempeln, und das Volk höhnt ihren Nahmen. Zuweilen verdienen sie weder Dank noch Lobreden, zuweilen aber beides.

• Wenn die Großen Gelegenheit haben, uns Gutes zu thun, so fehlt es ihnen nicht selten am Willen dazu, und wenn sie uns Böses thun wollen, so finden sie nicht immer Gelegenheit dazu. Es kann also leicht geschehen, daß die gehofften Folgen von unserm Betragen gegen sie nicht eintreffen, besonders, wenn es sich nur auf Hoffnung oder Furcht gründet. Oft wird man alt und stirbt, ohne daß es von ihnen abhingt, uns glücklich oder unglücklich zu machen. Wir müssen sie ehren, weil sie groß, und wir gering sind, und weil geringere als wir selbst, uns auch ehren.

Am besten ist es, wenn man von den Großen schweigt. Spricht man von ihnen Gutes, so ist es größtentheils Schmeichelei: spricht man bei ihrem Leben von ihnen Böses, so ist es gefährlich, und nach ihrem Tode, niedrig.

Regent und Republik.

Wer ohne Vorliebe für sein Vaterland alle Regierungsarten durchgeht, weiß nicht, welche er für die beste halten soll. Gutes und Böses ist in allen gemischt. Am sichersten und vernünftigsten ist's, man halte die Regierungsform, unter der man lebt, für die beste.

Um Tyrannet auszuüben, braucht man weder Kunst noch Wissenschaft, und die Politik, die nur im Sturvergießen besteht, ist höchst eine geschränkte, und zeugt von gar keinem Nachdenken, und besteht nur in der schändlichen Regel: worde den, der deinem Ehgelze im Wege steht. Dem Grausamen ist das sehr leicht. Diefz ist die abscheulichste und plumpeste Art, sich zu erhalten und groß zu machen.

In Republiken ist's Politik, das Volk durch Feste, Schauspiele, Luxus, Pracht, Vergnügen, Eitelkeit, leeren Dunst und wahre Kleinigkeiten einzuschliefen. — Wieht einen Weg, der näher und sicherer zur Despotie führt?

Vaterland — ein unbekannter Name in despotischen Staaten: Interesse, Ruhm und Fürstendienst ersetzen ihn da.

Um in Republiken Neuerungen einzuführen, muß man mehr auf die Umstände, als auf die Sache selbst sehen. Zu einer Zeit kann man

nicht genug Eingriffe in die Rechte des Volks thun, und zu einer andern kann man es nicht genug schenken. Heute kann man einer Stadt ihre Freiheiten, Rechte und Privilegien rauben, und Morgen darf man nicht einmal daran denken, die aushäuernden Wunden zu verbessern.

Wenn das Volk in Bewegung ist, so sieht man nicht, wie es wieder ruhig gemacht werden könne, und wenn es ruhig ist, so kann man nicht begreifen, wodurch die Ruhe gestört werden könnte.

Der Krieg hat für sich das Alterthum — er war in allen Jahrhunderten; immer machte er Witwen und Waisen, raubte den Familien ihre Erben, und mordete Brüder in einer Schlacht. Von jeher waren die Menschen einig, einander wegen einer Strecke Landes mehr oder weniger, zu plündern, zu würgen, zu morden und zu verdrängen, und um desto scharfzüngiger und sicherer dabei zu Werke zu gehen, erfanden sie eigene Regeln, die man Kriegeskunst nennt. Wer diese Regeln wohl anwendet, wird berühmt und angesehen, und seit vielen Jahrhunderten suchte ein Volk das andere in der Kunst sich zu fördern, zu übertreffen. Die Ungerechtigkeit der ersten Menschen ist die einzige Ursache des Kriegs und der Nothwendigkeit, einen Oberherrn zu wählen, der die Rechte und Ansprüche seiner Untergebenen festsetzt. Wäre jeder mit seinem Eigenthum zu

frieden gewesen, und hätte keiner nach fremdem Gute getrachtet, so würde man immer in Frieden und Einigkeit gelebt haben.

Die Männchen, die im Schooße ihrer Familie ruhig hinter dem Ofen sitzen, und in einer großen Stadt wohnen, wo keine Gefahr ist, athmen Feuer und Blut, und beschäftigen sich mit Verheerungen, Krieg, Brand und Mordmegalmen. Sie können's vor Unersättlichkeit kaum mehr aushalten, daß die im Felde stehenden Heere nicht auf einander stoßen, oder wenn sie auch einander im Gesichte sehen, daß sie sich nicht schlagen, oder wenn das auch geschieht, daß das Treffen nicht blutig ist, und nicht wenigstens zehntausend auf dem Schlachtfeld bleiben. Zuweilen vergessen sie aus Liebe zur Veränderung und zum Außerordentlichen ihres größten Vortheils — Ruhe und Sicherheit. Manche würden die Türken gerne vor den Thoren Wiens sehen, nur um das Vergnügen zu haben, diese Neuigkeit zu erzählen.

Demophil, zu meiner Rechten, klagt und schreit: alles ist verloren, es ist um den Staat geschehen, wenigstens ist er seinem Untergange ganz nahe. Wie soll man einer so starken und allgemeinen Empörung widerstehen? Wie kann man so mächtige Feinde, ich will nicht sagen bezwingen, sondern nur sich ihnen entgegen stellen? Das ist noch in keiner Monarchie geschehen. Der größte Held, selbst Achilles müßte hier un-

testen. Dann hat aber auch große Thaten gemacht, sagt er mir: ich weiß, was ich war, denn ich wurde das Kriegswesen ant; ich war bei einem Trupfen marschiren, und viel aus Feldern gelernt. Dann spricht er mit Bewunderung vom Olivier le Daim und Jakob Coeur *); das waren Männer, sagt er, das waren Krieger! Dann bracht er seine Bemerkungen auf, die alle klüglicher und nachsichtiger sind, als man sich's nur denken kann. Es wurde ein Thier der Unthigen in Hinterhalt geschickt, und glücklich geschlagen, beide mußten sich erwiegen in einem Schiffe befindlichen Völkern dem Feind auf Gnade und Ungnade ergaben, und wenn man ihm auch gleich versichert, daß dies Gerücht falsch ist, und sich nicht bestätigt, — er hört es nicht, sondern setzt noch hinzu, der und der General sei gefallen. Du weißt ihn

*) Olivier le Daim war Ludwig's des Richen Rath, und eines Bauern Sohn aus Normen. Er wurde befehligt von seinen großen Verstand in ungleichen Situationen. Man hat Nachrichten, daß er die auch im Jahr 1400 aufbrach. — Jakob Coeur war der Sohn eines Kaufmanns zu Brügge. Da er kam in dem Reichthum große Schatzkammern vorrichteten damit, so machte er ihn in kleinen Ansehnlichkeit, und beehrte ihn in den meisten Ansehnlichkeit. Er erwarb ihn sogar zu seinen Schatzkammern und die Ansehnlichkeit in Frankreich. Er war konnte machen sich sehr Ansehnlichkeit zu sich, und nachdem den König zu geben ihn ein, daß er nur den König erdacht wurde.

vergessend versichern, daß er nur eine leichte Wunde bekommen habe, er beweine seinen Tod, beklage seine Witwe, seine Kinder, den Staat, und sich selbst, denn er hat einen guten Freund, und einen großen Beschützer an ihm verloren. Er sagt, die deutsche Reuterei ist unüberwindlich, und erlaßt, wenn man nur die kaiserlichen schweren Reuter nennt. Wenn man diesen Ort angreift, sähet er fort, so muß man die Belagerung aufheben, oder man muß sich nur zu vertheidigen suchen, und kann kein Treffen wagen. Wagt man eins, so ist es verloren, und dann ist der Feind auf der Gedröge, ja, da Demophil ihn fliegen läßt, schon mitten im Königreich. Er hört schon die Sturmglocken klingen, und Lärmen schlagen. Er denkt an sein Vermögen und an seine Güter. Wo soll er sein Geld, sein Hausgeräthe und seine Familie hinführen, nach der Schweiz oder nach Venedig?

Aber Daphnes, zu meiner Linken, läßt plötzlich ein Heer von decimal hundert tausend Mann antreten, nicht eine Compagnie weniger; er hat die Liste aller Detaillens und Schwadronen, aller Generale und Officiere; er vergißt weder Artillerie noch Bagage. Er commandirt die ganze Armee unumschänkt, einen Theil schickt er nach Deutschland, und einen andern nach Flandern, eine gewisse bestimmte Anzahl behält er für die Alpen, etwas weniger

für die Pyrenäen, und die übrigen Schiffe er ein. Er weiß die Marschroute aller dieser Völker vollkommen, er weiß, was sie thun und nicht thun werden, daß man vermuthen muß, er habe das Ohr des Fürsten, und wisse die Geheimnisse des Ministers. Haben die Feinde ein Treffen verloren, und neun bis zehntausend Menschen auf dem Schlachtfelde gelassen, so zählt er wohl dreißig tausend, nicht mehr und nicht weniger, denn seine Angaben sind immer bestimmt und gewiß, als ob er's genaueste wüßte. Erfährt er des Morgens, daß wir einen offenen Platz verloren haben, so läßt er seinen Freunden, die er gestern zum Mittagessen einlud, absagen, denn zu Mittag speißt er heute gar nicht, und wenn er auch zu Nacht etwas zu sich nimmt, so fehlt ihm doch der Appetit. Belagern die unsern einen festen, regelmäßigen, mit Lebensmitteln und Munition wohl versehenen Ort, der eine starke Garnison, und einen tapfern General hat, so behauptet er, die Stadt habe doch eine schwache und schlechtbesetzte Seite, es fehle ihr an Pulver und dem General an Erfahrung, und in acht Tagen werde die Stadt sich ergeben müssen. Ein andermal läuft er sich ganz athemlos; und noch hat er sich nicht recht erholt, so ruft er schon: „Man, eine große Neuigkeit, sie sind gänzlich geschlagen: der Feldherr, die vornehmsten Generals, alles ist niedergemacht worden, und, um“

gekommen: wahrlich! das nenne ich eine fürchterliche Niederlage, und wir können von großem Glück sagen.“ Er setzt sich, und leicht, nachdem er seine Neuigkeit vollkommen erzählt hat, zu deren Wahrheit vielleicht nur der kleine Umstand fehlt, daß gar kein Treffen geliefert worden ist. Er versichert auch, daß dieser Prinz aus dem Bunde getreten sei, und jener bald seinem Beispiele folgen werde, und glaubt mit dem Pöbel, daß ein dritter gestorben sei, er nennt sogar den Ort seines Begräbnisses, und wenn man schon auf allen Fischmärkten und in allen Vorstädten vom Gegentheil überzeugt ist, so bleibt er doch noch bei seiner Meinung. Er weiß ganz gewiß, daß der Großsultan dem Kaiser ein Stück Landes nach dem andern wegnimmt, sich mit aller Macht rüftet, und gar nichts vom Frieden hören will, sondern daß sich sein Vizier bald vor den Thoren Wiens zeigen wird. Er klatscht und häupt vor Freuden über diese Begebenheit, an der er gar nicht zweifelt. Das dreifache Bündniß ist bei ihm der Erbfeind, und die Feinde sind lauter Ungeheuer, die man aus dem Wege räumen muß. Er spricht nur von Lorbern, Palmen, Triumphen und Trophäen. Auch im vertrauten Gespräch sagt er: unser aller durchlauchtigster Held, unser größter Potentat, unser unüberwindlicher Monarch. Man kann ihn nicht dazu bringen, daß er frei heraus sagt: der König hat viele mächtige

Feinde, sie sind einig und sehr erbittert: er hat sie schon einmal besetzt, und ich denke er wird sie wieder besetzen. Diese für den Demophil zu freie und entscheidende Frage, ist für den Demosthenes nicht pompös und erhaben genug: er hat ganz andere Ausdrücke im Kopfe; er arbeitet an den Aufschriften der Triumphbögen und Pyramiden, die am Tag des öffentlichen Einzuges die Hauptstadt zieren sollen, und sobald er hört, daß die Armeen einander im Gesicht sehen, oder eine Festung eingeschlossen worden ist, läßt er seinen Staatsrock vom Staub reinigen und aussonnen, damit alles bereit sei, wenn in der Hauptstadt das Herr Gott sich zeigen wird, und wir angestimmt werden soll.

Die Hauptsache, derentwegen sich die Bevollmächtigten und Agenten der Kronen und Republiken in einer Stadt versammeln, muß von äußerster Wichtigkeit, und außerordentlich schwer zu entwickeln sein, wenn sie mehr Zeit kostet, als die Präliminarien, oder gar, als die Einrichtung des Ranges, Vorfizes und des übrigen Ceremoniels.

Der Minister oder Bevollmächtigte ist ein Kamäleon, ein Proteus: zuweilen gleicht er einem geschickten Spieler, der nie seine wahre Natur zeigt, damit man nicht das oder jenes muthmaße, ihn wohl ganz auforsche, und damit ihm nichts von seinem Geheimniß aus Lebenskraft oder Schwachheit entwiſche. Zuwe-

len weiß er auch den Charakter zu heucheln, den seinen Absichten und dormaligen Bedürfnissen am Besten entspricht, damit andere glauben, er sei wirklich der Mann, der er zu sein scheint. Bei einer großen Macht oder Unmacht, die er aber zu verbergen sucht, ist er entweder fest und unerschütterlich, um allen die Hoffnung zu benehmen, viel von ihm zu erhalten, oder er ist gefällig, um Andere zum Bitten einzuladen, damit er sich dann die nemliche Freiheit nehmen kann. Bald ist er tiefkönnig und geheimnißvoll, um die Wahrheit, die er erzählt, unglaublich zu machen, weil ihm viel daran gelegen ist, sie gesagt zu haben, ohne daß man sie glaubt; oder er ist frei und offen, damit man glauben soll, er habe alles gesagt, und man wisse alles, was man zu wissen verlange, wenn er auch die Wahrheit ganz verdreht hat. Bald ist er lebhaft und ein Schwärzer, um andere zum Neben zu bringen, und allem, was sie nicht wissen sollen, auszuweichen, oder um tausend Sachen unter einander zu reden, die sich widersprechen, oder gar aufheben, und bei den Zuhörern Furcht und Hoffnung zurücklassen, vielleicht will er sich auch dadurch wegen einer Erzählung vertheidigen, die ihm kürzlich entwischt ist. Zu einer andern Zeit ist er kalt und still, um anders zum Sprechen zu bewegen, um lange zu hören, und gehört zu werden, wann er spricht, um mit Nachdruck und Gewicht zu sprechen, oder das

mit seine Versicherungen und Drohungen einen tiefen Eindruck machen. Er läßt sich heraus und spricht zuerst, um die Einwendungen, Widersprüche, Ränke und Cadalen der fremden Thätigkeit gegen seine Vorschläge zu entdecken, und sich darnach zu richten: an einem andern Orte aber spricht er zuletzt, damit er nicht vergebens rede, kurz sei, und wisse, worauf er und seine Freunde sich verlassen können, und wo er seine Fehlbüße thun werde. Er kann klar und bestimmt, aber noch besser zweideutig und dunkel reden, und bei vorfallender Gelegenheit legt er seinen doppelstinnigen Ausdrücken gerade den Sinn unter, der ihm am zuträglichsten ist. Er fodert wenig, wenn er nicht viel geben will, oder er fodert viel, um wenig desto gewisser zu bekommen. Er fodert anfangs Kleinigkeiten, die er in der Folge für nichts rechnet, und die ihn nicht hindern, größere Dinge zu begehren; dagegen fodert er anfangs keine Sache von Wichtigkeit, wenn sie ihn verhindern sollte, mehrere andere zu erhalten, die zwar einzeln nicht so viel bedeuten, aber zusammengenommen von einem weit größern Werthe sind. Er fodert zuviel, damit man es ihm verweigere, und er auch berechtigt sei, das auf eine gute Art zu verlangen, was man, wie er weiß, von ihm bitten wird: er nennt es eine ungeheure Forderung, sucht dazuthun, warum er nicht einwilligen könne, und bemüht sich zugleich, die Gründe zu

entkräften, die man seinen mit großem Eifer betriebenen Forderungen entgegen setzt. Was er andern that, posaunt er aus und vergrößert es, aber was er erhielt, nennt er eine undeutende Kleinigkeit. Er macht große oder unerlaubte Anerbietungen, die man nicht annehmen kann, die ihm aber doch Gelegenheit geben, unerhörte Forderungen zu machen, und dies wenigen undankbar zu nennen, die ihm darin nicht willfahren. Er giebt mehr als man begehrt, damit er noch mehr erhalte, als er giebt. Lange läßt er sich wegen einer nicht sehr bedeutenden Sache bitten, flehen und überlaufen, damit Andere alle Hoffnung und Gedanken fahren lassen, mehr von ihm zu verlangen, und wenn er nach langem Bitten endlich etwas abstric, so geschieht es unter solchen Bedingungen, daß er die Hälfte des Gewinns und Vortheils erhält. Findet er seinen Nutzen dabei, so nimmt er mittelbar oder unmittelbar die Parthei eines Feindes. Er spricht vom Frieden, Laß duessen, öffentlicher Ruhe, und dem allgemeinen Besten, und denkt doch nur auf seinen eigenen Nutzen, oder vielmehr auf den seines Herrn oder seiner Republik. Bald vereinigt er die, die sich zuwider waren, bald trennt er die, die einig waren: die Starken und Mächtigen macht er furchtsam, und den Schwachen spricht er Muth ein. Erst verbindet er die Schwachen gegen einen Mächtigen, um das Gleichgewicht zu et-

halten, dann aber tritt er auf die Seite des letztern, um den Ausschlag zu geben. Seinen Schutz und seine Freundschaft verkauft er sehr theuer. Durch gut ausgedachte Kunstgriffe und seine Ränke sucht er alle, mit denen er in Unterhandlungen steht, zu gewinnen, und stellt ihnen vor, wie viel Ehre, Geld und Vortheil ihnen eine gewisse Gefälligkeit bringen könnte, ohne daß dadurch ihren Aufträgen oder den Absichten ihrer Herren im geringsten entgegen gearbeitet würde. Er giebt zu verstehen, daß man auch bei ihm durch dergleichen Kunstgriffe etwas ausrichten könne, und daß er gegen sein Glück nicht unempfindlich sei. Dadurch holt er manchen aus; man entdeckt ihm seine heimlichen Absichten, sein verborgenstes Vorhaben, seine äußerste Zuflucht, und er zieht daraus seinen Nutzen. Werden nach langem Deliberiren einige Punkte regulirt, und verliert er dabei, so schreit er; — gewinnt er aber, so schreit er noch mehr, und die, welche dabei verlieren, müssen sich rechtfertigen und vertheidigen. Sein Hof hat die Angelegenheit, derentwegen er gesandt worden ist, reiflich erwogen, alle seine Schritte sind abgemessen, und in allen Stücken hat man ihm die genaueste Vorschrift gegeben, demohngeachtet stellt er sich bei streitigen und schwierigen Punkten, als wenn er nur für sich nachgäbe, um den Vergleich zu befördern, und sagt dabei, er wisse nicht gewiß, ob sein Hof

die Sache genehmigen werde. Er verbreitet wegen der ihm aufgetragenen Geschäfte falsche Gerüchte; er ist zwar mit einer besondern Vollmacht versehen, aber er läßt es vorher auf's äußerste kommen, ehe er sich derselben bedient. Seine Ränke gehen nur auf das Nützliche und Wesentliche, dem er immer Kleinigkeiten und eine eingebildete Ehre opfert. Er ist gelassen, wafnet sich mit Standhaftigkeit und Geduld, wird nie müde, sondern ermüdet andere, und macht sie ganz kleinmüthig. Er verwahrt sich wider Verzögerungen, Vorwürfe, Schwierigkeiten, Hindernisse, Aufenthalt und Mißtrauen, und gewöhnt sich allmählich daran, überzeugt, daß Zeit und Umstände allein die Sachen und Gemüther dahin lenken können, wo man sie haben will. Wenn er die Fortsetzung der Unterhandlungen in's geheim senklichst wünscht, so stellt er sich, als ob sein eigener Druß es erfordere, daß sie abgebrochen werden, und wenn er den gemessensten Befehl hat, alles anzuwenden, daß sie unterbleiben, so glaubt er nicht sicherer zu seinem Zwecke gelangen zu können, als wenn er auf ihre Fortsetzung dringt. Ereignet sich eine große Begebenheit, so ist er unerbittlich oder nachgebend, nachdem es ihm nützlich oder schädlich ist, und wenn seine Klugheit sie voraussieht, so verzögert oder beschleunigt er die Beendigung, nachdem der Staat, welchem er dient, davon zu hoffen oder zu fürchten

ten hat. Er richtet also seine Bedingungen nach seinen Umständen ein. Er zieht die Zeit, den Ort, die Gelegenheit, seine Stärke oder Schwäche, die Denkungsart des Volke, mit dem er zu thun hat, das Temperament und den Charakter derjenigen zu Rath, mit denen er in Unterhandlungen steht. Alle seine Absichten, Grundsätze, Rafinieren und Kunstgriffe treffen darinn zusammen: er will nicht betrogen werden, sondern andere betriegen.

Es ist ein Unglück für die Fürsten, daß ihre Geheimnisse sie oft so sehr drücken, daß sie sie unbedachtsamer weise jedem, der ihnen nahe ist, anvertrauen: selten treffen sie einen ehrlichen Mann, der sie derselben entlastet.

Dem Fürsten fehlen nur die Reize des Privatlebens: für diesen großen Verlust kann er nur durch die Reize der Freundschaft und durch die Treue seiner Freunde entschädigt werden.

Nichts macht einem Fürsten mehr Ehre, als die Bescheidenheit seines Lieblings.

Wenn ein edler, rechtschaffener Mann der Liebling des Fürsten ist, so muß er gewiß wegen Niederträchtigkeiten, Schmeicheleien, übersüßiger Bemühungen, und wegen der sklavischen Aufmerksamkeit derjenigen, die ihm nachlaufen, folgen, und sich als niedrigdenkende Geschöpfe an ihn hängen, verwirrt und bestürzt sein, und

insgeheim über eine so große Sklaverei lachen und spotten.

Staatsmänner, Minister, Lieblinge der Fürsten! darf ich es sagen? — Ueberlaßt nicht euren Nachkommen die Sorge für euer Andenken, und die Dauer eures Namens. Titel vergehen, die Gunst verschwindet, Würden hören auf, Reichthümer verfliegen und Verdienste sind nicht erblich. Wahr ist's, ihr habt Kinder, die eurer würdig und fähig sind, euer ganzes Glück zu erhalten: aber wer kann euch dies von euren Enkeln versprechen? Glaubt meinen Worten nicht, sondern betrachtet nur ein einiges mal die Menschen, die ihr höchstens ansieht um sie zu verachten. Ihre Großväter waren die Männer, deren Würden ihr jetzt beskleidet. Lebt Tugend und Menschenliebe, und wenn ihr mich fragt: was mehr? so antworte ich: Lebt Menschenliebe und Tugend! Dann seid ihr Herren der Zukunft, und könnt — unabhängig von der Nachwelt — sicher sein, daß euer Name nie vergehen wird. Noch alsdann, wenn man die Ruinen eurer Schlösser, oder gar nur die Stelle zeigen wird, wo sie stunden — noch alsdann werden eure edlen Handlungen den Völkern in frischem Andenken sein. Sie werden eure Bildnisse und die auch zu ehren geprägten Münzen froh betrachten, und sagen: dieser Mann, dessen Bild ihr hier seht, sprach zu seinem Herrn stark und frei, und

Brägere.

Q

fürchtete mehr ihm zu schaden, als ihm zu mißfallen. Er erlaubte ihm, gut und wohlthätig zu sein, seine Stadt, meine liebe Stadt, und sein Volk, mein Volk zu nennen. — Der Andere, dessen Bild ihr dort seht, in dessen Gesicht sich strenger Ernst mit Majestät mischt, vermehrte von Jahr zu Jahr sein Ansehen. Die größten Staatsmänner lassen sich gerne mit ihm vergleichen. Sein großer Zweck war das Ansehen des Fürsten und die Sicherheit des Volks durch die Dämpfung der Großen zu besetigen. Weder Partheien noch Verschwörungen, weder Verrätherei noch Furcht vor dem Tode und keine körperliche Schwäche konnte ihn davon abwendig machen.

Die listigste und schreiharste Schlinge, die von jeher den Großen von ihren Untergebenen, und den Fürsten von ihren Ministern gelegt worden, ist: Ihre Schulden zu bezahlen, und sich zu bereichern. Vortreflicher Rath, nützliche Lehre! eine Goldgrube, ein Peru — wenigstens für die, die sie bisher ihren Herren beizubringen wußten.

Eine Kennniß, die sich auf alle einzelne Gegenstände erstreckt, oder eine unermüdete Aufmerksamkeit auf die geringsten Bedürfnisse des Staats, ist ein wesentliches Stück einer guten Regierung. Sie wurde zwar ehemals von Königen und Ministern zu sehr vernachlässigt, aber man kann sie einem Könige, der

sie nicht besitzt, nicht genug wünschen, und an dem, der sie besitzt, nicht genug hochschätzen. Was trägt es zum Wohl des Volks, und zur Glückseligkeit seiner Tage bei, daß der Fürst die Gränzen seines Reichs, durch Ueberwindung seiner Nachbarn, erweitert, und aus ihren unabhängigen Staaten Provinzen seines Reichs macht, daß er ihnen in Schlachten und Belagerungen überlegen ist, und sie vor ihm weder auf freiem Felde, noch in einer Festung sicher sind; daß die Nationen einander zu Hülfe rufen und sich verbinden, um sich zu beschützen, und ihm Einhalt zu thun, daß sie sich vergewaltigen verbinden, indem er immer weiter dringt, und immer siegt, daß ihre letzte Hoffnung durch die wiederhergestellte Gesundheit des Monarchen vereitelt worden ist, die ihm das Vergnügen erlauben wird, zu sehen, wie die Prinzen, seine Enkel, sein Glück unterstützen und vergrößern, wie sie zu Felde ziehen, sich der stärksten Festungen bemächtigen, neue Staaten erobern, alte und erfahrene Feldherren, nicht gerade wegen ihres Standes und ihrer Geburt, sondern vielmehr wegen ihrer Klugheit und Geschicklichkeit commandiren, wie sie den glorreichen Fußstapfen ihres siegenden Vaters folgen, und seine Güte, Lenksamkeit, Billigkeit, Wachsamkeit und Unererschrockenheit nachahmen; — kurz, was würde es mir, und dem Volke nützen, daß der Fürst glücklich ist, durch seine und der Seinigen?

nigen Tapferkeit mit Ruhm überhäuft wird, und mein Vaterland mächtig und furchtbar ist, wenn ich unruhig und niedergeschlagen unter dem Drucke oder in Dürftigkeit leben müßte, wenn ich, vor den Streifereien der Feinde gesichert, mich auf dem Markte, und den Straßen der Stadt, dem Eisen des Mörders ausgesetzt sähe; wenn ich fürchten müßte, beim Schrecken der Nacht, nicht in finstern Wäldern, sondern auf öffentlicher Straße geplündert und ermordet zu werden; wenn Sicherheit, Ordnung und Reinlichkeit mir den Aufenthalt in Städten nicht angenehm machte; wenn ich beim Ueberflusse die Süßigkeiten des Umgangs nicht genießen könnte; wenn ich schwach und verlassen in meiner Weier, die Nachbarschaft eines Großen fürchten, oder mich, wenn man nicht dafür gesorgt hätte, gegen seine Unternehmungen in Sicherheit setzen müßte; wenn ich zur Erziehung meiner Kinder nicht die vortreflichsten Lehrer bekommen könnte, die sie in Künsten und Wissenschaften unterrichten, wodurch sie einst ihr Glück machen sollen; wenn ich durch die Bequemlichkeiten der Handlung mich nicht gut kleiden, mit gesunden Speisen nähren, und sie in einem billigen Preise kaufen könnte; mit einem Worte! wenn ich durch die Sorgfalt des Fürsten mit meinem Stande nicht eben so glücklich sein könnte, als er es wegen seiner Tugenden mit dem seinigen sein muß.

Acht oder zehntausend Menschen sind dem Monarchen das Geld, womit er eine Festung, oder einen Sieg erkaufte: macht er, daß es ihn weniger kostet, so gleicht er dem Kaufmanne, der den Werth des Geldes besser kennt als ein anderer.

In einer Monarchie, wo das Interesse des Fürsten und des Staats eines ist, geht alles gut.

Einen Königs Vater des Volks nennen, heißt nicht sowohl ihm eine Lobrede halten, sondern vielmehr ihn bei seinem Nahmen nennen, oder eine Erklärung von ihm geben.

Die Pflichten des Monarchen, und die der Unterthanen sind sehr genau mit einander verbunden, welche aber eine genauere Beobachtung erfordern und beschwerlicher sind, entscheide ich nicht. Auf der einen Seite ist Ehrerbietung, Hülfe, Dienstfertigkeit, Gehorsam und Abhängigkeit, auf der andern aber Güte, Gerechtigkeit, Sorgfalt, Vertheidigung und Schutz unumgänglich nothwendig. Wer behauptet, der Monarch sei Herr über Leben und Tod der Menschen, sagt nur, daß die Menschen wegen ihrer Laster sich freiwillig den Gesetzen und der Gerechtigkeit unterworfen haben, deren Verwaltung man dem Fürsten aufgetragen hat: wer aber hinzusetzt, daß er ganz unumschränkt über alle Güter seiner Unterthanen befehlen könne, ist ein Schmeichler, ein niedriger Fürstentnecht,

der diesen schändlichen Grundsatz in seinen letzten Stunden widerrufen wird.

Wenn eine zahlreiche Heerde am Abend eines heitern Tages auf einem Hügel weidet, und ruhig den Klee und Quendel frisst, oder auf einer Wiese das zarte und kurze Gras abnagt, das der Sense des Mähers engeht, so ist der sorgfältige und besorgte Schäfer bei seiner Heerde. Er verliert sie nicht aus den Augen, folgt ihnen, leitet sie, und verändert die Weide. Wenn sie sich zerstreuen, bringt er sie wieder zusammen, und wenn ein gieriger Wolf erscheint, so muß ihn sein Hund verjagen; er nährt und vertheidigt sie; die Morgenröthe findet ihn schon auf dem Felde, das er mit dem letzten Sonnenstrahl verlies. Welche Sorgfalt, Wachsamkeit und Knechtschaft! Wer lebt wohl ruhiger und freier, der Hirt oder die Heerde? Ist die Heerde des Hirten wegen, oder der Hirt der Heerde wegen, da? — Ein natürliches Bild des Fürsten und seines Volks — wenn der Fürst gut ist.

Ein prächtiger und verschwenderischer Fürst gleicht einem Hirten, der in Gold und Edelsteine gekleidet ist, einen goldenen Schäferstab führt, dessen Hund ein goldnes Halsband trägt, und an einem von Gold und Seide gewirkten Stricke liegt. Wozu nützt all' die leere Pracht der Heerde? Schützt sie wider den Wolf?

Wie beneidenswerth ist der Stand, in dem man in jedem Augenblicke Tausende beglücken kann! Aber auch wie gefährlich, denn kann man darinn nicht in jedem Augenblicke Millionen Schaden?

Wenn es für die Menschen keine innigere, schmeichelhaftere und natürlichere Freude giebt, als sich geliebt zu wissen, und wenn Könige Menschen sind, können sie dann die Herzen ihrer Völker theuer genug erkaufen?

In der Regierungskunst giebt es wenig allgemeine und bestimmte Regeln und Vorschriften: man richtet sich nach Zeit und Umständen, und das beruht auf der Klugheit und Einsicht des Monarchen: deswegen ist eine vollkommene Regierung ein Meisterstück des menschlichen Verstandes, und sie wäre vielleicht ganz unmöglich, wenn das Volk nicht durch freiwillige Untertwürfigkeit und Gehorsam die halbe Arbeit dabei verrichtete.

Wenn es schon zu viel ist, für das Glück einer einzigen Familie zu sorgen, wenn es schon genug ist, für sich selbst zu stehen, wie schwer, wie fast unmöglich muß es nicht sein, für das Wohl eines ganzen Landes zu sorgen! Wird ein Fürst für seine Nähe durch das Vergnügen, unumschränkt zu befehlen, und durch die Verehrung der Höflinge belohnt? Wenn ich die beschwerlichen, ungewissen und gefährlichen Wege betrachte, die er oft gehen muß, um zur öffent-

sichen Ruhe zu gelangen, wenn ich bedenke, welche harte Mittel er oft ergreifen muß, um einen guten Endzweck zu erreichen, und ich mir dabei vorstelle, daß er Gott selbst von der Glückseligkeit seiner Unterthanen Rechenschaft geben muß, daß Böses und Gutes in seinen Händen ist, und daß seine Unwissenheit ihn nicht entschuldigt — wenn ich das alles überlege, so bin ich mit meinem Stande ganz zufrieden, und möchte kein Fürst sein. Sollte ein Privatmann, der nur einigermaßen glücklich leben kann, seinen Stand wohl gegen ein Königreich vertauschen? Ist es nicht schon viel, wenn ein Erbprinz sich zum König machen läßt?

Wie viel Talente werden nicht erfordert, um wohl zu regieren? Eine königliche Geburt, eine edle, majestätische Bildung, die die Neugierde des Volks, das seinen Monarchen sehen will, befriedigt, und die Höflinge in Ehrfurcht hält; ein beständig gleiches Betragen, Abscheu vor heißendem Oherz, oder soviel Verstandes, daß er sich nie zu erlauben; nie Drohungen und Vorwürfe zu machen; den Zorn zu besiegen und sich beständig Gehorsam zu verschaffen; Gefälligkeit und einnehmendes Betragen; ein offenes aufrichtiges Herz, das man zu durchschauen glaube, und durch das man sich Freunde, Anhänger und Bundesgenossen verschaffe; bei seinen Unternehmungen verschwiegen, unerschrocken, und bei seinen

forschlich und unergründlich zu sein; öffentlichen Versammlungen mit Ernst und Würde beizuwohnen; den Gesandtschaften kurze, bündige und nachdrückliche Antworten zu ertheilen, Gnadenbezeugungen mit der Anmuth zu theilen, die so gut als eine neue Gnade ist; ein durchdringender Verstand, um Aemter, Würden und Aufträge, nur den geschicktesten und würdigsten Menschen zu ertheilen; in der Wahl der Feldherren und Minister glücklich zu sein; eine sichere, gründliche und entscheidende Beurtheilung der Geschäfte, und in jeder Sache die würdigsten und edelsten Maasregeln kennen zu lernen; Redlichkeit und Willigkeit, damit man sie ergreife, wenn auch der Eigennuz noch so sehr das Gegentheil riethe; ein glückliches und lebhaftes Gedächtniß, das ihm die Bedürfnisse der Unterthanen, ihr Aussehen, ihre Nahmen, und ihre Klagen beständig lebhaft darstellt; ein großer Ueberschauungsblick, der sich nicht bloß auf die auswärtigen Geschäfte, auf Handlung, Staatsmaximen, politische Absichten, auf Erweiterung der Grenzen, durch neue Eroberungen, und auf Sicherung derselben durch starke Festungen, erstreckt, sondern sich auch über die innern Reichsangelegenheiten verbreitet; grausame und schändliche Gebräuche abzuschaffen; bessere Gesetze zu geben, wenn sich Mißbräuche unter dieselben eingeschlichen haben; den Städten durch eine strenge Polizei mehr Sicherheit

und Bequemlichkeit, und durch Aufführung prächtiger Gebäude mehr Glanz und majestätisches Aussehen zu ertheilen; schändliche Laster ernstlich zu bestrafen; durch sein eigenes Beispiel Tugend und Rechtschaffenheit zu befördern; die Kirche, ihre Diener, Vorrechte und Freiheiten zu beschützen; alle Unterthanen wie seine eigenen Kinder zu schonen; immer nur darauf bedacht zu sein, ihr Wohl zu befördern, die Abgaben zu mindern, und so einzurichten, daß die Provinzen dadurch nicht arm gemacht werden; ein großer Feldherr, machsam, thätig und unermüdet arbeitssam zu sein; eine große Armee zu haben und sie selbst zu commandiren; muthig in Gefahren zu sein; sein Leben nur zum Besten des Staats zu schonen, und dessen Wohlstand und Ehre mehr als sein Leben zu lieben; eine unumschränkte Gewalt, die allen Schmeicheleien, Cabalen und Intriken vorbeugt, den zuweilen unermesslichen Unterschied zwischen Großen und Geringen aufhebt, und diese Stände, die ihm gleich unterthänig sein müssen, näher zusammen bringt; eine ausgebreitete Kenntniß, damit er alles selbst sehen, alles selbst aufrichten kann, und damit seine Generale, auch in der Entfernung nur seine Statthalter, und seine Minister nur seine Minister sind; eine große Klugheit, die ihn Krieg führen, siegen, sich des Siegs bedienen, Friede machen, ihn brechen, und die Feinde nöthigen lehrt, densel-

ben anzunehmen, und die seiner unbegrenzten Ehrsucht und Eroberungsbegierde Schranken setzt; mitten unter seinen offenbaren oder heimlichen Feinden sich Zeit zu Festen und Schauspielen zu verschaffen, Künste und Wissenschaften zu beschützen, und große Gebäude aufzuführen; endlich ein erhabenes und mächtiges Genie, das den Unterthanen Liebe und Ehrfurcht, und den Fremden Furcht einprägt, aus dem Hofe, ja aus dem ganzen Reiche nur eine Familie macht, die unter ihrem Oberhaupte ruhig und zufrieden lebt, und deren Einigkeit der ganzen übrigen Welt ein Schrecken ist. — Dies sind, glaub' ich, die Eigenschaften, die ein Fürst haben soll. Es ist wahr, selten trifft man sie in einem Manne vereinigt an, denn es müssen zu viele Dinge — Verstand, Herz, vortheilhafte Bildung, Temperament — dazu concurriren: aber der Monarch, der diese Eigenschaften alle in sich vereinigt, verdient gewiß den Namen des Großen.

Der Mensch.

Lieben Freunde! Duldet die Hartherzigkeit, Undankbarkeit, Ungerechtigkeit, den Stolz, die Eigenliebe, und die schändliche Behandlung anderer geduldt: die Menschen sind so geboren, das ist ihre Natur. Wer will dem Stierne vordienen, daß er zu Boden sinkt, und dem Feuer, daß es auflodert?

Gewissermaßen sind die Menschen nicht gleichgültig, oder sie sind es nur in Kleinigkeiten: sie ändern ihre Kleidung, ihre Sprache, ihr Aeußeres, den Wohlstand, und zumellen ihren Geschmack: aber ihr Charakter ist der nemliche — standhaft und unerschütterlich im Laster, und gleichgültig gegen die Tugend.

Der Stoicismus ist ein Spielwerk des Verstandes, und gleicht der Republik des Plato. Die Stoiker sagten, man könnte in der äußersten Dürftigkeit vergnügt leben, gegen Ungerechtigkeiten unempfindlich sein, Undankbarkeit und den Verlust seiner Güter, Freunde und Verwandten, ja den Tod selbst als eine ganz gleichgültige Sache, die weder Lachens noch Weinens werth ist, betrachten; weder Vergnügen noch Schmerz dürfte uns besiegen, wir müßten uns an allen Theilen unsers Körpers schneiden und brennen lassen, ohne auch nur

den geringsten Ceuffer auszustossen, ohne auch nur eine Thedne zu vergiessen. Und dieses Phantom einer eingebildeten Tugend und Standhaftigkeit nannten sie einen Weisen. Sie ließen dem Menschen alle Fehler, die sie an ihm fanden, und entfernten beinahe keine seiner Schwachheiten. Anstat ihm, zu seiner Besserung, seine Laster lebhaft, und mit allen ihren schrecklichen Folgen darzustellen, entwarfen sie ihm das Bild einer Vollkommenheit und einer Größe, die er nie erreichen konnte, er mahnten ihn also zu Unmöglichkeiten. Ein Weiser nach ihrem Sinne — der aber noch nie geboren ward — ist von Natur und durch sich selbst, über alle Zufälle und über alle Uebel erhaben. Weder die schmerzhafteste Wunde, noch die heftigste Kälte kann aus ihm eine Klage erpressen; Himmel und Erde können einstürzen, ohne ihn nach sich zu ziehen, und er würde ruhig und ungestört auf den Trümmern der Erde wohnen, indessen der Mensch — so wie er wirklich ist — außer sich geräth, schreit, verzweifelt, die Augen verdirbt, und kaum mehr athmen kann, wenn ihm — ein Hund gestohlen, oder ein Stück Porcellan zerbrochen wird.

Ein veränderlicher Mensch besteht aus mehr als einem Menschen: er multiplicirt sich, so oft er einen neuen Geschmack, und neue Sitten annimmt: jeden Augenblick ist er, was er nicht war, und bald wird es sein, was er noch nie

war; — er succedirt sich selbst. Aram nicht nach seiner Denkmalsart, sondern nach seinen Denkmalsarten, nicht nach seinem Charakter, sondern nach der Zahl seiner Charaktere. Ist du doch nicht? ist's wirklich Euridrat, den du antreiffst? — Wie kalt er heute ist! Gestern suchte er dich auf, und liebte dich, daß seine Freunde darüber eifersüchtig wurden; jetzt — ob er dich wohl noch kennt? Sag ihm doch deinen Namen.

Kenall geht die Treppe herunter, will einen Versuch machen, schlägt die Thüre hinter sich zu, als er bemerkt, daß er noch die Nachtmütze auf dem Kopfe hat; bei genauerer Untersuchung findet er, daß er nur auf einer Seite bandirt ist, daß er den Degen auf der rechten Seite hat, die Strümpfe nicht aufgezogen sind, und das Hemde ihm über die Beinkleider hängt. Er geht auf der Straße, und bekommt unversehens einen starken Stoß an die Brust oder ins Gesicht. Er begreift nicht, woher das kommen mag, bis er die Augen öffnet und zu sich selbst kommt, wo er dann sieht, daß er gegen eine Leiche oder eine Diele gerannt ist, die ein Tagelöhner auf der Schulter trägt. Man sah ihn einmal mit der Stiege gegen einen blinden Mann rennen, ihm zwischen die Füße kommen, und beide rücklings niederfallen. Oft war er sterblichen Personen schon so nahe auf dem Leibe, daß er kaum noch abweichen konnte.

Er sucht, hält, schreibt, liest, ruft seinen Bedienten, einen nach dem andern; man verdeckt und verlegt ihm alles; er federt die Handschuhe, die er schon in der Hand hat, wie die Dame, die ihr Visier besahnte, das sie schon vor dem Gesicht hatte. Im Vorzimmer geht er unter einen Kronleuchter weg, aber seine Perrücke bleibt an einem Arm desselben hängen; jedermann sieht ihn an und lacht; er selbst lacht am stärksten, und sucht im ganzen Zimmer den Mann im blauen Rock, dem seine Perrücke fehlt. Geht er auf der Straße, und ist er eine Straße fortgelaufen, so glaubt er wohl gegangen zu sein, er bleibt stehen, fragt die Vorübergehenden, wo er ist, und sie zeigen ihm sein Haus. Er geht hinein, aber schnell ist er wieder heraus, weil er unsichtbar zu sein glaubt. Er kommt vom Hofe, an der Thüre wartet eine Kutsche, er wirft sich hinein, weil er sie für die Einzige hält; der Kutscher peitscht zu, in der Meinung, er führe seinen Herrn nach Hause. Das bald der Wagen stille hält, steigt Menck auf, geht die Treppe hinauf, durch Vorzimmer und Zimmer, gerade ins Cabinet. Nichts ist ihm neu, er kennt alles; er setzt sich, ruht aus, und glaubt zu Hause zu sein. Der Hausherr kommt, Menck steht auf, empfängt ihn, ist sehr höflich, bittet ihn sich zu setzen, und behandelt ihn ganz als einen Freund, der ihn in seinem Hause besucht. Er spricht, träumt, und

spricht wieder: der Hausherr hat Langeweile, und ist erstaunt: Menalk ist es auch, doch läßt er sich nicht merken, sondern denkt, er habe es mit einem trägen beschwerlichen Menschen zu thun, der endlich fortgehen werde. Es wird Nacht, und kaum kann man ihn aus seinem Irrethum bringen. Ein andermal besucht er eine Dame, meint, die Dame besuche ihn, setzt sich in einen Lehnstuhl, und denkt nicht mehr ans Weggehen, sondern glaubt, die Dame gebe sehr lange Besuche. Jeden Augenblick denkt er, sie soll aufstehen, und ihn in Nähe setzen. Aber da es zu lange dauert, und ihn, weil es schon spät ist, der Hunger quält, so bittet er sie zu Tische; sie lacht, und zwar so laut, daß er endlich wieder zu sich selbst kommt. Des Morgens macht er Hochzeit, des Abends aber hat er's vergessen, und schläft in einem fremden Hause. Nach einigen Jahren stirbt seine Frau in seinen Armen, und wenn man ihn am andern Tage zu Tische ruft, so fragt er, ob seine Frau fertig sei, und ob sie es wisse? Er kommt in die Kirche, und sieht einen blinden Mann, der sich an die Thüre gelehnt hat, für einen Pfeiler, und sein Almosenbecken für den Beßkessel an. Er steckt die Hand hinein, und bezeichnet sich die Stirne, als der vermeinte Pfeiler unvermuthet spricht, und ihn um ein Almosen bittet. Er geht mitten in die Kirche, glaubt einen Beßstuhl zu sehen, und wirft sich ungsanft

unsanft nieder. Die Maschine biegt sich, sinkt, und will schreien. Menalk steht erstaunt, daß er auf den Füßen eines kleinen Mannes kniet, sich an dessen Rücken gelehnt, seine Arme um dessen Schultern geschlungen hat, und ihm mit seinen gefalteten Händen die Nase und den Mund zuhält. Er geht beschämt weg, und kniet an einem andern Orte nieder. Er zieht stat seines Gebetbuchs einen Pantoffel heraus, den er in Gedanken zu sich steckte. Kaum ist er aus der Kirche heraus, so kommt ein Bedienter auf ihn zu, und fragt ihn mit lachendem Munde, ob er nicht den Pantoffel seines gnädigen Herrn habe? Menalk zeigt ihm seinen eigenen und sagt: dies sind alle Pantoffel, die ich bei mir habe. Er durchsucht aber doch seine Taschen, und zieht endlich den Pantoffel des Bischofs von E** heraus, den er vor der Kirche besucht, und krank am Kaminfeuer sitzend gefunden hatte. Beim Abschiede hatte er, stat eines seiner Handschuhe, der ihm auf den Boden gefallen war, den Pantoffel aufgehoben und zu sich gesteckt. Einst verlor er im Spiel all sein Geld, weil er aber noch länger spielen wollte, so gieng er in sein Zimmer, schloß einen Schrank auf, nahm sein Geldkästchen heraus, steckte Geld zu sich, und glaubte das Kästchen wieder an den vorigen Ort gestellt zu haben. Plötzlich hört er im Schranke bellern. Er wundert sich, schließt ihn
 Dröpper.

wieder auf, und lacht aus vollem Halse, als er sieht, daß er statt des Geldstückchens seinen kleinen Hund eingeschlossen hat. Er spielt Trüffeln, und fordert ein Glas Wasser. Gerade da er werfen muß, bringt man es ihm. In der einen Hand hat er den Becher mit den Würfeln, und in der andern das Glas mit Wasser. Da ihn nun sehr düstet, so verthüllt er die Würfel und beinahe auch den Becher, das volle Glas aber gießt er ins Bretzspiel, daß der Andere, der mit ihm spielt, ganz naß wird. In einem Zimmer, wo er bekannt ist, spuckt er auf das Bett, und wirft den Huch auf dem Boden, in der Meinung, er thue gerade das Gegentheil. Er macht eine Lustparodie auf dem Wasser mit, und fragt nach der Zeit. Man giebt ihm eine Uhr, aber kaum hat er sie in die Hand, so vergißt er Zeit und Uhr, und schmeißt sie als etwas unbequemes ins Wasser. Er schreibt einen langen Brief, thut mehr als zehnmal Sand darauf, und schüttet den Sand jedesmal richtig in das Dintensäß. Doch nicht genug. Er schreibt noch einen Brief, und wenn beide fertig sind, verwechselt er die Aufschriften. Ein Herzog bekommt einen Brief, bricht ihn auf, und liest: mein lieber Jakob, ihr sollt mir sogleich nach Empfang dieses einen hinlänglichen Vorrath von Heu schicken. Ein Pächter bekomme den andern Brief, öfnet ihn, und

läßt sich ihn vorlesen. Er lautet also. *Em. Durchlaucht.* Ich habe in tiefster Unerkännlichkeit diejenigen Befehle erhalten, die *Em. Durchlaucht* mir zu ertheilen geruht haben u. s. w. Ein andermal schreibt er bei Nacht einen Brief, und wenn er ihn zugesiegelt hat, löscht er das Licht aus, und begreift kaum, wie das zugeht, daß er nichts sehen kann. Er geht die Schloss-Treppe herunter, und sagt zu Jemand, der hinauf will: Eben suche ich Sie; er nimme ihn bei der Hand, führt ihn eine Viertelstunde lang Treppe hinauf, Treppe hinunter, durch Stimmer und Sale, — endlich steht er ihn an, er wundere sich, daß er der rechte Mann nicht ist, er hat ihm nichts zu sagen, er läßt ihn los, und geht seiner Wege. Oft fragt er etwas, und wenn man ihm antworten will, ist er verschwunden, oder er fragt Jemand im Vorbeisgehen, wie sich sein Vater befinde, und wenn er ihm antwortet, daß ihn das Fieber sehr ankränke, so ruft er: das ist mir sehr angenehm. Zu einem andern, den er auf der Straße antrifft, sagt er: »Ich sehe Sie zur gegenwärtigen Stunde, denn eben war ich bei Ihnen, um Sie wegen einer gewissen Sache zu fragen.« Darauf betrachtet er seine Hand: »Sie haben da einen schönen Rubin, sagt er, ist er echt?« Damit läßt er ihn stehen, und geht fort: dies war die wichtige Sache, dreizent-

wegen er mit ihm sprechen wollte. Er besucht seinen Freund auf dem Lande, und schätzt ihn glücklich, daß er sich während der schönen Herbstzeit vom Hese habe entfernen, und auf seinen Gütern vergnügen können. Dann spricht er mit Andern; kommt aber bald wieder zu seinem Freunde zurück, und sagt zu ihm: „A propos! Das Fest, dem ich Ihnen in der jetzigen annehmlichen Herbstzeit ohne Zweifel nicht zur Last, denn es giebt immer Lustpartien, und Sie waren gewiß auch bei der letztern Jagd, die der Hof gab? Sie haben sich dabei doch recht vergnügt? Darauf fängt er ein Histörchen zu erzählen an, hält aber plötzlich inne, und lacht aus vollem Halse über ein Anekdoten, das ihm eben einfiel. Er spricht mit sich selbst, singt, pfeift, dreht sich auf einem Stuhle herum, stöhnt, gähnt, und glaubt allein zu sein. Bei Tische mehrt sich das Brod beständig um seinen Teller herum, seinen Nachbarn aber fehlt es daran, und auch Gabel und Messer läßt er ihnen nicht zu lange. Er nimmt den großen Vorlegelöffel, schöpft ihn voll Suppe, und fährt damit nach dem Munde. Nachher wundert er sich, daß er sich den Rock und die Wäsche begossen hat. Aus Trinken denkt er die ganze Mahlzeit über nicht, sondern er aber zu Trinken, und ist das Glas seiner Weinung nach zu voll, so bläst er seinem Nachbar mehr als die Hälfte davon ins Gesicht, trinkt

das übrige ruhig aus, und wunderte sich, wie die ganze Gesellschaft darüber lachen kann, daß er das, was man ihm zuviel eingeschenkt hatte, auf die Erde gegossen habe. Eines Tages mußte er wegen einer kleinen Unpäßlichkeit das Bett hüten. Viele Damen und Herren besuchten ihn, und er hob in ihrer Gegenwart das Deckbett auf, und spuckte ins Bettuch. Man führt ihn einmal in ein Kartheuserkloster, und ein Ordensbruder, der ihm die vielen vortreflichen Malereien von den berühmtesten Künstlern zeigt und erklärt, erzählt ihm auch die Geschichte vom heiligen Bruno, und vom Domherren, und zeigt ihm die Vorstellung derselben in einem Gemälde. Renalt ist während der Erzählung mit seinem Gedanken weit außer dem Kloster, kommt aber doch endlich wieder zurück, und fragt den Mönch, ob der heilige Bruno oder der Domherr verdammt worden sei? Von ohngefähr kommt er mit einer jungen Witwe zusammen, spricht mit ihr von ihrem verstorbenen Manne, und fragt, woran er gestorben sei? Hierdurch wird die Betrübniß der guten Frau wieder ganz zuge, sie weint, schluchzt, und erzählt ihm die Krankheit ihres verstorbenen Mannes ganz genau vom Abend an, ehe er das Fieber bekam, bis an seinen Tod. „Hatten Sie nur diesen Mann?“ fragt darauf Renalt, der ohne Zweifel sehr aufmerksam zugehört hatte. Eines Morgens

fällt es ihm ein, sehr früh zu Mittag zu essen, er steht auf, und entfernt sich von der Gesellschaft, noch ehe der Nachtrisch aufgetragen worden ist. Man sieht ihn diesen Nachmittag überall in der Stadt, nur nicht da, wo er zu einer bestimmten Stunde eben wegen der Sache hin zu kommen versprochen hatte, die ihn nöthigte, hungrig vom Tische aufzustehen, und zu Fuß auszugehen, damit er nicht auf seinen Wagen warten dürfte. Hört ihn, wie zornig er auf seinen Bedienten ist? wie er auf ihn schimpft? Es ist ihm unbegreiflich, wo er so lange stehen mag. „Wo kann er sein, frage er, was macht er? wo ist er hingegangen? Sobald er mir wieder vor Augen kommt, werd' ich ihn fortjagen.“ Der Bediente kommt, Renalt fragt ihn trotzig, wo er gewesen sei, und dieser sagt, er komme so eben von dem Ort zurück, an den er ihn geschickt hätte, und erzählt ihm zugleich, wie er seinen Auftrag ausgerichtet habe. Oft sollte man ihn für ganz was anders halten, als er wirklich ist. Für einen Dummkopf, denn er hört nicht, und spricht noch weniger; für einen Narren, denn er spricht mit sich allein, und macht unwillkürlich tausend seltsame Grimassen mit dem Kopfe; für stolz und unhöflich, denn wenn man ihn grüßt, so nickt er's nicht, oder wenn er's auch sieht, so dankt er nicht; für unbedachtam und leichtsinnig, denn er spricht vom Bankerott mit Menschen, deren

wächste Verwandte dadurch ruinirt worden waren; von Galgen und Rad mit einem Manne, dessen Vater durch's Schwert hingerichtet worden war; und vom Bürgerstande mit einem Reichen, der sich für adelich ausgibt. Er will seinen unehlichen Sohn in seinem eigenen Hause, unter dem Namen eines Bedienten erziehen. Seine Frau und Kinder sollen es nicht wissen, und doch nennt er ihn wohl zehnmal des Tage: mein Sohn. Er will seinen Sohn der Tochter eines Geschäftsmanns geben, und doch bemerkt er jedesmal, wenn er von seinen Vorfahren und von seinem Hause spricht, daß nie ein Menck eine Mißheurath gethan habe. In Gesellschaften merkt er nie auf das, was gesprochen wird, sondern denkt immer etwas anders. Er spricht und denkt zu gleicher Zeit, aber die Sache, von der er spricht, ist selten eben die, an die er denkt. Daher spricht er ganz verkehrt, und ohne Zusammenhang. Er sagt nein, wo er ja sagen soll, und wenn er ja sagt, so kann man sicher glauben, daß er hätte nein sagen sollen. Er hat zwar die Augen offen, wenn er so verkehrte Antworten giebt, aber er bedient sich derselben nicht. Was der dich, noch sonst jemand, noch irgend etwas auf der Welt sieht er an. Alles, was man aus ihm herausbrinnen kann, selbst wenn er am aufmerksamsten ist, ist ja, gewiß, wirklich, gut, ja doch, ich glaube, ja ganz

gewiß, Ach! Himmel, und einige andere einsilbige Worte, die er aber nicht einmal am rechten Orte gebraucht. Nie ist er bei denjenigen, bei welchen er zu sein scheint. Seinen Bedienten nennt er ganz ernsthaft mein Herr, und seinen Freund Johann. Den Prinzen nennt er Ew. Hoch Ehrwürden, und den Stadtpfarrer Ew. Hoheit. Nieß der Geistliche auf der Kanzel, so ruft er: G o r t helf! Er ist mit einer obrigkeitlichen Person in Gesellschaft, und dieser wegen seines Charakters, Alters und seiner Würde Lehrwürdige Mann, fragt ihn, ob das wirklich so sei? Ja liebes Mädchen, antwortet Menalk. Einst kam er von seinem Landgute zurück; seine Bedienten beschloßen, ihn zu befehlen, und es gelang ihnen. Sie hielten ihm eine Fackel vor's Gesicht, begehrten seine Börse, und er gab sie ihnen. Er erzählte den Vorfall seinen Freunden, und da sie ihn nach den Umständen fragten, sagte er: Fragen Sie nur meine Leute, die waren dabei.

Unhöflichkeit ist das Resultat mehrerer Untugenden, der stolzen Einbildung, der Unkunde seiner Pflichten, der Trägheit, der Zerstreuung, der Verachtung anderer, und der Eifersucht. Da die Unhöflichkeit sogleich in die Augen fällt, so ist sie um so verhaßter, doch beleidigt sie mehr oder weniger, nachdem sie aus dieser oder jener Quelle fließt.

Wer von einem zornigen, veränderlichen, streitsüchtigen, verdrüsslichen, eigensinnigen und unnachgiebigen Menschen sagt: es ist seine Art so, entschuldigt ihn nicht, wie er meint, sondern gesteht vielmehr, ohne daran zu denken, daß so große Fehler unheilbar sind.

Die Menschen hätten unzählige Gelegenheiten, einander Vergnügen zu machen, aber sie benutzen sie nicht. Wer ein Amt antritt, versichert heilig, allen wohl zu thun, für alle zu sorgen, auf die sich sein Wirkungskreis erstreckt, und in der Folge thut er — nichts. Eine abschlägige Antwort hat man immer in Bereitschaft, aber um seinen Mitmenschen Gutes zu thun — muß man sich erst bedenken.

Belehre dich genau davon, was man von den Menschen überhaupt, und von jedem insbesondere erwarten darf — dann geh' in die Welt.

Wenn Armuth die Mutter der Verbrechen ist, so ist Verstandesmangel ihr Vater.

Es giebt Väter, die ihr ganzes Leben hindurch nur damit beschäftigt zu sein scheinen, ihren Kindern Trostgründe wegen ihres künftigen Todes zu geben.

Das Leben ist kurz und mühselig, es geht unter Wünschen dahin. Man verschiebt Ruhe und Vergnügen auf die Zukunft, auf die Tage, wo die besten Güter — Gesundheit und Jugend — schon verschwunden sind. Diese Zeit

kommt endlich, aber wir wünschen noch, und die Krankheit legt uns ins Grab, noch ehe wir mit unsern Hündchen am Ziel sind, denn wären wir wieder gesund geworden, so wären wir im Hündchen fortgefahren.

Wer etwas wünscht, ergiebt sich dem, von welchem er es zu erlangen hof, ganz: weiß er aber gewis, daß ei's erlangen wird, so zaudert er, thut Verschlüsse, und capitulirt.

Jeder, der sagt: ich bin nicht zum glücklich sein geboren, könnte sich wenigstens über das Glück seiner Freunde und Nachbarn freuen. Aber der Neid raubt ihm diese Freudenquelle.

Die Menschen verschwenden tausend unnütze Worte, ehe sie nur den geringsten Handel schließen, sie sind über die geringsten Kleinigkeiten so empfindlich, bei allen Vorfällen so schwierig, wollen betrogen und nicht betrogen werden, setzen auf ihr Eigenthum einen so hohen, und auf das Eigenthum anderer einen so geringen Werth, daß ich kaum begreife, wie noch Ehen, Verträge, Contracte, Kaufhandlungen, Friede, Stillstand, Verträge und Bündnisse geschlossen werden können.

Schurken glauben leicht, die ganze Welt sei schurkisch, deswegen hält es schwer sie zu betrügen, aber auch ihre eigenen Schurkereien dauern gewöhnlich nicht lange.

Lieber mag man mich für einen Dummkopf, als für einen Schurken halten.

Wären der Einfaltspinsel weniger, so gäb's auch weniger feine und verschlagene Köpfe, die sich zur Ehre rechnen, daß sie in ihrem ganzen Leben andere überlisteten konnten. Wie soll Erophil auf sich und seine Talente nicht stolz sein, da ihm seine Wortbrüchigkeit, seine listigen Streiche und Schurkereien nicht schaden, sondern vielmehr die Gunst und das Wohlwollen derjenigen verschaffen, denen er zu dienen unterläßt, oder die er hintergeht.

In großen Städten hört man auf allen Seiten von listigen Streichen, Arrest, Rechts händeln, Versprechen und nicht Halten reden. Sollte denn keine Billigkeit mehr in der Welt sein? Sollte sie voll von Menschen sein, die das fordern, was man ihnen nicht schuldig ist, und das nicht bezahlen wollen, was sie schuldig sind?

Die Papiere, wodurch die Menschen an ihre Versprechen erinnert, und desselben überführt werden, sind eine Schande der Menschheit.

Wie ruhig könnte man in den größten Städten leben, wenn Leidenschaften, Eigennutz und Ungerechtigkeit daselbst nicht regierten! Die Bedürfnisse und die Sorge für den Lebensunterhalt verursachen kaum den dritten Theil der daselbst herrschenden Verwirrungen.

Ein vernünftiger Mann erträgt das Unrecht, das ihm seine Freunde und Verwandte zufügen, geduldt, denn er kennt die Schwäche

der Menschen, und weiß, wie schwer es ihnen fällt, beständig, edel, treu zu sein, und wie leicht der Eizennuz die Freundschaft überwiegt. Er kennt ihre Kräfte, und verlangt deswegen nicht, daß ihre Seelen weniger am Körper hängen, sich in eine höhere Sphäre schwingen und billig sein sollen. Er kann die Menschen allgemein hassen, weil so wenig Tugend unter ihnen ist, aber er entschuldigt jede einzelne Person, und liebt sie sogar, aus den edelsten Beweggründen, bemüht sich aber auch dabei, daß er diese Rücksicht so wenig als möglich nöthig habe.

Nach gewissen Gütern strebt man mit dem sehnlichsten Verlangen, und nur der Gedanke an sie setzt uns schon in Entzücken. Erhält man sie, so ist ihr Genuß weit ruhiger als man gewacht hätte, man schätzt sie allmählich geringer, und — strebt nach größern.

Es giebt gewisse schreckliche und entsetzliche Uebel, an die man nicht denken kann, und deren Anblick in Schrecken setzt. Fällt man darein, so entdeckt man neue, vorher ganz unbekannte Hülfquellen, und man widersteht seinem Uebel mit mehr Stärke und Standhaftigkeit, als man gehofft hätte.

Zuweilen braucht man nur ein schönes Haus zu erben, oder auf eine unvermuthete Art ein rasches Reith Pferd, einen artigen Hund, Tapeten oder eine Uhr zu bekommen, so läßt ein heftiger

Schmerz nach, und man fühlt einen großen Verlust weniger.

Nichts wollen die Menschen länger erhalten, und nichts schonen sie weniger als ihr Leben.

Irene reiste mit großen Kosten nach Epidaurus zum Askulap, um ihn wegen ihrer Gesundheit um Rath zu fragen. Sie klagt zuerst über Müdigkeit und Abmattung, und der Gott sagt, es komme von der langen beschwerlichen Reise. Sie habe des Abends wenig Appetit — sie solle zu Mittag weniger essen. Sie klagt über Schlaflosigkeit — er rath ihr, nur bei Nacht im Bette zu liegen. Sie fragt, woher sie so stark und dick werde, und was dagegen helfe? Das Orakel antwortet, sie solle nicht bis Mittag schlafen, und sich zuweilen zu Fuß eine Bewegung machen. Der Wein sei ihr schädlich — sie solle Wasser trinken. Sie verdaue nicht gut — Mäßigkeit helfe dagegen. Irene. Mein Gesicht wird schwach. Askulap. Nehmen Sie eine Brille. J. Ich werde täglich schwächer, und habe überhaupt die Kräfte gar nicht mehr, die ich hatte. A. Sie werden alt, Madame. J. Aber wie kann ich mich von dieser Entkräftung erholen? A. Der kürzeste Weg ist der Tod, der auch Ihre Mutter und Großmutter geheilt hat. Sohn Apoll's, rief Irene, welch ein Rath ist das? Ist dies die Weisheit, die die Menschen so sehr erheben, und dorentwegen sie dich überall verehren? Was

für seltene und geheime Dinge lehrst du mich? Wußt ich das nicht alles schon vorher? Aes. Kulap. Dann hätten Sie es thun und befolgen und nicht eine so weite Reise zu mir machen sollen, die ihre Tage abkürzt.

Der Tod kommt nur einmal, wir sehen ihn aber jeden Augenblick des Lebens vor uns. Es ist leichter, ihn zu erdulden, als beständig zu fürchten.

So wie wir jetzt den Verlust unserer tagendlichen Kräfte, die hin sind und nicht wieder kommen, bedauern, so werden wir als schwache Greise unsere Mannesstärke vergebens zurück rufen, die wir jetzt weniger achten.

Man fürchtet das Alter, ohne zu wissen, ob man es erreicht.

Man hoßt alt zu werden, und fürchtet das Alter, das heißt, man liebt das Leben und flieht den Tod.

Wenn nur einige Menschen stürben, so wäre das Sterben ein klägliches Elend.

Eine lange Krankheit scheint zwischen Tod und Leben mitten inne zu stehen, damit der Tod selbst eine Erleichterung für die Sterbenden und die Zurückbleibenden werde.

Oft bedauern die Menschen, daß sie ihre Tage so schändlich vergeudet haben: daraus folgt aber nicht, daß sie in Zukunft einen bessern Gebrauch davon machen werden.

Das Leben ist ein Traum. Greise haben am längsten geträumt; sie erwachen erst, wenn sie sterben sollen. Sehen sie dann auf ihre verlebten Jahre zurück, so finden sie oft weder Tugenden noch andere lobenswürdige Handlungen, wodurch sie sich vor andern ausgezeichnet hätten. Sie verwechseln die Jahre, und finden nichts, wodurch sie die zurückgelegte Zeit sicher bestimmen könnten. Ihr Leben war ein verwirrter, unförmlicher, unzusammenhängender Traum, der aber doch, wie sie jetzt sehen, etwas lange gedauert hat.

Es giebt eine Zeit, wo die Vernunft gar nicht wirkt, und wo man, wie die Thiere, nur dem Instincte folgt. Diese Zeit verfliehet ganz aus dem Gedächtnisse. Darauf folgt eine Zeit, in der sich die Vernunft entwickelt, gebildet wird, und wirken könnte, wenn sie nicht durch Temperamentsfehler und mannigfaltige Leidenschaften unterdrückt, und gleichsam verdrängt würde. Dies dauert bis ins dritte Alter, wo sich dann die Vernunft in ihrer ganzen Stärke zeigen sollte, aber nun ist sie durch die Jahre geschwächt und abgemattet, durch Krankheiten und Schmerz entkräftet, und durch die Maschine, die sich allmählig ihrem Ende nähert, zerklüftet. — Und diese drei Zeiten machen das menschliche Leben aus.

Kinder sind stolz, höhnisch, zornig, neidisch, vorwiegend, eigennützig, träge, flüchtig,

furchesam, unmäßig, lügenhaft, falsch, lachen und weinen sehr leicht, freuen und betrüben sich über Kleinigkeiten übermäßig, und wollen nicht gern Unrecht leiden, aber desto lieber Unrecht thun. — Sie sind schon Männer.

Kinder bekümmern sich weder um das Vergangene noch um das Zukünftige, sondern — ein seltener Fall bei Erwachsenen — genießen der Gegenwart.

Kinder haben Imagination und Gedächtniß — Eigenschaften, die Greisen fehlen, und die bei allen ihren kleinen Spielen und Vergnügungen auf tausendfache Art wirksam sind. Sie wiederholen alles, was sie hören, machen alles nach, was sie sehen, treiben alle Handwerke, und beschäftigen sich entweder wirklich mit tausend kleinen Arbeiten, oder ahmen den Künstlern durch Bewegungen und Stellungen nach. Sie halten große Tafel, schmausen prächtig, fahren nach Hof oder auf die reizendsten Lustschlösser, und ob sie gleich allein sind, so sehen sie sich doch mit einer großen, prächtigen Begleitung umgeben. Sie commandiren Armeen, liefern Schlachten, und genießen das Vergnügen des Siegs. Sie sprechen mit Königen und großen Fürsten, sind selbst Könige, haben Unterthanen und Schätze, die sie aus Blättern oder Sandkörnern machen können. Sie sind, was sie in der Folge nicht immer sein können — Herren ihres Glücks.

Die

Die Kinder bemerken alle äußerlichen Fehler, und alle Mängel des Körpers. Sie entdecken sie auf den ersten Anblick, und wissen sie aufs kenntlichste durch Worte auszudrücken. Im männlichen Alter werden sie von eben den Fehlern heimgesucht, über die sie sich in ihrer ersten Jugend lustig machten.

Kennen die Kinder einmal die schwache Seite ihrer Lehrer und Aufseher, so haben sie gewonnenes Spiel, und herrschen von nun an beständig. Was uns einmal um die Oberherrschaft über sie gebracht hat, verhindert uns, sie je wieder zu erhalten.

Kinder formiren bei ihren Zusammenkünften erst einen freien Staat, wo jeder Herr ist, ganz natürlich aber geht dieser Staat bald in eine Monarchie über. Es zeichnet sich einer durch mehr Feuer, einen glücklichen Körperbau, oder eine genauere Kenntniß ihrer verschiedenen Spiele und kleinen Gesetze aus; diesen geben die übrigen den Vorrang, er regiert bald unumschränkt, und sein einziger Zweck ist, das Vergnügen seiner Unterthanen.

Nichts macht mehr Vergnügen, als wenn man mit Ueberlegung einer Thorheit auszuweichen ist.

Die Erzählung seiner Fehler ist unangenehm, man möchte sie lieber bemänteln, und einem andern aufbürden. Daher wollte ich lieber Seelsorger als Weichkind sein.

Bräuer.

Q

Parteilichkeit erniedrigt die größten Männer zu den Niederträchtigsten des Vöbels.

Aus Eitelkeit oder Wohlstand handeln wir oft eben so, als wenns Pflicht oder Neigung wäre. Wilberg starb an den Blattern, die er sich bei seiner Frau holte, der er in ihrer Krankheit wartete, ob er sie gleich nicht liebte.

Ein eitler Mensch findet seine Rechnung dabei, er mag Gutes oder Böses von sich sagen. Der bescheidene Mann spricht gar nicht von sich selbst.

Wenn die Menschen von sich selbst reden, so wissen sie's sehr geschickt so einzurichten, daß sie nur ihre geringsten Fehler, und nur die geringsten, welche vorzügliche Talente, und große Eigenschaften voraussetzen. Deswegen beklagt man sich über sein schwaches Gedächtniß, ist übrigens aber mit seinem großen Verstande und seiner geübten Urtheilskraft wohl zufrieden. Man läßt sich gerne den Vorwurf der Zerstreutheit machen, als ob das ein vortrefliches Talent zum Dichter verleihe. Man gesteht, daß man gar zu ungeschickt sei, und mit seinen Händen nichts ausrichten könne, giebt sich aber doch leicht deswegen zufrieden, weil jedermann den Schwung unsers Geistes und unsere ausgebreiteten Kenntnisse bewundert. Man gesteht seine Trägheit, aber in Ausdrücken, die zugleich anzeigen, daß man unzeitig und nicht mehr im geringsten eitel ist. Man erdichtet über sich

ne Unreinlichkeit nicht, weil sie nur eine Vernachlässigung von Kleinigkeiten ist, und vorse auszuzeigen scheint, daß man sich nur mit großen und gründlichen Sachen beschäftige. Ein Solcher erzählt gerne, daß er einstens aus gar zu großem Eifer und Verwitz, in die Lausarabenz, oder an einen andern gefährlichen Ort gegangen sei, ohne daß er dahielfst hätte Wache halten müssen, oder commandirt gewesen wäre; er sagt wohl auch noch hinzu, daß sein General ihn deshalb aufgescholten habe. Eben so kann ein guter Kopf, oder ein Mann von außerordentlichen Talenten, der die Klugheit mit auf die Welt brachte, die sich gewöhnliche Menschen nie verschaffen können, der sich durch vieljährige Erfahrung gebildet hat, den viele beschwerliche, mannigfaltige und wichtige Geschäfte nur beschäftigen, nicht ermüden, der mit seinen ausgebreiteten Einsichten, und mit seinem durchdringenden Verstande, alle Begebenheiten voraus sieht, und nach seinem Willen lenkt, der, statt alles, was über Regierung und Politik geschrieben worden ist, durchzulesen, von Natur dazu bestimmt ist, andere zu leiten, und ihnen zum Muster zu dienen, den seine großen Thaten verhindern, das Schöne und Angenehme zu leiten, der nichts verliert, wenn er sein Leben und seine Thaten überdenkt und durchgeht, — ein solcher Mann kann, ohne dabei zu verlieren, gestehen, daß er kein Buch kenne, und nie lese.

Man sucht zuweilen seine Schwächen zu verbergen, oder wenigstens durch ein freimüthiges Geständniß zu verringern. Jener sagt, ich bin nicht gelehrt, und er versteht gar nichts; ein anderer, ich bin nicht mehr jung, und er hat bereits sechzig zurückgelegt; ein dritter, ich bin nicht reich, und er ist arm.

Die Welt ist voll von Menschen, die sich zum Schein, oder aus Gewohnheit mit andern vergleichen, und immer zu ihrem eigenen Vortheil entscheiden, und auch darnach handeln.

Auch in einem ganz simplen Kleide wirst du dem verdienstvollen Manne gefallen; — aber die Welt liebt den Putz, man giebt ihr also nach: sie geht nach Ueberfluß, und man zeigt ihr denselben. Gewisse Menschen schätzen andere nur nach einer reichen Weste, oder einer schönen Wäsche, und zuweilen ist es nothwendig ihre Achtung um diesen Preis zu erkaufen. An gewissen Orten muß man sich sehen lassen, und an eben den Orten kann die eine schmale oder breitere goldene Treppe den Eintritt verschaffen oder freitlig machen.

Man unterdrückt doch die stolze Einbildung, daß andere mit Neugierde und Achtung nur nach uns blicken, und sich nur von unserm Verdienst, und von unserm Loh mit einander unterhalten: im Gegentheil aber tritt man mit einer gewissen Selbstschätzung in Gesellschaft, und glaube nicht, daß alle einander Böses von

uns ins Ohr sagen, oder daß man nur lache, um sich über uns lustig zu machen.

Besser kommt's, daß Alcip mich heute grüßt, mir zulächelt und sich aus dem Wagen wirft, nur um mich nicht zu verschlen? Ich bin nicht reich, gehe nur zu Fuß, nach der Meise! sollte er mich also nicht sehen. Aber gewiss nicht deswegen, um mir und den Vorübergehenden zu zeigen, daß er mit einem Großen in einem Wagen fahre?

Man ist so voll von sich selbst, daß alles auf uns Bezug haben soll: man will gesehen, begast und begrüßt sein, selbst von Unbekannten: sie sind stolz, wenn sie's vergessen: sie sollen unsre Gedanken errathen.

Wir suchen unsre Ehre außer uns selbst, in der Meinung solcher Menschen, deren Eitelkeiten, Falschheit, Unbilligkeit, Neid, Eigensinn und Vorurtheile uns bekannt sind. Wie sonderbar!

Es scheint, man sollte nur über wahre Lächerlichkeiten lachen können, aber es giebt Menschen, die über alles — Ernst und Eherz — lachen. Handelt du in ihrer Gegenwart unklug und unüberlegt, und entschließt dir etwas unschickliches, so lachen sie über dich: bist du aber weise, und sprichst durchaus vernünftig, und mit allem erforderlichen Anstand, so lachen sie auch.

Wer uns mit Gewalt oder Unrecht unfrey Güter beraubt, und unser Ehre durch Verläumdung schmähere, giebt uns hinreichend zu verstehen, daß er uns hasse: aber er beweist dadurch doch noch nicht, daß er alle Achtung vor uns verlieren habe, deswegen könnte es auch geschehen, daß wir uns einmal mit ihm ausbühnren, und ihm unfre Freundschaft anbieten. Spott im Gegentheil vergiebt man von allen Ungeheuerlichkeiten am wenigsten; er ist die Sprache der Verachtung, und der unzweideutige Ausdruck derselben: er greift den Menschen in seiner letzten Vertheidigung — der guten Meinung von sich selbst — an: er will ihn in seinen eigenen Augen lächerlich machen, überzeugt ihn von der schlechten Meinung, die man von ihm hat, und macht ihn unwürdig.

Es ist unbegreiflich, wie man mit so viel Verlebensfreude über andere spotten, so in Verlegenheit setzen, so verachten, und zu gleicher Zeit über diejenigen in Zorn gerathen kann, die über uns spotten, uns in Verlegenheit setzen, und uns verachten.

Wer gesund und reich ist, kennt das Elend nicht, und ist gegen seine Nebenmenschen hart. Aber der Unglückliche, dem sein eigenes Leiden schon hart aufliegt, nimmt am weissen Ansehen an dem Leiden des andern.

Eine gesüßliche Seele ist über Schwach, Ungerechtigkeit, Schmerz und Spott erhoben,

und sie nicht unverzüglich, wenn nicht Mittel
den zu räumen.

Wie schnell erfährt man nicht seine gering-
sten Verzöger, und wie langsam sieht man nicht
seine Fehler und Gebrechen ein. Man weiß
sehr wohl, daß man schöne Augenbrauen und
Nägel hat, aber kaum, daß man hinkt, und
gar nicht, daß man verstandlos sei.

Verzia zieht ihre Handfläche ab, um ihr
schönes Händchen zu zeigen, und mit schreien-
der Unerbittlichkeit läßt sie ihren kleinen Schuh
sehen, der ein niedliches kleines Füßchen ein-
schließt. Sie lacht über Eenz und Schen,
damit man ihre schönen Zähne sehe, und sie läßt
ihre Ohren nur sehen, weil sie nichtig sind.
Sie tanzt nie, weil sie mit ihrer etwas lächer-
lichen Taille ganz unzufrieden ist. Sie kennt alle ihre
Verzüge, und handelt nur in einem Stücke
ihrem Interesse entgegen — sie spricht uns
mor, und immer — — einseitig.

So ähnlich ist auch Eifersucht und Nach-
eiferung zu sein scheint, so sind sie doch so
weit von einander entfernt, als Laster und Tug-
grad. Sie haben zwar einetlei Gegenstand,
nämlich das Gute, oder die Verdienste anderer,
nur mit dem Unterschied, daß Nacheiferung eine
freiwillige, bezweckte, eitle und fruchtlosere Lei-
gung ist, große Beispiele zu beneiden, und sie
zumeilen zu übertreffen. Eifersucht aber ist einer
beständigen Verneinung, und einem erzwungenen

Bekentniß der Verdienste anderer besteht. Sie spricht den Tugendhaften die Tugend ab, und ist sie gezwungen, sie ihnen zuzugestehen, so versagt sie ihnen das gebührende Lob, und beneidet sie um ihre Belohnungen. Sie ist eine unfruchtbare Leidenschaft, die den Menschen in dem Zustande läßt, in dem sie ihn findet, ihn nur mit sich und seiner Wichtigkeit beschäftigt, und gegen die Handlungen und Verdienste anderer kalt und unempfindlich macht. Sie macht, daß er erstaunt, wenn er in der Welt andere Talente, als die seinigen, und Menschen erblickt, die eben die Geschicklichkeiten besitzen, auf die er sich so viel einbildet. Schändliches Laster! das immer in Eitelkeit und Stolz ausartet, und den Menschen nicht nur übertrüffet, er besitze mehr Verdienst, und mehr Verstand als andere, sondern auch, er habe nur als kein Verdienste und Verstand.

Nacheiferung und Eifersucht findet man gewöhnlich nur bei Menschen von einerlei Handthierung, Gewerbe und Stand: die schlechtesten Künstler sind die eifersüchtigsten. Maler, Musiker, Redner, Dichter und Autoren sollten nur Nacheiferung kennen.

Ein verständiger Mann ist auf einen Künstler, der einen schönen Degen verfertigt, oder auf einen Bildhauer, der eine schöne Figur schnitzte, nicht eifersüchtig, denn er weiß, daß dieß nach einer Methode, und nach Regeln ge-

schieht, die er nicht erlernt hat, und daß man dazu Werkzeuge nöthig hat, deren Name, Gestalt und Gebrauch ihm ganz unbekannt sind. Weil er also ein Handwerk nicht erlernt hat, so giebt er sich zufrieden, daß er darinn nicht Meister werden kann. Auf einen Minister aber, oder auf die, welche den Staat regieren, kann er neidisch, auch wohl eifersüchtig sein; als ob ein gesunder Verstand, den er mit ihnen gemein hat, hinreichend wäre, den Staat wohl zu regieren, und allen öffentlichen Geschäften vorzustehen, und als ob er Regeln, Vorschriften und Erfahrung ersetzen könnte.

Es giebt wenig ganz dumme und stupide, aber auch wenig große und erhabene Köpfe. Der Zwischenraum zwischen diesen beiden Extremen ist mit einer großen Anzahl Menschen von gewöhnlichen Talenten angefüllt, die dem Staate aber sehr nützlich sind, und sich sowohl auf das Angenehme als auf das Nützliche legen, auf Handlung, Finanzwesen, Schiffarth, Kriegswesen, Künste und Handwerke. Sie cultiviren ihr Gedächtniß, und sind in Gesellschaft und im Umgange angenehm.

Aller Verstand in der Welt ist dem unnütz, der selbst keinen hat. Er hat keine Einsichten, und ist auch nicht im Stande, die Einsichten anderer zu benutzen.

Ein mittelmäßiger Kopf ist ernsthaft, und ein ewiges Einetel. Er lacht nicht, scherzt

nicht, und weiß aus Kleinigkeiten keinen Vortheil zu ziehen. Er ist eben so unfähig, sich zum Erhabenen empor zu schwingen, als sich zur Erholung mit Kleinigkeiten abzugeben; kaum kann er mit seinen Kindern spielen.

Welches Mißverständniß zwischen Verstand und Herz! der Philosoph, mit allen seinen Weisheitslehren, führt ein unmoralisches Leben, und der Politiker, voll von Planen und Spekulationen, kann sich selbst nicht regieren.

Der Verstand nuzt sich ab, wie alle Dinge: die Wissenschaften sind seine Nahrung, sie nähren und verzehren ihn.

Die Geringen haben zuweilen tausend ihnen unnütze Tugenden. Sie können sie nicht brauchen.

Ein großer starker Mann, mit breiter Brust und breiten Schultern trägt ohne Anstrengung und mit einem gewissen Anstand eine schwere Bürde, und behält noch einen Arm fest. Ein Zwerg müßte der Hälfte unterliegen. Eben so machen erhabene Bedienungen große Männer noch größer, und kleine, noch kleiner.

Eher könnten sich gewisse Menschen tausend liebenswürdiger Tugenden befleißigen, ehe sie nur einen Fehler abzulegen im Stande wären: und zum Unglück schickt sich dieser Fehler gewöhnlich am wenigsten für ihren Stand, und macht sie ganz lächerlich: er schwächt den Glanz ihrer großen Eigenschaften, und macht, daß sie

und ihr Ruhm nicht vollkommen sind. Niemand fordert von ihnen ausgedehntere Einsichten, mehr Ordnung, Subordination, Treue in ihren Verrichtungen, Eifer für das gemeine Beste, und mehr Ernst, nur sollten sie — nicht verleicht sein.

Unser ganzes Uebel kommt daher, daß wir nicht allein sind; daher kommt Spiel, Luxus, Verschwendung, Wein, Frauenzimmer, Unwissenheit, Verläumdung, Neid, Vergessenheit seiner selbst und seines Gottes.

Langeweile ist durch Trägheit in die Welt gekommen. Sie ist höchstentheils Ursache an dem unaufhörlichen Reiznen der Menschen nach Vergnügen, Spiel und Gesellschaft. Wer gern arbeitet, ist sich selbst genug.

Die meisten Menschen wenden die erste Hälfte ihres Lebens dazu an, die andere desselben elend zu machen.

Geront stirbt in seinem hohen Alter, ohne sein dreißig Jahr lang projectirtes Testament verfertigt zu haben. Seine Erben theilen sich in seine Verlassenschaft, und seinem Weibchen, die ihm allein noch das Leben gestiftet, und die sich, in ihrer blühenden Jugend, ihm ganz ergeben hatte, die ihn nie aus den Augen verlor, die die Stütze seines Alters war, und die ihm endlich die Augen zubrückte — diesem guten Weibchen hinterläßt er nicht so viel, daß sie ihre

Tage ohne die Hülfe eines zweiten Weises zu leben könnte.

Fauftus ist ausgelassen, verschwenderisch, lieberlich, unthankbar und lächerlich, aber sein Onkel Aurel konnte ihn weder hassen noch entzücken.

Frontin, Aurels Neffe, konnte sich letztern durch eine zwanzigjährige gute Aufführung, und eine uneingeschränkte Ergebenheit in seinem Willen, nicht geneigt machen, er bekomme von seiner Verlassenschaft nur eine geringe Pension, die ihm Fauftus — der Universalerbe — auszahlen muß.

Daß dauert gewöhnlich am längsten beim Menschen, und man kann es als ein Zeichen eines nahen Todes ansehen, wenn der Kranke sich zu verfühnen wünscht.

Ein verliederter Weis ist eine grobe Ausartung der Natur.

Wenige Erwachsene bedenken, daß sie auch jung waren, und wie schwer es ihnen wurde, keusch und mäßig zu sein. Kaum hat ein Mann dem Vergnügen aus Ueberdruß, des Wohlstandes oder seiner Gesundheit wegen entsagt, so tadelt er es an andern. Es mischt sich in dieses Betragen eine gewisse fortwährende Neigung zu den Dingen, die man verlassen hat. Man wünscht: was für uns kein Gut mehr ist, solte auch für andern keines mehr sein. Es ist eine gewisse Art Eifersucht.

Alte Leute sind nicht deswegen geizig, weil sie einmal Geldmangel zu leiden befürchten, denn einige haben so große Reichthümer, daß sie deswegen ganz ruhig sein können, und wir dürfen sie befürchten, daß ihnen die Bequemlichkeiten des Lebens in ihrem hohen Alter managen werden, da sie sich derselben freiwillig berauben, um ihren Geiz zu befriedigen? Auch die Begierde, ihren Kindern große Reichthümer zu hinterlassen, ist nicht die Ursache ihres Geizes, denn es ist nicht natürlich, daß man andere mehr liebe, als sich selbst, und dann giebt es auch Geizhähne, die keine Erben haben. Dieses Laster ist vielmehr eine Wirkung des Alters, und Greise sind demselben eben so ergeben, als sie in ihrer Jugend den Vergnügungen, und in ihrem männlichen Alter dem Ehrgeize ergeben waren. Zum Geiz gehören weder Kräfte, noch Jugend, noch Gesundheit, und es erfordert wenig Mühe, seine Einkünfte zu sparen. Man darf nur sein Geld in Kasten schließen, und sich alle Bequemlichkeiten auf einmal versagen. Dies ist alten Leuten sehr bequem, die eine Leidenschaft haben müssen, weil sie Menschen sind.

Es giebt Menschen, die elend wohnen, schlafen und gekleidet sind, erbärmliche Speisen genießen, sich der strengsten Bitterung aussetzen, keine Gesellschaften besuchen, sondern ihre Tage in der Einsamkeit zubringen. Sie leiden von dem, was ist, was und sein wird, ihr Leben ist

gleichsam eine beständige Wäkung, kurz, sie haben das Geheimniß erfunden, auf dem beschwerlichsten Wege ihrem Tode entgegen zu gehen. — Dieß sind die Heiligen.

Die Greise erinnern sich ihrer Jugend mit einem zärtlichen Vergnügen. Sie lieben die Orte, wo sie ihre Jugendjahre verlebten, und die Personen, mit denen sie damals umgingen. Sie mögen gern Worte aus ihrer obsoleten Sprache anbringen, und halten es mit der alten Art zu singen und zu tanzen. Sie rühmen die damaligen Moden in Kleidung und Hausgeräth, und können selbst diejenigen Sachen nicht misbilligen, die zur Befriedigung ihrer Leidenschaften dienten, zu ihrem Vergnügen so nützlich waren, und sie an dasselbe erinnern. Wie sollten sie denselben die neuen Gebräuche und Moden vorziehen können, an denen sie keinen Theil haben, von denen sie nichts hoffen, und die von jungen Leuten erfunden worden sind, welche in ihrem Alter sich derselben mit eben so viel Vergnügen erinnern werden?

Zu große Nachlässigkeit, oder zu viel Duz, vermehrt die Runzeln der Greise, und macht ihre Hinfälligkeit desto sichtbar.

Ein Greis ist stolz, höhnisch, und in Gesellschaften unangenehm, wenn er nicht viel Verstand hat.

Ein Greis, der am Hofe lebte, Verstand und ein gutes Gedächtniß besitzt, ist ein un-

schätzbares Kleinod. Er ist voll von Thaten und Maximen; er weiß die Geschichte seiner Zeit genau, und viele dahin gehörige besondere Nachrichten, die man nirgends aufgezeichnet findet; man lernt von ihm Grundsätze und Lebensregeln, die um so sicherer sind, weil sie sich auf Erfahrung gründen.

Philipp ist zwar schon ziemlich bei Jahren, aber noch immer raffinirt er auf Pracht und die ausgesuchtesten Bollüste. Er hat aus Essen und Trinken, aus Ruhe und Bewegung eine Kunst gemacht. Die kleinen Regeln, die er sich zur Beförderung seiner Bequemlichkeit vorschrieb, sind ihm so unverbrüchlich, daß er auch einer Duhlerin zu lieb davon nicht lassen würde, wenn ihm sein Gesundheitszustand erlaubte, noch eine zu halten. Tausend überflüssige Dinge hat er sich auf den Hals geladen, die ihm nun die Gewohnheit unentbehrlich gemacht hat. Er verdoppelt und verstärkt also die Bande, die ihn an das Leben fesseln, und er wendet seine übrigen Tage dazu an, sich den Verlust desselben desto schmerzlicher zu machen. Mußte seine Furcht vor dem Tode noch größer werden?

Gnathon lebt nur für sich, und bekümmert sich um andere Menschen so wenig, als ob sie gar nicht da wären. Mit dem obersten Stige bei Tische ist er noch nicht zufrieden, sondern er muß allein so viel Platz haben, als zwei andere. Er vergißt, daß die Mahlzeit für ihn

und die ganze Gesellschaft angerichtet ist, ihm gehört das ganze Tischzeug, und jeder Schüssel bemächtigt er sich. Er kleibt nicht bei einem Gerichte allein, ehe er alle gekostet hat, und er wünschte sie alle auf einmal verschlingen zu können. Statt des Messers und der Gabel bedient er sich der Hände, kehrt das Fleisch einmal in der Schüssel um, zerstückt und zerreißt es, und — wenn Sie noch Lust haben — können Sie essen, was er übrig läßt. Er verschont Sie mit keiner seiner Unreinlichkeiten, daß auch wohl der Hungerigste den Appetit verlieren muß. Von Gemüse und Brähe triest sein Kinn und sein Bart, und wenn er ein Stück Fleisch aus der Schüssel nimmt, so läßt er es entweder in eine andere Schüssel oder auf das Tischtuch fallen, und man sieht den ganzen Weg, den er damit genommen hat. Er schmagt und verdreht die Augen, wenn er ißt, und die Tafel ist für ihn eine Roßbare: er reinigt mit den Fingern die Zähne, und ißt dann wieder. Wo er ißt, ist er zu Hause, und er läßt sich in der Kirche und im Schauspiel so wenig drücken als in seinem Zimmer. In einer Kutsche muß er allemal hinten sitzen, denn sobald er rücklings fährt, wird ihm, nach seinem Vorgeben, übel, und er fällt in Ohnmacht. Reist er in Gesellschaft anderer, so ist er immer der erste im Wirthshause, und sucht sich im besten Zimmer das beste Bett aus. Alles weiß er zu benutzen,
seine

seine und seiner Gesellschaften Bediente beschäftigt er zu gleicher Zeit: was ihm unter die Hände kömmt, ist sein Hausgeräthe und seine Equipage. Allen fällt er beschwerlich, er selbst aber thut nie aus Gefälligkeit gegen andere seine Unbequemlichkeit, er beklagt Niemand, und kennt keine andere Uebel als seine Vollblütigkeit und seine Galle. Der Tod anderer Menschen ist ihm gleichgültig, aber daß er selbst sterben soll, das schmerzt ihn, und er würde gerne sein Leben mit dem Untergange des ganzen menschlichen Geschlechtes erkaufen.

Klitor hat jeden Tag seines Lebens nur zwei Beschäftigungen — das Mittag- und das Nachessen. Er scheint nur zum Verdauen geboren zu sein, und seine Unterhaltung ist immer die nemliche. Er rechnet die Speisen her, die beim letzten Schmause im ersten Gange aufgetragen wurden, sagt, was er getrunken und geschluckt, kommt darauf auf die Draten und Einschießessen, erinnert sich ganz genau, aus was für Gerichten der andere Gang bestand, und was für Reißessen, Früchte und kleine Teller herum gegeben wurden. Er nennt alle Weine und liqueurs, von denen er getrunken. Die Küchensprache spricht er so gut, daß er mir Lust macht, an einer guten Tafel zu speisen, wo er nicht dabei ist. Auf seinen Gaumen kann er sich ganz verlassen, und noch nie war er der entseztlichen

Aräpore

W

Unbequemlichkeit ausgesetzt, eine schlechte Speise zu essen, und einen mittelmäßigen Wein zu trinken. Er ist in seiner Art ein vortrefflicher Mann, denn er hat sein Talent, leckerhaft zu speisen, unaufhörlich cultivirt; nie wird man einen Menschen finden, der so viel, und so gut ißt, wie er. Er entscheidet, welches der beste Dissen ist, und, was ihm nicht schmeckt, darf auch andern nicht schmecken. Doch er ißt nicht mehr; aber er hat sich bis an seinen letzten Augenblick an die Tafel tragen lassen: noch an seinem Sterbetage hielt er Tafel. Wo er sein mag, so ißt er, und sollte er einmal wieder kommen, so geschieht's nur um zu essen.

Kuſſen wird alt, aber er ißt gesund. Nach seinem gesunden Aussehen, und nach seinem heitern Blick kann er noch zwanzig Jahre leben. Er ißt lustig, jovialisch, vertraulich und unbekümmert; er lacht von ganzem Herzen, allein und ohne Ursache. Er ißt mit sich, den Selbigen und seinem Glücke zufrieden, und sagt selbst: ich bin glücklich. Sein Sohn — ein Jüngling von der größten Hoffnung, der die Ehre seiner Familie geworden wäre — stirbt; er läßt andere weinen, und sagt: „Mein Sohn ißt todt; der Kummer wird seine Mutter ins Grab legen“ — und er tröstet sich. Er ißt ohne Leidenschaften, ohne Freunde und Feinde, Niemand ist ihm beschwerlich; Jedermann ißt ihm gut; er spricht mit dem, welchen er zum

erstemal sieht, eben so frei und vertraulich, als mit denjenigen, welche er seine alten Freunde nennt, und erzählt ihm die Quodlibets, die er gemacht hat, und die Histrischens, die er weiß. Man kommt und geht, ohne daß er darauf merkt, und was er dem einen zu erzählen angefangen hat, erzählt er dem andern vollends aus.

Nibolds Gesundheit ist mehr durch Krankheiten als durchs Alter zerrüttet, denn er hat noch nicht acht und sechzig Jahre zurück gelegt, aber er ist podagrisch und hat ein Reitzen in den Lenden. Sein hageres Gesicht, und seine grünliche Farbe drohen ihm den Tod. Er läßt Mergel auf seinen Acker führen, und hofet, daß er ihn wenigstens in funfzehn Jahren nicht wieder werde düngen dürfen. Er pflanzt junge Stämme, und hofet in weniger als zwanzig Jahren unter ihrem Schatten auszuruhen. Er baut ein Haus von gehauenen Steinen, und verflucht hüstend, und mit schwacher leichender Stimme, es werde nie ausgebaut werden. Alle Tage geht er auf dem Gerüste herum, lehnt sich auf seinen Bedienten, und zeigt seinem Freunde, was er gemacht hat, und sagt, was er noch machen lassen will. Er baut weder für seine Kinder, denn er hat keine, noch für seine Erben, denn das sind nichtswürdige Leute, mit denen

er in Feindschaft lebt. Er baut für sich, und morgen wird er sterben.

Antagoras hat ein alltägliches Gesicht, jedermann kennt ihn so gut als den Heiligen, der auf dem Hochaltar steht. Des Morgens rennt er durch alle Gerichtsstuben und Kanzelleien, und des Abends durch alle Straßen. Seit vierzig Jahren führt er Prozesse, und sein Tod ist näher, als das Ende seiner Streitigkeiten. Seit der Zeit ist keine wichtige Streitsache und kein weitläufiger und verwickelter Proceß vorgekommen, wo er sich nicht wenigstens ins Mittel geschlagen hätte, deswegen führen auch die Advokaten seinen Namen immer im Munde, und er schickt sich zum Kläger und Beklagten, wie das Substantiv zum Adjectiv. Da er aller Menschen Vetter ist, und von allen gehaßt wird, so ist fast keine Familie, über die er sich nicht beklagt, oder die sich nicht über ihn beklagt. Er ist wechselweise beschäftigt, sich bald ein Gut anweisen zu lassen, bald sich einer gerichtlichen Ausfertigung zu widersetzen, bald auf die Vollziehung eines Urtheils zu dringen. Alle Tage wohnt er einigen Versammlungen der Gläubiger bei, führt überall das Wort, und verliert bei allen Bankerotten. Die noch übrigen Stunden wendet er zu Besuchen an, und spricht von Processen und Streitigkeiten. Du verliesst ihn am einen Ende der Stadt, und noch bist du nicht am andern, so spricht er daselbst schon wie-

der von Processen und Neuligkeiten. Hast du selbst einen Proceß, und gehst du früh morgens zu deinem Richter, um ihm deine Sache bestens zu empfehlen, so kannst du nicht eher Gehör finden, als bis Artagoras expedirt worden ist.

Man sieht auf den Feldern zerstreut gewisse scheue, schwarze, gelbe und von der Sonne verbrannte Thiere, von beiderlei Geschlechtern. Sie kleben immer an der Erde, die sie mit großer Keckigkeit umgraben und umwühlen. Sie geben articulirte Töne von sich, und wenn sie aufrecht stehen, so zeigen sie eine menschliche Gestalt, und wirklich sind sie Menschen. Des Abends kriechen sie in elende Hütten, wo sie von schwarzem Brod, Wasser und Wurzeln leben. Sie überheben andere Menschen der Mühe, das Feld zu bestellen, zu säen und zu ernten. Sie verdienen also doch, sich an dem Brode, das sie gesäet haben, satt zu essen.

Don Ferdinand lebt in seiner Provinz mäßig, ist unwissend, höhnisch, zanküchtig, schurkisch, unmäßig und unbesonnen; aber er zieht auf seinen Nachbar den Degen, und setzt sein Leben um ein Nichts in Gefahr. Er hat Menschen gemordet, und wird auch gemordet werden.

Der Landjunker, der seinem Vaterlande, seiner Familie und sich selbst zur Last ist, oft kein Dach, kein Kleid und kein Verdienst hat, wiederholt zehnmal des Tags, daß er ein Edelmann sei, und behandelt den Staatsmann und

den Gelehrten als gemeine, bürgerliche Seelen. Immer ist er mit seinen Urkunden und Titeln beschäftigt, und er würde sie selbst gegen das Zepter eines Kanzlers nicht vertauschen.

Statt über den Nahmen Philosoph zu erschrecken oder zu erröthen, sollte vielmehr jeder Mensch mit den Lehren der Philosophie sich bekannt machen. Sie schickt sich für Jedermann: Ihre Ausübung ist allen Altern, Geschlechtern und Ständen nützlich. Sie tröstet uns wegen der Glückseligkeit anderer, wegen nichtswürdiger Vorzüge, wegen unsers schlechten Glücks, und wegen der Abnahme unserer Kräfte und Schönheit. Sie wafnet uns wider Alter, Armuth, Krankheit, und Tod, wider Thoren und elende Spötter. Sie lehrt uns, ausser der Ehe ohne Frau vergnügt zu leben, und in der Ehe die Frau erträglich zu finden.

Die Menschen können sich an einem Tage über Kleinigkeiten freuen und betrüben. Nichts ist unzusammenhängender und ungleicher, als was in so kurzer Zeit in ihrem Verstande und Herzen vorgeht. Das einzige Mittel gegen dieses Uebel ist: Richtige Schätzung der Dinge dieser Welt.

Zur Erreichung ihrer Endzwecke fehlt es den Menschen nicht an einem muthigen Anfange, sondern an Ausdauern. Durch Weichlichkeit oder Unbeständigkeit verlieren sie die Früchte des besten Anfangs. Oft kommen ihnen andere zur

vor, die sich nach ihnen' auf den Weg machten, und mit Muße, aber beständig, fortwanderten.

Es scheint, die Menschen können leichter die besten Maßregeln wählen, als ihnen folgen; leichter sich vornehmen, was man thun und sagen soll, als es wirklich thun und sagen. Man nimmt sich fest vor, wenn in Gesellschaften von einer gewissen Sache die Rede ist, einen Umstand zu verschweigen, aber im Feuer des Gesprächs oder im Fluß der Rede entschlüpft uns dieser Umstand gerade zuerst.

Was ihre Pflicht ist, verrichten die Menschen oft sehr nachlässig, dagegen machen sie sich ein Verdienst daraus, solche Dinge mit allem Eifer zu betreiben, die sich weder für ihren Stand noch für ihren Charakter schicken.

Telephon hat Verstand, aber genau gerechnet zehnmal weniger als er sich einbildet; was er also sagt, thut, denkt und entwirft, ist zehnmal über seinen Verstand, folglich zeigt er nie seine wahre Stärke und Einsicht. Er sieht gleichsam einen Schlagbaum vor sich, der ihm nicht erlaubt, weiter zu gehen, und ihn erinnert, stehen zu bleiben, aber er dringt weiter, und erhebt sich über seine Sphäre. Er sieht seine Schwächen, verbirgt sie aber nicht. Er spricht von Dingen, die er gar nicht, oder nur halb versteht. Er unternimmt mehr, als seine Kräfte vermögen. Er strebt nach Dingen, die über seinen Stand sind. Er vergleicht sich mit den

vortreflichsten Männern in aller Art. Er hat gute und bödliche Eigenschaften, aber er verduhelt sie durch Nachäffung des Großen und Wunderbaren. Man sieht deutlich, was er nicht ist, aber was er ist, muß man errathen. Er ist ein Mensch, der sich und seine Kräfte nicht kennt, und nicht weiß, bei seinem eigenen Charakter zu bleiben.

Selbst der glücklichste Kopf zeigt sich nicht immer stark. Er geräth in Begeisterung, aber sie nimmt wieder ihr Ende. Ist er klug, so spricht er dann wenig, schreibt nicht, entwirft keine Pläne, und sucht nicht zu gefallen. Singt man mit einem heisern Halse? Muß man nicht warten, bis die Stimme wieder kommt?

Der Thor ist ein perpetuum mobile, ein Uhrwerk, eine Maschine. Das Gewicht setzt ihn in eine gleiche und einörmige Bewegung. Er ist einörmig und verläugnet sich nie. Wer ihn einmal sah, sah ihn in allen Umständen und Perioden seines Lebens. Er gleicht dem Ochsen, der brüllt, und der Amsel, die pfeift. Seine Seele ist am wenigsten wirksam, sie übt sich nicht — sie ruht.

Der Thor stirbt nicht, sondern fängt erst nach seinem Tode an zu leben. Alsdann erst denkt seine Seele, überlegt, folgert, schließt, urtheilt, sieht vorher, kurz, sie thut alles, was sie vorher nicht that. Sie ist nun von einem klumpigen Fleisch befreit, der sie am Wirken, Demot

gen und an allem, was ihrer würdig war, hingerte. Fast möchte ich sagen, daß sie über ihrem eigenen Körper, und dessen sinnlose und unvollkommene Werkzeuge erröthet, mit dem sie so lange verbunden gewesen ist, und doch nur einen Thoren oder Einfaltspinsel bilden konnte. Sie gleicht nun den größten und erhabensten Seelen, und man kann nun die Seele des dummstolzen Landjüngers von der Seele Lessings und Mendelssohns nicht mehr unterscheiden *).

Selten bereut man es, zu wenig, sehr oft aber, zu viel gesprochen zu haben. — Ein altes, abgenutztes Sprüchelgen, der ganzen Welt bekannt, aber — von wem befolgt?

Wenn gewisse Menschen über sich selbst erröthen könnten, wie viel Verbrechen — geheime, öffentliche und bekannte — blieben dann unverübt?

Wenn gewisse Menschen im Guten nicht so weit gehen, als sie gehen könnten, so liegt der Fehler gewöhnlich an ihrem ersten Unterrichte.

Kinder brauchen Rute und Züchtigung, erwachsene Menschen aber müssen Krone,zepter und Ordensbänder in Furcht erhalten. Vom

*) Wie gefällt meinen Lesern diese Hypothese? -- Wir erklären sie nicht, und ich denke, der Unterschied zwischen dem Erkenntnißcarak der Seele Lessings und Mendelssohns, und des dummstolzen Landjüngers wird ewig groß sein.

äußern Schmuck entblößt kann sie die Vernunft und Gerechtigkeit weder überzeugen noch erschrecken. Der Mensch, mit einer vernünftigen Seele, läßt sich von Augen und Ohren leiten.

Wer will es wagen, die Menschen zu befriedigen? Sollte es ein Fürst, mit aller seiner Güte und Macht, unternehmen? Er mag es versuchen. Er sorge in allen Stücken für ihr Vergnügen, er öffne dem Höfling seinen Palaß, erlaube ihnen überall den freien Zutritt, auch an Orten, deren Anblick schon ein Schauspiel ist; er lasse ihnen die Wahl der Schauspiele, Geldspiele, Concerte und Erfrischungen, und gebe ihnen ein köstliches Mahl mit dem Genuß der uneingeschränkten Freiheit. Er folge in der Wahl der Vergnügungen ihrem Geschmack, der große Mann sei liebenswürdig, und der Held vertraulich — Alles noch nicht genug. Was die Menschen anfangs entzückte, wird ihnen zuletzt zum Ekel. Sie würden endlich von der Göttertafel davon laufen, und der Nektar würde ihnen mit der Zeit nicht mehr schmecken. Aus Eitelkeit oder einem verdorbenen Geschmack kritisiren sie das Vollkommene. Wenn man ihnen glauben soll, so ist alle Mühe, und selbst ein königlicher Aufwand nicht hinreichend, ihrem Geschmack zu befriedigen. Ihre Bosartigkeit würde ihnen nicht erlauben, einem andern das freudige Geständniß zu thun, daß er sie ganz zufrieden gemacht habe. Eden diest gänzlich

so schmeichlerischen und höflichen Menschen verleugnen sich zuweilen; man erkennt sie nicht mehr, und wird sogar den Menschen im Hising gewahr.

Vernunft und Wahrheit sind eins. Man kommt nur auf einem Wege dahin, entfernt sich aber auf tausenden davon. Das Studium der Weisheit ist nicht so weitläufig, als wenn man alle Arten der Thoren und Unbesonnenen erforschen wollte. Wer nur gesittete und vernünftige Menschen gesehen hat, kennt den Menschen gar nicht, oder nur halb. So verschieden auch die Sitten und Temperamente sein mögen, so ertheilt doch Umgang und Artigkeit den Menschen einerlei äußeres Ansehen, und macht sie dem Schein nach einander ähnlich. Wer sich aber unter den Pöbel und das Landvolk mischt, macht in kurzer Zeit sonderbare Entdeckungen, wenn er Augen hat. Er sieht neue Dinge, an denen er zweifelte, die er nicht einmal vermuthen konnte. Er bringt es durch seine Erfahrungen in der Menschenkenntniß immer weiter, und kann beinahe berechnen, auf wie viel verschiedene Arten der Mensch unerträglich sein könnte.

U r t h e i l e .

Gewohnheit und Neuheit — zwei einander gerade entgegen laufende Dinge — nehmen uns gleich stark ein.

Nichts ist niedriger und mehr Befinnung des Pöbels, als in erhabenen Ausdrücken von dem reden, den man vor seiner Erhebung kaum bemerkte.

Die Gunst des Fürsten schlägt das Verdienst nicht aus, setzt es aber auch nicht voraus.

Lobt ein reizendes Frauenzimmer die Schönheit einer Dame, so darf man sicher schließen, daß sie selbst schöner ist. Empfiehlt ein Dichter die Arbeiten eines andern Dichters, so möchte ich fast darauf wetten, daß der Empfohlene ein elender Reimschmied ist.

Die Menschen genießen einander nur halb, und haben nur eine schwache Neigung, einander der Danksatz zu geben. Handlung, Betragen, Ausdruck, Gedanke — nichts gefällt, nichts genügt ihnen. Was man ihnen recitirt, sagt oder liest, vergleichen sie mit dem, was sie unter gleichen Umständen selbst gethan, und was sie über den nemlichen Gegenstand selbst gedacht und geschrieben haben würden. Sie sind so all von ihren eigenen Ideen, daß die Ideen anderer keinen Eingang mehr bei ihnen finden.

Sei kein Sonderling, sondern thue wie die Andern — ein verdächtiger Satz, der beinahe immer eben so viel sagt, als: thue Obes; wenn er sich nicht bloß auf äußerliche Dinge erstreckt, die ohne Folgen sind, und von Gewohnheit, Mode und Wohlstand abhängen.

Wenn die Menschen eher Menschen, als Oären und Panzerthiere sind, wenn sie billig denken, und sich nach andern Gerechtigkeit widerfahren lassen, wozu dienen dann die Gesetze, sowohl der Text, als die ungeheure Menge der Ausleger? Wozu dienen dann die Klagen und Streitigkeiten über Eigenthum und Besitz, und alles das, was man Rechtsgleichsamkeit nennt? Was wird aus denjenigen werden, die ihr Ansehen und ihren Stolz ganz allein der Gewalt zu danken haben, die man ihnen gab, um eben diese Gesetze aufrecht zu erhalten? Wenn die Menschen redlich, aufrichtig und von Vorurtheilen frei sind, wozu nützen dann Zänkereien, Epizänbigkeiten und Controversen? Wenn sie nüchtern, mäßig und fruchtbar leben, wozu dient ihnen dann der geheimnißvolle Jargon der Arzneikunst, eine Goldgrube für die, die ihn vorsetzen? Gesetzgeber! Lehrer! Aerzte! Wie tief würdet ihr sinken, wenn wir uns alle berechnen könnten, weise zu werden.

Wie viel große Männer im Krieg und Frieden hätte man nicht entbehren können! Auf welchem Grad der Vollkommenheit und Kunstsel-

hat man nicht gewisse Künste getrieben, die nicht nützlich sein sollten, weil sie nur Mittel wider diejenigen Uebel sind, die aus unserer Bosheit hervorgehen.

Bei den Römern waren die Schauspieler ehrlos, bei den Griechen aber wurden sie in Ehren gehalten. Wie machen wir es? Wir denken von ihnen wie die Römer, und leben mit ihnen, wie die Griechen.

Aus dem Betragen gewisser Menschen gegen Gelehrte und Künstler sieht man am deutlichsten, was sie von Wissenschaften und Künsten halten, und wie unwichtig in ihren Augen dem Staat ihre Cultur ist. Es giebt keine noch so mechanische Kunst, und so verachtete Handchirurgie, durch die man nicht ein gründlicheres, sichereres und geschwinderes Stülck machen konnte. Der Schauspieler reist in einer Kutsche vorbei, und freizt dem großen Corneille, der zu Fuß geht, den Rath ins Gesicht. Bei Vintem ist ein Gelehrter und Pedant einerlei.

Spricht der Reichs von Gleichsamkeit und Wissenschaften, so müssen die Gelehrten schweigen, hören, und in allen Stücken Beifall geben, wenn sie anders nur für gelehrt gehalten werden wollen.

„Er ist gelehrt, sagt ein Politiker, also zu Gelehrten ungeschickt: ich möchte ihm nicht die Aufsicht über meine Gelderade anvertrauen.“
Er hat recht. Herzberg und Jedlich sind

gesehen; und sie geschick, und sie gute Win-
der? „Er versteht Griechisch, sieht der Volks-
tiker fort, er ist ein Schulzsch, ein Philo-
soph.“ Wirklich, eine Atheniensische Odyssende
heißt sprach griechisch, sie war also eine Philo-
sophin. Lessing und Wendtelsohn waren
bloße Schulzsch. Wer kann deren zweifeln?
Sie verstanden ja Griechisch. — Wie thöricht
sagt doch der große, weiße und schwarze Koo-
tanin, die Völker werden denn glücklich sein,
wenn der Kaiser Philosph, oder ein Philosph
(Schulzsch) Kaiser wäre.

Still von Dinte, Feder, Papier, Drucker
und Druckerrei *). Niemand mag' es mehr,
zu mir zu sagen: „Du schreibst ja schon, An-
tisthen, schreibe doch mehr. Wird du nicht
bald ein Werk in Jenseits herangefahren? Hand-
le in einem streng systematischen Werke, das sein
Ende hat, (se selbstem hinwirken: und ewig las-
denhöcker bleibt), von allen Tugenden und Las-
tern.“ Ich tha' auf alles Verzicht, was ein
Buch war, ist und sein wird. Vergeßst nicht
beim Anblick einer Kasse, und ich beim Anblick
eines Buchs, in Ohnmacht. Kann ich seit den
zwanzig Jahren, da man meine Werke in allen

*) Bedenke nicht das, in einer kleinen Form, in
Beyge auf sich selbst, zu schreiben zu können. — Ich
erinnere meine Feder bei jeder Bewegung an die
einstige Feder eines jungen Dichters,
im ersten Jahr nach Schicksal d. 1803

Buchladen verkauft, einen bessern Tisch halten, und mich prächtiger kleiden, ist mein Zimmer vor dem Nordwind sicher, und hab ich ein Federbette? — „Aber einen großen, berühmten Namen hast du“ — o sag' lieber, viel leeren unnützen Wind. Hab ich nur ein Kdenlein von dem Metalle, durch das man sich alles verschafft? Ein schurkischer Advocat bringt in seine Kostenrechnung Auslagen, die er nie gemacht hat, läßt sich alles doppelt bezahlen, und hat einen Grafen, oder eine obrigkeitliche Person zum Schwiegersohne. Ein bunteschelligter Livreebedienter wird Einnehmer, und bald darauf reicher als sein Herr. Der letzte bleibt ein ehrlicher Bürger, der ehemalige Bediente aber wird durch sein Geld — Edelmann. Berger ist durch eine Marionettenbude, und Brohm durch den Verkauf des Flußwassers in steinernen Krügen, reich geworden.

Wenn man uns sagte: die Morgenländer trinken hitzige Getränke, die ihnen zu Kopfe steigen, sie der Vernunft berauben, und zum Vomiren bringen, so würden wir ausrufen: die Barbaren.

Man beurtheile die Menschen nicht, wie Gemälde und Bildsäulen, nach dem ersten Ansblick. Sie haben eine Seele, ein Herz, das man erforschen muß. Der Schleier der Verschwiegenheit verbirgt das Verdienst, und die Laxe

ve der Heuchelei verdeckt den Bösewicht. Die Anzahl der Kenner, die unterscheiden, und zu urtheilen berechtigt sind, ist sehr gering. Nur nach und nach, und durch Zeit und Gelegenheit gezwungen, giebt sich eine vollkommene Tugend, und ein aufs höchste getriebenes Laster zu erkennen.

Mit unserer polirten Sprache, geschmackvollem Anzuge, cultivirten Sitten, schönen Gesetzen und weißen Haut, sind wir in den Augen gewisser Völker — Barbaren.

.. Auch im Neglige gefällt ein liebenswürdiges Mädchen, denn Jugend und natürliche Schönheit sind ihr größter Schmuck. Die naive Anmuth, die über ihr Gesicht verbreitet ist, befeelt alle ihre Handlungen, und ist gefährlicher, als wenn Schneider und Putzmacherinn ihre Kunst an ihr verschwenden hätten. Ebenso gefällt der rechtschaffene Mann um sein selbst willen, und er braucht sich nicht in einen heiligen Schimmer zu hüllen. Erzwungener Ernst, übertriebene Bescheidenheit, eine besondere Kleidung und eine große Verücke, vergrößern den Werth der Rechtschaffenheit nicht, und leihen dem Verdienst gar keinen Glanz, vielmehr verstellen sie es, und lassen Betrug ahnden.

Ein studirter und erzwungener Ernst erregt Lachen: zwischen beiden inne steht — Würde. Wer sich Mühe giebt, ernsthaft zu sein, wirds Erregere.

nie sein, er spielt die Rolle des ernsthaften Mannes schlecht. Man ist entweder nicht, oder von Natur ernsthaft, und es ist leichter, von seinem Ernst nachzulassen, als ihn zu vergrößern.

Ist ein geschickter und angesehener Mann mährisch und sauerböpsch, so schreckt er junge Leute ab, und sie werden denken, die Ausübung der Tugend sei ein verdrüßliches Geschäft, und erfordert eine gänzliche Umschaffung: ist er aber freundlich und heiter, so dient er ihnen zur Lehre, daß man bei Arbeit froh sein, und wegen ernsthafter Beschäftigungen einem unschuldigen Vergnügen nicht entsagen dürfe. Er ist ihnen ein Muster, dem sie folgen können.

Ein weiser Mann, von allgemein anerkannten Verdiensten ist bei der unförmlichsten Bildung nicht häßlich, oder, wenn er es auch ist, so macht es keinen Eindruck.

Wer äbels von uns denkt und sagt, noch eh' er uns recht kennt, thut uns nicht unrecht. Er greift nicht uns, sondern das Fantom seiner Einbildung an.

Es giebt gewisse Regeln, Pflichten und Wohlthatigkeiten, die von Zeit, Ort und Personen abhängen, die der scharfsinnigste Kopf nicht errathen könnte, die man aber durch Uebung ohne alle Mühe lernt. Die Menschen nach solchen Fehlern beurtheilen, ehe ihnen die Convenienzen bekannt sind, ist eben so viel, als sie nach ihren Haaren und Nägeln beurtheilen.

Oft ist das Gegentheil von dem Allgemeinen Rede über Personen und Sachen die Wahrheit.

Wer in Gesellschaften allen gefallen, und keinem widersprechen will, sagt zuweilen in einer Stunde über den nemlichen Gegenstand Ja und Nein, wenn er nicht recht aufmerksam auf sich selbst ist.

Der Parteyische ist mancherlei kleinen Kränkungen ausgesetzt, denn da seine Freunde ohnwidriglich immer weise und glücklich, und seine Feinde immer unweise und unglücklich sein können, so muß er zuweilen aus seiner Fassung kommen, wenn seinen Freunden ihr Vorhaben nicht gelingt, oder wenn seine Feinde einen neuen Ruhm erlangt haben.

Ein Mensch, der sich leicht einnehmen läßt, und doch nach einer geistlichen oder weltlichen Bedienung strebt, gleicht einem Blinden, der malen, einem Stummen, der eine öffentliche Rede halten, und einem Tauben, der vom Wohlklänge urtheilen will. Schwache Gemälde, die das Elend derjenigen, die sich leicht einnehmen lassen, nur sehr unvollkommen darstellen. Diese Krankheit ist beinahe unheilbar, steckt alle an, die sich dem Kranken nähern, und verreibt Freunde, Verwandte und Aerzte. Sie können ihn nicht heilen, wenn sie ihn nicht bewegen können, seine Krankheit zu erkennen, und eine

zusehen, daß keine andern Hülfsmittel für ihn vorhanden sind, als hören, preißen, sich unterrichten und eines bessern belehren lassen. Schmeichler, Betrüger, Verläumder und Leute, die ihren Mund nur aus Eigennuz und zum Lügen öfnen, sind die Marktschreier, denen er sich anvertraut. Sie können ihm alles eingeben, was sie wollen, sie vergiften und tödten ihn.

Die nemliche Sache ist oft in dem Munde des vernünftigen Mannes ein unschuldiger Scherz oder ein witziger Einfall, und in dem Munde des Dummkopfs eine Grobheit.

Immer erzählen, ist ein Beweis eines mittelmäßigen Kopfes.

Ein sufficienter Mensch ist der, dem die Beforgung gewisser Kleinigkeiten aufgetragen ist, die man mit dem Namen von Geschäften beehrt, der aber dabei einen sehr mittelmäßigen Verstand hat. — Ein Man mehr Verstand und eine Unze mehr Geschäfte, als ein sufficienter Mensch nöthig hat, machen den Mann aus, der sich für wichtig hält.

Ein geschickter Mann ist der, welcher seine Leidenschaften verbirgt, seinen Nutzen versteht und ihm vieles aufopfert; der Güter zu erwerben oder zu erhalten weiß.

Ein ehelicher Mann ist der, welcher keinen Straßenraub und keinen Todschlag begeht, kurz, dessen Laster kein Uebergeruß geben.

Der Fromme ist weder ein Heiliger noch ein Heuchler; es genügt ihm, tugendhaft zu sein.

... Kann ich den einen Mann von vorzüglichen Talenten nennen, der in einer Kunst oder Wissenschaft sehr geschickt ist, außerdem aber weder Beurtheilungskraft noch Gedächtniß, weder Lebenshaftigkeit, noch Sitten, noch Lebensart besitzt? der mich nicht versteht, nicht denkt, und sich schlecht ausdrückt? z. B. einen Musikus, der, wenn er mich durch seine Zauberorgane entzückt hat, mit seiner Violine in sein Futteral sich eins geschlossen zu haben scheint, und ohne sein Instrument weiter nichts ist, als ein abgelaufenes Uhrwerk, von dem man nichts mehr erwarten darf.

Ein Mann scheint plump, grob und dumm zu sein, er kann nicht sprechen, und nicht erzählen, was er eben gesehen hat. Sobald er aber schreibt, ist er der musterhafteste Erzähler. Er führt Thiere, Bäume, Steine und alles, was nicht sprechen kann, redend ein, und man bewundert überall seine, fließende, herrliche Schreibart, seine edle Einfachheit und seinen Scharfsinn *).

Ein Anderer **) ist einfältig, furchtsam und langweilig im Umgange. Er braucht ein

*) Das vieles Gemüthe auf den tiefen Bodensichter (à la Fontaine) paßt. Ich kenne ihn, er ist bekannt, er auch auf einige unserer deutschen Dichter? -- lieber Priester, das kann ich die nicht sagen. Wird nicht noch.

Der Weber.

**) Der Herr Cornet, der Vater des frangulischen Theaters, wie ihn Voltaire nennt.

Der Weber.

Wort für andere, beurtheilt den Werth seiner Werke nur nach dem Gelde, das sie ihm eingebracht haben, und kann sie nicht declamiren. Zeigt er sich aber in seinen Werken in seiner ganzen Stärke, so weicht er weder einem August noch einem Pompejus, weder einem Nicomedes noch einem Heraklius. Er ist König, und ein großer König, Staatsmann und Philosoph. Er läßt Helden reden und handeln. Er schildert die Römer, und in seinen Versen sind sie größer als in ihrer Geschichte.

Nach einer richtigen, festen Urtheilskraft sind Diamanten und Perlen am seltensten auf der Welt.

Jedermann empört sich gegen den jungen Mann, der berühmt zu werden anfängt. Kaum verzeihen ihm seine vorgeblichen Freunde sein hervorsprossendes Verdienst, und seinen Ruhm, der ihn bis zu ihnen empor heben könnte. Erst, wenn der Fürst ihn belohnt hat, läßt man ihm Gerechtigkeit widerfahren. Dann nähern sich ihm alle, und von dem Tage an behauptet er seine Stelle unter den verdienstvollen Männern.

Gewisse Menschen segeln anfangs mit vollem Winde auf dem Glücksmeer; in einem Augenblicke verlieren sie das Ufer aus den Augen, und bahnen sich einen Weg durch die Fluthen. Alles lacht sie an, alles glückt ihnen; Thaten, Schriften — alles wird gelobt, belohnt, und sie zeigen sich nur, um Umarmungen und Glück

wünsche anzunehmen. Sie gleichen einem am Ufer aufgethürmten unbeweglichen Felsen, an dessen Fuße sich die Wellen brechen. Macht, Reichthum, Gewalt, Schmeichelei, Ansehen, Günst — kein Wind kann sie erschüttern. Das Publikum ist die Klippe, an der sie scheitern.

Es ist gewöhnlich, und gleichsam natürlich, die Beschäftigungen anderer nur im Bezug auf unsere eigene Arbeiten zu beurtheilen. Der Dichter — voll von erhabenen Ideen — achtet die Arbeiten des Redners wenig, der sich oft streng an die Wahrheit bindet, und der Vaterlandsgegeschichtschreiber kann nicht begreifen, wie ein vernünftiger Mann sein ganzes Leben über sich damit abgeben könne, Erdichtungen zu ersinnen, und einen Keim zu suchen. Eben so hält der Alterthumsforscher alle andere Wissenschaften für eitel, trocken und unnütz, und der Geometer verlacht vielleicht auch seine Vermählungen als unbedeutend.

Herikl mag unter guten Freunden sprechen, eine öffentliche Rede halten oder schreiben, so citirt er: Er läßt den größten aller Philosophen sagen, daß der Wein betrunken mache, und den berühmten römischen Redner, daß er durch Wasser temperirt werden könne. Kommt er auf die Moral, so versichert nicht er, sondern der göttliche Plato, daß die Tugend liebenswerthig und das Laster abscheuenswerthig ist, und daß beide zur Gewohnheit werden können. Die

gemeinsten trivialsten Dinge, die er selbst zu denken fähig ist, will er Griechen und Lateinern zu danken haben, nicht um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben, oder seine Belesenheit zu zeigen: er will nur citiren.

Ein Kaufmann, der durch seine glücklichen Speculationen reich geworden, kennt einen Philosophen, sein Leben und seine Lehren, und da er keinen andern Beweggrund menschlicher Handlungen kennt, als den, welcher ihn zeitlich bestimmt, so denkt er in seinem Herzen: „Der Mann ist zu beklagen, er kann mit seiner strengen Sittenlehre nicht weit kommen, er hat sich verirrt, und ist vom Wege abgekommen, denn so wird er nie in den herrlichen Hasen des Glücks einlaufen.“ — Nach seinen Grundsätzen raisonnirt er ganz vernünftig.

Man verkürzt und erspart tausend Untersuchungen und Verbrüßlichkeiten, wenn man denkt, gewisse Menschen seien unfähig, sich ordentlich auszudrücken, und daher alles verwirft, was sie gesagt haben, sagen und sagen werden.

Die besten Rathschläge haben etwas mißfälliges an sich — sie kommen nicht aus unserm Gehirn. Dieß ist hinreichend, sie aus Stolz und Neid zu verwerfen, oder ihnen nur aus Noth und Ueberlegung zu folgen.

Wie außerordentlich glücklich war dieser Günstling nicht in seinem ganzen Leben! Nie war er seinem Fürsten mißfällig, immer war

er sein Liebling! Die glänzendsten Ehrenstellen, das Ohr des Fürsten, unermessliche Reichthümer, eine ununterbrochene Gesundheit, und ein sanfter Tod: aber welche Rechenschaft muß man von einem in ununterbrochener Gunst durchlebten Leben ablegen! von Rathschlägen, die man gab, vernachlässigte oder nicht befolgte! vom Guten, das man nicht that, vom Bösen, das man entweder selbst verübte, oder andern verüben ließ, kurz, von seinem ganzen Glück.

Jener hilft den Armen, vernachlässigt aber seine Familie, und läßt seinen Sohn im Elend schmachten: dieser baut ein neues Haus, hat aber sein schon seit zehn Jahren fertiges noch nicht bezahlt: ein dritter theilt reiche Geschenke aus, und ruinirt seine Gläubiger. Sind Mitzel, Aufwand und Freigebigkeit Eigenschaften eines ungerechten Menschen, oder ist nicht vielmehr Eitelkeit und ein bisarres Wesen an dieser Ungerechtigkeit Schuld?

Der thut Gutes, der thut, was er thun soll; läßt er immer nur von sich sagen, er wird Gutes thun, so handelt er sehr übel.

Man sagt von einem großen Herrn, der jeden Tag zweimal Tafel hält, und sein ganzes Leben mit Verdauen hindringt, daß er Hungers sterbe, um anzuzeigen, er sei nicht reich, oder seine Vermögensumstände seien zerrüttet. Von seinen Gläubigern ist aber zuweilen wörtlich wahr: Sie sterben Hungers.

Wer wenig spricht, hat immer Vortheil. Man denkt: der Mann hat Verstand, und wenns ihm wirklich daran nicht fehlt, so vermuthet man einen vortreflichen Verstand.

Unglücklich ist der Mann, der eines schweren Verbrechens überführt worden ist, aber nach ihm ist der oft am meisten zu beklagen, der sich wegen eines Verbrechens vertheidigen mußte. Der Richter spricht ihn zwar los, nicht aber das Volk.

Gewöhnlich fragt man, wer wird nach ihm Canzler, Erzbischof oder Papst werden? Man geht noch weiter: Jeder besetzt die Stellen nach seinen Wünschen oder Einfällen, und zwar nicht selten mit Personen, die älter oder abgelebter sind, als diejenigen, welche gegenwärtig die Stellen bekleiden. Und da ein ansehnliches Amt seinen neuen Besitzer eher verjüngt als rddtet, und Leib und Seele neue Kräfte giebt, so ist es gar nicht selten, daß der im Amt stehende seinen vermeinten Nachfolger zu Grabe begleitet.

Will man Personen glauben, die gegen einander aufgebracht sind, und die von Leidenschaften beherrscht werden, so ist der Gelehrte ein Pedant, der Rathsherr ein Spießbürger, der Finanzier ein Blutigel, und der Edelmann ein Strohjunker. Das sonderbarste ist, daß diese Schimpfsnahmen, die Haß und Zorn erksanden, bekannt werden, und daß die Verachtung,

so kalt und ruhig sie auch ist, sich derselben bedient.

Du tummelst dich, und hast dann am meisten zu thun, wann der Feind zu fliehen anfängt, und der Sieg nicht mehr zweifelhaft ist, oder vor einer Stadt, die sich bereits ergeben hat. Im Treffen oder bei einer Belagerung steht man dich an hundert Orten, du bist aber doch nirgends. Den Befehlen des Feldherrn kommst du zuvor, um sie nicht befolgen zu dürfen, und du erwartest und benutzst keine Gelegenheit, sondern kommst ihr zuvor. Sollte deine Tapferkeit auch unächte sein?

Gebe den Menschen solche Posten, wo sie das Leben verlieren können, aber nicht verlieren. Sie lieben die Ehre und das Leben.

Da die Menschen das Leben so sehr lieben, sollte man wohl glauben, daß sie etwas noch mehr lieben könnten, als dasselbe? und daß der Ruhm, den sie dem Leben vorziehen, oft nichts mehr ist, als eine gewisse Meinung, die andere Menschen, welche sie weder kennen noch achten, von ihnen hegen.

Dieserjenigen ^{*)}, welche weder Soldaten noch Söldlinge sind, und doch in Krieg ziehen, und

^{*)} Eine Anspielung auf die Söldlinge und Privatpersonen, die im Jahr 1693 der Belagerung von Kamur guthaten, die bei sehr schlimmer Witterung -- es regnete beständig -- vorhiel.

dem Hofe folgen, die keine Belagerung unternehmen, sondern derselben nur beimohnen, haben ihre Neugierde, eine starke, und fast unüberwindliche Festung, Laufgräben, die Wirkung der Bomben und Kanonen, ein Handgemenge, die Anordnung, und den Ausgang eines Angriffs zu sehen, bald gestillt: Der Feind thut tapfern Widerstand, es regnet beständig, die Bescherwerden nehmen zu, man verfinstet belnahe im Roth, Feinde und Jahreszeit sind gleich furchtbar, man kann in den Verschanzungen angegriffen und eingeschlossen werden: welche dringende Gefahr! Man verliert den Muth und murren. Ist denn so gefährlich, eine Belagerung aufzuheben? Hängt das Wohl des Staats von der Eroberung dieser Festung ab? Muß man sich nicht, setzen sie hinzu, in den Willen des Himmels ergeben, der uns nicht gewogen ist, und die Unternehmung auf eine andere Zeit verschieben? Sie können die Standhaftigkeit, und — wenn sie's zu sagen wagten, den Eigensinn des Feldherrn nicht begreifen, der allen Gefahren trotz, den die Schwierigkeiten noch mehr anfeuern, der die Nacht durchwacht, und sich bei Tag der Gefahr aussetzt, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Hat sich aber der Ort endlich ergeben, so erheben diese feigen Seelen die Wichtigkeit dieser Eroberung, verkündigen die wichtigen Folgen derselben, zeigen, wie äußerst nothwendig diese Belagerung gewesen sei, wie

schimpflich und gefährlich es gewesen wäre, sie aufzugeben, und beweisen, daß das feindliche Heer beinahe unüberwindlich gewesen sei. Sie kommen mit dem Hufe zurück, ziehen durch Städte und Flecken, und sind stolz darauf, daß die Bürger aus den Fenstern nach ihnen blicken. Gerade als ob sie die Festung eingenommen hätten, singen sie Siegeslieder, und halten sich für tapfer. Wenn sie zurückgekommen sind, sprechen sie nur von den Glanzen des Bollwerks, von der Brustwehr, vom Ravelin, von der Courstine und vom bedeckten Wege. Sie erzählen, an welche gefährliche Orte sie die Neugierde trieb, und wie leicht sie von dem Feinde auf dem Rückmarsch hätten gefangen oder niedergemacht werden können. Allein von ihrer Furcht hört man kein Wort.

Diejenigen, welche ihre Zeit am übelsten anwenden, beklagen sich am ersten über die Kürze derselben. Da sie sie mit Ankleiden, Essen, Schlafen, leerem Geschwätz, mit dem Berathschlagen, was sie thun sollen, und oft mit Nichtsthun zubringen, so ist freilich die zu ihren Geschäften oder Vergnügungen übrige Zeit immer zu kurz: wer sie aber klug anwendet, behält noch etwas davon übrig.

Kein Minister ist so beschäftigt, daß er nicht jeden Tag ein paar Stunden verschleudern könnte. Das macht in einem langen Leben viel aus. Und wenn dieses Uebel bei den übrigen

Ständen in der menschlichen Gesellschaft noch größer ist, wie entsetzlich groß ist dann nicht der Verlust eines Guts, von dem man nie genug hat!

Es giebt Geschöpfe Gottes, die man Menschen nennt, eine vernünftige Seele haben, und doch in ihrem ganzen Leben mit nichts beschäftigt sind, als mit Marmor sägen. Das ist sehr wenig. Andere wundern sich darüber, sind aber selbst ganz unnütz, und bringen ihre Zeit mit Nichtsthun zu. Das ist noch weniger als Marmor sägen.

Die meisten Menschen vergessen so sehr, daß sie eine Seele haben, und beschäftigen sich größtentheils mit solchen Dingen, wobei die Seele ganz unthätig ist, daß man vortheilhaft von Jemand zu sprechen scheint, wenn man sagt: er denke. Selbst dieser Ruhm ist pöbelhaft, ohngeachtet er allein den Menschen vor Hunden und Pferden einen Vorzug giebt.

Womit divertiren Sie sich? Wie bringen Sie ihre Zeit zu? — So fragen Weise und Thoren. Wenn ich antworte: Ich öfne die Augen und sehe, die Ohren und höre, ich bin gesund, ruhig und frei, so heiße das nichts geantwortet. Die gründlichsten, größten und einzigen Güter werden nicht geachtet, man empfindet sie nicht. — Spielen Sie? gehen Sie auf den Ball? darauf muß man antworten.

Freiheit ist nicht Müßiggang, sondern ein freier Gebrauch der Zeit, und eine freie Wahl der Arbeiten und Uebungen. Kurz, frei sein heißt nicht — nichts thun, sondern aus eigener Entschließung dieses thun, und jenes unterlassen. Wie unschätzbar ist die Freiheit in diesem Verstande!

Cäsar war nicht zu alt, um an die Eroberung des Erdbodens zu denken. Seine einzige Seligkeit war, ein glückliches Leben, und ein großer Name nach seinem Tode. Da er stolz und ehegeizig war, und im Wohlstande lebte, so konnte er seine Zeit zu nichts besserem, als zur Eroberung des ganzen Erdbodens, anwenden. Alexander war zu einem so ernsthaften Unternehmen sehr jung: man muß sich wundern, daß Mädchen und Wein diese jugendliche Unternehmung nicht eher unterbrochen haben.

Wenn die Welt nur hundert Millionen Jahre steht, so hat sie noch alle ihre Kraft, und ist gleichsam erst in ihrem Anfange. Wir selbst gehören zum ersten Zeitalter, zu den Patriarchen, und wie leicht wird man uns nach so vielen Jahrhunderten, mit ihnen verwechseln? Aber — darf man vom Vergangenen aufs Zukünftige schließen — wie viel Neues in Künsten, Wissenschaften, Natur und Geschichte ist uns noch unbekannt? Welche Entdeckungen wird man nicht noch machen? Welche Veränderungen werden nicht mit dem Erdboden, mit Staats

ten und Königreichen vorgehen? Wie groß ist unsre Unwissenheit, und wie gering eine Erfahrung von sechs: bis sieben tausend Jahren.

Wer langsam und ohne Eile läuft, findet keinen Weg zu lang: wer sich mit Gedult wasset, findet keinen Vortheil zu fern.

Niemand seine Aufwartung machen, und von Niemand eine Aufwartung erwarten dürfen — glückliche Tage, goldnes Zeitalter, natürlichster Zustand des Menschen.

Ein schlechter Mensch kann nie ein großer Mann werden. Lobt seine Unternehmungen und Entwürfe, bewundert seine Ausführung, erhebt seine Geschicklichkeit, daß er sich immer der besten und kürzesten Mittel bediene, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Wenn dieser Zweck schändlich ist, so hat die Klugheit keinen Theil daran, und wo die Klugheit fehlt, da finde ich keine Größe.

O Zeiten! o Sitten! ruft Heraclit, o unglückliches Jahrhundert, Jahrhundert voll böser Beispiele, wo die Tugend leidet, das Laster aber herrscht und triumphirt! Ich will ein Ophion und Aegist werden, Gelegenheit und Zeit kann dazu nicht besser sein, wenn ich anders glücklich und berühmt werden will! Ein Mensch sagt: ich will über das Meer gehen, meinem Vater Alles rauben, und ihn mit Frau und Kindern aus seinen Ländern und Staaten verjagen. Er sagt,

sagt, gethan. Er hätte die Rache verschiedener Könige befürchten sollen, die er in der Person eines Königs beleidigte. Aber sie stehen ihm bei, und geben ihm den Rath: „Geh über das Meer, beraube deinen Vater, und zeige den Völkern, daß man eben so leicht einen König aus seinem Reiche, als einen Edelmann aus seinem Schlosse, und einen Pächter aus seiner Meierei vertreiben könne, und daß kein Unterschied mehr zwischen uns und einem bloßen Privatmanne sei; denn wir sind dieses Vorzugs überdrüssig. Zeige der Welt, daß die Völker, die Gott unter unsre Füße legte, uns verlassen, verorathen, uns und sich selbst einem Feinde überliefern können, und daß wir mehr von ihnen und ihrer Macht zu fürchten haben, als sie von uns.“ Wer kann diesen kläglichen Verfall ruhig und mit trockenen Augen ansehen? Jedes Amt hat seine Privilegien, die der Besizer desselben zu vertheidigen und zu behaupten sucht: nur die königliche Würde hat keine Privilegien mehr. Die Könige selbst haben darauf Verzicht gethan. Nur Einer *), immer gut und großmüthig, nimmt eine unglückliche Familie in seine Arme, und alle andere hassen ihn deswegen, und ver-

*) Ludwig der Vierzehnte, der den König von England Jakob den zweiten mit seiner ganzen Familie in Schutz nahm, nachdem er aus seinem Reich vertrieben worden war.

binden sich wider ihn. O Schäfer, und glückliche Bewohner ländlicher Hütten, fährt Heracles fort, wenn die Begebenheiten in der großen Welt nicht bis zu euch dringen, wenn euer Herz durch die Bosheit der Menschen nicht beunruhigt wird, wenn man in euren Gegenden nicht mehr von Menschen, sondern nur von Füchsen und Luchsen spricht, so nehmt mich unter euch auf. Ich will mit Freuden euer schwarzes Brod essen, und das Wasser aus euren Quelen trinken.

M o d e n.

Nichts ist thörichter und kleinlicher, als dem Geschmack, die Lebensart, Gesundheit und das Gewissen der Mode zu unterwerfen. Schwarzes Fleisch ist außer der Mode, daher ist es unschmackhaft. Es wäre wider alle Mode, wenn man das Fieber durch einen Aderlaß vertreiben wollte, und die Reichen sterben ohne den Trost des Predigers; — seine zärtlichen Ermahnungen erquickten nur noch den gemeinen Mann.

Neugierde heißt nicht der Geschmack am Guten und Schönen, sondern am Seltenen und Einzigem, an dem, was man hat, und anders

nicht haben. Sie ist keine Neigung zum Vosskommenen, sondern zu dem, was jetzt Mode und Galanterie mit sich bringt. Sie ist nicht Belustigung, sondern eine so heftige Leidenschaft, daß sie der Liebe und dem Ehrgeiz nur wegen ihres geringern Gegenstandes nachsteht. Sie ist nicht eine Leidenschaft für alles Seltene, sondern nur für eine gewisse Sache, die selten und doch Mode ist.

Der Blumenfreund läuft noch vor Sonnenaufgang in seinen Garten in der Vorstadt, und kommt erst mit einbrechender Nacht zurück. Sieht man ihn in seinem Garten, so scheint, er sei mitten unter seinen Tulpen gepflanzt worden, und habe Wurzel geschlagen. Besonders entzückt ihn die Einsiedlerin. Er macht große Augen, klatscht vor Freuden, bückt sich, und betrachtet sie in der Nähe. Nein! so schön war sie noch niemals. Das Herz häßt ihm vor Freuden im Leibe. Er reiße sich von ihr los, und geht dann zur Morgenländerin, zur Witwe, zur Goldschmiedin und zur Achatemen, kommt aber doch wieder zur Einsiedlerin zurück. Hier bleibt er stehen, wird müde, setzt sich und vergißt das Wies tagessen. Aber sie ist auch schattig, eingesaßt, saftig, ausgekostet und hat einen herrlichen Reich; er betrachtet, er bewundert sie. Gott und die Natur bewundert er in alle dem nicht. Er bleibt

bei seinen Tulpenzwiebeln stehen, die er mit nicht für tausend Thaler weggeben würde, die er aber wegschenkt, wenn die Tulpen nicht mehr gesucht werden, und die Neisten Mode sind. Dieser vernünftige Mann, der eine Seele und eine Religion hat, kommt müde und hungrig, aber sehr zufrieden mit seinem Tagewerke nach Hause, denn — er hat Tulpen gesehen.

Moller ist zwar ein Liebhaber von Früchten, aber Sie müssen nicht von der reichen Erndte und der guten Weinlese mit ihm sprechen, sonst versteht er Sie nicht, und Sie sind ihm nicht deutlich genug. Sie sagen ihm, die Feigen und Melonen seien gut gerathen, und die Birnen und Pflaumenbäume brechen fast unter ihrer Last? — Kann sein, aber das interessiert ihn nicht; er legt sich nur auf Pflaumen. Aber auch von Ihren Pflaumen dürfen Sie nicht mit ihm sprechen, er liebt nur eine Art derselben, und lächelt und spottet über alle andere Arten derselben, die Sie ihm nennen. Er führt Sie endlich zum Baum, pflückt diese köstliche Pflaume künzlich ab, bricht sie auf, und giebt Ihnen die eine Hälfte; die andere genießt er selbst. „Vorzüglich, herrlich, ruft er, was für ein Fleisch? Schmecken Sie es auch? Ja, mein Herr, diese Frucht finden Sie nur bei mir in der Gärte.“ Seine Nasstücker bleiben sich auf, und kaum kann er seine Eitelkeit und Freude unter ein

Wischen Verschidenheit verbergen. O göttlicher Mann! Mann, den man nie genug loben und bewundern kann! Mann! von dem die späteste Nachwelt noch sprechen wird! Könnte ich dich doch sehen, könnte ich doch die Bildung und Gestalt des Mannes sehen, der unter allen Sterblichen allein eine solche Pflaume besitzt!

„Wollen Sie meine Gemäldesammlung sehen?“ sagt Ruzberg, nimmt dich bei der Hand, führt dich in seine Gallerie, und zeigt dir alle seine Kostbarkeiten. Unter andern bemerkt man ein Kupfer von einer wirklich schlechten Zeichnung, das eher in einer Trödelbude als in einem Cabinet aufgestellt zu werden verdient hätte. Ruzberg gesteht selbst, daß es schlecht gestochen, und noch schlechter gezeichnet sei, versichert aber, es sei von einem Italiener, der wenig gearbeitet habe, es seien wenige Abdrücke davon vorhanden, er besitze es allein in Deutschland, er habe es theuer bezahlt, und würde es gegen das vorzüglichste Gemälde nicht austauschen. „Nur eins thut mir wehe,“ fährt er fort, und wird roth, daß ich das Kupferstück sammeln noch ganz aufgebe. Ich habe alle Stücke von Colot, nur eins fehlt mir noch; es ist freilich eins von seinen schlechtesten, aber ich hätte alldenn doch alle seine Stücke. Schon zwanzig Jahre gebe ich mir alle erdenkliche Mühe darum, aber vergebens. Das ist hart!“

Gombost liebt über diejenigen, welche aus
 Unfähigkeit oder Neugierde große Reisen unter-
 nehmen, und dabei kein Tagebuch führen, und
 nicht das geringste aufzeichnen, die nur reisen
 um zu sehen, im Grunde aber nichts sehen, oder
 das Gesehene vergessen, die nur neue Kirchen
 und Thäler kennen lernen, und über Flüsse
 fahren wollen, die weder Donau noch Rhein
 heißen, die das Vaterland verlassen, um wieder
 dahin zurück zu sehen, die gerne abwechselnd hin
 und her, um nach einiger Zeit aus fremden Lan-
 den zurück zu sehen. Gombost's Spott ist treff-
 lich, und läßt sich wohl hören. Aber wenn er
 sagt, aus Büchern lerne man mehr Welt- und
 Menschenkenntniß, als auf Reisen, und wenn
 er mir zu verstehen giebt, er besitze eine treffli-
 che Bibliothek, so werde ich neugierig, sie zu
 sehen. Ich besuche ihn, kaum aber bin ich auf
 der Treppe, so macht mich der Gestank ehe-
 malig, denn alle seine Bücher sind in Leinwand
 gebunden. Vergebens ruft er mir ins Ohr,
 sie haben alle einen goldenen Schnitt, goldenes
 Leinen, und es sind durchaus die besten Ausga-
 ben. Er mag mir eins nach dem andern nen-
 nen, und verschären, sein Coar habe nur noch
 wenige leere Plätze, und diese seien so werthvoll
 gemacht, daß man schwerlich sollte, es andern
 Büchern do; er mag auch hinzufügen, er lasse
 mir, lege mir einen Fuß in seine Bibliothek, und
 gehe nur hin, um mir ein Vergnügen zu machen:

Ich danke ihm für seine Güte, mag aber so wenig als er seine Lehrgereit besuchen, die er Schüßel nennt.

Gelehrte Menschen können ihrer Willkür bei keinen Einhalt thun, und da sie keiner Art von Willkürhaften entlagen können, so unfehlen sie alle, und besetzen im Grunde keine. Sie wollen lieber nicht als recht wissen, und in verschobenen Willkürhaften Schwärze und überflüssige Licht, als in einer gründliche und tief eindringende Erkenntnis besitzen. Ueberall finden sie ihren Meister, der sie zurecht weiset, und zum Schweigen bringt. In ihrem eignen Schaden sind sie so neugierig, denn nach einem jahrelangen mühsamen Suchenden haben sie kaum ihre erste Unwissenheit abgelegt.

Anderer haben den Schlüssel zu den Willkürhaften, wissen aber nie die Thüre damit. Ihr ganzes Leben bringen sie mit der Erklärung der morgenländischen, nordischen, indianischen, der Polarpflanzen und der Sprachen im Norden zu. Die wandelnden Indianer, die funderbarsten und geheimsten Thatsachen sind der Gegenstand ihrer rastlosen Untersuchungen. Sie beschaffen die Schwachköpfe, die das ihre Mutter sprache cultiviren, oder höchstens noch Griechisch und Lateinisch lesen. Diese Botaniker sind als holländische Christen, und sind Ignoranten in der Geschichte, sie durchblättern alle Bücher, und lernen nichts. Sie sind ganz arm an Ver-

gebenheiten und Grundsätzen, an Wörtern und Redensarten aber besitzen sie eine unermessliche Last, die sie fast zu Boden drückt; ihr Gedächtniß ist überladen, ihr Verstand aber ist leer.

Der Prediger Prager hat eine erwachsene Tochter, der er kaum Nahrung und Kleider, noch viel weniger eine Aussteuer geben kann, denn er ist arm. Aber die Quelle seiner Armuth ist nicht fern. Er hat eine Sammlung von seltenen, alten, schon halb versauften und vermoderten Bildsäulen. Wenn er sie verkaufen wollte, so könnte er reichlich leben, aber wer wird sich zu so etwas entschließen können?

Diphil fängt bei einem Vogel an, und hört bei tausenden auf. Sein Haus ist dadurch nicht verunreinigt, sondern ganz mit Gestank erfüllt worden. Hof, Egel, Treppe, Laube, Zimmer, Cabinetter — alles ist ein Vogelhaus. Man hört keinen Gesang, sondern ein Geschrei. Die Herbstwinde und der höchste Wasserfall machen kein so durchdringendes scharfes Geräusch. Man hört einander nicht, und auch im Besuchszimmer kann man erst sein Compliment machen, wenn die kleinen Hunde ausgebellt haben. Für den Diphil selbst ist's nun keine Ergözung mehr, sondern eine Arbeit, zu der kaum seine Zeit und Kräfte hinreichen. Er bringt seine Tage — die kostbaren Tage, die so schnell dahin sind, und nie wieder kommen, — mit dem Füttern seiner Vögel und mit dem Kränzen ihrer Ver-

hättnisse zu. Er hält einen eigenen Menschen, der den Zeisigen vorpfeift, und auf das Brüten der Canarienvögel Achtung giebt. Doch was er auf der einen Seite verschwendet, erspart er auf der andern, denn seine Kinder haben weder Lehrer noch Erzieher. Müde und abgemattet von seinem Vergnügen legt er sich des Abends nieder, kann aber nicht eher ruhen, als bis seine Vögel schlafen, und zu singen aufhören, ob er sie gleich nur des Gesangs wegen liebt. Er denkt auch im Schlaf an sie, ist selbst Vogel, hat eine Haube, er zwitschert, fliegt auf, und es träumt ihm, er maust oder brüet.

Taubold liebt Insekten, und vermehrt seine Sammlung täglich. Seine Schmetterlingsammlung ist vielleicht die größte in Europa, von allen Farben und Größen trifft man's bei ihm. Aber zu welcher ungelegenen Stunde besuchen Sie ihn? Er ist in der größten Betrübniß, verdrüsslich und schwermüthig, und läßt seinen Kummer seine ganze Familie entgelten, aber sein Verlust ist auch unerseztlich. Sehen Sie die Raupe, die ihm eben in der Hand gestorben ist. „Ach welche Raupe!“

Der Zweikampf ist der Triumph der Mode, und nirgends hat sie glänzender geherrscht als bei uns. Diese Gewohnheit erlaubte einem verzagten Menschen nicht zu leben, er mußte sich von dem Herzhaftern umbringen lassen. Sie legte einer ausschweifenden Handlung Ehre und

Ruhm bei, und wurde öfters durch die Gegenwart des Monarchen gebilligt. Zuweilen war sie sogar eine heilige Handlung: sie entschied die Unschuld der Menschen, und ob die Anklage der Menschen wegen eines Verbrechens gegründet war oder nicht. Sie kam den Menschen so natürlich und vernünftig vor, daß es einer der edelsten Züge in dem Leben eines sehr großen Königs ist, die Menschen von dieser Thorheit befreit zu haben.

Das Ansehen des Mannes nach der Mode dauert nicht lange, denn die Moden sind veränderlich. Ist er zugleich ein verdienstvoller Mann, so verschwindet sein Ansehen nicht ganz, er ist eben so achtenswerth, nur wird er weniger geachtet.

Tugend ist sich selbst genug, sie braucht weder beschützt noch bewundert zu werden. Man gel an Unterstützung und Beifall schaden ihr nicht nur nichts, sondern läutern, erhalten und vervollkommen sie. Sie mag nach der Mode oder außer der Mode sein — sie bleibt Tugend.

Erzählt man den Menschen, besonders großen Herren: Dies ist ein tugendhafter Mann, so antworten sie: möge er's immer sein; — er hat einen gebildeten Verstand, und ist ein angenehmer Gesellschafter: desto besser für ihn; — er weiß sehr viel, wird mehr seine meissen und besten Stunden der Untersuchung der Wahrheit, und ließ sich — Man find sie's müde, länger

guzuhören; sie fragen nach der Zeit oder nach dem Wetter. Sagst du ihnen aber, du kenneſt einen andern Tigellius, der tapfer trinken, das größte Glas auf einmal leeren, und diese Kunst während der Mahlzeit mehr als einmal wiederholen könne, so fragen sie: „Wo ist er? Dringen Sie ihn doch zu mir, morgen, oder lieber diesen Abend. Darf ich mich aber darauf verlassen?“ — Man bringt ihn, und dieser Mensch, der als der erste Säufer und Viefraß sich ums Geld sehen lassen könnte, wird ihr Vertrauter.

Wer bald unter die geschmackvollen, modischen Männer gerechnet werden will, darf nur hoch spielen. Ob sich wohl der gestittete, muntere und witzige Mann — wär' er auch Catull oder sein Schüler — mit dem vergleichen kann, der auf einen Sitz achthundert Pistolen verloren hat?

Der Mann nach der Mode gleicht der blauen Kornblume, die auf dem Acker wild wächst, die Aehren erstickt, die Aernte mindert, und also das Bessere verdrängt, kurz, die nur den Werth, und die Schönheit hat, welche ihr ein unänderlicher Eigensinn, der in einem Augenblicke entsieht und vergeht, beilegt. Heute sucht man sie, und die Frauenzimmer schmücken sich damit. Morgen ist sie verachtet, und taugt nur für den Pöbel.

Der verdienstvolle Mann hingegen gleicht einer Blume, deren Werth nicht bloß von der

Farbe abhängt, sondern die man wegen ihrer Schönheit und wegen ihres Geruchs pflanzt, die durch ihren natürlichen Schmuck den Erdboden verschönert, und zu jeder Zeit, bei Vornehmen und Geringen Mode gewesen ist, die unsre Väter schätzten, die auch wir schätzen, und der die Antipathie einiger weniger Personen nichts schadet: einer Elie oder Rose.

Eustrat fährt in seinem Nachen bei gutem Wetter und heiterem Himmel. Er hat günstigen Wind, der allem Anschein nach noch lange dauern wird. Aber plötzlich wird der Himmel mit Wolken überzogen, der Donner rollt in der Ferne, ein Wirbelwind ergreift den Nachen, und Eustrat sinkt unter. Er kommt zwar wieder in die Höhe, arbeitet aus Leibeskräften, man hofft er werde sich noch retten, und das Ufer erreichen, aber eine Welle bedeckt ihn, und nun giebt man ihn verloren. Noch einmal kommt er in die Höhe, man schöpft neue Hoffnung, aber die Fluth reißt ihn wieder in die Tiefe, und nun sieht man ihn nicht mehr. Er ist ertrunken.

Man tadelt die Mode, die den Menschen in zweien gleiche Theile theilt, wovon der eine nur den Kopf, der andere aber den ganzen übrigen Körper begreift. Man verwirft die Mode, die den Kopf eines Frauenzimmers zum Grund eines Gebäudes von vielen Stockwerken macht, das nach ihrer Laune erbaut und verändert wird,

eine Mode, welche die Haare, die die Natur zur Bedeckung der Stirne wachsen ließ, wegnimmt, um sie nach Art der Bachantinnen aufzustreuen, kurz, die nur erfunden zu sein scheint, die sanfte, bescheidene Bildung der Frauenzimmer in ein stolzes und kühnes Aussehen zu verändern. Man eifert gegen diese und jene Mode, die, so sonderbar sie auch sein mag, eine Zeit lang doch zum Schmuck und zur Zierde dient. Mir scheint es, man sollte sich mehr über die Unbeständigkeit und den Leichtsinns der Menschen wundern, die in kurzer Zeit nach einander die entgegengesetzten Dinge schön und wohlklingend nennen, und die den feierlichen Galla-Anzug morgen als belachenswerthes Maskenkleid auf den Carnival anziehen.

Madame Kdlerin ist reich, hält eine gute Tafel, und hat ein niedliches Bett, aber der Kopfschmerz ändert sich, und ehe sie am wenigsten daran denkt, und indem sie sich noch ganz glücklich preist, ist der übrige außer der Mode.

Johis steht in der Kirche einen Schuh nach einer ganz neuen Mode. Er blickt auf den feinen, erdöthet, und glaubt nicht mehr gekleidet zu sein. Er war in die Kirche gekommen um sich zu zeigen, aber nun verbirgt er sich, und bleibt der Schuhe wegen den ganzen noch übrigen Tag zu Hause. Seine Hand ist weich, und er wäscht sie mit wahrlichender Eife, um die Haut nicht zu verderben. Er zwingt sich

zum Lachen, um seine schönen Zähne zu zeigen, er zieht den Mund zusammen, und möchte alle Augenblicke lächeln. Er betrachtet seine Füße, steht vor den Spiegel, und man kann nicht leicht zufriedener sein, als er es mit sich selbst ist. Er hat eine sanfte zärtliche Stimme, und zum Glück lächelt er auch. Sein Kopf ist nie ruhig, und ach! sein schwachtendes Auge macht ihm alle Mädchen gewogen. Er geht leise, und seine Stellung ist allerliebste. Er schminkt sich zuweilen, aber doch nicht zu oft. Weil er Hosen, aber keine Ohrgehänge und keine Perlschnur am Halse trägt, so habe ich seiner im Abschnitt vom Frauenzimmer nicht erwähnt.

Die Menschen affectiren in ihren Porträts, als ob sie die Moden verachteten, mit denen sie ihr werthes Ich so wohlgefällig schmücken, gerade als ob sie's voraus sähen, wie lächerlich und unanständig diese Moden sein werden, sobald sie den Reiz der Neuheit verloren haben. Sie ziehen ihnen einen willkührlichen Puz und Anzug vor, wenn er sich auch zu ihrer Gestalt und zu ihrem Charakter gar nicht schickt. Sie lassen sich gern in einer gezwungenen und unanständigen Stellung, hart, wild und sonderbar malen, daß der junge Abbé einem Großsprecher, der Gerichtsmann einem Stutzer, die Bürgerfrau der Diana, die einfältige furchtsame Frau Pastorin einer Amazonin oder einer Pallas, daß

ehrbare Mädchen einer Laie, und der gute und großmüthige König einem Scythen oder Attila ähnlich sieht.

Kaum hat eine Mode eine andere verdrängt, so muß sie schon wieder einer neuern weichen, die auch in Kurzem einer neuern weichen muß, und auch diese wird nicht die letzte sein: ein Beweis menschlicher Veränderlichkeit. Unter diesen Veränderungen verstreicht ein Jahrhundert, das alle diese Moden in die Reihe vergangener Dinge gesetzt hat, die nicht mehr sind. Alsdann sieht man die älteste Mode wieder am liebsten. Da sie Zeit und Jahre auf ihrer Seite hat, so ertheilt sie den Bildern eben den Reiz, den eine altrömische Kleidung auf unsern Theatern, oder der Schleier und Bund der Morgenländer auf unsern Gemälden und Tapeten hat.

Ehemals trug der Hölbling eine große Krausperücke, weite Hosen, ein weites steifes Kleid, und heuchelte den Frommen: jetzt trägt er seine eigenen Haare, ein fest anliegendes Kleid und ist Freidenker: alles richtet sich nach der Mode.

Wozu ist der Hölbling nicht fähig, wenn er den Frommen heuchelt, um sein Glück zu machen?

Die Farben sind zubereitet, und das Tuch aufgespannt. Aber wie soll ich diesen unruhigen, leichtsinnigen und unbeständigen Menschen, der tausend und abermal tausend Gestalten annimmt, recht fassen? Nun glaube ich ihn zu ha-

den, ich male ihn als einen Andächtigen — aber er entwischt mir, und schon ist er ein Freigeist. Wenn er nur wenigstens das bliebe, ich würde die Unordnung seines Verstandes und Herzens doch ganz kennbar darstellen. Aber die Mode eilt, er ist wieder andächtig.

Wer den Hof kennt, weiß, was Tugend und Scheinheiligkeit ist: er kann nicht mehr irren.

Alle Gelegenheiten der Kirche kennen, und wissen, wo man gesehen oder nicht gesehen wird, daselbst an Gott und an sein Geschäfte denken, Besuche annehmen, Befehle erteilen und die Antworten erwarten, dem Seelsorger mehr glauben als dem Evangelium, seine ganze Heiligkeit, und sein ganzes Ansehen auf den Ruhm seines Seelsorgers bauen, die verachten, deren Seelsorger weniger angesehen ist, und ihnen kaum die Seligkeit zugestehen, seine Predigten den öffentlichen Vorträgen anderer vorziehen, ein den ersten Jahrhunderten unbekanntes Gewöhnlich lesen oder reden, bei Ablegung der Weichte die Fehler des Nächsten umständlich erzählen, seine eigenen aber bemänteln, von Gedult und Drangsalen reden, seinen geringen Wachsthum in der christlichen Frömmigkeit als eine Sünde angeben, in geheimer Verbindung mit dem einen das Glück der andern untergraben, nur sich und seine Anhänger schätzen, die Tugend selbst aber für verdächtig halten, nur nach eigenem Glück
und

und Günst trachten, das Verdienst nicht unterstützen, durch seine Frömmigkeit seinen Ehrgeiz zu befriedigen suchen, und auf dem Wege des Glücks und der Würden zur ewigen Seligkeit gehen — darin besteht die Frömmigkeit nach der Mode.

Ein Scheinhelliger ist der, der unter einem atheistischen König ein Atheist wäre.

Die Scheinhelligen halten nur die Unkeuschheit, oder vielmehr den äußern Schein derselben, für ein Laster. Wenn die böse Welt nur glaube, Eimmur habe den Frauenzimmern entsagt, und Crescentia sei ihrem Manne treu, so sind sie schon zufrieden. Mögen sie sich doch in verderbliche Spiele einlassen, ihre Gläubiger zu Grunde richten, sich über das Unglück anderer freuen und es benutzen, die Großen vergöttern, die Veringern verachten, von ihren eigenen Verdiensten trunken sein, am Neid krepiren, lügen, verläumben, Cabalen spielen, andern schaden — das liegt in ihrem Charakter.

Wenn ein Hölbling, frei von Eitelkeit und Ehrsucht, sein Glück nicht auf den Ruin aller, die ihm im Wege stehen, gründen, sondern demüthig und billig sein wird, wenn er seinen Untergebenen Gutes thut, seine Schulden bezahlen, weder Schurke noch Verläumber mehr sein wird, wenn er nicht bloß mit den Lippen, und nicht bloß in der Gegenwart des Fürsten befehlen wird, wenn er auch Veringern den Zutritt verstatte,

Bräutigam.

II

wenn er heiter, freundlich und weder träge noch tiefsinnig sein wird, wenn er sorgfältigst allem seinen Pflichten Genüge thun, wenn er seinen Verstand und seine ganze Sorgfalt auf große und viele Arbeit erfordernde Geschäfte, und besonders auf solche wenden wird, die dem Volke und dem Staat großen ausgebreiteten Nutzen bringen, wenn endlich sein Charakter mit ihm zu nennen verbietet, und er sich aus Bescheidenheit in diesen Tügen nicht erkennt, dann will ich sagen: der Mann ist fromm, das Muster einer liebenswürdigen Tugend für sein Jahrhundert, und er dient zur Entlarvung des Heuchlers.

Onurph hat um sein Bette nur einen Vorhang von grobem Sarsch, aber er liegt auf Catun und Eiderdunen. Sein Anzug ist einfach, aber bequem. Im Sommer ist er in leichtem Zeug, und im Winter in weiches Tuch gekleidet. Sein Hemde ist vom feinsten Mouffelin, aber er verbirgt es sorgfältigst. Er sagt zwar nicht, mein haren Hemd, meine Geißel, sonst würde er für das, was er ist — einem Heuchler — gehalten werden, und er will sein, was er nicht ist — ein frommer Mann. Aber ohne es zu sagen giebt er deutlich zu verstehen, er geißle sich, und trage ein haren Hemd. In seinem Zimmer findest du außer Aendres wahrem Christenthum, dem Paradiesgärtlein, geistlichen Hahnengeschrei und einigen christlichen Hauspostillen keine Bücher,

denn die Gedichte im Geschmack des Greccourt, Volcairens Pucelli d'Orleans und andere dergleichen obseöne Bücher hat er verschlossen. Erblickt er auf der Straße in der Ferne einen Menschen, vor dem er fromm stehen muß, so hängt er den Kopf auf die Schulter, schlägt die Augen nieder, und nimmt einen schleichen den pietistischen Gang an. In der Kirche schaut er zuerst nach allen Seiten, und je nachdem ihn jemand sieht, kniet er nieder und bethet, oder unterläßt beides. Ist ein frommer und wichtiger Mann in der Nähe, ler ihn sehen und hören kann, so bethet er nicht nur, sondern vertieft sich in geistliche Betrachtungen, und seufzt tief: steht er ihn aber wieder fortgehen, so wird er ruhig und rührt nicht einmal mehr die Lippen. Ein andermal dringt er durch alles Volk an einen heiligen Ort, und verrichtet in tiefer Demuth da seine Andacht, wo ihn die meisten Menschen sehen können. Hört er die Höflinge in der Kapelle reden, lachen, und mehr Geräusch machen als im Vorzimmer, so ist er lauter als sie, um sie zum Schweigen zu bringen, worauf er seine Andachtsübungen wieder von vorne anfängt, die immer in Vergleichung dieser gottlosen Menschen mit sich selbst bestehen, wobei er sich auch recht wohl befindet. Nie wird man ihn in einer einsamen und wenig besuchten Kirche sehen, er geht in die Stadtkirche, wo immer viele Menschen sind. Er verfehlt da

seinen Zweck nicht, er wird gesehen. Er wählt jedes Jahr zwei oder drei Tage, wo er fastet und sich des Fleischessens enthält. Wird er bei einem Familienzwist zum Schiedsrichter erwählt, so giebt er immer den Reichen recht, denn er kann sich nicht einbilden, daß ein begüterter Mann Unrecht haben kann. Hat er einen reichen Mann eingenommen, der ihm nützlich sein kann, und bei dem er schwarzen darf, so verschwendet er bei dessen Frau keine Schmeicheleien, wenigstens macht er ihr nicht zuerst eine Liebeserklärung, ja er würde eher fliehen und seinen Mantel zurücklassen, wenn er nicht seiner Erhöhung gewiß wäre. Frömmel und Scheinheiligkeit setzt er bei solchen Gelegenheiten ganz bei Seite, denn er ist nur fromm, wenn's sein Nutzen erfordert, aber nie, wenn er sich dadurch lächerlich machen würde. Er weiß schon, wo geistigere und folgsamere Damen sind, als die Gattin seines Freundes ist. Er verläßt sie nicht lange, wenn er der Welt nicht weis machen will, daß er sich in die Einsamkeit begeben habe. Wer sollte daran zweifeln, wenn man ihn mit einem ganz verfallenen Gesichte und als einem Menschen, der sich gar nicht schont, wieder zum Vorschein kommen sieht? Nur solche Frauenzimmer, die unter dem Schatten der Scheinheiligkeit blühen und gedeihen, taugen für ihn, doch mit dem kleinen Unterschied, daß er die alten nicht achtet, und von den jungen nur die schönsten und reizendsten besucht. Diese sind

sein Magnet: sie gehen, er geht auch: sie kommen, er kommt auch: sie bleiben, er bleibt auch. Zum Glück kann er sie an allen Orten, und zu jeder Stunde sehen: wer sollte auch das durch nicht erbaut werden? Sie sind fromm und er auch. Er benutzt die Verblendung seines Freundes, und die gute Meinung, die er ihm von sich beizubringen gewußt hat, bestens. Bald lehnt er ihm Geld, bald richtet er's so ein, daß sein Freund ihm eines anbietet. Er läßt sich den Vorwurf machen, daß er seinen Freunden seine Noth verberge. Zuweilen will er keinen Pfennig annehmen, ohne darüber eine Handschrift auszustellen, die er aber gewiß nie eins lößt; ein andermal sagt er, es mangle ihm nichts, dann nemlich, wenn er nur eine kleine Summe braucht. Ein andermal lobt er die Freigebigkeit eines Mannes öffentlich, um dadurch ein ansehnliches Geschenk von ihm zu erhalten. Er sucht nicht die ganze Verlassenschaft dieses Mannes an sich zu bringen, oder ihn zu bewegen, ihn seine sämtlichen Güter zu schenken, besonders wenn er sie dem Sohne, als dem rechtmäßigen Erben entziehen müßte. Ein frommer Mann ist weder geizig noch gewaltthätig, weder ungerecht noch eigennützig. Onurph ist nicht andächtig, er will nur dafür angesehen sein, und durch eine vollkommene, aber verstellte Nachahmung der Gottseligkeit, in der Stille seinen Eigennuz befriedigen. Er geht daher nie den geraden Weg, und schmeichelt sich

nie in einem Hause ein, wo eine Tochter auszuflattern, und ein Sohn zu versorgen ist. Hier sind die Rechte zu stark und unverletzlich. Jeder Angriff auf dieselben wird ruckbar, und das vor fürchtet er sich. Wie leicht könnte eine solche Sache nicht zu den Ohren des Fürsten gelangen? vor dem doch Onurph seine Absichten verbergen will, weil er sonst entdeckt und erkannt werden könnte. Er macht sich daher nur an die Seitwärtsverwandten, denn die kann man ungestraft antasteten. Er ist ein Schrecken der Vettern und Ruhmen, des Neffen und der Nichte; ein Schmeichler, und öffentlicher Freund aller reichen Oheime. Er weiß sich zum rechtmäßigen Erben eines reichen und kinderlosen Greises zu machen, ja dieser muß ihn namentlich enterben, wenn seine Verwandten sein Vermögen bekommen sollen. Kann er sie auch nicht um die ganze Erbschaft bringen, so entzückt er ihnen wenigstens einen ansehnlichen Theil derselben. Eine kleine Verläumdung, allenfalls auch nur eine üble Nachrede ist zu diesem gottseligen Vorhaben hinreichend. Er besitzt dieses Talent in der größten Vollkommenheit, und man kann ihm nicht Schuld geben, daß er sein Talent vergrabe. Nach seiner Meinung giebt es Leute, die man zu verleumden in seinem Gewissen verbunden ist, und diese sind gerade die, welche er nicht liebt, denen er Schaden will, und die er um das ihrige zu brüngen trachtet. Er erreicht seinen Endzweck ohne den Mund aufzu-

thun. Man spricht von Eudorus, er lächelt und seufzt: man fragt ihn, man dringt in ihn, aber er antwortet nicht. Er hat recht, er hat schon genug gesagt.

Lach, Zelle, sei heiter und aufgeweckt, wie ehemals. Wo ist deine Munterkeit hin? Ich bin reich, sagst du, nun kann ich gemächlich und bequem leben. Deswegen lach' immer mehr und mehr, Zelle, wozu nützt auch ein größeres Glück, wenn es Ernst und Traurigkeit mit sich führt? Nach's den Großen nach, die im Schooße des Glücks geboren sind. Sie lachen zuweilen, und geben ihrem Temperament nach. Folge du also dem deinigen, und laß nicht von dir sagen, daß du wegen einiger Tausend Thaler Einkünfte mehr, von einem Extrem auf das andere verfailest. Ich bin andächtig, sagst du: o nun nichts weiter, Zelle, es fällt mir bei, daß das Bewußtsein eines guten Gewissens nicht mehr Freude und Heiterkeit über das Gesicht verbreitet. Traurige und harte Leidenschaften herrschen, und sind in das Gesicht eingegraben. Sie führen noch weiter, und man wundert sich nicht mehr, daß die Scheinsheiligkeit ein Frauenzimmer noch stolzer und spröder macht, als Schönheit und Jugend.

Im vorigen Jahrhundert war man in Künsten und Wissenschaften noch ziemlich weit zurück, jetzt aber werden sie so hoch getrieben, daß man sogar die Kunst selig zu werden in Regeln und eine Lehrform gebracht, und mit all' dem

Schönen und Vortreflichen vermehrt hat, was der menschliche Verstand hervorgebracht hat. Andächtelei und Geometrie haben ihre eigenen Ausdrücke und Kunstwörter. Der sie nicht weiß, ist weder ein Andächtiger noch ein Meßkünstler. Die ersten Heiligen, sogar die, welche von den Aposteln selbst unterrichtet wurden, wußten nichts von diesen Kunstausdrücken. Es waren einfältige Menschen, die sich am Glauben und guten Werken begnügten.

Es ist an den Höfen eine sehr alte Gewohnheit, dem Musiker, Tanzmeister, Späsmacher, Flötenspieler, Schmeichler und Schuhpuzer Gnadenbezeugungen und Pensionen zu ertheilen. Sie haben anerkannte Verdienste, und besitzen das glückliche Talent, die Großen zu vergnügen und zu erquicken, wenn sie ihrer Hoheit müde sind. Vestris ist als guter Tänzer und Colli als großer Violinist und Componist bekannt, aber wer weiß, ob der Andächtige auch tugendhaft ist? Für ihn ist nichts in der Kasse und in der königlichen Chatouille, und das mit Recht. Denn da viele Menschen die Gehehrdenkunst aus dem Grunde verstehen, ohne Engels Mimik auch nur dem Mahimen nach zu kennen, so mußte der Fürst Verstellung und Schurckerei ehren, und der Heuchelei Pensionen reichen.

Ich bin überzeugt, daß ächte Frömmigkeit die Quelle der Zufriedenheit ist. Sie macht das Leben angenehm und den Tod süß. Heuchelei kann das nicht wirken.

Jede Stunde ist, für sich, und in Bezug auf uns, einzig. Ist sie einmal verlossen, so ist sie unwiederbringlich dahin, und Millionen Jahrhunderte können sie nicht wieder zurück bringen. Tage, Monate und Jahre verfließen, und sind ewig in dem Abgrund der Zeit vergraben. Die Zeit selbst wird einmal nicht mehr sein: sie ist nur ein Punkt in dem unermesslichen Raum der Ewigkeit, und dieser Punkt wird verschwinden. In der Zeit giebt es flüchtige, schnellvorbeirauschende Dinge, die ich Moden nenne; Größe, Gunst, Reichthum, Macht, Ansehen, Unabhängigkeit, Vergnügen, Freude, Ueberfluß gehören dahin. Was wird nach Verfluß der Zeit aus diesen Moden werden? — Tugend allein, die so wenig nach der Mode ist, überlebt die Zeit; Tugend allein ist ewig.

Einige Gebräuche.

Gewissen Menschen fehlt's an Mitteln, adeltich zu werden. Andere wären's gewiß geworden, wenn ihre Schuldner nur noch sechs Monate gewartet hätten. Noch andere schlafen bürgerlich ein, und wachen adeltich auf.

Wenn ein gemeiner Mann lange versichert, er habe ein Wunder gesehen, so glaubt er's zuletzt wohl selbst. Wer lange die Zahl seiner ver-

lechten Jahre verringert, glaubt zuletzt selbst, er sei nicht älter, als er andern glauben machen will. Eben so gehts auch dem Bürgerlichen, der bei jeder Gelegenheit versichert, er stamme von einem Baron oder Edelmann ab — er hat zuletzt das Vergnügen es selbst zu glauben.

Bist du nicht in einer Stadt, sondern in einer auf freiem Felde stehenden Strohütte, oder unter den Trümmern eines alten, verfallenen, an einem Sumpfe stehenden Hauses — Schloß genannt — geboren, so darfst du dich getrost einen Edelmann nennen. Man glaubts.

Um keinen Mangel zu haben, führen gewisse Menschen drei Nahmen, einen auf dem Lande, einen andern in der Stadt, und einen dritten an dem Ort ihrer Bedienung. Andere pieren ihr Nahmen durch das edle Wörtchen von, und noch andere verändern einen Buchstaben, und machen aus — Syrus, Cyrus. Viele unterdrücken ihren Nahmen, der ihnen gewiß keine Schande machen würde, und wählen einen schickern, wobei sie aber zuverläßig verlieren, denn man vergleicht sie mit den großen Männern, die ehemals eben diesen Nahmen führten. Andere — mitten in Deutschland geboren — wollen für Ausländer gehalten werden, und geben deshalb wegen ihrem Nahmen eine ausländische Endung, in der Meinung, fremd und vornehm sein sei einerlei; — als ob es nicht überall Bürger und Handwerker gäbe.

Geldmangel hat Adelige mit Bürgerlichin vermischt, und die Ahnenprobe aufgehoben.

Es giebt wenig Familien, die nicht bei genauer Untersuchung mit dem Fürsten und dem Tagelöhner verwandt wären.

Wenn der Adel in der Tugend besteht, so verliert man ihn durch alles, was nicht tugendhaft ist, besteht er aber nicht in der Tugend, so hat er einen sehr geringen Werth.

Es ist erstaunlich und unbegreiflich, wie sehr gewisse Menschen sich von ihrer ersten Erziehung und Bestimmung entfernt haben. Wer sollte wohl glauben, daß gewisse Abbés, die's allen Geschlechtern und Ständen an Puz, Weichlichkeit und Eitelkeit zuvorthun, die bei Frauenzimmern mit Macken und Finanzpächtern um den Vorzug streiten, und beide aussetzen, nach ihrer eigentlichen Bestimmung Väter und Vorseher heiliger Mönche und demüthiger Einsiedler sind, und ihnen zum Muster dienen sollen? Wie tyrannisch herrscht nicht die Gewohnheit? Muß man nicht befürchten — ohne noch größeres Unordnungen zu gedenken — in einiger Zeit einen bloßen Abbé, als eine Eminenz in geblümten Sammet gekleidet, oder als ein geschminktes und mit Schmuckstücken versehenes Frauenzimmer zu sehen?

Das Schöne ist weniger schön, wenn es nicht an seiner rechten Stelle steht: der Wohlstand drückt ihm die Vollkommenheit auf, und die Vernunft bestimmt den Wohlstand. Deswegen

hört man in der Kirche keine Tänzchen spielen und keinen Prediger mit theatralischer Action Gottes Wort verkündigen, bewegen sieht man nicht erbauliche und profane Gemälde neben einander hängen (z. B. Christus und das Urtheil des Paris), und deswegen suchen's Personen, die sich der Kirche gewidmet haben, nicht dem Minister an Pracht und Ansehen zuvor zu thun ⁷⁾.

Titus ist zwanzig Jahre lang zweiter Prediger, und doch der ersten Stelle, die durch den Tod des Superintendenten erledigt worden ist, noch nicht würdig. Weder seine Talente noch seine Lehre, weder sein ungestörtes Leben, noch die Wünsche seiner Pfarrkinder können ihm dazu verhelfen. Plötzlich erscheint ein anderer Geistlicher, und wird Superintendent. Titus ist zurückgesetzt, auch wohl adgedankt: er besingt sich nicht — es geschah nichts ungewöhnliches.

„Ja, sagt der Kaiser, ja ich bin Herr vom Chorz. Den will ich sehen, der mich zwingen wird, in die Krüchmetten zu gehen. Mein Vorfahr, Gott hab ihn selig! gieng nicht hin, und bin ich weniger als er? Soll ich etwas von meinem Ansehen vergeben, oder es unversehrt in die Hände meines Nachfolgers über-

⁷⁾ Wer hier seine Ironie wittert, dem rathe ich die Brille zu nehmen, denn trau! er hat schwarze Augen.

Hesern? — Ich sag' es nicht meinerwegen, spricht der Canonicus, sondern die Würde meines Amtes nöthigt mich, daß ich rede. Das wäre harr, wenn ein Domherr in Chor gehen müßte, da der Schatzmeister, Viscal, Kapellan und Vers wiser davon frei zu sein glauben. Mit allem Recht kann ich die Gebühren einfordern, sagt der Predst, ohne dem Gottesdienste beizumohnen. Zwanzig volle Jahre hab' ich das Recht, bei Nacht zu schlafen, ich will anshören, wie ich an gefangen habe, und man seil's nicht erleben, daß ich meine Rechte vergehe. Was würd's mir sonst auch nützen, das Haupt des Capitels zu sein? Mein Reispel berechtigt keinen, das demliche zu thun. Kurz, alle streiten mit ein ander, wer Gott nicht leben seil, und wer am besten ex usu beweisen kann, daß er dazu nicht verbunden sei. — Der Nothpfer, dem Gottes dienst nicht beizumohnen, kann nicht lebhafter und drünstiger sein. Die Glocken ertönen beim Schweigen der Nacht, und ihr melodischer Klang, der dem Cantor und die Chorschüler ermuntert, wiegt die Domherren in süßen Schlaf, und erweckt holde Träume. Sie stehen soat auf, und gehen in die Kirche, um sich dafür der zahlen zu lassen, daß sie geschlafen haben.

Kaum könnte man es glauben, wenn man es nicht täglich vor Augen sähe, wie viel Lieber windung den Menschen der Entschlaf kostet, glücklich zu werden, und daß man gewisser deson

der geschiedenen Personen nöthig hat, die durch eine Habitus, physische und psychische Reize, durch Thieren und Bewegungen, die sie in Schweiß setzen und entkräften, einem vernünftigen Menschen, einen Christen, der an einer unheilbaren Krankheit darnieder liegt, zu dem Entsatze nöthigen müssen, sich nicht zu verdecken, sondern auf sein Wohl bedacht zu sein.

Es giebt tugendhafte, gesunde, blühende und gute Mädchen, die aber nicht reich genug sind, um in einer reichen Welt das Glück der Tugend zu genießen.

Heurathest du die junge schöne, kluge und wirtschaftliche Louise, die dir gefällt und die dich liebt, und weidst du sie Zephien vor, die man dir anträgt, und die noch einen großen Aufseher zugleich das glückliche Talent besitzt, dein und ihr Vermögen durchzukriechen, so sagt man, du bist ein Thor, und heurathest auf ähren spanner Armenliebe.

Ehemals war's um's Heurathen eine bedenkliche Sache. Es war eine Verbindung von langem Dauer, eine ernsthafte Sache, die des Nachdenkens werth war, denn man war zu lebend bei Mann seiner Frau, sie machte gut oder böse frey. Tisch, Wohnung, Bett — alles war eins. Man konnte sich die Frau nicht durch Trennung eines gewissen Jahreszeiten vom Haus abschaffen, und bei Kindern und einer verhältnißmässigen Wirtschaft die Reize des ehelichen Lebens des genießen.

Ich tadle den nicht, der erröthet, wenn man ihn mit der Frau eines Andern allein sieht, und der in der Gesellschaft einer Person, die nicht im besten Rufe steht, verweilt ist. Aber warum erröthet der Mann über seine Frau, warum schämt er sich mit ihr in Gesellschaften zu erscheinen, mit seiner ungetrauten Schwester, die seine einzige Freundin, Wonne und Glückseligkeit sein sollte, mit der, die er liebt und hochachtet, die seine Freude ist, und deren Wohlstand, Verdienste, Tugend und Verwandtschaft ihm Ehre machen? Warum erröthet er nicht ganz über seine Heirat?

Ich kenne die Macht der Gewohnheit, und weiß, wie sehr sie die verstand: und grundlosen Dingen anhängt. Indessen mochte ich doch, daß ich so unvorsichtig sein sollte, mit einer Person, die meine Frau wäre, bei Hefe zu erscheinen, und mich den tadelsüchtigen Augen derselben auszusetzen.

Ein junger Mann beschloß sich nicht zu verheirathen, und begibt nicht immer einen Fehler, wenn er eine bräutliche Frau heurathet, zuweilen ist es Klugheit oder Vorsicht. Aber schändlich ist's, seiner Wohlthäterin durch eine unvorsichtige Behandlung zu schaden, wodurch sie sieht, daß ein Heirathler, ein Unanständiger sie hintergangen hat. „Wer sie lebt zu lange.“ Hat sie dir denn versprochen, sie wolle sterben, so ist sie dein Glück gemacht, und deine Ehre

den bezahlt habe? Soll sie, nach Vollendung dieses großen Werks, den Athem zurück halten, und Opium oder Schierling nehmen? Ist ihr's verboten, zu leben? Ja! wenn du gar vor derjenigen stirbst, deren Leichenbegängniß du bereits veranstaltet hattest, und der zu Ehren du die große Glocke läuten lassen wolltest, ist sie daran Schuld?

Du hast etwas Silbermünze oder einige Goldstücke; nicht genug — nur die Zahl wirkt. Scharre also davon einen großen pyramidenförmigen Haufen zusammen, und laß mich für das Uebrige sorgen. Es fehlt dir an Geburt, Verstand, Talenten und Erfahrung — thut nichts. Verringere nur deinen Haufen nicht, und ich will dich so empor bringen, daß du dich in Gegenwart deines Herrn — wenn du ja noch einen hast — nicht entblößen darfst. Ja! er müßte sehr erhaben sein, wenn ich es mit deinem Metall, das sich immer mehret, nicht so weit bringen könnte, daß er vor dir den Huth abnehmen muß.

Die Pflicht der Richter ist: den Partheien Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, ihr Gewerbe aber, sie zu verzögern. Einige wissen ihre Pflicht, treiben aber ihr Gewerbe.

Ein verliebter oder galanter Richter ist schlimmer als ein liebvertiger. Der letztere verbirgt seine Verbindungen und seinen Umgang, und man weiß oft nicht, wie man ihn gewinnen kann. Der erstere hat seine Schwächen

schon tausendmal an Tag gelegt; und man kann durch alle Frauenzimmer zu ihm gelangen, denen er zu gefallen sucht.

Jedes Handwerk muß erlernt sein, und wenn man vom niedrigsten Stande bis zum höchsten geht, so bemerkt man in allen, daß es Lehrer und Uebungsjahre giebt, wo Fehler ohne Folgen sind, und vielmehr zur Vollkommenheit führen. Aber wo ist die Schule der Richter? „Es giebt Gewohnheiten, Gesetze, Gebräuche.“ Aber wo ist die Zeit, die hinreichend wäre, sie vollkommen verstehen zu lernen? — Das erste Prosbestück eines aufwachsenden Jünglings, der die Ruche mit dem Purpur vertauscht, und um sein Geld Richter wird, ist: über das Wohl und Wehe, und über das Leben eines Menschen, ein unmuthwilliges Urtheil zu fällen.



Inhalt.

Zu Brühers Eltcngemälde.

Vom Frauenzimmer,	©. 11
Von Gesellschaft und Umgang,	36
Von den Glücksgütern,	71
Stadtsitten,	97
Hofsitten,	113
Vom persönlichen Verdienste,	142
Vom Herzen,	158
Die Großen,	171
Regent und Republik,	195
Der Mensch,	220
Urtheile,	268
Moden,	290
Einige Gebrauche,	313

Vorrede